MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

1827 Juli/Sept.

Digitized by Google

Vita 700. [illegible]

Vita 782. Ditto. [illegible]

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
APR 15 1971
AP 30
M65
v. 21: no. 157-235
1827
Jul-Oct. 1

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

MF78

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet. Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den

Digitized by Google

neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, oſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Declamation, von Robert. 157.
Vaterländiſches, Nr. III. von W. Müller. 159.
Unvermeidlich, von Robert. 159.
Diſtichen, 160. 169. 170. 171. 177.
Zorn und Mitleid, von Robert. 161.
Die Luſiade des Camoens, von Donner. II. Geſang. 165. 166. 172. 175.
Der Marktſchreyer und die Menge, von Robert. 169.
Allerneueſte praktiſche Taſchenweisheit. 172.
Doppelwelt, von Dr. Nürnberger. 177.
Hans Frauenlob, von K. Grüneiſen. 180.
Charaden: Brautring. 162. Eiferſucht. 180. — Räthſel: das Auge: 168. Hagel. 174.

Erzählungen und Romane.

Jud-Süß; Novelle von Wilhelm Hauff. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182.
Der Brudermörder. 164.

Länder- und Völkerkunde.

Morgenländiſche Sitten. 162. 163.

Reiſen.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas. 160. 161. 169. 170. 171.
Das Thal von Vaucluſe, von G. H. Schubert. 162. 163. 164.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Das alte und das neue Frankreich, nach Dupin. 157. 158.
Theoderich der Oſtgothe. 171. 172. 173.
Anekdote. 171.
Entdeckung einer unverſehrten egyptiſchen Begräbnißkammer. 174. 175. 176.
Urſprung der Zeitungen in England. 180. 181.

Biographie.

Züge aus Napoleons Leben. 164. 165. 166. 167. 177.
Andreas Italinsky. 167. 168.

Naturgeſchichte.

Beobachtungen über Sitte und Politik der Bienen. 158. 159.
Ueber die Hausthiere und die Fähigkeit der verſchiedenen Familien von Säugethieren, Hausthiere zu werden. 178. 179. 181. 182.

Korreſpondenz.

Paris. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 165. 166. 169. — Rom. 157. 158. 172. 173. — London. 159. 165. 166. 167. 171. 174. 176. 181. 182. — Karlsruhe. 160. — Genf. 161. 162. 163. 164. — Leipzig. 167. 168. 169. 172. 173. 177. 179. 180. — Schweiz. 170. — Petersburg. 170. 171. — Neapel. 174. — Moskau. 175. — Smyrna. 175. Odeſſa. 177. 178. — Berlin. 179. 180. 181. 182.

Kunſt-Blatt.

Nro. 53.

Die Kunſtausſtellung in Karlsruhe. — Anfänge der ital. Kunſt. VI. Früheſte Malerey in Siena. — Neueſte Kupferwerke. Architecture moderne de la Sicile, ou Recueil des plus beaux monumens religieux et des édifices publics et particuliers les plus remarquables des principales villes de la Sicile: mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth, Architectes. Paris chez Hittorff, Renouard etc. Erſte Lief. 4 Kupfert. Fol.

Digitized by Google

Nro. 54.

Archäologie. De Herculis laboribus: qua ratione in antiquis monumentis sint expressae. Dissertatio archaeologica, quam conscripsit Ern. Aug. Hagen. Regimontii 1827. — Baukunst. Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein. In lithographirten Abbildungen mit erläuterndem Texte. Von einem Vereine vaterländischer Kunstfreunde herausgegeben. Zweyte Lieferung, das Münster zu Freyburg. Karlsruhe und Freyburg in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung. gr. Folio. Der Text in 8. — Neapel, den 20. Mai.

Nro. 55.

Ueber einige der ältesten Maler Darmstadts, von C. Buchner. — Der ungeheure Götze in Japan, von Neumann. — Neue Kupferstiche: Christus mit dem Kreuze, Brustbild nach D. Crespi, gest. unter Longhi's Direktion von G. Felsing. — Kunstsammlungen.

Nro. 56.

Kunstausstellung in Mailand. 1826. — Ueber einige ältere Maler Darmstadts.

Nro. 57.

Ueber einige ältere Maler Darmstadts. — Kunstausstellung in Mailand. — Rom, den 28. Juni 1827.

Nro. 58.

Der Bacchussaal in der Glyptothek in München, von Schorn. — Neue Kupferstiche. Kinder, welche Blindekuh spielen, nach St. Poussin, gest. von Caporali, vollendet von Giuseppe Longhi. — München, den 29. Juni 1827. (Peter Vischer seinem Namensvetter Peter v. Cornelius, am Namenstage 1827.) — Nekrolog.

Nro. 59.

Der Bacchussaal in der Glyptothek in München. — Kunstausstellung in Mailand 1826. — Paris, den 30. Juni 1827.

Nro. 60.

Der Bacchussaal in der Glyptothek in München. — Kunstausstellung in Mailand 1826. — Beiträge zur Kunstgeschichte.

Nro. 61.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart 1827. — Ein unbefangenes Wort über die in Nr. 48. des Kunstblatts enthaltenen Kritik: „Einiges über die Kunstausstellung zu Bamberg von dem dortigen Kunstvereine vom 8. bis 17. April 1827 veranstaltet. — München, den 12. Juli 1827.

Literatur-Blatt.

Nro. 53.

Mémoires de M. le Prince de Montbarrey etc. Paris 1826. — Leben, Thaten und Ende des Kaisers Napoleon, von F. A. Rüder. Ilmenau. — Nachtrag zur Recension: das gerettete Berlin.

Nro. 54.

Ueber Kunst und Alterthum, von Goethe. VI. 1stes Heft. — Blicke in die geistige Entwicklungsweise des Menschen, von J. Propst. — Gedanken und Dichtungen auf meinem Wege zwischen der Schweiz und Schweden, von H. Zollikofer. I.

Nro. 55.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika, von C. Sidons. 2 Bde. — Erzählungen, Balladen und Lieder von J. C. Benno.

Nro. 56.

Religiöse Streitschriften. — Entdeckungsreise in dem nördlichen und mittlern Afrika. Nach Denham und Klapperton.

Nro. 57.

Religiöse Streitschriften. — Anekdoten-Literatur.

Nro. 58.

Observations de Jean Guillaume de Lunzi aux Considérations sur l'état actuel de la Grèce, publiées par M. L. de C. — Luise von Halling. In Briefen aus Südspanien von D. Leßmann. 2 Thle. — Wahrheit aus Jean Pauls Leben.

Nro. 59.

Selina, von Jean Paul. 2 Thle. — Observations de J. G. de Lunzi aux Considerations sur l'état de la Grèce etc. — Friedrich der Große oder die Schlacht bei Cunersdorf; dramatisches Charaktergemälde von J. Gründler.

Nro. 60.

Der reuige Autor — Selina von Jean Paul. — William Ed. Parrys dritte Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt. Aus dem Englischen.

Nro. 61.

Aus Italien. — Die Kunst, ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen. Ein Spiel von G. B. Burmann.

Karlsruhe.

Oeffentliche Bekanntmachung in Betreff der angekündigten Herausgabe der Hebel'schen sämmtlichen Werke.

In der Freyburger Zeitung Nro. 175. kündigt der Herr Professor Münch daselbst, die Herausgabe von Hebels sämmtlichen Werken an, die durch die Franckh'sche Buchhandlung in Stuttgart erscheinen sollen.

Wir halten es für unsere Pflicht, den vielen Verehrern des seligen Herrn Prälaten Hebel, so wie dem Publikum des In- und Auslandes hierdurch öffentlich zu erklären, daß die Erben desselben allein im Besitz seines noch ungedruckten literarischen Nachlasses sind, und daß derselbe nicht an den Herrn Professor Münch ausgeliefert werden wird, da bereits eine Gesellschaft hiesiger Gelehrten auf geschehenes Ansuchen zusammengetreten ist, um im Namen der rechtmäßigen, zur Herausgabe allein befugten Erben und zum Besten derselben, Hebels sämmtliche Werke zum Druck zu befördern. Diesen Werken wird Hebels vollständige Biographie vorgedruckt werden, die nur allein mit Hülfe von einigen Original-Documenten, die ebenfalls im Besitz der Erben sind, genau gegeben werden kann.

Die angekündigte Münchische Herausgabe von Hebels sämmtlichen Werken kann daher ohne Besitz dessen ungedruckten literarischen Nachlasses und der erwähnten Documente, nicht anders, als sehr mangelhaft und unvollständig erscheinen.

Karlsruhe, den 25. Juli 1827.

Die bevollmächtigten Sachwalter der Hebel'schen Erben.

Chr. Sonntag, Regimentsquartiermeister.

Fr. Jacobi, Ministerial-Registrator.

Digitized by Google

Nro. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Juli 1827.

Ein ernstes Spiel wird euch vorübergeben,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom.
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen stürmisch sich erneun.

L. Uhland.

Jud-Süß.

Novelle von Wilhelm Hauff.

I.

Das Karneval war nie in Stuttgart mit so großem Glanz und Pomp gefeyert worden, als im Jahre 1737. Wenn ein Fremder in diese ungeheuern Säle trat, die zu diesem Zwecke aufgebaut und prachtvoll dekorirt waren, wenn er die Tausende von glänzenden und fröhlichen Masken überschaute, das Lachen und Singen der Menge hörte, wie es die zahlreichen Fanfaren der Musikchöre übertönte, da glaubte er wohl nicht in Würtemberg zu seyn, in diesem strengen, ernsten Würtemberg, streng geworden durch einen eifrigen, oft ascetischen Protestantismus, der Lustbarkeiten dieser Art als Ueberbleibsel einer andern Religionsparthey haßte; ernst, beynahe finster und trübe durch die bedenkliche Lage, durch Elend und Armuth, worein es die systematischen Kunstgriffe eines allgewaltigen Ministers gebracht hatten.

Der prachtvollste dieser Freudentage war wohl der zwölfte Februar, an welchem der Stifter und Erfinder dieser Lustbarkeiten und so vieles andern, was nicht gerade zur Lust reizte, der Jude Süß, Kabinetsminister und Finanzdirektor, seinen Geburtstag feyerte. Der Herzog hatte ihm Geschenke aller Art am Morgen dieses Tages zugesandt; das Angenehmste für den Kabinetsminister war wohl ein Edikt, welches das Datum dieses Freudentages trug, ein Edikt, das ihn auf ewig von aller Verantwortung wegen Vergangenheit und Zukunft freysprach. Jene unzählichen Kreaturen jeden Standes, Glaubens und Alters, die er an die Stelle besserer Männer gepflanzt hatte, belagerten seine Treppen und Vorzimmer, um ihm Glück zu wünschen, und manchen ehrliebenden, biedern Beamten trieb an diesem Tage die Furcht, durch Trotz seine Familie unglücklich zu machen, zum Handkuß in das Haus des Juden.

Dieselben Motive füllten auch Abends die Karnevalssäle. Seinen Anhängern und Freunden war es ein Freudenfest, das sie noch oft zu begehen gedachten; Männer, die ihn im Stillen haßten und offentlich verehren mußten, hüllten sich zähneknirschend in ihre Dominos und zogen mit Weib und Kindern zu der prachtvollen Versammlung der Thorheit, überzeugt, daß ihre Namen gar wohl ins Register eingetragen und die Lücken schwer geahnet würden; das Volk aber sah diese Tage als Traumstunden an, wo sie im Rausch der Sinne ihr drückendes Elend vergessen könnten; sie berechneten nicht, daß die hohen Eintrittsgelder nur eine neue indirekte Steuer waren, die sie dem Juden entrichteten.

Der Glanzpunkt dieses Abends war der Moment, als die Flügelthüren aufflogen, eine erwartungsvolle Stille über der Versammlung lag, und endlich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit auffallenden, markirten Zügen, mit glänzenden, funkelnden Augen, die lebhaft und lauernd durch die Reihen liefen, in den Saal trat. Er trug einen weißen Domino, einen weißen Hut mit purpurrothen Federn, auf welchen er die schwarze Maske nachläßig gesteckt

Digitized by Google

hatte; es war nichts prachtvolles an ihm als ein ungewöhnlich großer Solitair, welcher am Hals die purpurrothe Bajute von Seidenflor, die über den Domino hinabfiel, zusammen hielt. Er führte eine schlanke, zartgebaute Dame, die, in ein mit Gold und Steinen überladenes orientalisches Kostüm gekleidet, aller Augen auf sich zog.

„Der Herr Finanzdirektor, der Herr Minister," flüsterte die Menge, als er vornehm grüßend durch die Reihen ging, die sich ihm willig öffneten; und als er in der Mitte des Hauptsaales angekommen war, begrüßten ihn Trompeten und Pauken, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Masken klatschte ihm Beyfall, während man andere wie von einem unzüchtigen Schauspiele sich abwenden sah. Aber allgemein schien die Theilnahme, womit man die schöne Orientalin betrachtete, die mit dem Minister gekommen war. Seine Lebensweise war zu bekannt, als daß nicht die Meisten unter der Larve der reich geschmückten Dame eine seiner Freundinnen geahnet hätten, nur darüber schien man uneinig, welcher von diesen solche Auszeichnung zu Theil geworden sey; die eine schien zu klein für diese Figur, die andere zu korpulent für diese zierliche Taille, die dritte zu schwerfällig, um so leicht und beynahe schwebend über den Boden zu gleiten, und einer Vierten, bey welcher man endlich stille stehen wollte, konnte nicht dieses glänzend schwarze Haar, das in reichen Locken um den stolzen Nacken fiel, nicht dieses herrliche, dunkle Auge gehören, das man aus der Maske hervorleuchten sah.

Die Menge pflegt, wenn ihre Neugier nicht sogleich befriedigt wird, bey Gelegenheiten von so glänzender und rauschender Art, wie dieser Karneval war, nicht lange bey einem Gegenstand stille zu stehen. „Wenn sie die Maske abnimmt, wird man ja sehen," sprach man, ohne der Dame noch längere Aufmerksamkeit zu schenken, als nöthig war, um zu bemerken, wie sie zum Menuet antrat. Aber drey junge Männer, die müßig hinter den Reihen der Tanzenden standen, schienen diese Erscheinung noch immer unabläßig zu verfolgen.

„Wer sie nur seyn mag!" rief der eine ungeduldig; „ich wollte gern dem verzweifelten Juden fünfzig Eintrittskarten abkaufen, wenn er mir sagte, woher dieses Mädchen kommt, das er wie eine Fürstin in diesen Saal führt."

„Herr Bruder!" erwiederte der Zweyte, indem er unter dem Sprechen kein Auge von der Orientalin abwandte, „Herr Bruder, parole d'honneur! diese Widersprüche kann ich nicht vereinigen, und wenn ich bey Carteſius selbst die Logik sammt dem cogito, ergo sum studirt hätte; eine so ungewöhnlich feine Gestalt, diese Haltung, diese nach den neuesten und vornehmsten Regeln abgemessene Bewegung, diese Art, das Handgelenk rund und spielend zu bewegen, wie ich sie nur in den bedeutendsten Zirkeln zu Wien und Paris sah, dieser Anstand, womit sie den Nacken trägt,"—

„Gott verdamm' mich, du hast recht, Herr Bruder," unterbrach ihn der Dritte, „dieses Alles und — mit Süß auf den Ball zu kommen! Nein, ein solcher Kontrast ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen!"

„Aus unserer Bekanntschaft," fuhr der Erste fort, „aus unsern Kreisen kann sie nicht seyn; denn wenn es auch wahr ist, was man flüstert, daß schon mancher elende Kerl von einem Vater seine Tochter mit einer Bittschrift zum Juden schickte, so laut läßt keiner seine Schande werden, daß er sein leibliches Kind mit dieser Mazette auf den Ball schickt!"

„Bitte dich ums Himmels willen, Herr Bruder, nicht so laut, er hat überall seine Spione, und uns ist er ohnedieß nicht grün; denk' an deine Familie, willst du dich unglücklich machen? Aber wahr ist's, es kann kein Mädchen aus bessern Ständen seyn, und doch ist ihr Wesen zu einer Bürgerstochter zu anständig. Doch halt, wer ist der Sarazene, der dort auf uns zukommt? Die Farbe seines Turbans ist ja dieselbe, wie ihn die Charmante des Juden hat!"

Die jungen Männer wandten sich um und sahen einen schlanken, schöngewachsenen Mann, der, als Sarazene gekleidet, sich durch die einfache Pracht seines Kostüms, wie durch Gang und Haltung vor gemeineren Masken auszeichnete. Auch er schien die jungen Männer ins Auge gefaßt zu haben, denn er ging langsam an sie heran und zögerte an ihnen vorüber zu schreiten.

„Was ist deine Parole," fragte der eine der jungen Männer, der in der Maske einen Freund zu erkennen glaubte; „hast du nur dein Allah zum Feldgeschrey, oder weißt du sonst noch ein Sprüchlein?"

„Gaudeamus igitur juvenes dum sumus," erwiederte der Sarazene, indem er stille stand.

„Er ist's, er ist's," riefen zwey dieser jungen Herrn, und schüttelten die Hand des Sarazenen; „gut, daß wir die Parole gaben, ich hätte sonst kein Erkennungszeichen für dich gehabt; denn ich war meiner Sache so gewiß, du seyest als Bauer hier, daß ich mit dem Kapitän eine Flasche gewettet habe, du müßtest ein Bauer seyn!"

„Laßt uns ans Büffet treten," sagte der Zweyte, „ich habe dir hier Jemand vorzustellen, Bruder Gustav, der sich auf deine Bekanntschaft freut, und du weißt, in Larven erkennt man sich schlecht."

„Freund," erwiederte Gustav, „ich nehme die Larve nicht ab, ich habe Gründe; so angenehm mir die Bekanntschaft dieses Herrn wäre, so muß ich sie doch bis auf Morgen verspären."

„Und wenn es nun Pinassa wäre, nach welchem du so oft gefragt," antwortete jener.

„Pinassa? mit dem du dich geschlagen? Nein, das ändert die Sache, den will ich sehen und begrüßen; aber — meine Maske nehme ich nur auf zwey Augenblicke und im fernsten Winkel des Speisesaals ab."

„Wir sind's zufrieden, Bruder Sarazene," antwortete der Kapitän. „Aber laß uns nur erst an die zweyte Flasche kommen, dann sollst du auch die Gründe beichten, warum du dein Angesicht nicht leuchten lassen willst vor den Freunden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das alte und das neue Frankreich.

(Fortsetzung.)

Auch in moralischer Hinsicht — und der Vorwurf größerer Immoralität ist der Lieblingsvorwurf, mit dem die Lobredner der alten Zeit das junge Geschlecht brandmarken — ist in allen Klassen der Gesellschaft Besserung unverkennbar; die Listen der Verurtheilungen, die Register der Galeeren und Gefängnisse beweisen mit mathematischer Gewißheit, daß der Volkscharakter sich zum Bessern ausbildet.

Ueberall also ist Fortschreiten, aber auch Kampf; wenn die unermeßliche Mehrzahl der Nation sich vervollkommnen will, so gibt es auch eine Minderzahl, die keine Vervollkommnung will. Dieser Umstand führt Dupin zur Schilderung dieses vorübergehenden Kampfes zwischen den Generationen, die sich erheben, und denen, die verschwinden.

In dreyzehn Jahren sind zwölf Millionen viermalhunderttausend Franzosen zur Welt gekommen und neun Millionen siebenmalhunderttausend zu Grabe gegangen. Bereits ist fast der vierte Theil der Population, die unter dem Kaiserreich lebte, nicht mehr; zwey Drittheile der gegenwärtigen Bevölkerung waren 1789 bey Einberufung der konstituirenden Versammlung noch nicht geboren; die Menschen, die damals zwanzig Jahre alt waren, sind blos der neunte Theil der ganzen Bevölkerung und sind die Großeltern der Familien; die Menschen, die beym Tode Ludwigs XV. zwanzig Jahre alt waren, die Urgroßeltern, sind der neun-und-vierzigste Theil. Vier Generationen stehen einander gegenüber: eine wächst heran, eine steht in der Blüthe der Kraft, die dritte geht sichtbar abwärts, die vierte erlischt; zwey rücken im bürgerlichen Leben mit den Ideen des Jahrhunderts vorwärts, zwey halten sie auf, oder wollen sie vielmehr aufhalten. In diesem völlig moralischen und politischen Kampfe kann nicht davon die Rede seyn, die physische Kraft in die Wagschale zu legen. Dennoch gibt es eine materielle Kraft, die bis jetzt zu Gunsten der alten Generationen war; nämlich die Macht des Eigenthums, die blos sehr langsam auf die neuen Generationen übergeht, und der politische Einfluß, der sich daran knüpft. In einer Wahlliste, worin das Alter der Wähler angegeben war, fand sich, daß die Hälfte der Wähler fünf-und-fünfzig Jahre zurückgelegt hatte; wer im Jahr 1789 zwanzig Jahre zählte, zählte 1824 fünf-und-fünfzig. Das Neuntheil, das die Generationen der Großväter und Urgroßväter vorstellt, hat nun erst seit zwey Jahren seine Majorität in den Wahllisten verloren, denn nach den bekannten Mortalitätsgesetzen gibt es 1827 40,000 Wähler, die 1789 zwanzig Jahre alt waren, und 60,000, die nicht zwanzig Jahre alt waren, und in drey Jahren werden 68,600 der neuen, und 31,400 der alten Generation angehören. Da nun die Zahl der Familienväter in Frankreich überhaupt mit der Zahl der Wähler, in beyden Generationen, ungefähr in Proportion stehen wird, so hat jetzt die alte Generation unter den Familienvätern wie unter den Wählern das numerische Uebergewicht verloren. Daraus folgt, daß gegenwärtig die Herrschaft über das Grundeigenthum und das Hauswesen, und der überwiegende Einfluß auf die Wahlen für die alte Generation verloren sind.

Bey dieser Betrachtung bleibt jede Rücksicht auf Partheyen, Kasten, Privilegien ausgeschlossen, die einzige Rücksicht ist die des Alters. Jedes Alter bringt gesellschaftliche Bedürfnisse mit, welche den Menschen derselben Periode übereinstimmende Neigungen, Wünsche und Entschlüsse ertheilen. Untersagen die Aeltern den Jüngern die Befriedigung zeitgemäßer Bedürfnisse, so gibt jedes Jahr der in ihrer Lebensentwicklung gehemmten Generation mit frischem Nachwuchs frische Kräfte; auf der andern Seite vermindert der Tod mit jedem Jahr die Kraft des Widerstandes, und am Ende gibt die Zeit mit ihrer Sense völlig den Ausschlag; und es ist bereits gezeigt worden, daß der Zeitpunkt, wo sich der Kampf der beyden Generationen, deren eine auf Hemmung der produktiven und kommerziellen Kräfte, die andere auf ihre Befreyung hinarbeitet, zu Gunsten der jüngeren entscheiden mußte, bereits eingetreten ist. Die Staatsmänner, die diesen Stand der Dinge begreifen, werden in ihren Berechnungen und Handlungen sich auf die Macht stützen, die bereits das Uebergewicht hat, und immer mehr bekommen wird; die andern werden aufhören Staatsmänner zu seyn.

Dieser Uebergang der Kraft von dem alten zu dem neuen Geschlecht, der seit etwa vier Jahren seinen Anfang genommen hat, äußert bereits überall in Frankreich seine Folgen. Sie sind fühlbar in den Wahlkollegien und der Pairskammer, welche der Tod raschen Schritts erneuert; diese Veränderung des Gleichgewichts äußert sich in den lebenslänglichen Aemtern, und den Gesellschaften von Männern, die als Körperschaft ihren Willen äußern, im Advokatenstande, in der französischen Akademie; überall, wo die junge Generation vordringt, dringen die Ideen ihres Zeitalters durch. Die Armee in allen ihren Graden, die Marine, die Garde folgen diesem neuen Strome, und warum? weil neun-und-neunzig Hunderttheile davon dem neuen Geschlechte angehören.

(Der Beschluß folgt.)

Deklamation.

Ohnmächtig-armes Phrasendrechseln,
Das endlich jeder Schüler kann;
Es nimmt den Gulden heut zu Tage
Kein Mensch für achtzig Kreuzer an.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Juni.

(Fortsetzung.)

Von Seiten der Ministerialparthey ist Villèle beynahe der einzige, der es mit diesem Gegner aufnehmen kann, auch er spricht geläufig und ohne Vorbereitung, daher er denn auch beständig bereit steht die Rednerbühne zu besteigen, und auf die Einwendungen der Oppositionsparthey zu antworten. Anfangs ernannte die Regierung jedesmal, wenn sie den Kammern einen Gesetzesentwurf vorlegte, zwey Kommissarien mit dem Auftrage, den Entwurf in den beyden Kammern zu vertheidigen, die Entwürfe zu beseitigen, und gleichsam die Sachwalter der Regierung bey den Volksvertretern abzugeben. Der Gebrauch ist, glaube ich, noch vorhanden; allein Villèle braucht solche Kommissarien nicht, er vertheidigt seine Entwürfe selbst. Der Minister ist im mittäglichen Frankreich geboren, wo man rasch denkt und handelt, auch wohl ein Wörtchen mehr sagt als man sollte. Es ist ihm nicht wohl möglich seine Gedanken zu verbergen; es muß heraus was er auf dem Herzen hat, so wenig dieß sonst die Gewohnheit der Minister ist, und in dieser Hinsicht ist es gut, daß die Opposition diesen Minister oft aufregt und zum Sprechen anreizt; denn so erfährt die Nation doch wenigstens was die Minister eigentlich wollen. Ein gascognischer Minister wäre also deßwegen einem andern vorzuziehen, weil er laut denkt, und sich nicht, wie sonst Staatsmänner wohl zu thun pflegen, durch dunkle Orakelsprüche äußert. Einen auffallenden Kontrast mit dem redseligen Finanzminister bildet die furchtbare Masse der im Centrum der Kammer sitzenden, und dem Ministerium blindlings ergebenen Deputirten. Dieß ist gleichsam der stumme Chor der alten Schauspiele. Die einzigen vernehmbaren Laute, die von demselben ertönen, sind die Worte: Zur Abstimmung! zur Abstimmung! genug! den Beschluß! In Paris, wo man so schnell und so witzig die lächerliche Seite eines Dinges auffaßt und darstellt, ist dieser, in der That wenig schätzbare Verein von Volksvertretern, die sich an den Ministertafeln mästen, und immer darauf los eilen, die Debatten zu Ende zu bringen, ein unaufhörlicher Gegenstand des Spottes und der Witzeleyen. Unter dem Namen Ventrus oder Bauchherrn werden sie täglich in den kleinern Journalen persiflirt, und sogar verächtlich behandelt. Da diese Bauchherrn einsehen mögen, daß sie hinreichenden Stoff zu Späßen liefern, so haben sie in der jetzigen Sitzung die Verfügung getroffen, daß eine Kommission in der Kammer damit beauftragt wurde, über den Respekt, den man der Kammer schuldig ist, zu wachen, und alle Vergehungen dagegen in den Zeitungen aufzumerken und der Kammer anzugeben. Dennoch wissen die witzigen Journalisten sich über die Herrn lustig zu machen, ohne daß diese sich auf rechtlichem Wege darüber beschweren können. So z. B. bezeichnen die kleinen Tagesblätter die Bauchherrn blos durch sie oder jene Herrn, das Publikum weiß schon, wer dadurch angedeutet werden solle; wenn also eines dieser Tagesblätter ankündigt, der Preis der Trüffeln sinke wegen der Abreise jener Herrn beträchtlich, so begreift jeder Pariser sogleich, daß dadurch die Bauchherrn gemeynt sind, die wegen ihres beständigen Schmausens bey den Ministern und Hofleuten eine bedeutende Konsumation von Trüffeln verursachten. Sogar über den heil. Geistorden, den die Minister am Pfingsttage erhielten, haben die losen Journalisten auf mancherley Art gespöttelt. Einer derselben meynt, jezt da die Herren Minister von oben herab erleuchtet wären, würden ihre Gesetzesentwürfe wohl ein vernünftigeres Aussehen haben, und nicht mehr dem gesunden Menschenverstande zuwiderlaufen. Ein anderes Blatt, oder mehrere andere Blätter, machen ein Wortspiel mit dem Worte Cordon, welcher bey den Ordenszeichen (Cordon bleu) gebraucht wird, und auch eine Schnur, einen Strick bedeutet, und behaupten, den Cordon hätten die Herrn schon seit langer Zeit verdient. Diese Witzeleyen sind freylich nicht sehr liebreich, allein mit solchen leichtfertigen Aeußerungen muß man es nicht so genau nehmen, und die Minister und die Bauchherrn hätten wahrlich Unrecht, wenn sie das Ding von der ernsthaften Seite ansehen, und die Journalisten gerichtlich belangen lassen wollten; denn spaßen und witzeln würden die Pariser, ungeachtet alles gerichtlichen Verfolgens, und vielleicht noch ärger als jezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 16. Juni.

Lebte Boileau noch, und lebte er in Rom, so würde sich ihm in diesen Tagen Gelegenheit dargeboten haben, zu einem Seitenstücke seines Lutrin (Lesepult) begeistert zu werden. Ganz Rom spricht von einem tragisch-komischen Vorfalle, welcher sich bey den Kapuzinern ereignet haben soll. Freylich ist dabey, wie es heißt, von etwas mehr als von einem umgeworfenen Pulte, nämlich von geworfenen Schüsseln, Gläsern u. s. w. die Rede. Aber wer kann die Wahrheit wissen? ausgemacht ist allein, daß die Väter Einquartierung haben, und zwar von den Gensdarmen (Carabinieri). Warum diese, im Falle ihre Anwesenheit, wie vorgegeben wird, nur dienen soll, um die Menge von lockerem Gesindel abzuwehren, welches den Patres mit Worten und Werken beschwerlich zu fallen pflegt, nicht vor den Thüren des Klosters, sondern innerhalb desselben, ja sogar, wie man sagt, im Refektorium selbst Wache halten, begreift Niemand. Daß Streit vorgefallen ist, dürfte Niemand läugnen; daß man ihn aber so weit getrieben haben sollte, wie versichert wird, möchte vielleicht übertrieben seyn. Die glaubwürdigste Version ist, daß die Patres, denen der General, seit der Regierung des jetzigen Pabstes, schärfer auf die Finger sieht, als es sonst wohl geschehen seyn mag, mit diesem zu hadern begonnen haben, und daß es unter den beyden Partheyen, von denen eine, die kleinste, aber besser gesinnte, dem General anhängt, zu Feindseligkeiten gekommen ist, welche, sagt man, in Gegenwart desselben während des Mittagessens ausgebrochen seyn, und ihn zu schleuniger Entfernung genöthigt haben sollen. Die Umstände, welche von diesem Auftritte erzählt, oder vielmehr wahrscheinlich erdichtet werden, sind so ergötzlich, und der Pasquinismus der Römer, von dem man fast vermuthet hätte er sey mit Tod abgegangen, zeigt sich bey dieser Gelegenheit in einem so glänzenden Lichte, daß man, auch ohne ein Boileau zu seyn, einen recht erfreulichen Artikel davon anfertigen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Juli 1827.

Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es selbst bekannt.
Doch wer ist diese Glückliche? So viel
Ist offenbar — er liebt, was er nicht sollte.
Er fürchtet die Entdeckung.

Schiller.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

2.

In dem Speisesaal, welchen sie wählten, waren nur wenige Menschen, denn man verkaufte hier nur ausgesuchte Weine, feine Früchte und warme Getränke, während die größeren Trinkstuben, wo Landwein, Bier und derbere Speisen zu haben waren, die größere Menge an sich zogen. In einer Ecke des Zimmers war ein Tischchen leer, wo der Sarazene, wenn er dem übrigen Theil des Saales den Rücken kehrte, ohne Gefahr erkannt zu werden, die Maske abnehmen konnte. Sie wählten diesen Platz, und als die vollen Römer vor ihnen standen, legten die zwey jungen Krieger die Masken ab und der Kapitän begann: „Herr Bruder, ich habe die Ehre, dir hier den unvergleichlichen Kavalier Pinassa vorzustellen, den berühmtesten Fechter seiner Zeit; denn es gelang ihm, durch eine unbesiegliche Terz-Quart-Terz, mich, bedenke mich, den Senior des Amicistenordens, in Leipzigs unvergeßlichem Rosenthal hors de combat zu machen. Er hat gleich mir die Musen verlassen, hat gesungen: „Will mir Minerva nicht, so mag Bellona rathen," und hat den alten Hieber und sein ungeheures Stichblatt, worauf er sein Frühstück zu verzehren pflegte, mit dem Paradedegen eines herzoglich Würtembergischen Lieutenants vertauscht."

„Der Tausch ist nicht übel, Herr von Pinassa, und mein Vaterland kann sich dazu Glück wünschen," sagte der Sarazene, indem er sich vor dem neuen Lieutenant verbeugte. „Wolltet Ihr einmal in unsern Dienst treten, so war diese Laufbahn die angenehmste. Der Civilist hat zu dieser Zeit wenig Aussicht, wenn er nicht ein Amt für fünftausend Gulden, oder für sein Gewissen und ehrlichen Namen beym Juden kaufen will. Doch diese dünnen Bretterwände haben Ohren — stille davon, es ist doch nicht zu ändern. Wie anders sind Eure Verhältnisse! Der Herzog ist ein tapferer Herr, dem ich einen Staat von zweymalhunderttausend Kriegern gönnen möchte; für uns — ist er zu groß. Der Krieg ist sein Vergnügen, ein Regiment im Waffenglanz seine Freude; leider fällt für uns andere selten eine müßige Stunde ab, und daher kommt es, daß diese Juden und Judenchristen das Scepter führen. Er gilt für einen großen General, er hat mit Prinz Eugen schöne Waffenthaten verrichtet, und ein schlanker junger Mann, mit einer Narbe auf der Stirne, Muth in den Blicken, wie Ihr, Herr von Pinassa, ist ihm jeder Zeit in seinem Heere willkommen."

„Was der Sarazene altklug sprechen kann über Juden und Christen!" sprach der Kapitän. „Doch öffne dein Visir und zeige deine Farben, mein Kamerad soll nun auch wissen, mit wem er spricht; das ist der umsichtige, rechtskundige, fürtreffliche Herr juris utriusque Doctor Landel, leiblicher Sohn des berühmten Landschaftskonsulenten Landel, welchem er als Aktuarius substituirt ist; ein trefflicher Junge, parole d'honneur: wenn er sich nicht neuerer Zeit hin und wieder durch sonderbare Melancholey prosti-

tuirte, noch trefflicher, wenn ihm der Herr auch einen Sinn für das schöne Geschlecht eingepflanzt hätte."

Landek nahm bey diesen Worten die Maske ab und zeigte dem neuen Bekannten ein erröthendes Gesicht von hoher Schönheit. Unter dem Turban stahlen sich gelbe Locken hervor und umwallten kunstlos und ungepudert die Stirne. Eine kühn gebogene Nase und dunkle, tiefblaue Augen gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von unternehmender Kraft und einen tiefen Ernst, der mit den weichen Haaren und ihrer sanften Farbe in überraschendem Widerspruche war. Doch das Strenge dieser Züge und dieser Augen milderte ein angenehmer Zug um den Mund, als er antwortete: „Ich öffne mein Visir und zeige Euch ein Gesicht, das Euch recht herzlich bey uns willkommen heißt. Ich trinke auf Euer Wohl dieses Glas, dann aber werdet Ihr entschuldigen, wenn ich aufbreche."

„Pro poena trinkst du zwey," rief der Kapitän mit komischem Pathos, indem er einen ungeheuern Hausschlüssel aus der Tasche nahm und ihn als Scepter gegen den Sarazenen senkte; „Hast du so wenig Ehrfurcht vor deinem Senior, daß du dich erfrechst, in Loco Gläser zu trinken, ohne daß sie dir ordentlich vom Präses diktirt sind? O tempora, o mores! Wo ist Zucht und Sitte dieser Füchse hin? Pinassa! zu unserer Zeit war es doch anders!"

Die jungen Männer lachten über diese klägliche Reminiscenz des ehemaligen Amicistenseniors; Blankenberg aber faßte Landek schärfer in's Auge und sagte: „Herr Bruder! nimm mirs nicht übel, aber in dir steckte schon lang etwas wie ein Fieber, und heute Abend ist die Krisis; ich setze meine verlorne Flasche, davon geht nichts ab, aber ich wette zehn neue; sey ehrlich Gustav — du warst heute Abend schon als Bauer hier, und dein Alter weiß nichts vom Sarazenen."

Gustav erröthete, reichte dem Freunde die Hand und winkte ihm ein Ja zu.

„Alle Tausend!" rief der Kapitän, „Junge, was treibst du? Wer hätte das hinter dem stillen Aktuarius gesucht, auf dem Karneval das Kostüm zu ändern! Und so ängstlig, so geheimnißvoll, so abgebrochen; willst du etwa dem Juden zu Leib gehen?"

Der Gefragte erröthete noch tiefer und nahm schnell die Maske vor; ehe er noch antworten konnte, sagte Blankenberg: „Herr Bruder, du bringst mich auf die rechte Fährte. Wo habt ihr Beyde, du und die Orientalin, die der Finanzdirektor führte, das Zeug zu euren Turbanen gekauft? Gustav, Gustav! — setzte er, mit dem Finger drohend, hinzu — du wohnst dem Juden gegenüber, ich wette, du weißt, wer die stolze Donna ist, die er führt?"

„Was weiß ich!" murmelte Landek unter seiner Larve.

„Nicht von der Stelle, bis du es sagst," rief der Kapitän; „und wenn du auf deinem Trotz beharrst, so schleiche ich mich an die Orientalin und flüstere ihr ins Ohr, der Sarazene habe mich in sein Geheimniß eingeweiht."

„Das wirst du nicht thun, wenn ich dich ernstlich bitte, es zu unterlassen," erwiederte der junge Mann, wie es schien sehr ernst; „wenn ich übrigens Vermuthungen trauen darf, so ist es Lea Oppenheimer, des Ministers Schwester. Und nun Adieu! wenn ihr mir im Saal begegnen solltet, kennt ihr mich nicht, und Blankenberg, wenn mein Vater fragt —"

„So weiß ich nichts von dir, versteht sich," erwiederte dieser. Der Sarazene erhob sich und ging. Die Freunde aber sahen einander an, und keiner schien zu wissen, ob er recht gehört habe oder wie er dieß alles deuten solle? „Hat denn der Jude eine Schwester?" fragte Pinassa.

„Man sprach vor einiger Zeit davon, daß er eine Schwester zu sich genommen habe, doch hielt man sie für noch ganz jung, weil sie sich nirgends sehen läßt;" erwiederte Blankenberg nachdenklich; „und wie er erröthete!" setzte er hinzu! „Herr Bruder, du wirst sehen, da läßt auch einmal wieder der Satan einen vernünftigen Jungen einen dummen Streich machen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das alte und das neue Frankreich.

(Beschluß.)

Vorzüglich interessant ist die Vergleichung zwischen der Abonnentenzahl der Journale, welche die Ideen der herrschenden Generation aussprechen, und denen, die für die Interessen einer fernen Zeit kämpfen. Nach annähernden Berechnungen zählten die Journale des alten Geschlechts 1810... 40,000 Abonnenten, 1827... 25,000. Die lebende alte Generation zählte 1820... 5,387,689 Individuen, 1827 3,293,993.

Die Blätter der alten Generation selbst gehen einer Umwälzung entgegen; ihre Redaktoren müssen sich mit jungen Schriftstellern rekrutiren, und diese sprechen unwillkürlich in ihren Aufsätzen die Ideen ihres Alters aus. Schon jetzt bemerkt der aufmerksame Beobachter große Verschiedenheiten, und es läßt sich voraussehen, daß diese Blätter nach und nach völlig die Farbe der neuen Generation annehmen werden.

Eines furchtbaren Kampfes bedürfte es, eines Kampfes, den nimmer der Sieg krönen kann, wollte man eine lebenskräftige, stets wachsende Generation in ihren Wünschen, ihren Bedürfnissen aufhalten; ein Geschlecht, das sich für die gesellschaftlichen Tugenden, besonders aber für den Bürgermuth ausbildet; ein Geschlecht, das die Gesetze studirt, wie einst die Familiensöhne die Heraldik

studirten. Man hüte sich wohl, diese wichtigen Wahrheiten für leere Vermuthungen zu halten, es sind die Aussprüche der unwandelbaren Gesetze der Sterblichkeit, welche das Menschengeschlecht regieren. Mundum regunt numeri.

In Europa hat sich seit 1814 die neue Generation durch achtzig Millionen Menschen verstärkt, die alte ist um sechszig Millionen, die zu Grabe gegangen sind, schwächer geworden. Von zweyhundert zwanzig Millionen Menschen zählt das alte Geschlecht nur noch drey-und-zwanzig Millionen, die leben oder vielmehr täglich sterben. In dreyzehn Jahren sind eilf Könige und Kaiser und ein Papst gestorben; andere Fürsten, andere Ideen stiegen auf die Throne; von sechszehn Kaisern und Königen, die in Europa herrschen, gehören bereits neun dem neuen Geschlechte an; neun konstitutionelle Regierungen sind in Europa errichtet oder befestigt worden; die Leibeigenschaft wird nach und nach bey den slavischen Völkern abgeschafft; Griechenland wird wiedergeboren und hat fast das Recht erlangt, existiren zu dürfen; selbst der Islamismus ist als Neuerer aufgetreten, und hat mit eiserner Hand den Feudalismus der Janitscharen in Konstantinopel, den der Mameluken in Egypten gebrochen!

Wie sehr sind diese großen, diese raschen Veränderungen geeignet, den Menschen Weisheit, Mäßigung, Menschlichkeit zu predigen! wie laut fordert der Gedanke an das unvermeidliche Ende der Geschlechter die erlöschenden zu weiser Zurückhaltung, die heranwachsenden zu heilsamer Langmuth auf! Wo haben je Schlachtfelder, wo haben Proscriptionen, Bürgerkriege, Auto-da-fés, Septembertage und Bartholomäusnächte so schrecklich gewüthet wie der Tod, der in dreyzehn Jahren auf einem Fünftheil der Erde sechszig Millionen Menschen dahinraffte? Die Geschichte beweint mit Recht die Zeiten traurigen Angedenkens, wo die Europäer in gegenseitiger Erbitterung in einem Jahre bey fünfmalhunderttausend Menschen opferten, — und jezt nimmt der Tod in seinem natürlichen Gange ihrer jährlich vier Millionen und sechsmalhunderttausend dahin!

Neue Beobachtungen über Sitten und Politik der Bienen.

(Fortsezung.)

Ueber die Bienenkönigin. Jedermann weiß, daß eine Königin im Stocke nothwendig, das heißt, für die Unterhaltung der Thätigkeit bey den Arbeitsbienen unentbehrlich ist. Diese alltägliche Beobachtung genügt aber nicht; es ist dabey viel mehr zu bedenken. Man glaube doch nicht, daß alle Arbeit stillsteht, so wie keine Königin mehr im Stock ist. Eine kurze Abwesenheit der Monarchin, eine Viertelstunde, selbst eine halbe Stunde lang, unterbricht die Arbeit keineswegs, denn alle glauben und hoffen, die Königin werde zurückkehren. Aber wenn so immer mehr Zeit verfließt, ohne daß die Herrin kömmt, dann wird Lärm im Bienenstock. Es ist, als ob die Bienen sich sagten: man findet sie nirgends, wo ist sie doch? Nun stehen alle von der Arbeit ab, und laufen hastig hin und her. Unordnung und Anarchie nehmen jezt überhand, und in einem schwachen Stock werden die Immen bald entmuthigt, und sinken früher oder später in dumpfes, schmerzliches Hinbrüten und sterben. Anders aber ist es, wenn die Jahreszeit noch nicht weit vorgerückt, und der Stock recht stark ist. Dann denken die Bienen an die Möglichkeit sich eine neue Königin zu verschaffen, und rasch gehen sie an die Arbeit. Schnell bauen sie mehrere große königliche Zellen, suchen einen Wurm auf, dem nun königliche Erziehung gegeben wird, damit er den Thron besteigen könne. Der End- und Hauptzweck von alle dem ist sonnenklar. Er geht aus dem Gesetz der Fortpflanzung hervor, aus jenem Gesetz, das in der Organisation aller Thiere, aller Pflanzen liegt. Ein Bienenstock ohne Königin kann die Gattung nicht mehr fortpflanzen, er ist ohne Werth in der großen Naturökonomie, er mag also nur untergehen! So lautet das Gesetz der Natur. Aber was treibt die Bienen zum Handeln an, wenn die Königin abwesend ist? Soll man glauben, daß das kleine Immengehirn eben so überlegt wie wir, und daß das Thierchen hiernach handelt? Nein, das kann man nicht glauben, das ist nur Instinkt, bloßer Instinkt! — Ja, Instinkt, ganz recht, Instinkt, damit sind wir aber um kein Haarbreit weiter. Könnte man nicht sagen, von der Königin geht etwas aus, das nur den Bienen fühlbar ist, und auf sie dieselbe Wirkung hervorbringt, wie die Trommel auf die Soldaten, und die Musik auf die Thiere, welche auf unsern Jahrmärkten tanzen? Und doch hören die Bienen nicht immer mit ihrer Arbeit auf, wenn auch die Königin ganz mangelt; im Gegentheil, dieß veranlaßt sie unter gewissen Umständen schnell und mit voller Thätigkeit an die Erbauung königlicher Zellen zu gehen. Ich habe in dieser Hinsicht etwas ganz Besonderes bemerkt. Ich hatte, um Versuche zu machen, die Königin eines Stocks weggenommen. Todt lag sie auf meinem Fenstergesims. Bald entdeckten sie einige ihrer Unterthanen, die sie suchten. Nun krochen sie um sie her, streichelten und lekten sie, bielten ihr Honig vor, aber alles umsonst, die Königin war und blieb todt. Die Bienen gaben aber noch lange nicht alle Hoffnung auf, stellten Wache um den königlichen Körper, und vier Bienen brachten bey ihm die Nacht zu. Am andern Morgen schienen sie endlich überzeugt, daß keine Hoffnung mehr sey, ihre Monarchin wieder zu erhalten. Sie kehrten in den Stock zurück, wo indessen, seit dem Vermissen der Königin, Alles darunter und darüber gegangen war. Nun gingen alle schnell an die Ar-

heit, um königliche Zellen zu erbauen, und eine neue Königin zu gewinnen. Ueberlegten sie denn wirklich, indem sie ihren zierlichen Bau durch Errichtung der großen Zellen verunzierten, die von den übrigen ganz verschieden sind, und wo sie einen ausgesuchten Wurm hinbrachten, um ihm eine besondere Nahrung zu geben, und in seinen Zellen kleine Kissen zurecht legten, die mit der Gestalt und der Lage der Zellen übereinstimmten, und auf den gekrümmten Körper des kleinen Wesens berechnet waren, das darin ruhen sollte, überlegten die Bienen das Alles, oder ist das auch Instinkt?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 16. Juni.

(Beschluß.)

Wem ist nicht bekannt, daß im protestantischen Auslande, selbst unter dem gemäßigt denkenden Theile der Einwohner, das Vorurtheil herrscht, als hätten die Fremden, welche einer andern Kirche angehören, in Rom viel von geistlicher Intoleranz zu leiden, oder als übe die Regierung selbst gegen ihre eigenen Religionsverwandten einen zu weit getriebenen Zwang aus? Wie ungerecht diese und ähnliche Vorwürfe sind, können alle Fremde bezeugen, welche längere Zeit in Rom gelebt, und mit Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe die Lage der Dinge beurtheilt haben. Unter Pius VII. ward durchgängig der Grundsatz befolgt, dem Beginnen der Fremden, von welcher Religionspartheyen sie immer seyn möchten, so lange es irgend in den Schranken der Schicklichkeit bliebe, keinen Zwang anzuthun; ja der damalige Staatssekretär, Kardinal Consalvi, sah nicht nur öffentlich protestantische Fremde von allen Nationen, sondern ließ sie auch privatim zu seiner Gesellschaft und zu seinem Tische zu. Ganz Rom weiß, daß der ehemalige, nun verstorbene preußische Generalkonsul Bartholdy, der vom Israelitismus zum Protestantismus übergegangen, in London der Führer des Kardinals gewesen war, und ihm als solcher bey mehreren Dingen wesentliche Dienste geleistet hatte, in den letzten Jahren seines Lebens wöchentlich ein Mal bey ihm zu speisen pflegte. Diese Duldsamkeit hat unter der jetzigen Regierung nicht aufgehört, obgleich hin und wieder von Zeloten Schritte im entgegesetzten Sinne gethan worden sind, welche aber der Regierung keineswegs zur Last gelegt werden können. So zum Beyspiele kam es erwiesenermaßen vor, daß Pfarrer in ihren Kirchspielen herumgegangen sind, sich nach den daselbst lebenden Protestanten erkundigt, den Hausbesitzern die Unschicklichkeit, sie im Hause zu haben, zu bedenken gegeben, ja den Protestanten selbst haben andeuten lassen, sich (zu welchem Zwecke, weiß Niemand) zu ihnen zu verfügen, welcher Weisung jene natürlich keine Folge geleistet haben. Folgender Fall mag beweisen, daß die Regierung Unduldsamkeit gegen ihre eigenen Religionsverwandten, wo sie sich auch immer zeigen mag, streng zu ahnden weiß. Bekanntlich hat eine junge Römerin, Namens Orsola Affri, ein Oper komponirt, und sie in diesem Frühlinge auf dem Theater Valle zur Aufführung gebracht. Diese Gelegenheit ergreift ein hiesiger Prediger, um nicht allein gegen die Sündhaftigkeit der Theatervergnügungen zu Felde zu ziehen, sondern fällt auch über das junge Frauenzimmer her, schildert sie als eine Verworfene, unwürdig im Schooße der katholischen Kirche zu leben, und spricht sogar den Bann über ihre Anhänger und Lobredner aus. Kaum waren der Regierung die Ausbrüche eines so übelverstandenen Religionseifers hinterbracht worden, als sie den Prediger von seiner Funktion (während des Maimonats, der hier der Marienmonat, mese Mariano heißt, zu predigen) suspendiren ließ, und einen andern Geistlichen an dessen Statt ernannte.

Paris, 3. Juni.

(Fortsetzung.)

Das berüchtigte Preßgesetz, das letzten Winter ausgebrütet worden war, sollte diesem Spaßen ein Ende machen, denn man wollte die Tagesblätter dergestalt stempeln, daß ihnen die Lust zum spaßen vergangen wäre. Glücklicherweise hat das Stempeln nicht durchgehen wollen; die kleinern Blätter, die eigentlich vom Witzeln leben, als Figaro, le Corsaire, la Réunion, la Pandore, bringen noch alle Morgen eine Tracht neuer Witzeleyen zu Markte, die oft sehr arg sind, aber doch keine große Wirkung thun, weil die Preßfreyheit die Leser an solche Dinge gewöhnt hat, und der gesunde Verstand des Publikums schon weiß, was es von bloßen Scherzen halten soll. Zur Zeit, als noch die Hand einer Censur mit glühendem Eisen über die Tagesblätter herfuhr und alles ausmerzte, was nur einen Anschein von Opposition oder freymüthiger Aeußerung hatte, wurden dergleichen Witzeleyen, wie sie täglich in Menge gedruckt werden, in der Stille begierig verschlungen, da man sie nicht öffentlich lesen konnte; jezt erregen sie nicht das mindeste Aufsehen, so sehr hat man sich an diese Freyheit gewöhnt, so wenig Uebles wirkt sogar der Mißbrauch derselben. Die kleinen Schriftchen in 32ger Format, welche den Ultras ein Dorn im Auge waren, und deren Ausrottung eines der Hauptzwecke des Preßgesetzes war, haben auch großentheils aufgehört, und diejenigen, welche noch erscheinen, sind meistentheils historischen Inhalts, und haben nicht mehr die Tendenz, welche den Ultras oder Obskuranten so großes Entsetzen verursachte. Keine 32ger Biographien kommen mehr zum Vorschein, und es ist von der Rednerbühne herab und in den Zeitungen so gewaltig wider das Sündhafte der Privatbiographien geschrieen und geschrieben worden, daß die Volksbiographen wirklich scheinen in sich gegangen zu seyn, und es jezt für ein wahres Vergehen ansehen, über die Aufführung noch lebender Personen zu schreiben. In England hat man hierüber freyere Ansichten, die aber noch nicht in Frankreich einheimisch geworden sind. Vielleicht wird dies nach und nach kommen. Je mehr sich die Begriffe einer konstitutionellen Freyheit werden festgesezt und entwickelt haben. Aber wenn man von den Lebenden noch so großen Respekt hat, so genirt man sich dagegen mit den Todten desto weniger, und die Memoiren sind und bleiben der blühendste Zweig der französischen historischen Literatur. Dieses Fach hält den Buchhandel noch aufrecht, der sonst unter den harten Stößen, die ihm die Ultras beybringen, leicht unterliegen könnte. Die vom Papste begünstigte Gesellschaft zur Verbreitung sogenannter guter Bücher ist eben nicht dazu geeignet, denselben wieder empor zu bringen; dazu bedarf es einer größern Ruhe, oder vielleicht Sicherheit im Innern des Reiches.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturblatt Nr. 53. u. Monatsreg. Juni.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Juli 1827.

Uns hält der Gott zusammen
Der uns hieher gebracht;
Erneuert eure Flammen,
Er hat sie angefacht.

Goethe.

Vaterländisches.

von W. Müller.

3. Zur Einweihung eines Brüdertempels.

In eines neuen Tempels Hallen
Tritt feyernd ein der Brüder Schaar.
So laßt das erste Lied erschallen
Dem Gott, der seyn wird, ist und war.
Der alte Bau war ihm geweiht,
So segn' er auch den neuen heut'!

Ihn bannet keine heil'ge Stätte,
Er waltet durch die weite Welt;
Es fehlt sein Arm in keiner Kette,
Die Liebe knüpft und Liebe hält.
Er ist auch hier in unsrer Schaar,
Der Gott, der seyn wird, ist und war.

Der Gott der Liebe, dessen Tempel
Der Mensch in seinem Busen trägt,
Der Meister, der der Liebe Stempel
Dem Weltenbau hat eingeprägt,
Er, der mit Schönheit, Weisheit, Kraft
Geschaffen hat und ewig schafft.

O großer Bauherr, lehr' uns richten
Auch unsern Bau nach deinem Geist!
Dann wird die Macht ihn nicht vernichten,
Die Babels Mauern niederreißt.
Was Hände bauen, stürzt die Zeit,
Wir bauen für die Ewigkeit.

Wir bauen nicht auf Erdengrunde
Ein Werk aus Mörtel, Sand und Stein.
In unsers eignen Busens Runde
Soll unsers Tempels Stätte seyn.
Wir bauen zu uns fort und fort
Der Menschheit Bau mit That und Wort.

Und soll der Bau in uns gedeihen,
So lasset uns nicht müßig gehn.
Wir müssen All' uns Einem weihen,
Soll Allen dieses Ein' erstehn.
Die Eintracht der vereinten Kraft,
Sie ist es, die das Werk erschafft.

So haltet treu und fest, ihr Glieder
Der Kette, so die Welt umkreist!
Ein Wort versammelt alle Brüder,
Und alle Herzen regt ein Geist,
Der Geist der Schönheit, Weisheit, Kraft,
Der schaffen wird und schuf und schafft.

Wohlauf, ihr rüstigen Genossen,
Auf, daß der Tempel steig' empor!
Und ist der große Bau geschlossen,
So öffnen wir das heilge Thor,
Und alle Menschen treten ein,
Und alle sollen Brüder seyn!

Jud=Süß.

(Fortsezung.)

3.

Landek irrte, als er die Freunde verlassen hatte, in den Sälen umher; seine Blicke gleiteten unruhig über die Menge hin, sein Gesicht glühte unter der Larve, und mühsam mußte er oft nach Athem suchen, so drückend war die Luft in dem Saale, und so schwer lag Erwartung, Sehnsucht und Angst auf seinem Herzen. Dichter und stürmischer drängte sich die Menge, als er in die Mitte des zweyten Saales kam; mit Mühe schob er sich noch eine Zeitlang durch, aber endlich riß ihn unwillkürlich der Strom fort, der sich nach einer Seite hindrängte, und ehe er sich dessen versah, stand er an einem Spieltisch, wo Süß mit einigen seiner Finanzräthen Karten spielte. Große Haufen Goldes lagen auf dem Tische, und die neugierige Menge beobachtete den berühmtesten Mann ihres Landes und theilte sich flüsternd und murmelnd Bemerkungen mit über die ungeheuren Summen, die er, ohne eine Miene zu verändern, hingab oder gewann.

Gustav hatte den Gewaltigen noch nie so in der Nähe beobachtet, wie jezt, da er festgehalten durch die Menge, die wie eine Mauer um ihn stand, zum unwillkürlichen Beobachter wurde. Er gestand sich, daß das Gesicht dieses Mannes von Natur schön und edel geformt sey, daß sogar seine Stirne, sein Auge durch Gewohnheit zu herrschen etwas Imponirendes bekommen haben; aber feindliche, abstoßende Falten lagen zwischen den Augbraunen, da wo sich die freye Stirne an die schönaeformte Nase anschließen wollte; das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen bämischen Zug um den Mund nicht verbergen, und wahrhaft gräulich schien dem jungen Mann ein heißeres, gezwungenes Lachen, womit der jüdische Minister Gewinn oder Verlust begleitete.

Während die Herren, von der Menge umlagert, spielten, — und auf irgend Etwas zu warten schienen, trat ein Mann in der Kleidung eines Bauern aus der Steinlach aus den Reihen der Neugierigen; ein alter Hut auf dem Kopf, eine grobe blaue Jacke, eine rothe Weste mit großen Knöpfen von Zinn, Beinkleider von gelbem Leder und schwarze Strümpfe machten sein unscheinbares Kostüm aus; aber er trug eine sehr feine gutgemalte Larve. Er stüzte sich nach Art der Landleute mit der Hand auf den fünf Fuß hohen Knotenstock, legte sein Kinn auf die Hand und sprach in gut nachgeahmtem Dialekt des Steinlachthals:

„Viel Geld habt Ihr da liegen, Herr! und habt alles selbst verdient?"

Der Minister sah sich um, und bemühte sich über diese Maskenfreyheit zu lächeln. Vielleicht mochte ihm diese Gelegenheit erwünscht kommen, um sich ein populäres Ansehen zu geben, denn er antwortete sehr freundlich: „Guten Abend, Landsmann."

„Euer Landsmann bin ich gerade nicht," erwiederte der Bauer mit großer Ruhe; „so wie ich tragen sich gewöhnlich die Mausche nicht." Ein unterdrücktes Lachen flog durch die Reihen der Zuschauer. Der Minister schien es aber nicht zu bemerken, denn er fuhr ganz leutselig fort:

„Du bist witzig, mein Freund."

„Gott bewahr' mich, daß ich Euer Freund sey, Herr Süß," entgegnete der Bauer. „Wär' ich Euer Freund, so ging ich wohl nicht in dem schlechten Rock und durchlöcherten Hut; Ihr macht ja Eure Freunde reich."

„Nun, dann muß ganz Würtemberg mein Freund seyn, denn ich mache es reich," sagte Süß, und begleitete seine Rede mit heißerem, unangenehmem Lachen.

„Ihr seyd ein allerwelts Goldmacher," entgegnete der Bauer. „Wie schön diese Dukaten sind! wie viel Schweißtropfen armer Leute gehen wohl auf ein solches Goldstück?"

„Du bist ein kapitaler Kerl!" rief Süß, ganz ruhig weiter spielend.

Als der Bauer zu einer neuen Rede ansetzen wollte, zog eine neue Gestalt die Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Mann, dessen Kostüm beynahe eben so war wie des Bauers, nur hatte er einen langen, spitzen Bart am Kinn und trug einen Tressenrock. Der Bauer sah ihn eine Zeitlang verwundert an, schüttelte ihm dann die Hand und rief: „Ey Hans! wo kommst du her, und so schmuck und stattlich! gar nicht mehr wie unser einer!"

„Das macht," erwiederte Hans, indem er aus einer silbernen Dose schnupfte, „ich bin bey einem fürnehmen Herrn in Dienst getreten."

„Wer ist denn dein Herr?" fragte der Bauer.

„Ein Schinder; aber ein fürnehmer. Meynst du, er schindet gemeines Vieh, Pferde, Hunde und dergleichen? Nein, ein Leuteschinder ist er, und noch überdieß ein Kartenfabrikant."

„Ein Kartenfabrikant?" rief der Bauer.

„Ja wohl, denn alle Karten im Lande muß man von ihm kaufen, er stempelt sie; er ist aber auch ein Gerber."

„Wie das?"

„Nun, alle Gerber im Lande müssen die Häute gegerbt von ihm kaufen; er ist aber auch ein Prägestock."

„Wie? ein Prägestock?"

„Ja, er macht alles Geld, was im Lande ist."

„Das ist erlogen," sagte der Bauer, „du willst sagen, er macht alles zu Geld, was im Land ist; aber darum ist er noch kein Prägestock. Es gibt nur einen Prägestock in Würtemberg, der dem Land seinen Namenszug aufgedrückt hat."

Die Menge hatte bisher nur ihren Beyfall gemurmelt, aber bey der lezten Anspielung auf die Münze brach sie in lautes Gelächter aus; die Stirne des Gewaltigen

verfinsterte sich etwas, aber noch immer spielte er ruhig weiter.

„Aber warum hast du dir den Bart so spitzig wachsen lassen?“ fragte der Bauer weiter, „das sieht ja ganz jüdisch aus.“

„Es ist halt so Mode,“ erwiederte Hans, „seit die Juden Meister im Lande sind; bald will ich vollends ganz jüdisch werden.“

Als Hans diese lezten Worte sprach, rief eine vernehmliche Stimme aus dem dichten Haufen: „Warte noch ein Paar Wochen, Hans, dann kannst du gut katholisch werden!“

Wem je der schreckliche Anblick wurde, wie in einer volkreichen Straße durch Unvorsichtigkeit oder Bedacht entzündet, eine Tonne Pulvers aufspringt, dem bot sich kaum eine so seltsame Scene dar, als die, welche diese wenigen geheimnißvollen Worte hervorbrachten. Der Minister, bleich wie eine Leiche, springt vom Sessel auf, er wirft die Karten mit wüthendem Blick auf den Tisch: „Wer sagt dieß? greift ihn im Namen des Herzogs!“ ruft er, und stürzt, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, auf die Menge; seine Genossen, nicht weniger bestürzt aber besonnener, ergreifen seinen Arm und ziehen ihn zurück, suchen ihn zu beschwichtigen, — sein dunkles Auge will sich durch die Menge bohren, um den Gegenstand seiner Wuth zu fassen, die Masken murmeln unwillig und drängen sich; doch als der gefürchtete Mann seine Hand nach dem Bauer ausstreckt und ruft: „So sollst du mir für ihn haften,“ da ist er plötzlich von einer drohenden Menge umringt; „Maskenfreyheit, Jude!“ hört man in dumpfen, gefährlichen Tönen, der Bauer und sein Geselle sind in einem Augenblick von ihm getrennt, verschwunden, und so schnell als er vorhin umringt war, ist er wieder verlassen, denn die Menge zerstiebt, von geheimer Furcht gejagt, nach allen Seiten.

Das Gedränge riß Gustav Landek mit sich hinweg; seine Gedanken verwirrten sich, es war ihm noch nicht möglich sich klar vorzustellen, was diesen seltsamen Auftritt verursacht haben könnte. So stand er einige Augenblicke in seinen Gedanken verloren, als er plötzlich seine Hand von einer andern ergriffen fühlte; er sah sich um, die Orientalin stand vor ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Beobachtungen über Sitten und Politik der Bienen.

(Beschluß.)

Am Interessantesten sind die Beobachtungen, die man anstellen kann, wenn zwey Königinnen in einem Stock vorhanden sind; nichts geht dann über ihre Eifersucht. Der Immenthron kann nicht getheilt werden; Haß und Vernichtung der Nebenbuhlerin! Dieß Gefühl scheint sich am Ersten bey der jungen Königin zu entwickeln. Sehen wir nun was sie thun. Wenn eine Königin umgekommen ist, so suchen sich die Bienen eines kräftigen Stocks in guter Jahrszeit eine andere zu geben. Sie bauen mehrere königliche Zellen, und in jeder wird ein königliches Pflegkind erzogen. Wohl dem, das zuerst die volle Größe erreicht! Es tritt als vollendete Königin aus seiner Zelle. Aber um regierende, selbstherrschende Monarchin zu seyn, darf kein ähnliches Geschöpf neben ihr leben, sie muß ganz allein herrschen. Was ist deßhalb die erste Handlung der jungen Königin? Sie durchgeht den ganzen Bienenstock, und bleibt nur vor den königlichen Zellen stehen, wo junge Prinzessinnen erzogen werden; in diese Zellen steckt sie den Hintertheil ihres Leibs tief hinein, und mit einem Stich tödtet sie die kleinen Wesen, die nun unnütz für den Stock geworden sind. Es kann sich aber doch durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände der Fall ereignen, daß zwey erwachsene Königinnen in einem Stocke sind. Dann entsteht zwischen ihnen Kampf auf Leben und Tod. Sie beginnen, was die alten Ritter bey ihren Turnieren thaten. Es wird ein runder freyer Platz gewählt, wo die Bienen dicht gedrängt aber unbeweglich im Umkreis über einander hocken. Nur die zwey Nebenbuhlerinnen sind auf der Arena. Von den äußersten Punkten desselben Diameters fallen sie einander an, und durch schnelle und geschickte Bewegungen sucht jede in den empfindlichen Theil der Feindin zu stechen, und sie dadurch auf der Stelle zu tödten. Wenn der erste Angriff ohne Erfolg ist, so fangen sie einen neuen Kampf an; aber es kann sich dabey ein sonderbarer Umstand ereignen. Die beyden streitenden Königinnen können in eine solche Stellung zu einander kommen, daß ihr Körper sich auf dieselbe Weise krümmt, und der Stachel der Feindin dicht an der verwundbaren Stelle der Gegnerin ist, und beyde sich leicht gegenseitig tödten könnten. Thun sie das? Ueberlassen sie sich ihrer Leidenschaft, ihrer Kampfwuth? Ahmen sie Eteokles und Polynikes nach? Verliert so der Bienenstock seine beyden Königinnen auf einmal, und bleibt er dadurch ohne Herrscherin? Nein! keineswegs. Wenn in dem Kampf diese furchtbare Stellung vorkömmt, so ruft ihnen irgend ein Instinkt in den erhizten Sinn, welch' großes öffentliches Unglück aus ihrem beyderseitigen Tod entstehen würde. Schauder ergreift sie, sie lassen sich los, laufen hastig zurück, und fangen den Kampf auf andere Weise von Neuem an, bis endlich eine unterliegt, und damit der Kronenstreit geendigt ist. So lange er dauert, halten sich die Bienen ruhig in der Ferne und erwarten geduldig, wie das Schicksal über den Thron entscheiden wird. Sie sehen dem Kampf nur zu. Der

Kreis, den sie um den Kampfplatz bilden, erweitert und verengert sich nach der Stellung der Kämpferinnen, denen aber immer ein hinlänglich weiter Raum zum Streit gelassen wird.

Ich fürchte, daß die mehrsten Leser bey dieser Beobachtung sagen werden: Wenn ich es auch mit meinen eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es doch nicht glauben.

Unvermeidlich.

Die Dummen hab' ich ausgelacht,
Auf Böse losgeschlagen,
Und so mir manchen Feind gemacht.
Ich muß es eben tragen. —
Ja, fing ich neu zu leben an,
Doch wär's nicht zu vermeiden:
Der Böse will, der Dumme kann
Recht und Vernunft nicht leiden.
So sprach ein ungeschlachter Bär
In der Gesellschaft neulich,
Und blickte spöttisch rings umher;
Ist das nicht recht abscheulich? —

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Juni.

(Beschluß.)

Die vergoldete Säule, die der Buchhändler Ladvokat den Schriftstellern zu Ehren errichtet, die ihm durch ihre Schriften geholfen hatten sich zu bereichern, ist nicht mehr im Palais royal vorhanden. Der berühmte Handelsmann hat sich aus dem Palais royal ganz weggezogen; zwar hat er ein großes Hôtel auf dem Quay bezogen, wo er wie ein Fürst wohnt, allein mit den Handelsgeschäften soll es doch nicht mehr gehen wie zu der Zeit, da er die vergoldete Säule errichtete; die halbe Million Honorar für die vollständige Auflage der Chateaubriandschen Schriften muß bar zu verdauen gewesen seyn. Auch macht Ladvocat wirklich schon weniger Lärm als zuvor, obwohl er noch von Zeit zu Zeit in den besten Pariser Zeitungen sein Lob ertönen läßt. Der Buchhändler Panckoucke, der ein Ladvocat anderer Art ist, hat zwar nicht den ihn bereichernden Schriftstellern, sondern den ihn bereichernden Subscribenten ein Denkmal errichten wollen; nämlich keine Ehrensäule wie Ladvocat, sondern eine Denkmünze, welche sie zum Lohne dafür, daß sie auf seine Ausgabe des großen Werkes über Egypten subscribirt haben, empfangen sollen, das heißt gegen baare Bezahlung. Der Mann hatte nämlich von der Regierung, deren Eigenthum die große Description del'Égypte ist, die Erlaubniß erhalten, eine wohlfeilere Auflage dieses Prachtwerkes zu veranstalten, und zu diesem Zwecke hatte man die außerordentliche Güte gehabt, die kostbaren Platten ganz zu seiner Verfügung zu stellen. Nun hat Herr Panckoucke, dem die Sache nichts kostete, unaufhörlich darauf losgedruckt; alle acht oder vierzehn Tage erschien ein Heft, die Subscribenten konnten nicht zu Athem kommen; kaum hatten sie ein Heft bezahlt, so kam man schon mit einer Rechnung für ein neues Heft. Sie verwünschten die übergroße Pünktlichkeit des Herausgebers, und manche mußten um Schonung und ein wenig Langsamkeit bitten. Nachdem nun die neue Ausgabe, die aber freylich nicht das Ganze der Prachtausgabe im Folioformat liefern kann, vollendet ist, und dem Herausgeber eine schöne Summe verschafft hat, ist es demselben eingefallen, die Subscribenten nochmals beytragen zu lassen, und zwar dießmal zu einer Medaille, wodurch die Subscription, das heißt das Andenken daran, verewigt werden soll. Eine Abbildung der Denkmünze ist in der Revue encyclopédique zu schauen; in der Ankündigung nennt Hr. Panckoucke die gutmüthigen Subscribenten die Associés-fondateurs dieser Auflage. Zum bezahlen hat er sie wohl associert, nicht aber zum Gewinnste.

London.

Der amerikanische Scott, Cooper, hat uns wieder eine seiner charakteristischen Schilderungen des halbwilden Lebens in den amerikanischen Wüsten in einem dreybändigen Roman gegeben, der aber seinem Spion und dem lezten der Mohicans nachsteht, besonders darum, weil er sich genöthigt gesehen, manche der in seinen früheren Werken gegebenen treffenden Lebensbilder zu wiederholen. Die Scene liegt dießmal in der Wildniß zwischen dem Missisippi und dem Felsengebirge, in der sogenannten Prairie, wovon auch der Roman seinen Namen führt.

Ein anderer Roman, Hamel, der Obimann, hat auch viel Interesse; das eigene Leben in den westindischen Pflanzungen ist in allen seinen mannigfaltigen Wendungen dargestellt; die Behandlung und Mißhandlung der Sklaven, der Aberglaube, Leichtsinn und die Räuberbarkeit derselben zum Guten und Bösen, die Unsicherheit der Weißen, ihre Besorgnisse und ihr Mißtrauen, besonders gegen die Methodisten-Missionäre, deren einer von dem durch Partheysucht geblendeten Verfasser in der Schwärze eines eingefleischten Teufels aufgeführt wird. Sonst haben wir ein Heer von Romanen vom Leben in den höheren Ständen, mit all seinem Glanz und seinen Tugenden, seinen Thorheiten, seinen Lastern und seinem Elende, stark mit der scandalösen Chronik vermischt, welche sie meistentheils den Fremden und Uneingeweihten unverständlich machen müssen; auch haben sie es meistentheils mehr mit Personen als mit Klassen zu thun, weßwegen das Anziehende, das sie haben, nur so lange dauert als die Zeit, die sie hervorgebracht. O wer uns einen Fielding hervorzaubern könnte, unsere Zeit mit unauslöschlichen Zügen zu malen.

Auf der englischen Bühne haben wir seither durchaus nichts Neues gehabt, das mitgetheilt belehren oder unterhalten könnte. Vier Brüder Herrmann von Augsburg haben sich mit Beyfall auf der Bühne hören lassen; auch vier Juden, Namens Rothschild von Hamburg, haben gesungen, aber nicht sonderlich gefallen. Vier Tyroler mit ihrer Schwester singen schon seit einiger Zeit in Privatgesellschaften ihre Nationallieder, und haben jezt auch einen Saal gemiethet, wo sie sich zu allen Stunden des Tages hören lassen. Sie sollen sich bereits 4 bis 500 Pfund erworben haben. Die Season geht aber schon mit diesem Monate zu Ende. Mademoiselle George ist mit einigen unbedeutenderen Schauspieler und Schauspielerinnen hier, und gibt französische Trauerspiele, welche sehr stark besucht werden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Juli 1827.

Sie hatten Nahrungssorgen keine,
Und überdieß —
Bringt sonst mir mancher Umstand ganz in's Reine
Die völlige Beneidenswürdigkeit
Des Lebens während dieser Zeit.

J. J. Baggesen.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung.)

In den wenigen Abenden, die ich in Mendoza zubrachte, ging ich beständig als ein völlig Fremder des Abends nach der Almeida, um Eis zu essen, welches nach der Hitze des Tages köstlich war; und wenn ich so einen Löffel nach dem andern verzehrte, und den dunkeln Umriß der Kordilleras über mir betrachtete, und auf den Donner horchte, der zuweilen durch die Schluchten rollte und von den Gipfeln der Gebirge niederballte, gestand ich mir, daß, wenn ein Mensch ein ganz unthätiges Leben zu ertragen vermöchte, es keinen Ort auf der Erde gäbe, wo man unthätiger und unabhängiger seyn könnte als in Mendoza, denn hier möchte man den ganzen Tag schlafen und des Abends Eis essen, bis das Stundenglas abgelaufen wäre. Nahrungsmittel sind wohlfeil und die Leute, welche sie bringen, ruhig und höflich. Das Klima ist erschöpfend und das ganze Volk träge; wie können aber die Leute in Mendoza anders seyn? ihre Lage verurtheilt sie zur Unthätigkeit; begränzt von den Anden und Pampas, mit so mächtigen und unüberschreitbaren Gränzen umgeben, was haben sie mit der Geschichte oder den Verbesserungen der übrigen Welt zu schaffen? Ihre Bedürfnisse sind gering und die Natur befriedigt sie leicht; die Tage sind lang, und sobald sie ihr Frühstück genossen und einige Anstalten für das Abendbrod getroffen, so ist es so heiß, daß sie schlafen gehen, und was könnten sie besseres thun?

Rückreise nach Buenos-Ayres.

Ich kam Abends um zehn Uhr nach der Herberge zurück und fand die zwey Pferde, die im Hofe ohne Futter standen, und einen jungen Gaucho, der mich als Postillion begleiten sollte, auf der Erde auf seinem Sattel schlafend. Den nächsten Morgen vor Sonnenaufgang stand ich auf, warf den Sattel, der mir zum Bette diente, auf das Pferd, und mit meinen Pistolen und etwas Geld versehen, begann ich nach Buenos-Ayres zu galoppiren. Ein köstliches Gefühl von Freyheit liegt in dieser Art zu reisen; die Luft war frostig und der Grund hart; die Sonne ging auf, und kurz nachher kamen wir auf der ersten Post an. Ich hatte einen Brief für die Hausfrau von ihrem Manne in Mendoza, und ging, um ihn ihr zu bringen, während der Gaucho die Pferde in den Corral zog. Auf der dritten Post von Mendoza antwortete der Postmeister, der in England als ein komisches Muster der Trägheit aufgestellt werden könnte, auf jede Frage „Si," es war nur ein Hauch in die Luft, und es schien, als ob er nie ein anderes Wort ausgesprochen. Zweymal kam ich bey seinem Hause vorbey und es war immer dasselbe „Si."

Ich galoppirte ohne mich aufzuhalten, ausgenommen um Pferde zu wechseln, bis um fünf Uhr Abends; sehr ermüdet erreichte ich die Poststütte, allein da ich Pferde im Corral sah, beschloß ich weiter fortzureiten. Mit einem frischen Pferde und einem jungen singenden Gaucho galoppirte ich schnell wie der Wind; die Sonne ging unter und es ward so dunkel, daß ich während mehr als ei-

ner Stunde immer dachte, der Knabe würde von mir wegreiten, da die Straße sehr schlecht war und durch einen Wald führte. Um halb acht Uhr erreichte ich die Post, nachdem ich 133 englische Meilen galoppirt und mehr als fünfzehnthalb Stunden auf dem Pferde gesessen hatte. Die Hütte war voll Leute, die in einer Kutsche gekommen waren; ganz ermüdet, ohne etwas zu essen, fragte ich nach Brod — sie hatten keins. Ich konnte wirklich kaum sprechen, und brachte meinen Sattel in einen Schuppen; zwey Kinder und ein schwarzes Mädchen schliefen da. Ich legte mich auf den Boden und schlief augenblicklich ein. Zwey oder drey Stunden nachher weckte mich die Frau von der Post, die mir etwas Suppe mit Fleisch darin brachte. Ich aß alles auf und schlief wieder ein. Eine Stunde vor Tages Anbruch weckte mich der Gaucho, der mich begleiten sollte. „Vamos, Señor!" sagte er mit scharfer und ungeduldiger Stimme. Ich stand auf, trank Maté und bestieg mein Pferd. Auf der ersten Post mußte ich fünfzehn Minuten auf die Pferde warten. Diese Station war die längste zwischen Mendoza und Buenos-Ayres, 51 englische Meilen. Die Frau wollte mir nur ein lediges Pferd geben, das wir vor uns her trieben. Ich galoppirte auf meinem Pferde, bis es nicht mehr konnte, und dann bestieg ich das frische und ließ den Postillion zurück. Nach ungefähr einer Stunde war dieses Pferd auch ganz ermüdet; nur durch beständiges Spornen konnte ich es in kurzem Galopp erhalten. Endlich fiel es und mein Fuß blieb im Steigbügel hängen. Ich schlug auf das Pferd los, aber es zeigte sich, daß es zu müde war, um weiter zu gehen. Ich stieg indessen doch wieder auf und galoppirte langsam fort, bis es auf mein anderes Bein fiel, und so war ich lahm an beyden Beinen. Ich holte einen Knaben ein, der einige ledige Pferde trieb und nahm eins davon, während das meinige mit den andern bis zur Post getrieben ward. Der Postmeister war sehr gefällig und befahl einem Gaucho, mir ein bequemes Pferd zu geben, da beyde Beine mich sehr schmerzten. Ich reiste mit einem Knaben fort, allein unsere Pferde waren ganz ermüdet, ehe wir San Luis erreichten; wir mußten einen Theil des Weges zu Fuß gehen und kamen durch Spornen und Schlagen endlich vor Sonnenuntergang nach San Luis.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

4.

„Wo stammt die Rose her auf deinem Hut, Maske?" fragte die Orientalin mit zitternder Stimme.

„Vom See Tiberias," war die Antwort des Sarazenen.

„Schnell, folgen Sie mir," rief die Dame und schlüpfte durchs Gedränge. Er folgte, mit Mühe sich durch die Massen schiebend, und nur ihr Turban zeigte ihm hin und wieder den Weg; sein Herz pochte lauter, sein Ohr trug noch die lezten Laute dieser süßen Stimme und sein Auge sah keinen andern Gegenstand mehr als sie. In einer dunkleren Ecke des zweyten Saales hielt sie an und wandte sich um.

„Gustav, ich beschwöre Sie, was ist mit meinem Bruder vorgefallen? die Menschen flüstern allenthalben seinen Namen; ich weiß nicht, was sie sagen, aber ich denke es ist nichts Gutes; hat er Streit gehabt? Ach, ich weiß wohl, diese Menschen hassen unser Volk."

Der junge Mann war in peinlicher Verlegenheit. Sollte er mit einem Mal den arglosen Wahn dieses liebenswürdigen Geschöpfs zerstören? sollte er ihr sagen, daß auf ihrem Bruder der Fluch der Würtemberger ruhe, daß sie für alle Menschen beten und nur ihn aus dem Gebet ausschließen, daß es zur Sitte geworden sey, zu bitten: „Herr, erlöse uns von allem Uebel und von dem Juden Süß"? „Lea," antwortete er sehr befangen, „Ihr Bruder wurde von einigen Masken im Spiel gestört und hatte einen Wortwechsel, der vielleicht gerade an diesem Ort auffiel; ängstigen Sie sich nicht."

„Was bin ich doch für ein thörichtes Mädchen," sagte sie, „ich habe so schwere Träume, und dann bin ich den Tag über so traurig und niedergeschlagen. Und so reizbar bin ich, daß mich Alles erschreckt, daß ich immer gleich an meinen Bruder denke und glaube, es könnte ihm Unglück zugestoßen seyn."

„Lea," flüsterte der junge Mann, um diese Gedanken zu zerstreuen, „erinnerst du dich, was du versprachst, wenn wir uns auf dem Karneval träfen? wolltest du mir nicht einmal eine einsame Stunde schenken, wo wir recht viel plaudern könnten?"

„Ich will," sagte sie nach einigem Zögern; „Sara, meine Amme, steht am Ausgang und wird mich begleiten. Doch wo?"

„Dafür ist gesorgt," erwiederte er; „folge mir, verliere mich nicht aus dem Auge; am Eingang rechts."

Der erfinderische Sinn des jüdischen Ministers hatte, als er das Karneval in Stuttgart arrangirte und diese Säle schnell aus Holz aufrichten ließ, dafür gesorgt, daß wie in großen Häusern und Schlössern an diese Säle auch kleinere Zimmer stoßen möchten, wo kleine Zirkel ein Abendessen verzehren konnten, ohne gerade im allgemeinen Speisesaal ihr Inkognito abzulegen. Der Aktuarius hatte durch eine dritte Hand und hinlängliche Bezahlung sich den Schlüssel zu einem dieser Zimmer zu verschaffen gewußt, eine kleine Kollation stand dort bereit, und Lea freute sich über diese Artigkeit des jungen Christen, der sein Möglichstes gethan hatte, den Sinn einer in der Küche erfahre-

nen Dame zu befriedigen, obgleich das Zimmerchen, das nur einen Tisch und wenige Stühle von leichtem Holz enthielt, wenig Bequemlichkeit bot.

„Wie bin ich froh, endlich die lästige Larve ablegen zu können," sagte sie, als sie mit ihrer Amme eintrat; sie sah sich nach einem Spiegel um, und als sie nur leere Bretterwände erblickte, sezte sie lächelnd hinzu: „Sie müssen mir schon statt eines Spiegels dienen, Gustav, und sagen, ob diese drängende Menge mir den Haarputz nicht verdorben hat?"

Entzückt und mit leuchtenden Blicken betrachtete der junge Mann das schöne Mädchen. Man konnte ihr Gesicht die Vollendung orientalischer Züge nennen. Dieses Ebenmaß in den feingeschnittenen Zügen, diese wundervollen dunkeln Augen, beschattet von langen seidenen Wimpern, diese kühngewölbten, glänzendschwarzen Brauen und die dunkeln Locken, die in so angenehmem Kontrast um die weiße Stirne und den schönen Hals fielen, und den Vereinigungspunkt dieser lieblichen Züge, zarte rothe Lippen und die zierlichsten weißen Zähne noch mehr hervorhoben! der Turban, der sich durch ihre Locken schlang, die reichen Perlen, die den Hals umspielten, das reizende und doch so züchtige Kostüm einer türkischen Dame, — sie wirkten, verbunden mit diesen Zügen, eine solche Täuschung, daß der junge Mann eine jener herrlichen Erscheinungen zu sehen glaubte, wie sie Tasso beschreibt, wie sie die ergriffene Phantasie der Reisenden bey ihrer Heimkehr malte.

„Wahrlich," rief er, „du gleichst der Zauberin Armida, und so denke ich mir die Töchter deines Stammes, als ihr noch Kanaan bewohntet. So war Rebekka und die Tochter Jephtas."

„Wie oft schon habe ich dieß gesagt," bemerkte Sara, „wenn ich mein Kind, meine Lea in ihrer Pracht anblickte; die Poschen und Reifröcke, die hohen Absatzschuhe und alle Modewaaren stehen ihr bey weitem nicht wie diese Tracht."

„Du hast Recht, gute Sara," erwiederte der junge Mann; „doch setze dich hier an den Tisch; du hast zu lange unter Christen gelebt, um vor diesem Punsch und diesem Backwerke zurückzuschaudern; unterhalte dich gut mit diesen Dingen."

Sara, welche den Sinn und die Weise des Nachbars kannte, sträubte sich nicht lange und erbarmte sich über die Kunstprodukte der Zuckerbäcker; der junge Mann aber sezte sich einige Schritte von ihr neben die schöne Lea. „Und nun aufrichtig, Mädchen!" sagte er, „du hast Kummer, du hast gestern kaum das Weinen unterdrückt, und auch heute wieder ist eine Wolke auf dieser Stirne, die ich so gern zerstreuen möchte. Oder glaubst du etwa nicht, ungläubiges Kind, daß ich dein Freund bin und gerne Alles thun möchte, um dich aufzuheitern?"

„Ich weiß es ja, o, ich sehe es ja immer, und auch heute wieder," sagte sie, mühsam ihre Thränen bekämpfend, „und es macht mich ja so glücklich. Als Sie mich das erste Mal an unserem Gartenzaun grüßten, als sie nachher, es war Anfangs Oktobers, mit mir über den Zaun hinüber sprachen, und nachher und immer so freundlich und traulich waren, gar nicht wie andere Christen gegen uns, da wußte ich ja wohl, daß sie es gut mit mir meynen, und — es ist ja mein einziges, mein stilles Glück!" sie sagte es, und einzelne Thränen stahlen sich aus den schönen Augen, indem sie sich bemühte, ihn freundlich und lächelnd anzusehen.

„Aber dennoch —?" fragte Gustav —

„Aber dennoch bin ich nicht glücklich, nicht ganz glücklich. In Frankfurt hatte ich meine Gespielinnen, hatte meine eigene Welt, wollte nichts von der übrigen. Ich dachte nicht nach über unsere Verhältnisse, es kränkte mich nicht, daß uns die Christen nicht achteten, ich saß in meinem Stübchen unter Freunden, und wollte nichts von allem was draußen war. Mein Bruder ließ mich zu sich nach Stuttgart bringen. Man sagte mir, er sey ein großer Herr geworden, er regiere über ein Land, in seinem Hause sey es herrlich und voll Freude, und die Christen leben mit ihm wie wir unter uns; ich gestehe, es freute mich, wenn meine Freundinnen meine Zukunft so glänzend ausmalten; welches Mädchen hätte sich an meiner Stelle nicht gefreut?"

Thränen unterbrachen sie auf's Neue, und der junge Mann voll Mitleid mit ihrem Kummer, fühlte, daß es besser sey ihre Thränen einige Augenblicke strömen zu lassen. Es gibt ein Gefühl in der menschlichen Brust, das wehmüthiger macht als jeder andere Kummer, ich möchte es Mitleiden mit uns selbst heißen; es übermannt uns, wenn wir am Grabe zerstörter Hoffnungen in die Tage zurückgehen wo diese Hoffnungen noch blühten, wenn wir die fröhlichen Gedanken zurückrufen, mit welchen wir einer heiteren Zukunft entgegen gingen; wahrlich, dieser bittere Kontrast hat wohl schon stärkere Herzen in Wehmuth aufgelöst als das Herz der schönen Jüdin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schriftsteller von Heute.

Neider können nur sagen, wir leben im ehernen Alter,
Gold und Silber allein leiten den emsigen Kiel.

Deutschland und seine Dichter.

Gebet das alte Recht, das alte, rufen die Völker.
Aber die Dichter allein geben das Alte zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Juni.

Da hat ein Hr. Merle, der schon im vorigen Jahre eine Flugschrift über die Oper herausgegeben hatte, so eben wieder einen Brief über die Oper drucken lassen. Der Mann ist über Laune, daß man Rossini dazu bewogen hat, für die große französische Oper Musik zu setzen. Der glänzende Erfolg, den dessen Oper oder Oratorio Moises gehabt hat, macht den Hrn. Merle ganz besorgt für das Heil des französischen Opernwesens; er meynt, wenn das so fortgehe, und Rossini festen Fuß bey jenem Theater fasse, so könne keine französische Opernmusik mehr aufkommen; und die italienische Oper werde die französische zu Grunde richten. Nun hätte der Hr. Merle noch so gut seyn und auch sagen sollen, welche neuen französischen Kompositionen man denn dem Moises zu Seite setzen müsse. Wahrscheinlich würde die Direktion mit vielem Danke ein, von einem französischen Tonkünstler verfertigtes Meisterstück im Geschmacke des Rossinischen Moises annehmen; allein es scheint nicht, daß deßhalb ein Gedränge bey der Intendanz gewesen ist, und so lange sich kein würdiger Nebenbuhler zeigt, wird Hr. Merle doch wohl erlauben wollen, daß Rossini auf der Opernbühne triumphirt. Was könt denn auch das Vaterland eines Künstlers zur Sache? leidet die französische Oper dadurch Abbruch, daß die Musik der Stücke, die sie aufführt, von Italienern oder von Deutschen komponirt ist; waren Sacchini, Piccini, Gluck und manche andere, welche für die Pariser Opernmusik gesezt haben, nicht auch im Auslande geboren? Aber so findet man überall mürrische oder geistesbeschränkte Leute, welche behaupten und dem Publikum weiß machen wollen, das inländische Mittelmäßige oder Gemeine müsse vor dem ausländischen Vortrefflichen den Vorzug erhalten. Ein Pariser Tagesblatt behauptet gegen den Hr. Merle, weit davon entfernt, daß die italienische Oper die französische zu Grunde richten könne, habe erstere im Gegentheil zu befürchten, von der französischen Oper zu Grunde gerichtet zu werden, wenn man fortfahre Rossinis Opern hier auf die Bühne zu bringen. Denn da die große französische Oper die Stücke mit mehr Pracht aufführen könne, und ein weit zahlreicheres Publikum habe, so werde sie der italienischen Oper allen Reiz nehmen, zumal da es lezterer jezt an einer Prima Donna ersten Ranges fehle. Zwar ist neulich die Signora Pisaroni aufgetreten, die eine ausgezeichnete Contraltostimme und daneben ein ausgezeichnet häßliches Gesicht hat, worüber auch schon mehrere kleinere Tagesblätter gestichelt haben; dieß verschafft nun freylich den Dilettanten das Vergnügen die für den Contralto geschriebenen Rollen, die sonst mittelmäßigen Sängerinnen in die Hände zu fallen pflegen, auf eine vortreffliche Art singen zu hören; aber dann hinkt es wieder mit andern Rollen, so daß die Reichen, welche Logen in der italienischen Oper halten, und theuer dafür bezahlen, doch noch nicht zufrieden sind, und die Pasta oder die Fodor zurückverlangen, wovon die eine zu London singt, und die andere gegen die Operndirektion einen Prozeß führt. Einige Tagesblätter verlangen außerdem auch einen neuen Direktor, wünschen, daß der Vicomte de la Rochefoucauld, welcher die Dilettanti des Genusses des herrlichen Gesanges der Mad. Fodor beraubt hat, seine Direktion niederlegen möge, und rufen die Hülfe des weltbekannten Barbaja an, der bekanntlich Opern dirigirt wie ein Kutscher seine Pferde lenkt. Vor der Hand bleibt es jedoch beym Alten, mit dem Unterschiede, daß, bey sehr verminderter Einnahme, die italienische Oper beträchtliche Zuschüsse nöthig hat. Selten gibt sie andere Opern als Rossinische, und es ist wirklich sonderbar, daß das ganze alte, so reiche und mannigfaltige Repertoir der italienischen Oper, die gesammten Kompositionen Anfossis, Cimarosas, Zingarelli's, Guglielmi's u. a. völlig bey Seite gelegt sind. Zwar hat man neulich ein, dem Französischen nachgeahmtes Stück von Vacai, la Pastorella Feudataria versucht; die Tagesblätter meynten aber, es sey nicht der Mühe werth ein mittelmäßiges Stück aus Italien zu holen, da man es mit einer bessern Musik Aubers auf der Bühne des Feydeautheaters oft aufführe. Wenn nun Rossini jährlich eine neue Oper komponirte, und so sein eigenes Repertoir vermehrte, so ließ es sich noch ertragen, und für einen Komponisten, dem das Komponiren so leicht von der Hand geht wie ihm, würde dieß eine Kleinigkeit seyn, allein seitdem keine Noth ihn mehr treibt, ist er der Bequemlichkeit sehr hold geworden; er lebt in Paris voll auf, und läßt es mit dem Komponiren gut seyn. Ein Pariser Tagesblatt erzählte neulich von der Bequemlichkeitsliebe Rossinis eine Anekdote, die aber schon etwas alt zu seyn scheint, falls sie wirklich wahr ist. An einem sehr kalten Wintermorgen oder Tage sezte Rossini, im Bette liegend, ein Duett für eine komische Oper. Als dasselbe schon großen Theils hingeschrieben ist, weht der Wind das Blatt weit weg in die Kammer hinein. Rossini will ihm nicht nachlaufen, weil es sehr kalt ist, und findet es bequemer ein neues Duett anzufangen, das er denn auch bald zu Stande bringt. Das zur Erde gefallene Blatt wird vergessen, bis es eine geraume Zeit nachher ihm wieder in die Hände fällt, gerade da er eine Opera Seria zu schreiben hat. Er verändert den Takt, und nun wird das schöne Duett in Semiramide daraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, 28. Juni.

Nach unserer gestrigen Zeitung sind die goldnen Preismedaillen (jede im Werth von 66 fl.) welche unser Kunst- und Industrieverein für die zwey vorzüglichsten Gemälde der dießjährigen Ausstellung ausgesezt hatte, dem Hofmaler Kunz (Mitglied des Vorstandes des Vereins) und der Dem. Ellenrieder in Constanz zuerkannt worden; wir erlauben uns bey dieser Gelegenheit einige wohlgemeynte Fragen:

1) Sollten Prämien eines Kunstvereins nicht vornehmlich zur Ermunterung ausgezeichneter jugendlicher Talente dienen? wenigstens ist dieß der Gesichtspunkt, von welchem ähnliche Institute in andern Ländern auszugehen pflegen, und der sich aus der Natur der Sache zu ergeben scheint.

2) Ist es ziemlich, daß die Mitglieder einer Künstlerjury, welche über Preise zu entscheiden haben, sich einander selbst krönen?

3) Sind bey einer derartigen Konkurrenz auch Werke zuzulassen, die längst in den Händen der Käufer sich befinden?

4) Ist, bey einer Entscheidung über Würdigkeit, der Maßstab blos von der technischen Virtuosität, also von einem durch Zeit und Mühe erworbenen, oder von der größeren Summe geistigen Vermögens herzunehmen, das sich in einem Kunstwerke offenbart? Nur im lezten Falle, deucht uns, werde jungen Künstlern die Möglichkeit gegeben, mit Veteranen in die Schranken zu treten.

Eine genügende Beantwortung dieser Fragen müßte, zumal für manchen jungen Künstler, nicht ohne Interesse seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 6. Juli 1827.

Der Sheriff und die ganze Wache sind vor der Thür; sie kommen um Haussuchung zu halten: soll ich sie herein lassen?

Shakespeare.

Jud: Süß.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Alles anders gefunden," fuhr Lea nach einer Weile fort; „in meines Bruders Hause bin ich einsamer als in meiner Kindheit. Ich darf nicht kommen, wenn er Bälle und große Tafeln gibt. Die Musik tönt in mein einsames Zimmer, man schickt mir Kuchen und süße Weine wie einem Kinde, das noch nicht alt genug ist, um in Gesellschaft zu gehen. Und wenn ich meinen Bruder bitte, mich doch auch einmal, nur in seinem Hause wenigstens, Theil nehmen zu lassen, so schlägt er es entweder ganz kalt ab, oder wenn er gerade in sonderbarer Laune war, erschreckte er mich durch seine Antwort."

„Was antwortet er denn?" fragte der Jüngling gespannt.

„Er sieht mich dann lange und seufzend an, seine Augen werden trüber, seine Züge düster und melancholisch, und er antwortet, ich dürfe nicht auch verloren gehen; ich solle unablässig zu dem Gott unserer Väter beten, daß er mich fromm und rein erhalte, auf daß meine Seele ein reines Opfer werde für *seine* Seele."

„Thörigter Aberglaube!" rief der junge Mann unmuthig; „darum also sollst du, armes Kind, allen Freuden des Lebens entsagen, damit Er —"

„Hat er sich denn so arg versündigt?" fragte Lea, als ihr Freund, wie bey einer unbesonnenen Rede, schnell abbrach; „*was* soll ich denn büßen? Solche hingeworfene Worte machen mich so unglücklich; es ist mir, als schwebe irgend ein Unglück über meinem Bruder, als sey nicht alles recht, was er thut. Niemand sieht mir darüber Rede, auch Saras Worte kann ich nicht deuten, denn wenn ich sie darüber befrage, weicht sie aus oder nennt ihn geheimnißvoll den Rächer unsers Volkes."

„Sie ist nicht klug;" erwiederte der junge Mann befangen; „dein Bruder hat, wie es überall geht, eine mächtige Gegenpartheyen; manche seiner Finanzoperationen werden getadelt; aber wegen seiner darfst du ruhig schlafen," setzte er bitter lachend hinzu, „der Herzog hat ihm heute einen Freybrief geschenkt, der ihn vor jeder Gefahr und Verantwortung sichert."

„O wie danke ich dieß dem guten Herzog!" sagte sie aufgeheitert, indem sie die dunkeln Locken aus der weißen Stirne strich; „so hat er also gar Niemand zu fürchten? die Christen können ihn nicht verfolgen? — Sie antworten nicht? Gestehen Sie nur, Gustav, Sie sind meinem armen Bruder gram?"

„Deinem *armen* Bruder? — wenn er arm wäre, könnte ich ihn vielleicht um seines Verstandes willen ehren! Aber was geht uns dein Bruder an?" fuhr Lanbek düster lächelnd fort. „Ich liebe dich, und hättest du alle bösen Engel zu Brüdern; aber *eines* versprich mir, Lea; die Hand darauf!"

Sie sah ihn erwartungsvoll und zärtlich an, indem sie ihre Hand in die seinige legte.

„Bitte deinen Bruder niemals wieder," fuhr er fort,

„dich zu ſeinen Zirkeln zuzulaſſen. Mag er nun Gründe haben, welche er will, es iſt gut, wenn du nicht dort biſt; ſo viel kann ich dich verſichern," ſezte er mit blizenden Augen hinzu, „wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal dort geweſen, kein Wort mehr würde ich mit dir ſprechen!"

Befangen und mit Thränen im Auge wollte ſie eben um Aufſchluß über dieſes neue Räthſel bitten, als ein lauter Zank im Nebenzimmer die Liebenden aufſtörte. Mehrere Männer ſchienen mit der Polizey ſich zu ſtreiten, man hatte die Thüre des Kabinets geſprengt, und über dieſen Eingriff in die Rechte des Karnevals wurde ſchnell und mit Heftigkeit geſtritten.

„Mein Gott! das iſt meines Vaters Stimme," rief der junge Landek; „ſchleiche dich mit Sara in den Saal, Mädchen; nehmet den Schlüſſel dieſer Thüre zu euch, vielleicht können wir ſpäter uns wieder ſehen." Er drückte der überraſchten Lea ſchnell einen Kuß auf die Stirne, nahm ſeine Maske vor, und noch ehe ſie ſich über dieſen ſchnellen Wechſel beſinnen konnte, war der Aktuarius ſchon aus der Thüre geſtürzt. Im Korridor, den er jezt betrat, ſtand ſchon eine dichte Menſchenmaſſe um die geöffnete Thüre des Nebenzimmers verſammelt. Deutlicher vernahm er die gewichtige, tiefe Stimme ſeines Vaters; er ſtieß und drängte ſich wie ein Wüthender durch und kam endlich in das Gemach. Fünf alte Herrn, die ihm als ehrenwerthe Männer und Freunde ſeines Vaters wohl bekannt waren, ſtanden um den alten Landſchaftskonſulenten Landek; die Einen zankten, die Andern ſuchten zu beruhigen. Es war damals eine gefährliche Sache, mit der Polizey in Streit zu gerathen; ſie ſtand unter dem beſondern Schuz des jüdiſchen Miniſters und man erzählte ſich mehrere Beyſpiele, daß biedere, ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur weil ſie einem Diener dieſer geheimen Polizey widerſprochen oder Gewaltthätigkeit verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängniß geworfen und nachher mit der kahlen Entſchuldigung, es ſey aus Verſehen geſchehen, entlaſſen worden waren. Doch der alte Landek ſchien keine Furcht vor dieſen Menſchen zu kennen; er beſtand darauf, daß die Häſcher das Zimmer ſogleich verlaſſen müßten, und es wäre vielleicht noch zu ſchlimmern Händeln als einem Wortwechſel gekommen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein ganz anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit des Anführers der Häſcher auf ſich gezogen hätte. Der junge Landek hatte ſich beynahe bis an die Seite ſeines Vaters vorgedrängt, bereit, wenn es zu Thätlichkeiten kommen ſollte, den alten Herrn kräftig zu unterſtüzen. Er hatte eben ſeine Maske feſter gebunden, damit ſie ihm im Handgemenge nicht verloren gehen möchte, als ihn der Polizeydiener erblickte und mit lauter Stimme, indem er auf ihn deutete, rief: „Im Namen des Herzogs, dieſen greift, den Türken dort, der iſt der rechte."

Die Ueberraſchung und ſechs Arme, die ſich plözlich um ihn ſchlangen, machten ihn wehrlos. So nahe ſeinem Vater, der ihn hätte retten können, wagte er doch nicht, ſich auch nur durch einen Laut zu erkennen zu geben, weil er den Zorn ſeines Vaters noch mehr fürchtete, als die Gewalt des Juden.

Die alten Herrn waren ſtumm vor Staunen über dieſen Vorfall; der Anführer der Häſcher wurde, als er ſeinen Zweck erreicht hatte, artiger und entſchuldigte ſich, worauf jene kalt und abgemeſſen dankten. Willenlos ließ ſich der junge Mann dahinführen. Die Menge, die ſich vor der Thüre verſammelt hatte, theilte ſich, aber manche ſchauten ihm neugierig in die Augen, um zu errathen, wer es ſeyn möchte, den man hier mitten aus der öffentlichen Luſt beführte. Guſtav hörte, als er weiter hingeführt wurde, einen ſchwachen Schrey; er ſah ſich um, und beym ſchwachen Schein der Lampen glaubte er den Turban der ſchönen Orientalin geſehen zu haben. Schmerzlich bewegt ging er weiter; und erſt als die kalte Winternacht ſchneidend auf ihn zuwehte, erwachte er aus ſeiner Betäubung und überſah nicht ohne Beſorgniß die Folgen, die ſeine Gefangennehmung haben könnte.

(Die Fortſezung folgt.)

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortſezung.)

In San Luis riethen mir einige in Gruppen verſammelte Leute nicht allein weiter zu gehen, da der Kourier und Poſtillion (von Buenos-Ayres) mit ihren Pferden und einem Hunde mit abgeſchnittener Gurgel auf dem Wege gefunden worden ſeyen. Man rieth mir mit dem Kourier zu reiſen, der gerade nach Buenos-Ayres ritt. So machten wir uns den andern Morgen zuſammen auf, begleitet von drey Peons mit alten Piſtolen und Flinten verſehen. Der Kourier war ein kleiner alter Mann von ungefähr 55 Jahren. Er hatte ſein ganzes Leben auf dem Pferde zugebracht, und ſein Geſicht glich einem verwelkten Apfel. Er ſagte mir, er ſey der Vater des ermordeten Couriers, der ſein einziger Sohn war, und dem er gerade ſeine Stelle verſchafft hatte; dieſer war erſt neunzehn Jahre alt und dieſe Reiſe ſeine erſte als Kourier geweſen. Dieſelbe Geſchichte wiederholte er bey jeder Poſthütte, und die Leute hörten ihm ſo gerne zu, und er war ſo willig zu erzählen, daß wir einige Minuten bey jeder Poſthütte verloren; daher legten wir, obgleich wir den ganzen Tag ritten, nur 102 engliſche Meilen zurück. Des andern Morgens vor Tages Anbruch eilte ich fort und nahm einen Poſtillion mit mir, ſo daß ich viel ſchneller fortkam; allein die Pferde waren nicht ſtark, und dieſen ganzen Tag konnte ich nur 110 engliſche Meilen zurücklegen.

Zwey andere Tage ging es so fort, vom Morgen bis zur Nacht zu Pferde, auf dem Boden das Nachtlager, ohne andere Kost als Rindfleisch. Zulezt kamen wir der Gegend von Santa Fé nahe, wo der Kourier ermordet worden war. Der Postmeister wollte keine Perde geben, wenn ich nicht eine Begleitung finden könnte, da die Postillione sich weigerten allein zu gehen. Er verlangte, ich solle den Kourier erwarten, und so verlor ich einen halben Tag, da dieser erst Abends ankam.

Am andern Morgen bey Tages Anbruch war ich auf und sah den armen alten Kourier auf seinem Sattel liegen; eine Cigarre im Munde, verweilte er eine geraume Zeit betend und sich bekreuzend; wir machten uns mit dem Postmeister, noch einem Gaucho und dem Postillion, alle bewaffnet, auf den Weg; es wurden wenige Worte gewechselt. Als wir uns dem übelberüchtigten Platze näherten, schien es, als ob alle die Salteadores (Räuber) erwarteten; einige Meilen weiter verließen wir die Straße und galoppirten durch das trockene Gras auf eine kleine, schwarzaussehende zerstörte Hütte zu. Es war eine von denen, welche die Indianer verbrannt und die ganze Familie darin ermordet hatten. Als wir nahe kamen, sah ich um mich her, und keine andere Hütte oder Wohnung, kein Vieh ließ sich blicken, und nachdem einige Gamas (Dambirsche), die sich wenige Augenblicke zeigten, sich aus dem Staub gemacht hatten, waren wir völlig einsam. Wir befanden uns mitten in einem ganz verödeten Lande; die Hütte war aus ungebrannten Ziegeln und Lehm erbaut, das Dach verbrannt, der eine Giebel eingesunken, der andere den Einsturz drohend, eine Seite der Mauer völlig eingestürzt; wir ritten hinan, dicht neben uns war ein tiefer Brunnen, in welchen die Salteadores alle todten Körper geworfen hatten, erst den Kourier, dann den Postillion, zulezt den Hund und die Pferde. Jezt lagen die Pferdegerippe vor uns, halb von den Adlern und Viscachos verzehrt; der Hund war unberührt; er war sehr groß und von der Hitze nun ganz ungewöhnlich aufgeblasen; der Hals war abgeschnitten, und ich sah niemals an einem todten Thiere so viel Ausdruck; seine Lefzen waren aufgeworfen und drückten deutlich die Gefühle der Wuth und Treue aus, die augenscheinlich bis zum lezten Augenblicke in ihm gekämpft hatten. In der Hütte lagen die Leichen des Kouriers und Postillions mit abgeschnittener Gurgel; einige lose Steine aus der Mauer waren über sie hingeworfen; Stücke von dem Poncho des Kouriers lagen zerstreut umher und einige zerrissene Umschläge von Briefen, welche die Mörder geöffnet hatten. In der Mitte der Hütte war ein Aschenhaufen, von dem Feuer, das sie angezündet; an einer Ecke stand ein einsamer Pfirsichbaum in voller Blüthe im grellen Kontrast mit der Scene vor uns. Der alte Kourier sagte dem Postmeister ein Paar Worte, worauf dieser auf die zertrümmerte Mauer kletterte, und lose Steine herunter warf, er fiel, und alle brachen in ein lautes Gelächter aus; wir stiegen nun sämmtlich vom Pferde, und bedeckten die Körper mit Steinen, „Con que Señores," sagte der alte Mann, „haremos un oracion para el defunto;" wir nahmen alle unsere Hüte ab und bildeten einen Kreis, unsere Pferde standen gegenüber und blickten uns an. Der alte Mann hatte das Tuch um seinen Kopf geworfen, und sein viertägiger Bart war schneeweiß. Er stand über der Leiche seines einzigen Sohnes, und sagte Gebete her, auf welche die Gauchos antworteten. Ich gesellte mich zu ihnen und bekreuzte mich eifrig, denn da der Kourier mich anblickte, so wünschte ich den Gram des alten Mannes zu erleichtern, und auch meinen eigenen Gefühlen Genüge zu thun.

Sobald die Ceremonie vorüber war (die ungefähr zwey Minuten dauerte) sezten wir unsere Hüte auf, „Con que Señores," sagte der Alte, und nach einer langen Pause rief er aus: „Vamos," und die ganze Gesellschaft versammelte sich in Gruppen um Cigarren anzuzünden. Ich hatte meine kaum angezündet, als der alte Mann kam um die seinige daran anzuzünden. Seines Sohnes Leiche lag zu unsern Füßen, er näherte sein Gesicht dem meinigen, und als er mit dem Ernste der Cigarrenraucher blies und sog, konnte ich mich nicht enthalten über die sonderbare Scene vor mir nachzudenken. Doch alsbald bestiegen wir unsere Pferde, ich sagte dem Pfirsichbaume ein lezes Lebewohl, und wir galoppirten alle über das trockene braune Gras hin, um die Straße zu gewinnen, und die wenigen, in der Hütte verlorenen Minuten wieder einzuholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zorn und Mitleid.

Potz Rezensent! Potz hämischer Geselle!
Das litt ich nicht, mein Freund, an deiner Stelle!
Ich würde schon den Burschen Mores lehren! —
„Nicht doch — der arme Sünder,
Er muß ja Weib und Kinder
Mit vieler Müh' und wenig Witz ernähren."

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, im Juni.

In den lezten Sitzungen der physikalischen und naturhistorischen Gesellschaft kam einiges Interessante vor. Pesatier las eine Abhandlung über eine warme Schwefelquelle bey Yverdun. Schon die Römer haben sie benuzt. Sie findet sich in einem ziemlich tiefen Brunnen in einem Sandsteinlager; hat 27° Wärme (nach der hundertheiligen Scale), ihr Geschmack ist nicht unangenehm, und sie quillt sehr reich, denn sie gibt 200 Litres Wasser in einer Minute. Die chemische Analyse dieser Quelle und deren Gebrauch zu Römerzeiten setzen ihre Heilkräfte außer Zweifel. Es hat sich schon eine Gesellschaft zur Anlegung von Bädern gebildet, zu deren Gedeihen auch die

ſchöne Gegend von Vorbun beytragen wird. Der Oberſt Dufour ſprach über die Dampfmaſchinen mit hohem Druck, ein Gegenſtand, der ſeit dem Ereigniß von Lyon hier von großem Intereſſe iſt, und entwickelte folgendes: Da eine gegebene Kraft nicht in unbeſtimmtem, ſondern in beſtimmtem Raum wie der Cylinder einer Maſchine wirken darf, ſo zeigt ſich, daß nach dieſem Grundſatz die Beſchränkung des Raumes für den hohen Dampfdruck wohl vortheilhaft iſt, daß man aber, um die Kraft einer einfachen Athmoſphäre zu verdoppeln, nie weiter als auf fünf gehen ſoll; wollte man einen noch höhern Druck anwenden, ſo würde man an unnützer Friktion verlieren, was an Kraft gewonnen wird. Hiernach ſcheint ihm das vortheilhafteſte Dampfdruckſyſtem, wenn man nie weiter als auf fünf oder ſechs Athmoſphären geht, die ungefähr dieſelben Wirkungen hervorbringen wie zehn, ungerechnet, daß die Erſparung an Feuerungsmaterial mehr als die Hälfte beträgt.

Huber-Lullin zeigte Bienen vor, die ihm aus Tempico in Mexico geſchickt worden ſind. Er hält ſie für eine, von unſern Bienen und Hummeln ganz abweichende Thierart, wiewohl ſie mit den leztern die größte Aehnlichkeit hat. Einen Stachel konnte er nicht bey ihnen entdecken. Ihre Wachszellen ſind außerordentlich groß.

In den Maiſitzungen der vertrauten Geſellſchaft, (Société familière) wo auch größtentheils Gegenſtände der Naturkunde und Technologie zur Sprache kommen, war gleichfalls von manchem Intereſſanten die Rede, wovon ich nur einiges anführe. Wie Bern in ſeinen Stadtgräben eine Bärenfamilie ernährt, ſo hegt auch Genf in einem großen Käfigt zwey ſchöne Adler, wiewohl ſich in ſeinem Wappen nur ein halber findet. Bisher hat man geglaubt, daß dieſer Vogel der freyen Stärke in Gefangenſchaft nie Eyer lege. Dem iſt aber nicht alſo, denn die Adlerin hat vor einigen Wochen zum erſten Mal daß man denken kann ein Ey gelegt, und iſt im Begriff es auszubrüten. Peſchier zeigte ein Hühnerey vor, das er im Jahr 1821, alſo vor ſechs Jahren, in Kalkwaſſer legte. Es wurde ſogleich eröffnet, und ganz friſch, wohlſchmeckend und ohne Geruch befunden. Er hat in ſeiner Küche heimlich dergleichen kochen laſſen, und alle Glieder ſeiner Familie haben ſie für friſche Eyer gegeſſen. Dieſe Art, Eyer Jahrelang gleich gut und friſch zu erhalten, iſt ſehr einfach. Man füllt drey Viertel eines Gefäſſes mit friſchen Eyern, dann gießt man bis an den Rand Kalkwaſſer zu und wirft einige Hände voll ungelöſchten Kalks hinein, um das Waſſer ganz zu ſättigen. Darüber bindet man ſtarkes Papier, ſtellt den Topf an einen kühlen Ort, und kann dann Eyer herausnehmen wenn man will. Der Oberſt Dufour ſprach über die Gasbeleuchtung. Nach ſeiner Berechnung kommt bey gleicher Zahl Lichtern die Gasbeleuchtung etwas theurer als die mit Oel. Was Genf betrifft, ſo beweiſt er, daß eine geringe Anzahl von Subſcribenten zureiche, um Gas ohne Verluſt im Großen zu erzeugen, daß aber bey einer bedeutenden Anzahl Subſcribenten Vortheil zu erwarten ſey. Von Vevay hat man mehrere Strohearten und daraus verfertigte Hutflechten vorgelegt, die an Feinheit, Farbe und Dauer den italieniſchen ganz gleich kommen. Dieſe ſind aus gewöhnlichem Kornſtroh von magerem Boden (Triticum vulgare). Die Muſter aus Vevay aber beſtehen aus Poa pratensis, Anthoxanthum odoratum und Cynosurus cristatus. Dieſe Grasarten wachſen im großer Menge auf den Schweizerwieſen. Am ſtärkſten, jedoch nicht am feinſten waren die Geflechte vom Cynosurus. Es fehlte dieſen Verſuchen nur die toskaniſche Geſchicklichkeit in der technischen Behandlung; das Material iſt gleich gut. Man könnte dazu auch die Avena flavescens, Phleum pratense und beſonders Melica ciliata anwenden, die häufig in unſern Alpenthälern und auf den Felſen wächſt, wo ſie leicht noch zu vermehren wäre. — Die runden Sporn-ſteine werden jezt mit dem beſten Erfolg bey allen neuen Häuſern angewendet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, 10. Juni.

(Fortſetzung.)

Von dergleichen Sonderbarkeiten ſind übrigens die Biographien der Tonkünſtler voll, man könnte deren mehrere von einem neulich zu Chantilly verſtorbenen 82jährigen Tonkünſtler, Pierre Candeille, der freylich kein Roſſini war, anführen. Zwar hat man von ihm einige große Opern, als Caſtor und Pollux, Pizarro und viele einzelne Stücke, wie auch Kirchenmuſik, und er ſoll ſich nach Gluck, in deſſen Zeit ſeine muſikaliſche Thätigkeit fällt, gebildet haben; allein er hat ſeinen Ruf beynahe überlebt, und ſeine Theatermuſik war faſt rein vergeſſen ehe er noch verſchieden war. Es war ein barſcher Mann, der, als er in ſeiner Jugend Sänger an der Oper war, ſeinem Direktor eine Ohrfeige gab und davon laufen mußte, und in der Folge ſich durch ſeine derben Antworten und Ausfälle manche Händel zuzog. Aus ſeiner Tochter hat er eine Schauſpielerin gemacht, und zwar eine ſehr gute. Ganz Paris kennt das ſonderbare Abenteuer, das ſie von der Bühne entfernt hat. Der reiche Wagenmacher Simons nämlich war nach Paris gekommen um ſeinen Sohn von einer Heirath mit einer Schauſpielerin abzuhalten. Um dieſen Verſuch, der ihm außerordentlich am Herzen lag, in's Werk zu ſetzen, mußte er mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen in Unterredung treten. Zufällig wurde er mit Dem. Candeille, die ein ſchönes Mädchen war, bekannt, verliebte ſich in ſie, und heirathete ſie. Ob der Sohn auch ſeine Schauſpielerin geheirathet hat, weiß ich nicht; der Vater konnte wenigſtens keine triftigen Gründe mehr entgegenſetzen. Dieß Abenteuer hat hernach dem Dichter Andrieux den Stoff zu ſeinem Luſtſpiele la Comédienne gegeben, das mit Beyfall am Théâtre français gegeben werden iſt, und zuweilen noch gegeben wird. Es iſt Schade, daß Dem. Candeille, die ſich ſeitdem Mad. Simons-Candeille nannte, bey ihrer Heirath die Bühne verließ, denn ſonſt hätte ſie im Luſtſpiel la Comédienne die Hauptrolle übernehmen, und ihre eigene Geſchichte ſpielen können; übrigens iſt ſie ſelbſt Dichterin und Romanſchreiberin, und könnte ihre Lebensgeſchichte ſehr anmuthig darſtellen wenn ſie wollte. Doch ich komme auf die Pariſer Theater zurück. Um erſtlich noch beym Théâtre français zu bleiben, ſo giebt jezt ein neues Luſtſpiel von Picard und Majère: die drey Stadtreviere, das ſchauluſtige Publikum in Menge herbey. Picard, der in ſeiner beſten Zeit ſeine Stücke allein ſchrieb, geſellt ſich jezt zu jungen Dichtern, und arbeitet mit ihnen, oder läßt ſie mit ihm arbeiten, ſo daß bey allen Stücken, die jezt von ihm erſcheinen, irgend ein junger Dichter als Gehülfe angekündigt wird. Majère ſcheint einer der treueſten dieſer Gehülfen zu ſeyn, denn man lieſt ſeinen Namen oft neben dem des alten Meiſters. Ihr Luſtſpiel, die drey Stadtreviere, hat zum Zwecke, eine Sittenſchilderung der verſchiedenen Reviere der großen Hauptſtadt zu liefern. Picard verſteht ſich auf die Darſtellung der Sitten und des öffentlichen Lebens. Hievon zeugen die vielen Luſtſpiele, die er während der Revolution und ſpäterhin geſchrieben hat. Zwar liegt immer etwas Uebertreibung darin, und man ſchöpfe fehl, wenn man ſtrenge nach dem Picard'ſchen Theater das öffentliche Leben der Franzoſen während und nach der Revolution beurtheilen wollte. Allein im Allgemeinen enthalten ſie doch viel Wahrheit, und für den Theil des Publikum, welcher das Theater beſucht, reicht dieſes hin.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Juli 1827.

Hier wo der Blick, beschränkt, nicht wünschet mehr zu sehen,
Wo Laubgewinde rings ein Bollwerk mir erbau'n:
Allein in der Natur möcht ich hier stille stehen,
Und hören nur den Quell und nur den Himmel schau'n.

G. Schwab, nach De Lamartine.

Das Thal von Vaucluse.

(Aus G. H. Schuberts noch ungedruckter Reise durch Südfrankreich und Italien.)

Morgens am 2ten April (1826) mit Sonnenaufgang waren wir auf dem Wege nach Vaucluse und seiner Quelle. Die Straße geht von le Thor aus durch eine in ewigem Frühlingsgrün pranzende Gegend, eine der reichsten, welche ich jemals gesehen. Auf diesen Auen wird die Stimme der Winterstürme nur selten, und auch dann nur auf einzelne Tage gehört; der Sommer aber ist gemäßigt durch die Luft der Gebirge und durch den kühlenden Hauch, welcher aus dem Gewässer der Sorgue emporsteigt, deren wohlthätige Arme nach allen Gegenden das Land durchwässern. Da gleicht das ganze blühende Thal jenem smaragdgrünen Gewand mit Veilchen durchwirkt, in welchem Petrark seine Laura an einem Frühlingsmorgen zuerst an heiliger Stätte gesehen *).

Lisle mit seinen hohen altgothischen Stadtmauern, noch mehr aber mit seinen prächtigen Baumalleen, welche außen vor der Stadt, wo das berühmte Hôtel von Petrark und Laura liegt, die wohlthätige Sorgue begleiten, und dann ihren Lauf ein Stück Weges an der Straße hin nehmen, ist ein lieblicher Zwischenpunkt.

Da, wo man auf einem nähern schönen Wiesenfußsteig die Straße verläßt, und bey einer Krappmühle die Brücke findet, welche zum andern Ufer der Sorgue hinüberführt, geht der Fußsteig an eine Sandsteinfelsenwand hinan. Von hier wird die Gegend immer reicher an seltenen südlichen Pflanzen. Ein Tragant, an dessen zierlichen Blättern und Blüthen ich mich sonst schon in den Gewächshäusern und botanischen Gärten erfreut, Rosmarin, und so manche Gewächse, welche bey uns in den Sommermonaten die Gartenbeete zieren, blühten hier schon am zweyten April. Endlich tritt man da in eine Felsenhalle, deren Wände nach einigen Richtungen hin siebenhundert Fuß emporsteigen. Diese dürren, nur an etlichen Stellen von gewürzhaften Pflanzen bedeckten Felsenwände umfassen den jugendlichen reichen Quell der Sorgue mit dem smaragdgrünen Thal, das ihn umgibt, wie ein altes Heldenpaar den spätgebornen Säugling, die einzige Hoffnung des Stammes. Da drängt sich die eine, dort die andere himmelhohe Wand an den schönen Lorbeergarten hinan, damit ja kein rauhes Lüftchen den Neugeborenen berühre. Wir fühlten hier auch nicht die leiseste Spur von dem Mistral, der an jenem Tage, so wie am vorigen, und folgenden, in der benachbarten Gegend von Avignon heftig gewebt.

An dem Fuß der höchsten und mittleren Felsenwand ist die Grotte, aus welcher der mächtige Quell, der, wenigstens in der Jahrszeit, in der wir ihn sahen, gleich zum mächtigen Flusse wird, hervorgeht. Nicht brausend, nicht schäumend wie ein kleiner Quell, sondern still und ruhig tritt dieser See der verborgenen Tiefe an das Tageslicht des Paradieses heraus, das er mit seinem Gewäs-

*) Am Montag vor Ostern im Jahr 1327 in der Kirche zu Avignon.

ser ernährt und umfängt. Etwa wie das lang im Innern verborgene, hier stark und mächtig gewordene Gefühl eines tiefen Gemüths, auf welches der Fuß der Welt lange mit flachem Spotte getreten, auf einmal in einer großen Stunde unaufhaltsam hervortritt; oder wie die Liebe in einem vorhin ehernen Herzen plötzlich beym Anblick des Geliebten erwacht. Der See stürzt sich rein, wie flüssiger Krystall, vom Rand des Beckens über die Felsen hinunter; sein Reichthum versiegt nie, und ist noch derselbe, der er zu Plinius Zeiten gewesen; aus allen Schluchten und Klüften eilen Quellen nach dem Felsenstrom hinunter, und machen ihn auf einem nur etliche Schritte langen Laufe so mächtig, als es der vaterländische Main kaum am dritten Tage seines Laufes wird.

So bist du denn an dem Orte, nach welchem du dich schon als Jüngling hingesehnt und hingeträumt. Hier hat mitten in die Felsenhallen hinein, und über den grünen Paradiesgarten hinüber einer der edelsten und reichsten Geister aller Jahrhunderte ein Paradies des Geistigen hingebaut, welches für alle Zeiten bleiben wird. Hier hat Petrark das Leben einer Liebe gelebt, deren Schmerzen und Freuden er mit tief ergreifender Gewalt besungen. Wer Petrark nicht blos aus seinen Sonnetten und Kanzonen, sondern namentlich auch aus seinen Selbstbekenntnissen kennt, der hat wohl einen andern Blick in diesen tiefen, stillen See gethan, als jener, welcher nur die spiegelnde Oberfläche betrachtet. Es ist eine Liebe, deren Gegenstand ewig, deren Dauer beständig und ewig, deren Seligkeit ewig. In jedem tiefen Gemüth liegt das Sehnen nach dieser Liebe und ihrer Befriedigung. Es ist etwa ein Hauch aus dem Morgenlande des beständigen Frühlings, ein Thautropfen, in welchem das Bild der ewigen Schönheit sich spiegelt, die betende Gestalt einer Laura, welche das Sehnen im Innern an den Aufflug nach einem unsterblichen Oben erinnert, und es wird alsbald, wie ein stiller mächtiger See, die Liebe geboren, welche von da an Leben zeuget, überall, wo ihr Gang durch die Zeit zur Ewigkeit hintrifft. Geister, welche wie Petrark diese Liebe gekannt und in sich genährt, deren Walten und inneres Leben sind bleibender als der Wechsel der Tage und der Lauf jener Gewässer, welche, so lange der Gang der Zeit währt, Welle auf Welle aus dem Felsen hervorbrechen. Menschen, welche jene Liebe nicht gekannt, die mögen etwa der Abgott eines entarteten Jahrhunderts werden; sie sind jedoch Dünste, welche dem Wanderer in heißer, wasserleerer Wüste das Bild eines klaren See's vorspiegeln, die, wenn die Sonne höher gestiegen, oder der dürstende Wanderer ernstlich und näher herbeidringt, verschwinden, und statt der gehofften Befriedigung nur den Kiesgrund dürr und nackt und wasserleer zurücklassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

5.

Die Polizeydiener hatten den Sarazenen, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine feine und reiche Kleidung, in das Offizierszimmer der Hauptwache gebracht. Der wachhabende Offizier wies ihm mit einer mürrischen Verbeugung eine Bank, die in der fernsten Ecke des Zimmers stand, zu seiner Schlafstätte an, und ermüdet von dem langen Umherirren auf dem Ball, fand der junge Mann dieses Lager nicht zu hart, um nicht bald einzuschlafen.

Trommeln weckten ihn am nächsten Morgen; schlaftrunken sah er sich in dem öden Gemach um, blickte bald auf sein hartes Lager, bald auf seine Kleidung, und nach einer geraumen Weile erst konnte er sich besinnen, wo er sey und wie er hieher gekommen. Er trat an's Fenster; noch war Alles still auf dem Platz vor der Hauptwache, und nur die Kompagnie, die gerade vor seinem Fenster zur Ablösung aufzog, unterbrach die Stille des trüben Februarmorgens. Indem die Trommeln auf der Straße schwiegen, hörte er von der Stiftskirche acht Uhr schlagen, und der Ton dieser Glocke rief ihm alles Unangenehme und Besorgliche seiner Lage zurück. „Bald wird er nach die fragen, dachte er, und wie unangenehm wird es ihn überraschen, wenn er hört, ich sey in dieser Nacht nicht zu Hause gekommen!" — Im Hause des alten Landschaftskonsulenten Landel ging Alles einen so geordneten Gang, daß dieses Ereigniß allerdings sehr störend erscheinen mußte. Zu dieser Stunde pflegte der alte Herr seit vielen Jahren sein Frühstück zu nehmen; mit dem ersten Glockenschlag erschien dann, zugleich mit dem Diener, der den Kaffee auftrug, sein Sohn; man besprach sich über Tagesneuigkeiten, über den Gang der Geschäfte, und zu jener Zeit ließ es der allgewaltige Minister nicht an Stoff zu solchen Gesprächen fehlen. Das Gespräch war regelmäßig mit dem Frühstück zu Ende; der Aktuarius küßte dem Alten die Hand und ging dann, einen Tag wie den andern, ein Viertel vor neun Uhr nach seiner Kanzley. Diese langjährige Sitte des Hauses rief sich Gustav in diesen Augenblicken zurück. „Jezt wird Johann die Tassen bringen," sagte er zu sich, „jezt wird er erwartungsvoll nach der Thüre sehen, weil ich noch nicht eingetreten bin, jezt wird er mich rufen lassen; — daß ich doch dem guten alten Herrn solchen Aerger bereiten mußte!" Er warf unwillig seinen Turban weg, stützte die Stirne in die Hand und beschloß, den Offizier, sobald er wieder erscheinen würde, um die Ursache seiner Verhaftung zu fragen.

Die Trommeln ertönten wieder, die Abgelösten zogen weiter, er hörte die Gewehre zusammenstellen und bald darauf trat ein Offizier in das halbdunkle Gemach. Er warf einen flüchtigen Blick nach seinem Gefangenen in der Ecke,

legte Hut und Degen auf den Tiſch und ſezte ſich nieder. Landek, der jenen nicht zuerſt anreden mochte, bewegte ſich, um anzudeuten, daß er nicht mehr ſchlafe. „Bon jour, mein Herr!“ ſagte der Offizier, als er ihn ſah, „wollen Sie vielleicht mein Dejeuner mit mir theilen?“

Dieſe Stimme ſchien Guſtav bekannt; er ſtand auf, trat höflich grüßend näher, und mit einem Ausruf des Staunens ſtanden ſich die beyden jungen Männer gegenüber. „Parole d'honneur, Herr Bruder!“ rief der Kapitän von Reelzingen, „dich hätte ich hier nicht geſucht! wie kömmſt du in Arreſt? Weiß Gott, Blankenberg hatte nicht Unrecht, als er prätendirte, du werdeſt irgend etwas contra rationem riskiren.“

„Ich möchte dich fragen, Kapitän,“ entgegnete der junge Mann, „warum ich hier ſize? mir hat kein Menſch den Grund angegeben, warum man mich gefangen nehme; du haſt die Wache, Reelzingen; bitte dich, du mußt doch wiſſen —“

„Dieu me garde! ich?“ rief der Kapitän lachend; „meynſt du, er habe mich mit ſeiner beſondern Aeſtimation beehrt und in ſeine Confidence gezogen? Nein, Herr Bruder! als ich ablöſte, ſagte mir der Lieutenant von geſtern: Oben ſizt einer, den ſie vom Karneval auf ausdrücklichen Befehl hergebracht haben. Er pflegt es gewöhnlich ſo zu machen.“

„Wer pflegt es ſo zu machen?“ fragte Landek erblaſſend.

„Wer?“ erwiederte jener leiſe flüſternd, „dein Schwager in spe, der Jude.“

„Wie?“ fuhr jener erröthend fort, „du glaubſt er ſelbſt? Ich hoffte bisher, es ſey vielleicht eine Verwechslung vorgefallen; du haſt wohl von dem Auftritte gehört, der, bald nachdem ich euch verlaſſen hatte, mit dem Juden vorfiel, man rief etwas von katholiſch werden, und da fuhr der Finanzdirektor auf —“

„Was ſagſt du?“ unterbrach ihn der Kapitän mit ernſter Miene, indem er näher zu dem Freund trat und ſeine Hand faßte. „Das war es alſo? uns hat man es anders erzählt; wie ging es zu? was hat man gerufen?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Morgenländiſche Sitten.

(Aus Buckinghams Reiſe durch Klein-Aſien zum Euphrat und Tigris.)

1. Ein Beſuch bey einem vornehmen Türken zu Orfah, dem Ur der Bibel.

Wir verſammelten uns vor Sonnenuntergang, drey an der Zahl, in dem Hauſe eines gründeturbanten Nachkommens des Propheten. Wir wurden in einen prachtvollen Saal geführt, mit vergoldeter Decke, Divanen mit reichen Teppichen und ſeidenen Kiſſen, und andern Zeichen des Wohlſtandes verſehen. In der Geſellſchaft befanden ſich zwey indiſche Fakire, welche ihren Vortheil zu gut kannten, um ihren Beſchüzer zu verlaſſen. Dieſe Leute, in Lumpen gehüllt, welche die vielen Bindfaden, womit ſie befeſtigt waren, kaum zuſammen zu halten vermochten, und mit dem Ungeziefer bedeckt, welches ſich in den lezten drey Jahren, wo ſie ihre Kleider nicht gewechſelt, und ſich vielleicht nie den Körper gewaſchen, bey ihnen vermehrt hatte, ſaßen mit den übrigen auf dem Sofa, und wurden mit derſelben Aufmerkſamkeit wie alle andern Gäſte bedient. Dieſer Gebrauch, die Zerlumpten und Schmuzigen an dieſelben Plätze zuzulaſſen wie die Reinlichen und Gutgekleideten, ſo wie die Gewohnheit, die Dienerſchaft des Nachts auf dem Divan ſchlafen zu laſſen, beydes türkiſche Sitten, machen, daß die Häuſer der Reichen beynahe eben ſo voll Ungeziefer ſind wie die Wohnungen der Armen. Es iſt daher auch nichts ſeltenes die Reichſten und Anſtändigſten einen dieſer Gäſte in ſeinem Marſch anhalten zu ſehen; aber ſtatt ſolche wie die Spanier zu behandeln, blaſen ſie dieſelben weit von ſich, mitten in's Zimmer hinein, indem ſie es für zu eckelhaft und unanſtändig halten, die Rückkehr derſelben durch einen augenblicklichen Tod unmöglich zu machen. Unſer Abendeſſen ward auf einem großen metallenen Präſentierteller aufgetragen, welcher mit einer Menge arabiſcher Zeichnungen und Sprüche geziert war, und zum Wenigſten vierzig Schüſſeln faßte; die mittlere enthielt, wie gewöhnlich, Pilau, und die umgebenden gedämpftes Fleiſch, Obſt und verſchiedene künſtliche Gerichte. Unter unſerm Getränke waren gekühlte Milch und Lebben, ein vortrefflicher Eiſcherbet von Honig, Zimmetwaſſer und Gewürz, und Saft von Granatäpfeln vom vorigen Jahre, mit Roſenwaſſer verſezt. Das Tuch, welches über dem Präſentierteller lag und breit genug über den Rand hing, um die Knie der Eſſenden zu bedecken, war von feinem Seidenflor gemacht, an den Rändern und Ecken geſtickt, und beſtand aus einem Stücke von achtzehn bis vier-und-zwanzig Fuß Länge und drey Fuß Breite. Das Waſſer brachte man uns in ſilbernen Schalen, und wir wuſchen uns über ſilbernen Becken. Wir genoſſen unſere Abendpfeifen und unſern Kaffee auf der Terraſſe des Hauſes, welches durch ſeine Höhe und ſeine Lage mitten in der Stadt einen angenehmen Anblick weit in die Runde gewährte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, im Juni.

(Fortsetzung.)

Es ist bekannt, daß das schreckliche Hagelwetter, das in Vevay, Montreux, Wallis und an der savoyischen Küste wüthete, auch hier große Verwüstungen angerichtet hat, während es fast am ganzen waadtländischen Ufer, in Coppet, Nyon, Rolle, Morge, Ouchy u. s. f. nur wenig regnete. Die schöne, weite, mit herrlichen Bäumen besetzte Rasenebene, Plainpalais, war lange in einen See mit fußtiefem Wasser umgestaltet. Glücklicherweise schwoll die nahe wilde Arve nicht. Dadurch ward unabsehbares Unglück vermieden; auch der See erhob sich nur um wenige Zoll. Ueberall waren in Kurzem alle Regenmesser überfüllt; der Zufall aber hat hier einen gemacht, eine zinnerne Badewanne, die um drey Uhr Nachmittags leer auf ein plattes Dach gesetzt wurde; diese ergab, daß in diesem Wetter 24″ hoch Wasser gefallen war. Unsere physikalischen und naturhistorischen Vereine werden sich nun genau mit den Erscheinungen dieses Wetters beschäftigen, und darüber alle nur möglichen Angaben sammeln.

Zu den nützlichsten Unternehmungen, die jetzt im Werke sind, gehört unstreitig die Bildung eines großen schweizerischen Ackerbauvereins. Er soll mit der bekannten naturforschenden Gesellschaft in naher Verbindung stehen, und an einem Tag ihrer Sitzungen wird man sich mit der Untersuchung der besten Ackerinstrumente, den neuesten Versuchen und Entdeckungen, mit ihrer Anwendung auf diesen oder jenen schweizerischen Boden u. s. w. beschäftigen. Zu diesem Zweck wird sich in jedem Kanton eine Spezialackerbaugesellschaft aus Landbesitzern, Gelehrten und Liebhabern der Oekonomie bilden, und diese würde jährlich Deputirte zu der schweizerischen Generalversammlung schicken. Ich glaube, ein Kanton, wo, wie in Genf, so bedeutende Versuche, in Beziehung auf Ackerbau, einheimische und spanische Schaaf- und tibetanische Ziegenzucht, Bienenzucht u. s. w. gemacht werden, und wo so viele Männer leben, die in der ganzen Sphäre der Naturkunde bewandert sind, ein solcher Kanton, wiewohl gering an Umfang, kann dem großen Verein recht wichtig werden. Man freut sich hier auch noch deßwegen über die Sache, weil dadurch ein neues Band entsteht, das Genf mit der übrigen Schweiz in immer nähere Verbindung bringen, und die freundlichen Bande noch fester ziehen wird, die uns an Helvetien knüpfen.

In dieser Beziehung muß auch der neulichen Zusammenkunft der Genfer und Waadtländer Studenten in Rolle rühmend erwähnt werden. Denke man doch dabey nicht an irgend eine politische Richtung. Die jungen Leute kommen jährlich einmal hier, einmal im Waadtland zusammen, freuen sich, lernen sich kennen, sprechen über des Landes Wunsch, Pflicht und Heil, über Wissenschaften, über Erziehung u. s. w., essen, trinken, singen, ringen und sind fröhlicher Dinge. Einige Tage vorher hatten die Berner Studenten mit den Waadtländern eine solche Zusammenkunft in Peterlingen, und einige Berner kamen mit nach Rolle herüber, um die Genfer kennen zu lernen. Diese Kantonsvereine stehen mit der großen Zusammenkunft in Zofingen in Verbindung.

Unter der Genfer Artillerie-Garnison, die sehr gut bezahlt, genähret und behandelt wird, leben mehr als sechs deutsche Studenten, die von unsern Universitäten wegen sogenannter Umtriebe, Burschenschaftsgeschichten u. s. w. für drey Jahre wegagewiesen worden sind; manche sind von sehr guten Familien. Ich habe mich selbst überzeugt, daß in den Kasernen und auf den Wachstuben Homer und Horaz, Thucydides und Sallust gelesen werden. Es versteht sich, daß sie nicht unter ihren wahren Namen hier eingeschrieben und bekannt sind. So leben diese zum Theil jungen Leute in dem ehrenvollen Dienst einer Republik, haben alles Nöthige, geben daneben in der Stadt Unterricht im Griechischen, Lateinischen und Deutschen, lernen die französische Sprache, seyen in den vielen Freystunden ihre Studien fort, besuchen die Bibliotheken und Museen, machen gute Bekanntschaften, und werden vielleicht nach Verlauf ihrer Dienstzeit, wenn sie sich gut betragen, hier ihr Unterkommen finden. So viel ist gewiß, es will keiner wieder nach Haus, sondern sie wünschen in einem Land bleiben zu können, wo es sich leicht, frey und sicher leben läßt, wo nichts demüthigt, drückt oder vornehm thut, aber Alles erhebt, wie die schöne reizende Natur, in der wir leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 10. Juni.

(Fortsetzung.)

Ein so geübter Meister wie Picard war daher auch ganz dazu geeignet, die heutige Pariser Welt zu schildern. Auf den kleinern Theatern geschieht dieß täglich, allein die großen Lustspiele am Théâtre français befaßten sich meistens nur mit der Schilderung des Lebens und Treibens gewisser Stände, z. B. des industriellen Standes, den die Polizey, da er unabhängig ist, gütigst den Dichtern preisgegeben hatte. Nun nimmt aber Picard und malt in starken Zügen nicht allein den Kaufmannsstand, sondern auch die alten und jungen Hofdamen in der hochadlichen Vorstadt St. Germain, und gibt ihr Bild dem Publikum zum Gelächter preis. Die freysinnigen Tagesblätter können sich nicht genug darüber wundern, wie die Polizeyinquisitoren, die für gewisse Stände eine so zärtliche Vorliebe äußern, dießmal durch die Finger gesehen und Picard erlaubt haben, sich über die lächerlichen Prätensionen des alten Adels so gut lustig zu machen, als über den Ehrgeiz oder die Habsucht des industriellen Standes. Bey dieser Gelegenheit sticheln sie nun alle auf die dramatische Censur, den einzigen Ueberrest des alten Despotismus, den die Regierung über Literatur und Kunst ausübte. Der eine behauptet, die Censoren hätten geschlafen, der andere, sie hätten sich bekehrt, und wollten nun vernünftig handeln, ein dritter meynt, sie hätten nicht Verstand genug gehabt um das Stück zu verstehen, und Picards ironische Schilderungen für lauter Lobreden gehalten. Natürlich finden nun die liberalen Blätter Picards Lustspiele äußerst belustigend, indeß die ministeriellen Blätter mit übler Laune behaupten, es sey nicht viel daran. Das Publikum ist, wie gewöhnlich, auf der Seite der unabhängigen Journale, und weint den Darstellungen fleißig bey. Nun haben freylich die alt französischen Aesthetiker noch vieles zu erinnern über die Verletzung der dramatischen Regeln in jenem Lustspiele; allein wenn das Publikum sich ergötzt, was kümmert es sich dann um die Regeln?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 156.
Badzeit.

Charade.

Triolett.

Wer das Erste hat gefunden,
Mit dem Ganzen frey sich schmücket,
Wie ist doch sein Herz entzücket.
Wer das Erste hat gefunden,
Das durch's Zweyte treu gebunden
Im Begriffen wird beglückt;
Wer das Erste hat gefunden,
Mit dem Ganzen frey sich schmücket.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Juli 1827.

Es geht hier etwas vor um mich, ich seh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung:
Wenn's fertig ist, kommt's wohl auch bis zu mir.

Schiller.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

Den Aktuarius befremdete der Ernst, den er auf den Zügen des sonst so fröhlichen und sorglosen Freundes las, nicht wenig; er erzählte den Vorfall, wie er ihn mit angesehen hatte, und sah, wie sich die Neugierde des Freundes mehr und mehr steigerte, wie seine Blicke feuriger wurden; als er aber beschrieb, wie Süß nach jenem geheimnißvollen Ausruf wüthend geworden und aufgesprungen sey, da fühlte er die Hand des Kapitäns auf sonderbare Weise in der seinigen zucken. „Was bewegt dich so sehr?" fragte Gustav befremdet; „wie nimmst du nur an solchen Karnevalsscherzen, die am Ende auf irgend eine Thorheit hinauslaufen, solchen Antheil? Wenn ich nicht wüßte, daß du evangelisch bist, ich glaubte, mein Bericht habe dich beleidigt."

„Herr Bruder!" erwiederte der Kapitän, indem er seinen Ernst hinter einem gleichgültigen Lächeln zu verbergen suchte, „du kennst mich ja, mich interessirt Alles auf der Welt und ich bin erstaunlich neugierig; überdieß ist Manches ernster als man glaubt, und im Scherz liegt oft Bedeutung."

„Wie verstehst du das?" sagte der Aktuarius verwundert; „was macht dich so nachdenklich? Hast du wieder Schulden; kann ich dir vielleicht mit etwas dienen?"

„Bruderherz," entgegnete der Soldat, „du mußt in den lezten Wochen gewaltig verliebt gewesen seyn, sonst wäre deinem klaren Blick Manches nicht entgangen, was selbst an meinem leichten Sinn nicht vorüber schlüpfte. Sag' einmal, was spricht der Herr Papa von diesen Zeiten? Sprichst du den Obrist von Röder nie bey ihm? Waren nicht am Freytag Abend die Prälaten in eurem Hause?"

„Du sprichst in Räthseln, Kapitän!" antwortete der junge Mann staunend. „Was soll mein Vater mit einem Obrist von der Leibschwadron und mit Prälaten?"

„Freund, mach' es kurz!" sagte Reelzingen; „halte mich in solchen Dingen nicht für leichtsinnig; ich will mich nicht in euer Vertrauen eindrängen, aber ich kann dir sagen, daß ich dennoch schon ziemlich viel weiß, und — parole d'honneur!" setzte er hinzu, „ich denke darüber, wie es einem Edelmann und meinem Port d'Epée geziemt."

„Was geht mich dein alter Adelsbrief und dein neues Port d'Epée an?" erwiederte unmuthig der Aktuar; „und wie kömmst du dazu, dich mit diesen Dingen gegen mich breit zu machen? Ich sage dir, daß ich von allem, was du da so geheimnißvoll schwazst, keine Silbe verstehe, und kann dir mein Wort darauf geben, und damit genug, Herr von Reelzingen!"

„O mon Dieu!" rief jener lächelnd, „Herr Bruder, wir sind nicht mehr in Leipzig, dies Zimmer ist nicht der göttliche Rathskeller, sondern eine Wachstube; wir sind keine Musen mehr, sondern du bist herzoglicher Aktuar und ich — Soldat, aber Freunde sind wir noch in Noth

und Tod, und darum ſey vernünftig und brauſe nicht mehr auf wie vorhin. Ich glaube dir ja aufs Wort, daß du nichts weißt, aber gut wäre es von deinem Vater geweſen, wenn er dich prävenirt hätte; deine Amour mit der Jüdin iſt überdieß jezt ganz und gar nicht an der Zeit, wir alle bitten dich, laß deine Charmante, mit der du doch niemals eine vernünftige und ehrenvolle Liaiſon treffen kannſt —"

„Was wißt ihr denn von dieſem Verhältniß?" unterbrach ihn der junge Mann düſter und erbittert, „ich dächte, ehe ich euch hierüber um Rath gefragt, könntet ihr billigerweiſe mit eurer Mahnung warten."

Der feurige junge Soldat, um ſeinem Freunde zu nützen, wollte eben in derſelben Sprache etwas erwiedern, als man an der Thüre pochte. Der Kapitän ſchloß auf, und einer ſeiner Sergeanten winkte ihm herauszutreten. Guſtav hört ſie einige Worte wechſeln, und ſah den Freund bald darauf mit verſtörter Miene wieder zurückkehren: „du bekömmſt einen ſonderbaren Beſuch," flüſterte er ihm zu „er wird gleich ſelbſt eintreten und ich darf nicht zugegen ſeyn."

„Wer doch? mein Vater?" fragte Guſtav beſtürzt.

„Er kömmt," ſagte der Kapitän, indem er eilends Hut und Degen vom Tiſche nahm, „der Jude Süß!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Thal von Vaucluſe.

(Fortſetzung.)

Petrark hat hier in Vaucluſe, wo er in der Nachbarſchaft des volkreichen Avignon das Leben eines Pilgers und Fremdlings in Welt und Zeit gelebt, ſeine vielbeſungene Laura nie geſehen, ſondern das alte Schloß da drüben, das Schloß Sauman, war damals Eigenthum eines Biſchofs von Cavaillon, welcher des Dichters Freund geweſen. Laura war die keuſche, tugendhafte Gemahlin eines ehrenfeſten Herrn von Sade, deſſen Ehe ſie mit eilf Kindern geſegnet, und Petrarks Lieder hatten in ihr wie in ihm ſelber nie etwas Anderes als die Ahnung einer ewigen, himmliſchen Liebe geweckt. Petrark war Geiſtlicher, welchen ein höheres Gelübde vor dem vergänglichen Rauſch der irdiſchen Liebe bewahrte. Laura ſtarb, fünf-und-zwanzig Jahre vor Petrark, im Jahre 1348 an der Peſt. Die Liebe aber, welcher jenes tiefe Gemüth, ſo lange es mit dem Gewand von Staub umhüllt geweſen, den Namen Laura gegeben, ſtarb nicht, und Petrark hat ſeiner Laura mit rührender Treue bis zum lezten Hauche Lieder der Liebe geſungen. Das iſt Himmelskraft und Himmelsnähe in ein armes irdiſches Element verkleidet. — Es ſind heute fünfhundert Jahre, ſeit Petrark hier gelebt, und noch ſind Augen da, welchen jene Töne der Liebe Thränen einer Rührung entlocken, welche weiß, um was ſie weint *).

Als wir die Quelle ſahen, war ſie im Zuſtande ihrer mittleren Frühlingsſtärke. Die ſteinerne Denkſäule des Petrark, welche eine Geſellſchaft in Avignon im Jahre 1809 errichten ließ, war von Waſſer umfloſſen. Wer die mächtige Quelle jezt ſah, könnte kaum glauben, daß man zu manchen Zeiten im Sommer trocknen Fußes über die Steine hinweg in die Felſenhöhle hineingehen könne, in welcher Petrark öfters in mondhellen Sommernächten freywillig den ihm wohlbekannten Schauer der Tiefe aufgeſucht. Da, wo ſich das Gewäſſer nur einen Bogenſchuß von der Felſengrotte entfernt über die Steinblöcke hinunterſtürzt, iſt es ſchon ſo mächtig und ſtark, wie die Rhone unter Obergeſtein, oder der Rhein bey Chiamu, und wird faſt mit jedem Schritt bis ins nahe Thal hinunter immer mächtiger.

Es ſcheint ſich hier ein tief und weit unter die Kalkgebirge hineingehendes unterirdiſches Waſſerbecken zu öffnen, und als im Jahr 1783 das Waſſer dieſer ſonſt ſo ſilberhellen Quelle blutroth gefärbt hervorkam, und dieſe Farbe vier Wochen lang behielt, hat man eine ſolche Erſcheinung mit vieler Wahrſcheinlichkeit aus dem gleichzeitigen Zuſammenſtürzen eines eiſenhaltigen Felſens am Mont-Ventour, gegen acht Stunden weit vom Quell entfernt, zu erklären geſucht. Wenn oben auf den Höhen des Mont-Ventour und auf den Kalkwänden, welche das Thal ſchirmen, der nur kurze Zeit dauernde Schnee ſchmilzt, und wenn etwa aus noch entlegenern Gegenden das aufthauende Gewäſſer hindurch dringt in die Tiefe, iſt die Quelle ſo ſtark, daß ſie auf einzelne Tage — wie ein überwallendes Gefühl im Geiſtigen — ihrer eignen Erzeugniſſe am grünenden Rand ihres Bettes nicht mehr achtet, ſondern ſie zerſtört, und im Jahr 1784, welches auch bey uns das Jahr großer Gewäſſer geweſen, hat ſie ſeit Menſchengedenken den höchſten Stand gehabt.

Wir konnten von dem herrlichen Quell, bey welchem wir ſchon am Morgen von Neun an geweſen, nicht wegkommen. Einige zeichneten das Bild der Gegend, Andere ſuchten die blühenden Kräuter, noch Andere ſuchten da ein Bild, welches ſich überall, wo man die Tropfen des bald vergänglichen Thaues etwas genauer betrachtet, in ihnen ſehen läßt, bleibend, wenn jene vergehen, beſtehend, wo jene vorüberwallen wie leichte Nebel.

Erſt nach Mittag erhoben ſich die Füße wieder hinunter ins Thal und nach dem Oertlein. Das Auge aber,

*) Man ſoll jedoch Petrark in ſeiner eigenen Sprache leſen. Wie beym Nachtigallengeſang, iſt es nicht der in Silben geſezte Text (wie ihn etwa Bechſtein in ſeiner Naturgeſchichte gegeben) ſelbſt nicht die Aufeinanderfolge der Töne, wie ſie fürs Klavier geſezt werden, ſondern der unnachahmliche Ausdruck der Stimme ſelber, welcher wahrhaft rührt und gefällt.

als ob es oben am Quell in einem Buche voll großer Gedanken gelesen, sahe kaum das, was es hier unten gesehen.

Siehe da! vive le roi! vive le roi! — Ein alter, seltsamer Bettler mit Haarzopf, dreyeckigem Hute und abgetragenem, altmodisch-vornehmem Kleide schrie das vive, und, wie er mit sehr besonderm Ernst und Anstand sagte, sey es ihm von seinem erhabenen Monarchen erlaubt, ihn hier vor jedem Fremden, welcher diese Gegend besuche, leben zu lassen, und sich dabey eine kleine Gabe zu erbitten. Diese bekam er denn auch, und die Träumer waren durch das vive wieder ein wenig zum Munter heruntergekommen, und zugleich zur Brücke, wo es über die Sorgue hinübergeht, und nach dem Oertlein und den alten Burgruinen.

Bey einer Art von Thor führt der ziemlich steile Weg hinan nach der alten, auf einem Felsenvorsprung liegenden Burg Sauman, von welcher noch ziemlich vieles, wohlerhaltenes Gemäuer steht. Diesen Punkt und seine Aussicht, und den stillen Frühlingssonntag, wo wir hier gewesen, wird wohl meine Seele unverwischbar fest halten, bis sie das im Urbild gesehen, worin Alles, was schön ist auf Erden, nur ein die Wirklichkeit ahnendes, schwaches Traumbild gewesen. Oben in der reinen, blauen Luft wiegten sich in weiten Kreisen zwey Falken, bald mit dem scharfsichtigen Auge nach dem grünen Paradies von Cavaillon, dann nach dem Rhonethal hinüber, dann mit jauchzendem Geschrey der Luft nach dem Sorguethal und seinem Felsentempel gewendet; so wandelt hier auch anfangs das Menschenauge in einem weiten Kreise der Luft bald da süd- und westwärts in den Garten, welcher der Geburtsort der provenzalischen Poesie gewesen, bald wieder hinüber zu der merkwürdigen Felsenkluft, welche einen so tiefen Blick verstattet in das alte Gehelmniß der unterirdischen Wasserwelt. Ein Bürger aus Avignon war auch heraufgestiegen auf den Berg neben der Burg, und betrachtete mit einem Fernrohr die weite, grüne, von spiegelnden Gewässern wie von weißen Schwänen durchzogene Ebene. Ihm, dem Nachbar aller dieser Herrlichkeit, war diese doch gewiß nicht neu, und doch rief er immer von Neuem voll Erstaunen aus: „O wie schön!“ und lud uns ein, auch durch sein Fernrohr zu sehen.

Nach dem anfänglichen Herumkreisen ruhte denn das von so viel Herrlichkeit trunken gewordene, betrachtende Auge, zuerst auf der gewaltigen Felsenhalle und auf dem Thal der Sorguequelle, welches wie ein grüngekleideter, auf die Beute der Felsenhöhen ausgehender Jäger zwischen den Wänden und Bergruinen hinansteigt.

(Der Beschluß folgt.)

Morgenländische Sitten.

(Beschluß.)

2. Der See Abrahams, in Orfah.

Der See, welcher Birket el Ibrahim el Khaleel (der Freund oder Geliebte Gottes) genannt wird, erhält sein Wasser von einer reinen Quelle in dem südwestlichen Theile der Stadt. Er bildet hierauf einen Kanal, welcher 225 Schritte lang, 25 Schritte breit, und gewöhnlich von fünf bis sechs Fuß tief ist; am östlichen Ende, wo eine kleine Brücke das Ende des größeren Kanals bezeichnet, läuft das Wasser in einen kleineren, welcher sich in viele Zweige durch die Stadt verbreitet, und zur Bequemlichkeit von Fabriken, Wohnhäusern und Khans dient. Auf der Südseite des Kanals ist ein langer gepflasterter Weg, dessen Rand beynahe mit dem Ufer von gleicher Höhe ist, und hinter diesem befinden sich Gärten und viele große weiße Maulbeerbäume, so groß und vollblätterig als bey uns die größten Ulmen. Auf der andern Seite nimmt die Façade der Moschee des Patriarchen, dessen Namen sie führt (Abraham) die östliche Hälfte des nördlichen Ufers ein, und ihr Fuß selbst wird von dem Wasser benezt, das demselben Patriarchen geweiht ist. Der See wird sowohl der Frömmigkeit als des Vergnügens halber häufig besucht, und ist, wie der See el Bedawie zu Tripoli in Syrien, mit einer Menge schöner Karpfen angefüllt, deren einige zwey Fuß lang und verhältnißmäßig dick sind. Da das Wasser ungemein durchsichtig ist, so sieht man sie auf's Vollkommenste, und es wird nicht nur für eine Unterhaltung, sondern für eine gute That angesehen, Gemüseblätter zu kaufen und auf die Oberfläche zu streuen, wodurch sie sich sogleich in Haufen sammeln. Es ist auf's Strengste verboten dieselben zu fangen oder zu beunruhigen, sie vermehren sich daher auch ausnehmend, und ich übertreibe nicht, wenn ich ihre gegenwärtige Anzahl im Kanal und dem kleineren Strom auf 20,000 anschlage; auch vermehrt sich ihre Zahl dennoch, obgleich die Christen gelegentlich einen stehlen und sich herrlich schmecken lassen, während die Mohamedaner den Genuß derselben nicht nur als eines der unverzeihlichsten Vergehen ansehen, sondern auch völlig überzeugt sind, daß sie, wenn man sie auch fange, weder gekocht noch sonst genießbar gemacht werden können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, im Juni.

(Fortsetzung.)

Gleich erfreulich wie der Studentenverein in Nolle, war neulich das hiesige Agrikulturfest. Man hatte dazu weislich den

Tag gewählt wo Markt in Carouge, einem Flecken an der Arve, wenige Minuten von Genf, war. Zuerst hatte hier die Ackerbauklasse eine Viehausstellung, wo man schöne Widder, Stiere, Pferde u. s. w. sah. Es wurden zahlreiche Preise für die Viehzucht ausgetheilt, hernach für den Reysbau, welcher seit fünf Jahren im Kanton sehr aufgekommen ist. Darauf war ein Schmaus auf dem Schießhaus. Dazu hatte man alle Preisträger eingeladen, die Mitglieder der Ackerbauklasse machten die Wirthe. Die vorzüglichsten Preisträger saßen neben den Syndiken und Staatsräthen, die gegenwärtig waren, die andern hatten ihre Plätze zwischen den Genfern. Im Ganzen waren es hundert-zwey-und-zwanzig Personen, wovon die Hälfte Landbauer. Volle Heiterkeit herrschte bey dem einfachen Mahle, wo guter Landwein reichlich herumging. Man kann nicht glauben, wie dieß Mahl auf unsere Landleute wirkte! Sie vergessen nicht, daß sie neben Syndiken und neben den Ersten des kleinen Staats gesessen, vertraulich mit ihnen über Frau und Kind, Feld und Vieh geplaudert, mit ihnen angestoßen und getrunken haben. Solches Zusammenseyn der Obern mit den Bauern wirkt wohlthätiger als die Furche, welche der chinesische Kaiser mit dem Pflug zieht. Es versteht sich von selbst, daß die herzlichsten Toasts auf das Wohl der Schweizerconföderation, der Regierung von Genf und des Ackerbaus ausgebracht wurden.

Die Ackerbauklasse hat ihr drey-und-dreyßigstes Programm bekannt gemacht, und darin die, für unsern Kanton so wichtige Preisfrage aufgestellt: wie sind Gemeindegrundstücke unsers Kantons am besten zu benutzen? Das Programm enthält über den Gegenstand eine Menge neuer und verständiger Ansichten, die zu Anhaltspunkten in der Streitfrage dienen, ob Gemeindegüter verkauft, vertheilt oder zusammengehalten werden sollen. Wie wichtig die Frage für Genf ist, erhellt schon daraus, daß die Gemeindegüter $\frac{1}{5}$ des sämmtlichen Ackerlandes im Kanton betragen. Der Preis ist eine goldene Medaille für die beste Beantwortung der allgemeinen Frage, und silberne Medaillen für diejenigen, welche genügend die particulären Fragen beantworten, welche im Programm enthalten sind. Die Abhandlungen müßen bis zum 1ten März 1828 an den Präsidenten oder den Secretär des Ackerbaukomités im Museum Rath eingeschickt werden.

Im Staatsrath kam in der Sitzung des 9ten Mai eine interessante Frage vor. Jakob Düval verlangte ein Gesetz über Pensionen der Staatsdiener. Darauf erwiederte der Staatsrath: Pensionen wären in unserem kleinen Staat ein großer Uebelstand. Werden sie ohne feste Bestimmung gegeben, so sey sehr zu fürchten, daß nach Gunst entschieden würde, werden aber feste Bestimmungen angenommen, so entstehe daraus ein großes Hinderniß in der Staatsverwaltung, es müßen Rücksichten genommen werden, und überdieß werde die Ausgabe eine große Last ꝛc. „Pensionen schwächen den intellectuellen Nerv des Staats, jenes uneigennützige Gefühl, dem Lande ohne allen Vortheil zu dienen, blos weil es Bürgerpflicht, Bürgertugend ist.“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 10. Juni.

(Fortsetzung.)

Im ersten Aufzuge geht die Handlung in der St. Denisstraße, dem eigentlichen Krämerrevier, vor; der zweyte Akt spielt auf der Chaussée d'antin, dem Revier der reichen Banquiers, und der dritte stellt das Leben einer hochbetitelten Dame in der Vorstadt St. Germain vor, wo sich der alte Adel eingenistet hat; in letzterer Gegend kömmt eine sonderbare Figur zum Vorschein, eine Gräfin oder Marquisin, die nimmer versäumt nach Hofe und zur Messe zu gehen, weil beydes Nutzen bringen kann, die mit hohen Projekten sich umhertreibt, aber Geld braucht, um dieselben zur Ausführung zu bringen. Die lächerlichen Prätensionen dieser Hofdame hat Picard recht con amore geschildert. Der verbindende Faden der drey Schauspiele ist die Heirathssucht eines, in den neuen südamerikanischen Freystaaten ziemlich reich gewordenen Mannes, der zuerst in der St. Denisstraße eine Frau sucht, aber da unterdessen die Nachricht des völligen Gelingens einer wichtigen Spekulation eintrifft, höher hinaus will, und sich also in's Revier der reichen Bankiers, etwa in die Gegend des Rothschildschen und des Lafitteschen Hauses (beyde stehen neben einander in der Artoisstraße) begibt; da aber während dieser zweyten Lust- und Irrfahrt ein reicher Verwandter stirbt, wie dieß in Lustspielen zum Nutzen und Frommen der Dichter häufig der Fall ist, so ist ihm auch schon eine Bankiersschwester nicht vornehm genug, und der Mann hebt nun sein Auge zu einer Hofdame aus der St. Germainvorstadt empor; allein so wie er seine Privatabsichten bey seinen Heirathsprojekten hat, so haben die Damen auch ihre Privatgesinnungen und Gefühle, und der Mann wird von jeder sachte bey Seite geschoben, um einem Andern Platz zu machen, oder vielmehr, er zieht sich selbst zurück, so oft er merkt, daß ein Hinderniß da ist. Dazu kommt noch, daß das Mädchen der St. Denisstraße mit der Bankiersschwester in derselben Erziehungsanstalt aufgezogen worden und ihre Freundin ist, so wie auch eine freundschaftliche Verbindung zwischen der Bankiersschwester und der Hofdame vorwaltet, wodurch also die verschiedenen Umtriebe und Handlungen aneinander gereiht werden, ohne daß eine Lücke entsteht. Ein Tagesblatt bemerkt, dadurch, daß er die Mädchen der verschiedenen Stände in eine freundschaftliche Verbindung mit einander gesetzt, habe Picard einen charakteristischen Zug des gesellschaftlichen Lebens in der jetzigen Zeit recht getroffen. Indessen nämlich einige alte Köpfe noch von einer Trennung der Stände faselten, bringe die heutige Jugend aller Stände ihre Zeit freundschaftlich zusammen zu. Und so ist es auch wirklich. Dieselben Erziehungsanstalten stehen in Frankreich für Jünglinge und Mädchen aus allen Ständen offen. Die Geburt kömmt bey denselben nicht in den mindesten Betracht, und nur der Reichthum macht einen Unterschied. Seit der Wiederherstellung des königl. Throns haben einige Familien, denen noch der alte Ahnenstolz im Kopfe spuckt, sich dadurch von den bürgerlichen trennen wollen, daß sie ihre Töchter in kostbare Erziehungsanstalten, die von einer Art Nonnen gehalten werden, gebracht haben; allein der industrielle Stand, der sich, was Reichthum betrifft, in Frankreich kühn mit jedem andern messen kann, hat dasselbe gethan, so daß also diese vermeintliche Absonderung zu nichts geworden ist. Sonst zeichnete sich der Adel durch seine Schlösser aus, aber heut zu Tage hat mancher Fabrikant oder Bankier oder Gutsbesitzer noch schönere Landhäuser als dieser oder jener Herzog oder Graf. Talma wohnte eben so stattlich und bequem als mancher Hofherr, und vielleicht kauft ein Graf oder ein Kammerherr das Schloß oder eigentlich das Landhaus, das der Schauspieler besaß, und nach seinem Geschmacke hatte erbauen lassen, so wie vielleicht ein Fabrikant oder ein Kaufmann das Schloß des vormaligen Königs Joseph Buonaparte zu Morfontaine, oder das Lacepèdesche Gut zu Epinay, oder das d'Aguessauische Schloß zu Fresnes kaufen wird, denn alle diese Güter stehen jetzt zu verkaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Juli 1827.

Seht! — da blizt' es auf vom Schloß,
Und das Biev flog aus dem Rohr —
Und — ein Schrey schlug an mein Ohr.

A. Müllner.

Der Brudermörder.

Ein vor Kurzem in England erschienener Roman: the youth and manhood of Cyril Thorton, der zu den Besten seiner Klasse gehört, enthält die belebte, oft ergreifende Schilderung eines vielbewegten Lebens. Vorzüglich gelungen ist die Erzählung eines Jugendereignisses, das leider nicht so ganz selten, und einer der furchtbarsten Schläge ist, die das menschliche Gemüth treffen können.

„Die Hunde standen aufs Neue. Mit kindischem Eifer spannte ich meine Flinte und eilte nach der Stelle hin. Wir mußten notdwendig über eine Hecke. Karl sprang hinüber, während ich seine Flinte hielt; ich gab sie ihm dann durch die Hecke zurück, und wollte ihm eben auch die meinige hinüberreichen. Sie war gespannt; sein Kopf war dicht vor der Mündung, ein Zweig faßte den Drücker, und die Ladung ging los. Er fiel ohne einen Laut von sich zu geben. Einen Augenblick stand ich still und bewegungslos; dann rief ich ihm zu und bat ihn, er möchte mir doch antworten. Alles war stille; eine schreckliche Ahnung stieg in mir auf, und nicht länger fähig, die Qual der Ungewißheit zu erdulden, sprang ich mit einer krampfhaften Bewegung über die Hecke und stand zitternd ihm zur Seite. Er lag mit dem Gesichte gegen den Boden und auf dem Grase war Blut. Ich rief, ich schrie um Hülfe, und stieß in meiner Verzweiflung ein wildes Jammergeschrey aus. Ein Strahl der Hoffnung, daß die Wunde vielleicht nicht tödtlich sey, tagte einen Augenblick lang in meinem Herzen. Ich kniete neben ihm nieder und hob leise und sorgsam sein sinkendes Haupt in die Höhe. Nun machte die Hoffnung der Verzweiflung Raum, denn durch die blutigen Locken seines goldenen Haares erblickte ich eine schreckliche Oeffnung in seiner Stirne; jezt wußte ich, daß nichts dem Tode sein Opfer rauben konnte. Ich hörte noch ein Röcheln in seinem Halse, fühlte ein leises Zittern seiner Glieder, ein Beweis, daß noch immer Leben in ihm war. Seine Augen starrten glanzlos — o Gott! wie fuhr es mir durch die Seele, als ich sie ansah. Ich warf mich neben ihn auf die Erde nieder, verband ihm den Kopf mit meinem Tuche, hielt ihn in meinen Armen in die Höhe, küßte seine todtenblassen Lippen und sprach mit verwirrten, liebevollen Worten zu ihm und beschwor ihn beym Blute unseres Erlösers, mir irgend ein Zeichen zu geben, daß er mir verzeihe; er starb und gab kein Zeichen. Das Schlagen seines Herzens ward jeden Augenblick schwächer und seltener, und meine Arme umschlangen nicht mehr einen lebendigen Bruder, sondern einen kalten und steifen Leichnam. Wie lange ich ihn so gehalten, weiß ich nicht, denn die Verzweiflung wie die Freude bemerkt nicht den Flug der Zeit; ich denke aber, es muß einige Stunden gewesen seyn. Der Todesschmerz und das Entsetzen, welche dieser kurze Zeitraum in sich faßte, wären genug, um Jahrhunderte gewöhnlichen Elends zu füllen. Endlich sah ich in der Ferne einige Taglöhner vorüber gehen. Ich stand auf und versuchte es zu rufen, aber meine

Kehle war trocken und kraftlos, ich vermochte keinen Laut hervorzubringen; ich machte ein Zeichen und sie kamen herbey. Was sie sahen war zu deutlich, um einer Erklärung zu bedürfen, die ich unmöglich hätte geben können. Sie holten in einem benachbarten Hause eine Decke und trugen den Leichnam nach unserem Hause. Ich folgte ihnen beynahe mechanisch, und erwachte nicht aus meiner Betäubung, als bis ich das Haus zu Gesichte bekam; jezt dachte ich an den Jammer, den ich über dessen Bewohner gebracht, und an den Abscheu, womit man mich dort als den Mörder meines Bruders ansehen würde; Gesichter, die bis jezt mir immer mit Liebe zugewandt waren, schienen mich mit Haß anzublicken; und ich bildete mir ein, ich sey von denen verbannt, die ich wie mein innigstes Leben liebte, mit Flüchen und Verwünschungen vertrieben. Solche Gedanken fielen mir wie ein Feuerstrom in die Seele, und mit einem lauten Schrey der Angst floh ich ins nahe Gehölz. Es war Abend, die Nacht kam trüb und stürmisch und mit heftigem Regen heran; meine Kleider waren bald durchnäßt, aber ich bemerkte es nicht, wußte es nicht; ich rannte mitten in den Wald und warf mich auf die Erde nieder; ich wollte beten und vermochte es nicht; ich kam mir vor wie ein verfluchtes Wesen, verflucht von Gott und Menschen, hülflos verdammt, verstoßen, ohne Hoffnung, ohne Zuflucht. Teuflische Gesichter sprühten nach mir hinter den Bäumen hervor, und seltsame, schreckliche Stimmen erschollen im Winde. Dann wieder veränderte sich der Ort, und es kam mir vor, als schwebe ich auf berghohen Wogen des Weltmeers, und suchte den Tod, und suchte ihn vergebens, denn mein Leben schien bezaubert, so daß ich nicht sterben konnte. Auch dieß ging vorüber, und ich lag in einer ekelhaften Grube, voll unaussprechlich ekelhafter Geschöpfe; Kröten spritzten auf mich und Eidechsen starrten mich an mit flammenden Augen, und kriechendes Gewürm bedeckte mich mit seinem Schleim; dann ließ sich ein wildes, furchtbares Lachen vernehmen, und ich sah das Angesicht meines Bruders, todtenähnlich und grinsend, und er nannte mich einen Mörder, einen Brudermörder. So erschöpft ich war, konnte ich doch nicht länger bleiben; eine Stimme in mir rief mir beständig zu: fort! fort! und ich mußte dem Befehle gehorchen. Ich stürzte mich durch den dichtesten Theil des Gebüsches, und fühlte eine schreckliche Wollust, als die Dornen mich zerstachen und zerfleischten. — Dieß ist Alles, was noch von den Leiden jener schrecklichen Nacht in meinem Gedächtnisse schwebt. Zulezt glaubte ich zu sterben; meine Glieder wurden allmählig fühllos und steif; in der Erwartung des Todes wurde mein Gemüth allmählig ruhiger, ich fühlte einen Trost in dem Gedanken, daß ich die entsetzliche That nicht überleben werde, und daß, wenn meine Eltern sähen, wie fürchterlich ich dafür gebüßt, sie mir vielleicht vergeben, mich vielleicht beweinen würden. Ich fühlte ein Verlangen, reumüthig vor meines Vaters Thüre zu sterben und strengte mich an, nach dem Hause zurückzukehren. Mehr weiß ich nicht; später erfuhr ich aber, man habe mich mit einem Todtengesichte und blutrothen Augen auf den Stufen der Vorhalle gefunden. Wochen gingen vorüber, von denen ich weder Kenntniß noch Erinnerung habe; ich hatte ein Gehirnfieber, der Kampf war anhaltend und schwer, und lange schwebte das Zünglein der Wage zwischen Leben und Tod, daß ein Haar in einer oder der andern Schale entschieden haben würde."

Das Thal von Vaucluse.

(Beschluß.)

In der That, dieses Thal von Vaucluse ist unter Allem, was ich wenigstens gesehen, das mächtigste, gedankenvollste Muster für eine gewisse Art von Gebirgsbildung. Die Felsenart ist ein gelblicher, liesiger, mit Sandstein abwechselnder, von Feuersteinlagern durchsezter Kalk, der zur Formation des Kreidegebirgs gezählt wird. Wer sollte, wenn er in dieses weite Thal von ferne hineinblickt, und selbst noch dann, wenn er in sein enges Ende hineintritt, es für möglich halten, daß es da auf einmal an der steil abgeschnittenen, viele Meilen weit ins Land umher sichtbaren Felsenwand endigen sollte; ein Thal, das ein so mächtiges Wasser führt? — Man meynt immer, es werde, wie in andern ähnlichen Gegenden, ein Ausgang rechts an der jähen Felsenwand herum sich öffnen. Aber die Kalkberge zu beyden Seiten mit Lagen von Feuersteinen, wie aus den Kiesel absezenden Gewässern eines mächtigen Sauerquelles dazwischen geflossen, ziehen sich hinan bis zur mittleren Felsenwand und verfließen, aus einem Stück mit ihr gebildet, unmittelbar in ihre Masse. So entsteht ein Amphitheater, in welchem die Elemente früher einen furchtbaren Kampf gehalten, dessen Geschichte uns freylich nur, wenn sie reden könnten, die Felsenthürme und Blöcke, welche noch wie Zuschauer auf den Sitzen des Amphitheaters herumliehnen, genau berichten könnten. So jäh abgerissen ist nimmermehr beym anfänglichen Entstehen der Felsenzug zu Thale gegangen, denn weder das bildende, noch das durch ein anbrandendes Meer zerstörende Gewässer stellt so scharf und schroff abgeschnittene Flächen und Ecken hin. Dieser Felsen, dessen Zug vielleicht noch stundenweise nach dem jezigen Rhonethale hinabsezte, ist offenbar durch eine aus seinem Innern selbst hervorwirkende Kraft zerrissen, die siebenhundert Fuß hoch fast senkrecht aufsteigende Wand, welche, wie überall, noch wie eine frische Bruchfläche erscheint, gewaltsam gesprengt, und die abgerissenen Felsen als größere und kleinere Trümmer sind weit hinaus in die Ebene und bis zu den Hügeln, welche die Rhone auf- und abwärts begleiten, geführt worden. Freylich, das klare,

stille, kühle Wasser der Sorgue, das da, meist auf den Bergen geboren, aus seiner Felsenkluft hervordringt, will uns das Geheimniß der Tiefe, aus der es herkommt, nicht verrathen; in seiner jetzigen tropfbar-flüssigen Gestalt würde auch dieses Wasser, und wäre es hundertfach mächtiger hervorgeströmt, das Felsengewände nicht zerrissen haben. Aber wie dann, wenn bey einem gewissen Abschnitt der Geschichte unserer festen Erdfläche aus dem geöffneten Brunnen der Tiefe nicht blos Wasser in tropfbar-flüssiger Gestalt, sondern auch in der furchtbar-mächtigen der Dämpfe hervorgegangen wäre? Vulkanische Krater im gewöhnlichen Sinne, wie dieß Einige vermutheten, sind freylich die unzähligen Klüfte und Höhlen, die man rechts und links neben der Quellengrotte in den Felsenwänden sieht, nie gewesen, sondern zum Theil frühere Ausgänge des Quellwassers; aber eben auch diese Zerreißungen haben vielleicht das Gewässer einmal in anderer Form oder Temperatur durch sich hingehen sehen, als in der jetzigen kühlen Gestalt der Gebirgsquellen.

Ein Thal, einzig in seiner Art! Ist die Sorgue auch nicht als Heilquelle bekannt, so müssen doch die leichten Dämpfe, welche sie ausathmet, etwas ganz besonders Heilsames haben. Es vergehen zuweilen anderthalb Jahre, ohne daß Vaucluse einen einzigen Kranken aufzuweisen hätte. In der Zeit eines ganzen Jahrhunderts hat es kaum zwey Winter gegeben, in welchen das Thermometer etliche Grade unter den Gefrierpunkt heruntergesunken, und im Sommer kühlt die frische Sorgue die Hitze des Mittags, so daß diese nur selten über einige zwanzig Grade des Reaumurschen Thermometers hinansteigt.

Unfern der alten Burg, vor deren Gemäuer wir jetzt standen, zwischen ihr und dem Oertlein, hat Petrarks Wohnung gestanden; tiefer hinunter war einer seiner Gärten. Lorbeerbäume zeigt man noch, welche für Abkömmlinge von Petrarks Lorbeerbäumen gehalten werden. Nicht hier in dieser Burg, sondern da nach der Durance hin, im Schloß zu Noves war Laura geboren. Die Burg bey Vaucluse gehörte dem Freunde Petrarks, Philipp von Cabassole, Bischof von Cavaillon, dessen Umgang hier Petrark öfters genossen.

Aber nun die Ebene da nach der Gegend von Cavaillon und bis gen Avignon herunter! Reisende, welche beyde Gegenden gesehen, haben diese Landschaft mit der um Valencia in Spanien verglichen. Die Kanäle, meist von der Sorgue ausgehend, welche das Land nach verschiedenen Richtungen durchziehen, und bey Cavaillon die freylich wildere Durance geben dem ohnehin guten Boden eine Fruchtbarkeit, wodurch derselbe zum Gemüsegarten von einem großen Theil von Frankreich wird, aus welchem einige Erzeugnisse, zum Beyspiel die Wintermelonen, bis nach Paris geführt werden.

Fast müde von Sehen ruhten wir da im Schatten hinter dem alten Burggemäuer, hingestreckt in den grünen Rasen, blos noch den blauen, klaren Himmel und das verödete Gemäuer im Auge.

Züge aus Napoleons Leben.

Aus den so eben erschienenen Mémoires anecdotiques de l'intérieur du palais et sur quelques événements de l'empire etc. par Bausset, ancien préfet du Palais impérial, theilen wir einige unbekannte oder minderbekannte Züge mit, für deren Wahrheit die Anspruchlosigkeit bürgt, mit der der Hofmann, den sein Amt beständig in der Nähe der kaiserlichen Familie hielt, die politischen Ereignisse, die an ihm vorübergegangen sind, und das Leben an Napoleons stehendem und wanderndem Hofe beschreibt.

* * *

Kurz nach dem Frieden von Presburg ließ sich Denon, der Direktor des kaiserlichen Münzkabinets in St. Cloud melden, um dem Kaiser die Entwürfe zu den Medaillen zu überreichen, welche die denkwürdigen Thaten des Feldzugs von Austerlitz verewigen sollten. Die Reihe dieser Medaillen begann von dem Zeitpunkte, wo die Armee aus dem Lager von Boulogne nach dem Rhein aufbrach; die erste stellte auf einer Seite den Kopf Napoleons, auf der andern den französischen Adler vor, wie er einen Leoparden gepackt hat. „Was bedeutet dieß?" fragte Napoleon. „Sire, sagte Denon, es ist ein französischer Adler, der den Leoparden, einen der Schildhalter des englischen Wappens, mit seinen Klauen erwürgt." Ich fühlte mich von Bewunderung ergriffen als ich sah, wie Napoleon die goldene Münze heftig bis hinten in den Salon warf, und zu Denon sagte: „Niedriger Schmeichler! wie können Sie es wagen zu sagen, der französische Adler erwürge den englischen Leoparden? Nicht einen einzigen kleinen Fischerkahn kann ich in See gehen lassen, ohne daß sich die Engländer desselben bemächtigten. Ja, dieser englische Leopard erwürgt den französischen Adler. Sogleich lassen Sie diese Medaille umschmelzen, und bringen Sie mir nie wieder dergleichen!" Er ging sodann die andern Medaillen durch; er nahm die, die sich auf die Schlacht von Austerlitz bezog, tadelte den Entwurf, und befahl dem armen Denon wieder sie schmelzen zu lassen. „Auf die eine Seite setzen Sie blos: Bataille d'Austerlitz mit dem Datum; auf die andere den französischen Adler, den österreichischen und den russischen. Glauben Sie, die Nachwelt wird den Sieger wohl zu unterscheiden wissen." Napoleons bescheidener Gedanke wurde indessen nicht ganz ausgeführt, denn statt der Adler stellt sie die Bildnisse der drey Kaiser vor. Aus dem Angeführten kann man schließen, daß die prunkenden Inschriften, die übertriebenen Lobsprüche, die mit so großem Pomp verbreitet wurden, und auf so vielen öffentlichen Denkma-

len prangen, größtentheils nicht nach Napoleons Geschmack und noch weniger von ihm angegeben waren. Wenige würden an seiner Stelle so viele Bescheidenheit und Einfachheit bewiesen haben. Im selben Sinne der Mäßigung ertheilte er dem Marschall Kellermann, der im Namen eines zahlreichen Vereins von Bürgern um die Erlaubniß bat, allein zu seinem Ruhme ein Denkmal auf ihre Kosten errichten zu dürfen, eine abschlägige Antwort. Napoleon sagte: er wolle diese Huldigung seiner Unterthanen erst durch sein ganzes Leben verdienen. Zwar stand seine Statue auf der Säule des Vendômeplatzes, aber gewiß ist es auch, daß seine erste Idee war, diese Säule allein dem Ruhme des französischen Heers zu widmen, und jene Bildsäule hätte die Bildsäule des Friedens werden sollen. Der Architekt Popat hatte auch den Plan entworfen, mittelst Subscription eine Triumphsäule allein zum Ruhme des Kaisers zu errichten, konnte aber nie die Erlaubniß dazu erhalten; und wenn jene berühmte Säule aus den auf dem Siegesfelde erbeuteten Kanonen Bewunderung einflößte, so weckten die fünf-und-sechzig Brunnen, die im nämlichen Jahre in der Hauptstadt zu sprudeln begannen, das Gefühl des Danks; denn sie bewiesen, daß Napoleon immer mehr auf Denkmale, welche den öffentlichen Nutzen bezweckten, als auf Denkmale eines eiteln Ruhms bedacht war. Unter seiner Regierung ging alles, was mit dem öffentlichen Wohl in Verbindung stand, alles Große, Nützliche in der Verwaltung von ihm aus; während alles, was man den Luxus des Ruhms nennen könnte, eine natürliche Folge des lebenskräftigen Schwunges war, den er den schönen Künsten ertheilt hatte, und der leidenschaftlichen Bewunderung, welche die süßeste Belohnung so vieler Siege, so vieler Triumphe war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, im Juni.

(Beschluß.)

Wir hatten vor Kurzem die Uebungen unserer Nationalgarde, die jährlich in den Monat Mai fallen. Man muß ihre Haltung und Geschicklichkeit loben, besonders die des Genie und der Artillerie, die unter der Leitung des würdigen Oberst Dufour stehen, den ja auch das Ausland als Schriftsteller hinlänglich kennt, und der auch als Mensch die Orden ehrt, welche er trägt. Es fallen bey dergleichen Uebungen immer einige spießbürgerliche Scenen vor, aber im Ganzen ist dieses Bürgermilitär sehr zu loben. Der Exerzierplatz der Infanterie ist die schöne Ebene von Plain-palais, dicht vor der Stadt, wo die bunten Uniformen, so wie die vielfachen Gruppen von Frauen, Mädchen und Kindern zwischen den herrlichen Bäumen und auf dem grünen Rasen ein gar schönes Bild geben. Hier ist Alles Familie; die Mütter haben ihre liebe Noth die Knaben zurückzuhalten, die immer zu ihren Vätern in Reih und Glied laufen wollen, und ihnen aus Leibeskräften zurufen und Gesichter schneiden. Sie entkommen auch wohl manchmal den Müttern oder den ältern Schwestern, werden aber von den Sapeurs mit langen Bärten freundlich zurückgewiesen, denn diese haben auch Kinder. Endet aber das Exercitium, dann ist kein Halten mehr. Da ist ein Ringen um die Flinten, Säbel und Patrontaschen der Väter, und ein Geklapper, worüber man in unsern militärischen Staaten vornehm und mitleidig die Achseln zucken würde. Wir zucken sie nicht, und wünschen uns Glück, daß bey uns der Soldatenrock nur für drey Wochen eine Masterade, und daß unsern Männern in Hemdärmeln oder im Bürgerkleid wohler ist als im bunten Rock. Uebrigens haben diese Exercitien noch einen andern großen Nutzen. Da steht der Sohn des Syndikus und des Millionärs neben dem Schmid und dem Schiffer; der Bankier und der reiche Kaufmann wird von seinem Hutmacher zurechtgewiesen. Im Anfang sind sich die Leute immer ein wenig fremd, und den Herrn wills nicht munden, daß hier so alles verschwindet, was vor einer Stunde noch war, und nach einer Stunde wieder seyn wird. Bald aber gibt sich das, und alle kommen sich näher, und werden Freunde und fühlen, daß solches Bürgerthum doch mehr werth ist als Gelddünkel, Rang und Comptoirstolz. Dabey fällt mir ein, daß sich ein Genfer, Herr C., musterhaft bey den neuen Ereignissen in Paris betragen hat. Er kommandirte am 18. April den Posten der Schweizergarde vor dem Finanzministerium, als sich am Abend Leute mit aufrührerischem Geschrey da versammelten, und die Wache wirklich anzugreifen begannen; da sich diese zu schwach zum Widerstand fühlte, so war sie im Begriff zu laden und zu schießen. Aber C. kommandirte: Gewehr in Arm, und drohte dem mit dem Degen, der schießen würde. Diese Festigkeit hielt allein Volk und Nationalgarde im Zaum. Am andern Morgen ließ der Dauphin C. zu sich kommen und dankte ihm für sein musterhaftes Benehmen, wodurch er verhindert habe, daß französisches Blut geflossen, und vielleicht unabsehbares Unglück herbeygeführt worden sey.

Nicht allein die hiesigen Griechen, sondern alle, die in näherer Berührung mit ihm standen, fühlen es schmerzlich, daß der Graf Capodistrias nicht mehr hier ist. Eynard hat seine Reise nach Frankreich und England angetreten, um dort die verwickelte Angelegenheit mit den griechischen Dampfbooten in's Reine zu bringen.

Wir hatten vor Kurzem mehrere junge Deutsche hier, die früher schon in Griechenland dienten, und jetzt wieder dahin zurückkehren. Die Angaben des Dr. Gosse über die Stärke der griechischen Armee haben hier von gut unterrichteten Griechen heftigen Widerspruch gefunden. Der Graf Luzi aus Zante hat sie mit guten Gründen widerlegt, und dafür eine viel wahrscheinlichere Darstellung der griechischen Militärkraft gegeben, bey der man wesentlich unterscheiden muß, was wirklich existirt, und was bestehen könnte, wenn Nahrungsmittel genug da wären.

Unser Griechenkomité hat den Grundsatz angenommen, seine Unterstützungen nie an Einzelne, Griechen oder Philhellenen, zu geben, sondern in größern Summen nach Griechenland zu schicken, oder durch Hrn. Eynard zum Ankauf von Lebensmitteln u. s. w. zu verwenden. Nun hat aber die griechische Regierung den jungen Demetrius Basilopulo aus Cyrus der Wohlthätigkeit der Genfer empfohlen; dem mußte doch entsprochen werden. Daher treten Siémendi, Eynard und Favre-Bertrand zusammen, um für den Unterhalt des jungen Griechen zu sorgen, dem der Pfarrer Humbert in seiner Pension unentgeldlichen Unterricht gibt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Juli 1827.

— Das große Schauspiel
Des Schiffbruchs, so des Mitleids ganze Kraft
In dir erregt, hab ich mit solcher Vorsicht
Durch meine Kunst so sicher angeordnet,
Daß keine Seele — nein, kein Haar gekrümmt
Ist irgend einer Kreatur im Schiff.

Shakespeare.

Die Lusiade des Luis de Camoens,

von J. J. C. Donner *).

Zweyter Gesang.

V. 18 — 32.

Die Anker wand man auf, die Lüfte hallten
Von Schiffsgelärm, wie solches Brauch und Art;
Man läßt die Segel sich dem Wind entfalten,
Und nach dem Hafen wendet sich die Fahrt.
Doch Erycina, die mit holdem Walten
Allzeit des glorreich edeln Volkes wahrt,
Schaut vom Olymp die tiefverborgne Schlinge,
Und stürmt meerabwärts gleich des Pfeiles Schwinge.

Sie ruft den weißen Schwarm der Nereiden,
Sie ruft der blauen Götter ganze Schaar:
(Die Macht der Wasser war ihr zugeschieden,
Weil sie die salz'ge Meeresflut gebar)
Sie sagt, weßhalb sie ihren Chor beschieden,
Und fort mit allen eilt sie, wie sie war,
Zu wehren, daß die Tapfern hingelangen,
Wo sichre Todesnoth sie würd' umfangen.

Schnell durch die Wasser rauscht das Heer, und theilet
Mit Silberschwänzen weißbeschäumte Flut;
Die Brust schwingt Cloëdo vorwärts und durchellet
Den Ocean in ungewohnter Wuth;
Auch Nise hüpfet, auch Nerine steulet
Auf krauser Woge sich mit raschem Muth;
Voll Ehrfurcht sinkt die Brandung wegegekrümmet,
Wo stolz der Chor der Nereiden schwimmet.

Auf eines Triton Schulter wogt die hehre
Dione sich in zornentbrannter Hast;
Nicht fühlte, der sie trug, die süße Schwere,
Voll Stolzes auf die wunderschöne Last.
Und nahe schon, wo stärken Hauchs im Meere
Der Wind die Segel der Armada faßt,
Vertheilten jene sich im Nu, und schlangen
Sich um die Schiffe, die jach vorwärts drangen.

Zum Schiff des Gama sieht man sich bewegen
Die Göttin, der die Andern sich gesellt,
Hemmnis zu schaffen ihres Freundes Wegen,
Wie brausend auch der Wind sein Segel schwellt.
Der zarte Leib stemmt sich dem Mast entgegen,
Und rücklings wird das starke Schiff geschnellt;
Die Schaar der Nymphen wendet seine Pfade,
Und kehrt sie ab vom feindlichen Gestade.

Wie, wann der Aemsen Volk in regem Walten
Der Körner hochgehäufte Last vergräbt,
Und so des Winters feindlichen Gewalten
Mit frohgeschäft'gem Muth entgegenstrebt,
Wie da die Kräft' in voller Arbeit schalten,
Wie ungeahntes Leben wogt und webt:
So Jene, die den fluchbeladnen Tücken
Der Feinde Lusus edle Söhn' entrücken.

*) Wir theilen unsern Lesern hier einige Proben einer Uebertragung der Lusiade mit, des herrlichsten Gedichtes, das die Literatur der Portugiesen besitzt. Bekanntlich ist Vasco de Gamas kühne Seefahrt und seine Unternehmung gegen Indien der Gegenstand des Gedichtes, und die Stellen, die wir unsern Lesern vorlegen, beschreiben die Art und Weise, wie Venus ihre Schützlinge, die Portugiesen, vor den Anschlägen der Mohren bewahrt, oder vielmehr aus der höhern Gewalt des Bacchus befreyt, der, als erster Eroberer Indiens, das Unternehmen der Portugiesen zu verhindern sucht.

D. Red.

Rückwärts geschaltet, fliehet ab vom Strande
Der Kiel; da drehn sie mit Geschrey am Schiff
Die Segel, glühend in des Unmuths Brande;
Bald rechts, bald links hin strebt der Rudergriff.
Vergeblich hallt Nothruf am Steuerrande,
Wo der Pilot erschaut ein Felsenriff,
Das vorher weit sich streckte durch die Wellen,
Und ihm das Fahrzeug drohte zu zerschellen.

Furchtbaren Lärm in wirrem Ton erheben
Die Lootsen, ringend mit des Armes Macht.
Die Mohren, aufgejagt von Schreck, erbeben,
Als sähn sie sich im Graungewühl der Schlacht;
Nicht ahnt es ihnen, was dieß rasche Streben
Bedeute, was dieß Wüthen angefacht:
Sie dünkt, verrathen sey die böse Sache,
Und jezt ereile sie der Tag der Rache.

Da, schau! entstürzen sie in ihre schnellen
Fahrzeuge, flüchtend in der Eile Drang,
Und Andre springen, daß die Wogen schwellen,
Hoch in die Flut, die schwimmend sie umschlang;
Von Bord zu Bord entrafften sie die Wellen,
Weil Furcht des nahen Todes sie bezwang:
Denn eher wollen sie ins Meer sich bauen,
Als in den Arm der Feinde sich vertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

6.

Vor der Thüre des Offizierszimmers hatten seine Diener dem Minister den spanischen Mantel abgenommen, und er trat jezt ein, stattlich geschmückt und vornehm gekleidet, wie es einem Günstling des Glücks und eines Herzogs in damaliger Zeit zukam. Er trug einen rothen Rock mit goldenen Trotteln und Quasten besezt, die goldgestickten Aufschläge seines Rocks gingen bis zum Ellbogen zurück und die Weste von Goldbrokat reichte herab bis an das Knie. Ein kurzer breiter Degen mit reichbesezztem Griff hing an seiner Seite, ein mächtiger Stock unterstüzte seine Hand, und auf den reichen hellbraunen Locken, die bis tief in den Nacken herabfielen, saß ein Hütchen von feinem schwarzem Wachstuch mit Gold und weißen Federn verbrämt. Die Züge dieses merkwürdigen Mannes waren, in der Nähe betrachtet, zwar etwas zu kühn geschnitten um schön und anmuthig zu heißen, aber sie waren edler als sein Gewerbe und ungewöhnlich; sein dunkelbraunes Auge, das frey und stolz um sich blickte, konnte sogar für schön gelten; die ganze Erscheinung imponirte und sie hätte sogar etwas Würdiges und Erhabenes gehabt, wäre es nicht ein hämischer, feindlicher Zug um die stolz aufgeworfenen Lippen gewesen, was diesen Eindruck störte und Manchen, der ihm begegnete, mit unheimlichem Grauen füllte.

Der Kapitän stand fest und aufgerichtet an der Thüre, den Hut in der einen, den Degengriff in der andern Hand, als der Minister Süß eintrat. Dieser nahm sein Hütchen ab, musterte, auf seinen Stock gestüzt, den Soldaten mit scharfem Blick, und sagte dann kurz und mit leiser Stimme: „Wie ist der Name?"

„Hans von Reelzingen, Kapitän im zweyten Grenadierbataillon, dritte Kompagnie."

„Man hat studirt?" fuhr der Jude etwas artiger als vorher fort.

„Die Jurisprudenz in Leipzig," antwortete der Kapitän mit militärischer Kürze.

„Wie lange dient der Herr Kapitän?"

„Ein Jahr und zwey Monate; zuerst bey —

„Schon gut," unterbrach ihn der Minister mit einer gnädigen Bewegung der Hand; „können abtreten."

Der Kapitän Reelzingen verbarg seinen Verdruß über das stolze Wesen des Emporkömmlings unter einer tiefen Verbeugung und trat ab. Dem Aktuarius aber, obgleich er keine Menschenfurcht kannte, pochte das Herz, als er nun mit dem Mann allein war, vor dem ein ganzes Land mit abergläubischer Furcht zitterte. Er erröthete unwillkürlich als jener ihn lange und prüfend ansah, und ihm Gelegenheit gab, auch seine Züge zu mustern und hin und wieder etwas zu finden, das ihn an die schöne Lea erinnerte. Der Minister sezte sich endlich in den Armstuhl, den die Offiziere der Garnison zur Bequemlichkeit dieses Zimmers gestiftet hatten, und winkte dem Sarazenen herablassend, sich auf einer Bank, die unfern stand, niederzulassen.

„Junger Mann," sprach er, „wenn Euch Eure eigene Ruhe und Wohlfahrt lieb ist, so antwortet mir auf das, was ich Euch fragen werde, offen und ehrlich; denn Ihr könnet leichtlich denken, daß es mir nicht schwer werden kann, Euch von jeder Lüge, die Ihr waget, zu überweisen."

„Ich bin herzoglich würtembergischer Aktuar," erwiederte der junge Mann, „und der Eid, den ich als Christ und Bürger —"

„Laissez cela." fiel ihm der Jude ins Wort, „Ihr wäret nicht der erste, der seinen Eid gebrochen. Wer waren gestern, frag' ich, die beyden Masken, die sich an meinem Tisch zur Belustigung des Publikums unterhielten? Ihr wißt es, Ihr standet zunächst bey mir."

„Das ist mir nicht bekannt, Ew. Excellenz," sagte Gustav mit fester Stimme.

„Nicht bekannt?" rief der Minister. „Bedenket wohl, was Ihr gesagt, ich stehe hier als Euer Richter; habt Ihr keinen an der Stimme gekannt?"

„Keinen."

„Keinen?" fuhr jener heftiger fort. „Und Euren Vater solltet Ihr nicht an der Stimme kennen?"

„Meinen Vater!" rief der junge Mann erblassend; doch besonnen sezte er nach einer Weile hinzu: „Ihr

irr't Euch, Herr Finanzdirektor, oder vielmehr Ihr seyd schlecht berichtet; mein Vater ist ein ruhiger, gesezter Mann, und sein Charakter, sein Amt, seine Jahre verbieten ihm das Publikum auf einem Maskenball zu amusiren."

„Sie sollten es ihm verbieten," erwiederte Jener mit blizenden Augen, „und ich werde Mittel finden es ihm zu verbieten. Ich weiß recht wohl, daß ich diesen Herren von der Landschaft ein Dorn im Auge bin, und nur aus dem einzigen Grund, weil die Herren nicht rechnen können; verständen sie das Einmaleins so gut wie ich, sie würden sehen, was dem Lande frommt. Noch ist aber nicht aller Tage Abend, und ich will diesen Rebellen zeigen, wer sie sind und wer ich bin!"

„Herr Finanzdirektor!" rief der junge Mann mit der Röthe des Unmuths auf den Wangen.

„Herr Aktuarius?" erwiederte Süß mit spöttischem Lächeln.

„Mein Vater ist ein Ehrenman," fuhr Gustav fort, ohne sich von der stolzen Miene des Gewaltigen einschüchtern zu lassen; „Sie sprechen von Rebellen? Wie können Sie sagen, daß mein Vater dem Herzog nicht immer treu gedient hat? Wie können Sie wagen, ihn einen Rebellen zu schimpfen?"

„Wagen?" lachte Süß. „Hier ist von keiner Wagniß die Rede, Herr Aktuarius, aber Rebell ist jeder, der nur dem Land und nicht dem Herzog dient; er ist des Herzogs Diener, aber er dient ihm schlecht; doch das soll nicht lange mehr so bleiben. Das mögt Ihr übrigens dem Herrn Landschaftskonsulenten, Eurem Vater, sagen, daß ich recht wohl weiß, was die beyden Masken wollten, und daß sie es mit dem Dritten abgekartet hatten; ich konnte ihn gestern Nacht so gut wie Euch verhaften lassen, und wenn ich es nicht that, so verdankt er diese Schonung nur Euch."

„Mir?" antwortete der junge Mann staunend; „mir? und ist dieß etwa auch Schonung, daß ich, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, diese Nacht in diesem Zimmer zubringen durfte?"

„Nein!" fuhr jener gütig lächelnd fort, „dieß war nur zur Abkühlung auf Euer Rendezvous veranstaltet." Er weidete sich einige Augenblicke an der Verlegenheit des Jünglings und fuhr dann fort: „Das gute Kind, wie bat sie mich gefleht und auf den Knieen gebeten, Euch zu retten! sie glaubte nicht anders, als Ihr seyet wegen irgend eines Kapitalverbrechens gefangen. Wie? und habt Ihr mir gar nichts zu sagen, Herr Lanbek?"

„Ihr kanntet mich nicht," erwiederte Gustav, „und es ist mir nun wohl begreiflich, warum Ihr so hart mit mir verfuhret; aber Lea's Charakter hätte Euch wohl dafür bürgen können, daß nichts Strafbares in diesem Verhältniß liege."

„Wirklich? Mort de ma vie!" rief der Minister; „nichts Strafbares? meynen Sie, wenn ich etwas Strafbares in diesem Verhältniß ahnete, Sie hätten es mit einer Nacht auf der Wache abgebüßt? Bey den Gebeinen meiner Väter, wenn ich — auf Neuffen oder Asperg, gibt es Keller und Kasematten, wo kein Mond und keine Sonne scheint, da hätte ich den Herrn Sarazenen sitzen lassen, bis er sein Schwabenalter erreicht hätte. Oder meyn't Ihr etwa in eurem christlichen Hochmuth, einem Israeliten gelte die Ehre seiner Familie nicht eben so hoch als einem Nazarener?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Napoleons Leben.

(Fortsetzung.)

Die bey Austerlitz eroberten Kanonen dienten nicht allein zu Errichtung der Säule auf dem Vendômeplatze, eines der schönsten Denkmale der neuern Zeit. Im Ministerrath bat einmal der damalige Finanzminister, Herzog von Gaëta, den Kaiser um zwanzig dieser Kanonen. „Wie!" sagte der Kaiser lachend, „will unser Finanzminister Krieg mit uns führen?" „Nicht mit Ihnen, Sire," antwortete der Minister, „sondern mit alten, abgenüzten, für die Arbeiter ermüdenden und gefährlichen Münzmaschinen; wenn Ew. Majestät geruhen mir die zwanzig Kanonen, unter den schlechtesten ausgewählt, zu verwilligen, so will ich die Balanciers sämmtlicher Münzstätten nach verständigeren, vortheilhafteren Mustern neu machen lassen, und wenn Ew. Majestät mich dazu bevollmächtigen, so soll auf alle diese Maschienen der Name Austerlitz gegraben werden." Der Name einer so berühmten, für die französische Armee so glorreichen Schlacht, entschied über den Entschluß des Kaisers; er ertheilte auf der Stelle dem Kriegsminister den Befehl, eine Batterie von zwanzig Kanonen zur Verfügung seines Generals en Chef der Finanzen zu stellen. Diese Balanciers dienen noch jezt dazu, das Bildniß der Könige von Frankreich zu prägen.

*

Nach der ersten Vorstellung des Trauerspiels: Die Templer, von Renouard, in St. Cloud, äußerte sich Napoleon über dieses Stück folgendermaßen:

Er könne nicht recht begreifen wie man sich für oder wider diese Tragödie so sehr habe ereifern können; sie scheine ihm weder so übermäßigen Beyfall, noch so übermäßigen Tadel zu verdienen; er wundere sich mehr als je, wie man über Dinge dieser Art so sehr in Hitze gerathen könne, und halte solch unerwartete Ausbrüche von Ueberspannung für eine unheilbare Krankheit der Franzosen. Das Stück sey ihm im Ganzen sehr kalt vorgekommen, weil darin nichts vom Herzen komme und nichts zum Herzen dringe. „Der Verfasser verlor den wahren Zweck des Trauerspiels, nämlich zu begeistern und zu rühren, aus dem Auge, und bemühte sich viel zu sehr, eine Meynung über einen geschichtlichen Punkt auszusprechen, der ewig in Dunkel gehüllt bleiben wird, weil es

unmöglich ist ihn auf irgend eine Weise aufzuklären. Wie wäre es möglich, nach 500 Jahren über die Unschuld oder die Schuld der Templer abzuurtheilen, da die gleichzeitigen Schriftsteller selbst getheilt, oder vielmehr förmlich mit einander im Widerspruch sind? man kann nichts weiter sagen als, es war eine unnatürliche, unerklärliche Geschichte. Die völlige Unschuld der Templer, und die völlige Verdorbenheit der Templer, sind beyde gleich unglaublich; sollte es deßhalb so große Mühe kosten, zweifelhaft zu bleiben, da es doch augenscheinlich ist, daß alle Forschungen kein befriedigendes Resultat zu Wege bringen können? Ich wenigstens glaube, hätte der Verfasser, da er einmal einen solchen Gegenstand behandeln wollte, sich an die Thatsachen gehalten, deren historische Wahrheit von sämmtlichen Partheyen zugegeben wird, so hätte er seiner Tragödie dramatische Kraft und dramatisches Kolorit geben können, an denen es ihr gänzlich gebricht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Juni.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser des eben erwähnten Lustspiels hatte einige Zeit zuvor auch ein Stück aus der Geschichte der englischen Bürgerkriege: Lambert Simnel, dramatisch dargestellt, und auf die Bühne des Théâtre français gebracht; allein diese Episode schien den Zuschauern, da sie sich nicht sogleich in die Geschichte hineinfinden konnten, von geringem Interesse zu seyn, und das Stück ist nur wenige Male gegeben worden. Ein anderer Dichter hat nichts destoweniger einen ähnlichen Stoff bearbeitet, aber nur als Vaudeville; es heißt Perkins Warbeck, und stellt die Geschichte des Ladendieners oder des Juden aus Flandern vor, welcher im zehnten Jahrhundert dem Könige von England den Thron streitig machen wollte. Der Verfasser hat das Stück dadurch komisch machen wollen, daß er den Helden als einen furchtsamen Hasen dargestellt, was nun mit seiner Lage und seiner gewaltsamen Erhebung einen sonderbaren Kontrast bildet. Allein Prätendenten sind selten furchtsam, denn sonst würden sie nicht weit kommen. Einige freysinnige Blätter haben daher diesen Fehler dem Verfasser scharf vorgehalten, und ihm sogar die heimliche Absicht untergeschoben, die aus der Dunkelheit hervorgegangenen und zu Königen erhobenen Helden lächerlich zu machen, indeß die Geschichte unserer Zeit dergleichen Helden in einem ganz andern Lichte gezeigt hat. Am Theater der Porte St. Martin hat der Landstraßenheld Mandrin die Schauspieler noch mehr als das Publikum ermüdet, und nach der sechszigsten Darstellung hat die Direktion angekündigt, sie wolle das Stück einstweilen bey Seite legen, weil die vielen Dekorationen und erforderlichen Zubereitungen zu demselben die Aufführung anderer Stücke verhinderten. Das Gaîtétheater macht ziemlich viel Geld mit einem eisernen Halsband, einem Melodram nach der beym Volke recht beliebten Art. Ein von den Galeeren entflohener oder entlassener Verbrecher, wenigstens ein anscheinender, hat sich von einem Freunde, einem Schmiede, sein eisernes Halsband losschließen lassen. Der Schmied bewahrt das Halsband auf; der von den Galeeren Entflohene wird ein ehrlicher Mann, gelangt zu Ansehen und Vermögen; der böse Schmied wird eifersüchtig, und droht das Halsband vorzuzeigen. Das ganze Stück hindurch schimmert dieß Halsband wie ein drohendes Racheschwert durch die Begebenheiten hindurch, und ängstiget die Zuschauer nicht minder als den ehrlich gewordenen Verbrecher. Zuletzt trifft es sich auch, wenn ich nicht irre, daß es nicht einmal ein wahrer Verbrecher war, sondern daß man ihn nur so aus Versehen oder wegen eines qui pro quo an die Galeeren geschmiedet hatte, so daß das Halsband nur ein Ehrenzeichen für ihn wird. Die zu den Galeeren Verurtheilten spielen in den Melodramen der Volkstheater eine bedeutende Rolle, und ohne sie würde es des Zulaufes und des Geldes weit weniger geben. Es stehen zwey Theater, Ambigu und Gaîté auf dem Boulevard du Temple neben einander. Diese beyden Bühnen suchen sich das ganze Jahr hindurch an grausenden Melodramen zu überbieten; so bald das eine etwas Nagelneues hervorgebracht hat, so ruht das andere nicht eher, bis es auch seine Kunden mit einem ähnlichen Meisterwerke ergötzen kann. Und einige Schritte weiter hat die Franconische Bereitertruppe ihr Theater, das auch seine Melodramen hat, worin aber die Pferde das Beste thun müssen. So spielen sie jetzt ein Melodram, den Pferdemarkt, wo von der Ermordung eines Mannes die Rede ist, dessen Pferd der Mörder auf den Markt zum Verkaufe bringt; hier wird er aber entdeckt, u. s. w. Der Pferdemarkt wird auf dem Theater ganz in Natura dargestellt, und das ist das Neue, was den großen Haufen herbeyzieht.

(Der Beschluß folgt.)

London, 25. Juni.

Der Unfall, der den Gang unter der Themse betroffen, und die zu Wiederherstellung des Schadens getroffenen Vorkehrungen sind bekannt. Man behauptete, Brunel habe die ganze Breite des Flusses durch Bohren untersucht, und denselben allenthalben so gefunden, daß nirgends ein Durchbrechen des Flusses zu besorgen sey, welchem Unfall noch besonders durch die besondere Konstruktion des eisernen beweglichen Schildes, hinter dem gearbeitet wurde, vorgebeugt werden sollte. Aber leider hat es sich gezeigt, daß dieß nicht der Fall war; und ob man gleich Anfangs eine Menge scheinbarer Ursachen erfand, welchen man den Unfall zuschrieb, so gesteht doch Brunel selbst ein, daß er die Gefahr vorhergesehen, welche, wie einige meynen, durch weniger Arbeit als man seitdem gehabt, um die Lücke zu verstopfen, hätte vermieden werden können. Die Aktieninhaber haben vor ein Paar Tagen eine Zusammenkunft gehabt, bey welcher Brunel einen Bericht vorlas, der dieselben so weit zu befriedigen schien, daß sie einen weiteren Geldvorschuß von fünf Prozenten bewilligten. Der neueste Bericht ist, daß die Lücken durch das feste Erdreich und Gestein, das man in den Fluß geworfen und festgedrückt, gänzlich verstopft, und nur noch wenige Fuß Wasser im Gang seyen, die in wenigen Stunden durch die Dampfmaschine herausgepumpt werden können, und daß man in einigen Tagen wieder mit dem Ausgraben fortfahren werde, besonders da das Backsteingewölbe und der Schild durchaus unbeschädigt geblieben seyn sollen; dem sey aber wie ihm wolle, immer bleibt das Gelingen des Werkes ungewiß, bis man gänzlich durch jenes lose Erdreich gedrungen ist; und wenn es auch ganz fertig ist, glaubt man doch nicht, daß es den Unternehmern auch nur die Zinsen ihrer Auslagen bezahlen werde. Aber das ist hier der Fall mit den meisten großen Unternehmungen der Art; die Aktien der Waterloo, Southwark und Vauxhallbrücken, so wie des Regentkanals, welcher London gegen Norden umgiebt, haben jetzt fast gar keinen Werth; und mehrere Werke in der Nähe der Hauptstadt, bey denen die Unternehmer zu Grunde gingen, sind zwanzig Mal so viel werth als sie es ursprünglich waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 166.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Juli 1827.

Wenn ich auftrete zittert ein Herzogthum, laß doch sehen ob mich ein Starrkopf meistert!

Schiller.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann erschrak vor dieser Drohung, denn er bedachte, daß es dem Allgewaltigen ein Leichtes gewesen wäre, ihn spurlos von der Erde verschwinden zu lassen, aber sein muthiger Sinn lehnte sich auf gegen den Uebermuth dieses Mannes, der seine Privatsache zu einer öffentlichen machte, und zur Wahrung seines Hausrechtes mit den Festungen des Landes drohte: „Excellenz," sagte er mit Blicken, vor welchen der Minister die Augen niederschlug; „wie Sie über Ihre eigene Ehre denken, weiß ich nicht, doch scheint es mir nicht sehr ehrenvoll zu seyn, solche Drohungen auszustoßen. Mein Vater ist zwar nur ein geringer Mann in Vergleich mit einem so gewaltigen und hohen Herrn; aber der Landschaftskonsulent Landeck weiß, wo man in Deutschland Gerechtigkeit findet. Wien ist nicht so fern von Stuttgart, und Euern Gnadenbrief von gestern hat der Kaiser nicht unterzeichnet; was aber die Ehre Eurer Schwester betrifft, so kann ich Euch versichern, daß sie mir nicht minder theuer ist als meine eigene."

„Ihr habt hübsche Anlagen zu einem Landschaftskonsulenten," sagte der Jude ruhig lächelnd; „übrigens im Vertrauen gesagt, auf den Kaiser müßt Ihr nicht zu sehr pochen; wegen eines würtembergischen Schreibers fängt man in Wien mit uns keine Händel an. Aber Ihr gefallt mir, mein Schatz; ich habe Eure Arbeiten loben hören, und Köpfe wie der Eure kann man zu etwas Besserem brauchen, als Akten zu heften und Fascikel zu binden; Ihr seyd Expeditionsrath mit sechshundert Gulden Besoldung, und es freut mich, daß ich der erste bin, der Euch hiezu gratulirt."

Der junge Mann sprang von seiner Bank auf und wollte reden, aber Ueberraschung und Schrecken schloß ihm den Mund. Hundert Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. Es war nicht die Freude, vier Stufen, durch welche man sich sonst lange und mühevoll schleppte, nun in einem Augenblick übersprungen zu haben, was seine Seele füllte, es war der schreckliche Gedanke, vor der Welt für einen Günstling dieses Mannes zu gelten, vor seinem Vater, vor allen guten Männern gebrandmarkt dazustehen.

„Excellenz!" sprach er befangen, „ich darf, ich kann diese Gnade nicht annehmen! Bedenken Sie, was wird man sagen, so viele ältere, verdiente Männer —"

„Was da! ich habe Euch Platz gemacht," antwortete der Jude in befehlendem Ton, „ich habe Euch zum Rath ernannt und Ihr seyd es. Keinen Dank, keine übergroße Delikatesse, ich liebe das nicht. — Nun," fuhr er gütig, beynahe zärtlich fort, „und wie stehts Ihr mit meiner Lea? Ihr habt mir ja das stille, blöde Kind ganz verzaubert. Fürchtet Euch nicht vor mir, junger Herr, ich bin nicht der Mann, der gerade so sehr auf Reichthum sieht; Eure Familie gehört unter die ältesten und angesehensten Bürgerfamilien, und das gilt mir in diesem Fall so viel oder mehr als Reichthum. Euer Vater wird Euch zwar

nicht viel mitgeben, aber mit mir ſollt Ihr zufrieden ſeyn, fürſtlich will ich meine Lea ausſtatten."

Die Felſenkeller von Neuffen und die tiefen Kaſematten von Asperg wären in dieſem Augenblick dem jungen Manne willkommener geweſen als dieſe Verſicherung; er dachte an ſeinen ſtolzen Vater, an ſeine angeſehene Familie, und ſo groß war die Furcht vor Schande, ſo tief eingewurzelt damals noch die Vorurtheile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams, daß ſie ſogar ſeine zärtlichen Gefühle für die ſchöne Tochter Iſraels in dieſem ſchrecklichen Augenblick übermannten. „Herr Miniſter!" ſprach er zögernd, „Lea kann keinen wärmeren Freund als mich haben; aber ich fürchte, daß Sie dieſes Gefühl falſch deuten, mit einem andern verwechſeln, das, — ich möchte nicht, daß Sie mich falſch verſtehen, und Lea wird Ihnen nie geſagt haben, daß ich jemals davon geſprochen hätte —"

Der ſtolze Mann erröthete, warf ſeine Lippen auf, drückte die Augen beynahe zu, und an ſeiner Stirn begann eine Ader hoch anzuſchwellen. „Was iſt das?" ſagte er ſtreng, „wie ſoll ich dieſe Redensarten deuten?"

„Herr Miniſter," erwiederte Guſtav etwas gefaßter, „bedenken Sie doch den Unterſchied der Religion."

„Habt Ihr dieſen bedacht, Herr! als Ihr meiner Schweſter dieſe Liebeleyen in den Kopf ſetztet? Aber ich kann Euch darüber tröſten, Lea wird Euch in dieſer Hinſicht kein Hinderniß geben. Ihr ſchweigt?" fuhr er heftiger fort, „ſoll ich mit Eurem Vater darüber reden, junger Menſch? War etwa meine Schweſter gut genug dazu, Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr ſie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr ſo dächtet, dich und deinen ganzen Stamm würde ich verderben! Euer Vater iſt geſtern eines ſchweren Verbrechens ſchuldig worden, es ſteht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen; in Eure Hand lege ich nun das Schickſal Eures Vaters; entweder — Ihr mach't Eure Unvorſichtigkeit gegen mein Haus gut und heirathet meine Schweſter, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Schurken und laſſe den Herrn Konſulenten in Ketten legen. Vier Wochen gebe ich Euch Bedenkzeit; mein Haus ſteht Euch offen, Ihr könnt Eure Braut beſuchen, ſo oft Ihr wollt; vier Wochen, verſteht Ihr mich? Jezt ſeyd Ihr frey, und morgen, Herr Expeditionsrath, werdet Ihr Euer Amt antreten."

Nach dieſen Worten verbeugte er ſich kurz und verließ ſtolzen Schrittes das Zimmer; dem Kapitän, den er im Vorzimmer traf, befahl er, Kleider für den Herrn Expeditionsrath herbeyſchaffen zu laſſen und ihm ſeine Freyheit anzukündigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Züge aus Napoleons Leben.

(Fortſetzung.)

Ich theilte lange die allgemeine Meynung, daß die unermeßlichen Rüſtungen im Lager von Boulogne zu nichts hatten dienen ſollen, als, wie es eine gute Politik forderte, die Inſulaner zu unberechenbaren Ausgaben zu veranlaſſen, ſie in beſtändiger Unruhe zu erhalten, ſie auf dieſe Weiſe zu äußerſten Maaßregeln zu nöthigen, wodurch ſie aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt würden und jener magiſche Kredit, eine der Grundlagen der engliſchen Macht, erſchüttert werden könnte. Aber ich habe nun triftige Gründe zu glauben, daß man an die Landung wirklich ernſtlich gedacht hat, und daß alle Plane ſo aufeinander berechnet waren, daß ſie ohne den Fehler des die franzöſiſchen Flotten kommandirenden Admirals, ich ſage nicht gelungen, aber doch ernſtlich verſucht worden wäre. Der Admiral hatte den Befehl erhalten, ſich mit ſeiner Flotte nach Weſtindien zu begeben, raſch und unregelmäßig zu ſegeln, mit Einem Wort, ſich in den dortigen Gewäſſern zu verlieren, um die engliſchen Flotten ſich nachzuziehen und ſo ſehr in Ungewißheit zu verſetzen, daß es ihnen unmöglich würde zu handeln und ſchlagfertig zu ſeyn. Ferner hatte er den Befehl erhalten, in aller Eile zurückzukommen, ſeinen Weg auf's ſorgfältigſte zu verbergen, ſich mit der ſpaniſchen Flotte und den Flotten, die ihn in Corunna und Rochefort erwarteten, zu vereinigen, und ſich mit einer Maſſe von ſiebzig Schiffen von hohem Bord nach dem Kanal von la Manche zu werfen, alle Beobachtungsflottillen, auf welche England ſich verließ, zu vernichten, kurz, den Weg zu ſäubern, und ſo die Landung und den Einfall der franzöſiſchen Heere zu erleichtern. Der Befehlshaber der holländiſchen Flotte, Admiral Werhuel, hatte den Weg zu bahnen begonnen und das engliſche Beobachtungsgeſchwader zum Rückzug genöthigt. Er lag bey Ambleteuſe, in der Nähe des Lagers von Boulogne, um unſere Einſchiffung zu decken und zu dieſem Rieſenwerke mitzuwirken. Allein der franzöſiſche Admiral verlor drey-und-zwanzig Tage damit, ich weiß nicht welche Inſel zu blokiren und anzugreifen; Nelſon ging ihm nach, und nur mit vollen Segeln entſchlüpfte er dieſem, flüchtete ſich in den Hafen von Kadix und ſchloß ſich darin ein. Ich hörte, zur verabredeten Zeit ſey ein Adjutant Napoleons auf einem hohen Leuchtthurm aufgeſtellt geweſen, der beſtändig ſein Fernrohr gerichtet hatte, um die Ankunft der franzöſiſch-ſpaniſchen Flotte zu erſpähen. Es war ein fehlgeſchlagenes Unternehmen.

*

Napoleons Lebensart bey der Armee war einfach und prunklos. Jeder Einzelne, welchen Grad er haben mochte, hatte das Recht, vor ihn zu treten und mit ihm von ſeinen Angelegenheiten zu ſprechen; er hörte zu, fragte und that

den Ausspruch auf der Stelle; war es eine abschlägige Antwort, so war sie mit Gründen begleitet und so gefaßt, daß ihre Bitterkeit versüßt wurde. Nie konnte ich es ohne Bewunderung mit ansehen, wie der gemeine Soldat aus der Reihe trat, während sein Regiment vor dem Kaiser defilirte, sich mit ernstem, abgemessenem Schritte näherte, das Gewehr präsentirte und sich vor ihn hinstellte. Napoleon nahm immer die Bittschrift, las sie ganz, und bewilligte alle gerechten Forderungen. Dieses edle Vorrecht, das er der Tapferkeit und dem Muthe eingeräumt hatte, gab einerseits jedem Soldaten das Gefühl seiner Kraft und seiner Pflichten, andererseits hielt es die Obern im Zaum, die hätten in Versuchung kommen können, ihr Kommando zu mißbrauchen.

Napoleons Charakter und Sitteneinfachheit ließen sich am besten an den Marschtagen beobachten, wo die Kanonen ruhten; er war beständig zu Pferde unter seinen Generalen, seinen tapfern Adjutanten, seinen Hausoffizieren und jener jungen, kräftigen Schaar seiner Ordonnanzoffiziere, und seine Heiterkeit, ja ich darf sagen seine Gutmüthigkeit theilte sich allen Herzen mit. Oft befahl er Halt, und setzte sich mit dem Prinzen von Neufchâtel unter einen Baum. Die Mundvorräthe wurden vor ihm und vor Jedermann ausgebreitet; Jeder, vom Pagen bis zu den Großoffizieren, fand hier und dort alles, dessen er benöthigt war. Es war für jeden von uns ein wahres Fest. Napoleon hatte aus seiner Umgebung Alles verbannt, was einer Intrigue gleichsah, er entschied sich immer nach eigenem Willen, und flößte so sämmtlichen Personen seines Hauses das Gefühl der Eintracht, gegenseitiges Wohlwollen und Diensteifer ein, und dieß machte alle unsere Verhältnisse äußerst angenehm. Napoleon war so mäßig und sein Geschmack so unverdorben, daß er den einfachsten und am einfachsten zubereiteten Speisen, wie gebackenen Eyern, Bohnensalat, den Vorzug gab. Eine von jenen beyden Schüsseln, ein wenig Parmesankäse, dieß war fast täglich sein ganzes Frühstück. Am Mittagessen aß er wenig, selten Ragouts, und immer nur gesunde Speisen; ich hörte ihn oft sagen, so wenig man auch bey Tische zu sich nehme, sey es immer noch zu viel. Darum war auch sein Kopf beständig frey, darum arbeitete er immer leicht, sogar unmittelbar nach Tisch; er besaß von Natur einen sehr guten, gesunden Magen, daher waren seine Nächte ruhig wie die eines Kindes, und seine ganze Konstitution paßte ganz vortrefflich zu seiner Lage, denn durch eine Stunde Schlaf erholte er sich von einer vier-und-zwanzigstündigen Anstrengung. Unter den schwierigsten, dringendsten Verhältnissen besaß er die Gabe willkürlich zu schlafen, und sein Geist versank in die vollkommenste Ruhe, sobald die Anordnungen, welche jene Verhältnisse erforderten, getroffen waren. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Lusiade des Luis de Camoens,

von Donner.

(Fortsetzung.)

Gleichwie die Frösch', in grauer Vorzeit Tagen
Ein lyeisch Volk, in sumpfger Wälder Seen,
Die, wann sie achtlos auf dem Trocknen lagen,
Und ungefähr den Wandrer kommen sehn,
Umhüpfen, daß die Lache rauscht, und zagen,
Wie sie der drob'nden Fährlichkeit entgehn,
Und flüchtend heim in sichre Stäte streben,
Und aus dem Wasser nur die Köpfe heben:

So fliehn die Mohren; ihnen nach sich schwingend,
Flieht der Pilot, der jen' in arge Fahr
Geleitet, in die bittre Woge springend,
Weil ihn bedünkt, sein Trug sey offenbar.
Doch herber Noth des Todes sich entringend,
Die dort am Felsriff ihm bereitet war,
Läßt flugs des Feldherrn Schiff den Anker fallen,
Die Segel streicht man auf den andern allen.

Als Gama sinnend im Gemüth erwogen,
Welch jäher Schreck das Mohrenvolk durchbebt,
Wie der Pilot sich rasch durch Flucht entzogen,
Begriff er, welchen Plan der Feind gewebt;
Und weil, ob auch nicht brandeten die Wogen,
Noch ungestüm die Winde widerstrebt,
Die Flotte doch nicht vorwärts drang zum Porte,
Staunt' er das Wunder an, und sprach die Worte:

„O Schicksalsmacht, in die kein Rath gedrungen!
O Wunder in der Wahrheit hellem Schein!
O Trug, der unversehn an's Licht gerungen!
O falsches Volk, ruchlose Gleisnerein!
Wie mag ein Sterblicher, von Tück' umschlungen,
Sich klüglich ohne Fährlichkeit befreyn,
Wenn nicht dort oben schirmende Gewalten
Die schwache Kraft des Erdensohnes halten?"

„Wohl weisen uns die himmlischen Geschicke,
Wie wenig Schutz uns dieser Hafen leiht;
Wohl hat sich's klar entdüllt vor unserm Blicke,
Wie frech berückt ward unsre Sicherheit.
Weil aber, wo die Bosheit ihre Stricke
Auslegte, nicht uns Menschenrath befreyt,
So laß, o Vorsicht, deine Hand uns fassen,
Die ohne dich allein stehn und verlassen!"

„Und wenn der fernen Wandrer fromme Sitte,
Der Armen, so zu Mitleid dich gewandt,
Allgütige! daß du, von unsrer Bitte
Gerührt, uns rettest aus verruchter Hand:
O so geleite gnadvoll unsre Schritte
Nunmehr nach eines Hafens sichrem Strand,
Ach, oder laß die Gaun, wohin wir streben,
Uns sehn, die wir nur deinem Dienste leben!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 25. Juni.

(Fortsetzung.)

Die Klagen, zu welchen der schlechte Zustand des Wassers in Westminster Anlaß gegeben, haben die Regierung vermocht eine Untersuchungskommission für alle Wasserwerke der Hauptstadt niederzusetzen. Mehrere gelehrte Aerzte haben über den Gegenstand geschrieben und bewiesen, wie schädlich dieses Wasser für die Gesundheit sey, während die Wassergesellschaft, welche zur ersten Klage Anlaß gegeben, einen Marktschreyer für sich gewonnen hat, der ihre Sache führt; die Presse muß hier alles entscheiden. Die Horticultralgesellschaft gab vergangenen Sonnabend in ihrem Garten zu Chiswick ein großes Frühstück, wobey an 3000 der vornehmsten Herrn und Frauenzimmer zugegen waren. Die Anstalten waren sehr glänzend; unter verschiedenen Zelten standen lange Tische mit den leckersten kalten Speißen, Konfituren und Früchten bedeckt und geziert; unter andern Zelten waren Anstalten zum Tanzen getroffen; drey Banden Militärmusik waren in verschiedenen Theilen des Gartens aufgestellt, und auf einem Gerüst über dem Weiher ließen die Tyroler Geschwister Rayner ihr Jodeln hören. Das Wetter war schön, und man konnte sich nichts Reizenderes denken, als die Menge schöner zarter Geschöpfe in den zierlichsten Anzügen durch die Blumenbeete des wirklich schönen Gartens herumschweifen zu sehen. Diese Gesellschaft soll an 2400 Mitglieder zählen, die entweder bey ihrer Aufnahme ein für allemal vierzig Guineen bezahlt haben, oder nur sechs Guineen, und dann jährlich vier Guineen subscribiren. Man kann sich also denken, wie ausgedehnt ihre Mittel sind; ihr Garten hält drey-und-dreyßig Acker.

Die Heirath der Mistreß Coutts ist noch immer ein Gegenstand des Geredes: sie soll ihrem jungen Gemahl für's erste 20,000 Pfund jährlich für seine Lebenszeit versprochen und ihm versprochen haben, ihm, wenn er sich gut aufführe, ihr ganzes ungeheures Vermögen zuzuwenden. An ihrem Hochzeittage gab sie allen Angestellten an ihrer Bank ein großes Essen in dem Freymaurerhotel.

Ein junger Künstler, Namens Lough, der Sohn eines armen Pächters, macht jetzt großes Aufsehen. Mit einem natürlichen Hang zum Nachahmen übte er fast von seiner Kindheit an seinen Pinsel und seine Hand im Darstellen der ihn umgebenden ländlichen Gegenstände; er kam nach London, und nach einem zweyjährigen Studium in der Akademie, und an den herrlichen Ueberresten alter Kunst im brittischen Museum, hat er zwey Werke zu Gips hervorgebracht, wovon besonders eines, Milo im Kampfe mit einem Wolfe begriffen, einen Bildner verräth, welcher den ersten Künstlern neuerer Zeit an die Seite gesetzt werden darf, ja ich erinnere mich nicht etwas gesehen zu haben, das an Genauigkeit, Ebenmaß, Ausdruck und Kraft diese Gruppe übertrüfe. Milo stemmt sich mit einem Knie gegen einen alten Baumstamm, während sich die linke Hand an einer Oeffnung desselben hält; das Thier, das an dem Baum aufgesprungen ist, hat ihn mit einer Pfote auf dem linken Oberarm, mit der andern auf dem linken Schulterblatt gefaßt, während es den starken Jüngling in den Hals beißt; er ist konvulsivisch zurückgezogen, und zeigt dem untenstehenden Zuschauer (denn das Bild ist kolossal, und steht auf einem Gerüste) ein schönes, edles Männergesicht, in welchem zwar der Schmerz die Muskeln zusammenzieht, aber nicht die Angst verzerrt. Die rechte Hand liegt sich gewaltsam über die Schulter weg, und sucht den tückischen Feind zu erfassen; der etwas zurückstehende rechte Fuß stemmt sich fest gegen die Erde, und alle Glieder, alle Sehnen sind in der höchsten Spannung. Das andere Werk ist Simson, der mit der Eselskinnlade die Philister schlägt. Simson steht mitten unter und über sechs seiner Feinde, welche in mancherley Stellungen und Lagen ein en Felsen bedecken; er hat einen mit der Linken beym Kopfe gefaßt, während er mit der Rechten das kleine Mordwerkzeug schwingt. Die Figuren sind hier zu klein, um dem Spiel der Muskeln Raum zu geben, das der Künstler so vortrefflich im Milo dargestellt. Herr Lough ist erst vierundzwanzig Jahre alt. Er war vor diesem so arm, daß er einmal auf dem Punkt stand seiner bereits weit gediehenen Arbeit zu entsagen, als ihm eine unerwartete Hülfe ward. Jetzt, sollte ich aber denken, ist sein Glück gemacht, seine Ausstellung wird stark besucht, und er ist eben jetzt beschäftigt Gypsabdrücke im Kleinen davon zu verfertigen, ein sicheres Mittel sein Verdienst allgemein bekannt zu machen. Die Abgüsse von Milo kosten achtzig Guineen, und die von Simson fünfzig; und der hat schon ziemlich viel Subscribenten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 10. Juni.

(Beschluß.)

Die Franconis sind wahrscheinlich die geschicktesten Pferdebereiter und Pferdeerzieher, die es gibt. Vom Vater auf den Sohn gehen sie sich alle mit der Abrichtung dieser Thiere ab, und müssen die Pferdenatur völlig inne haben, weßhalb sie denn auch mit den Pferden machen können was sie wollen. Noch hat kein Jugenderzieher so großen Erfolg gehabt, als die Franconis mit ihren Zöglingen. Außer dem Pferdemarkte gaben sie auch mit Beyfall einige Militärstücke, welche das Kriegsspiel im Kleinen dem Publikum vor Augen stellen, und manchen Zuschauer belustigen; für die ehemaligen Militärs sind sie eine süße Erinnerung an das Vergangene. Eines der Haupttheater von Paris, das Odeon, ist jetzt geschlossen, weil es die Kosten nicht mehr bestreiten konnte, da es nicht allein eine vollständige Truppe für die Komödie, sondern auch ein ganzes Singpersonal für die Oper zu besolden hatte. Die 200 Vorstellungen von Webers Robin des Bois (Freyschütz) haben es eben so wenig bereichern können als die vielen andern Opern, die es aus fremden Sprachen in's Französische übertragen hatte. Die Musikliebhaber verlieren dadurch eine Quelle reichlichen Genusses, denn schwerlich wird ein anderes Theater sich die Mühe geben, die besten Opern aus den Repertoirs ausländischer Bühnen herauszusuchen, und für's französische Publikum zuzubereiten. Wenn es nicht für gut befand, eine ganze fremde Oper zu geben, so pflegte es aus derselben die besten Stücke auszusuchen, und diese mit andern Gesangstücken irgend einem französischen Texte unterzulegen, wodurch man Gelegenheit bekam, an einem Abende eine hübsche Auswahl wenig bekannter Opernmusik zu hören. In dieser Hinsicht war das Odeon eine, in ihrer Art einzige Singakademie, und schwerlich wird eine zweyte dieser Art aufkommen. Die Musikliebhaber hätten dieselbe mehr unterstützen sollen; allein des theatralischen Genusses ist in Paris eine solche Fülle, daß man über den Verlust eines Theaters ziemlich gleichgültig ist; es bleiben ja noch immer genug andere übrig. Zwar ist das Odeon nicht ganz untergegangen; der Ankündigung nach soll es nur auf zwey Monate geschlossen bleiben, allein wenn es auch nach Verlauf dieser Zeit wieder eröffnet werden sollte, so würde es doch wahrscheinlich nicht seine vorige Einrichtung behalten, da die Erfahrung gelehrt hat, daß bey den sechs bestehenden drey Opern in Paris (nämlich der großen Oper, der Opereite und der italienischen Oper) ein viertes, ausgezeichnet gutes Singpersonal zu schwer zusammenzubringen und zu kostspielig zu unterhalten ist, besonders in einem Stadttheater, wo das Parterre meistens nur aus Studenten besteht, die nicht viel bezahlen können, so daß die Einnahme fast nie mit der Ausgabe in gutem Verhältnisse stehen kann.

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 13. Juli 1827.

Wer den Groſchen ſtolz verachtet
Hat es nie zum Thaler gebracht.
Und willſt du zu etwas Hohem ſteigen
Mußt dich groß im Kleinen zeigen.

Altes Sprichwort.

Züge aus Napoleons Leben.

(Fortſetzung.)

Bey der Zuſammenkunft in Erfurt war eines Tages von der goldenen Bulle die Rede. Der Fürſt Primas ließ ſich darüber näher aus, und ſagte, ſie ſey 1409 gegeben worden. Der Kaiſer bemerkte ihm, dieſes Datum ſey nicht richtig, ſie ſey 1356 unter der Regierung Kaiſer Karls IV. proklamirt worden. „Es iſt wahr, Sire," antwortete der Fürſt Primas, „ich habe mich geirrt; aber wie kommt es, daß Ew. Majeſtät Dinge der Art ſo genau wiſſen?" Napoleon ſagte: „Als ich einſt Unterlieutenant in der Artillerie war.;"; dieſer Anfang erregte unter den hohen Gäſten ſichtbar große Aufmerkſamkeit; er wiederholte lächelnd: „als ich die Ehre hatte, Unterlieutenant in der Artillerie zu ſeyn, lag ich drey Jahre in Garniſon in Valence. Ich fand wenig Geſchmack an der Welt und lebte ſehr zurückgezogen; durch einen glücklichen Zufall wohnte ich in der Nähe eines unterrichteten und äußerſt gefälligen Buchhändlers. In dieſen drey Jahren las ich ſeine Bibliothek durch und wieder durch, und habe nichts vergeſſen, ſelbſt von den Materien nicht, die auf meinen Stand keinen Bezug hatten. Uebrigens beſitze ich von Natur ein gutes Zahlengedächtniß; es kommt ſehr oft vor, daß ich meinen Miniſtern ihre älteſten Rechnungen den einzelnen Punkten und der Totalſumme nach wiederhole."

Als man einſt, gleichfalls in Erfurt, eben in den Speiſeſaal trat, wollte Kaiſer Alexander ſeinen Degen ablegen, bemerkte aber, daß er keinen trug, und ihn zu Hauſe hatte ſtehen laſſen. Napoleon, der eben den ſeinigen abgelegt hatte, trat zu ihm und bat ihn, mit allem nur denkbaren Anſtand, den ſeinigen anzunehmen. Der Kaiſer von Rußland nahm ihn freudig an, und da ich vorausging, hörte ich ihn ſagen: „Ich nehme ihn an als einen Beweis Ihrer Freundſchaft. Ew. Majeſtät weiß gewiß, daß ich ihn niemals gegen dieſelbe ziehen werde."

*

Der Kardinal Conſalvi trat eines Tags aus Herrn von Brignole's Haus, als eben Herr von S. hineintrat. Frau von Brignole ſagte zu ihm: „Was glauben Sie wohl, von was der Kardinal und ich uns unterhalten haben? von der Prieſterehe. Das Weſentliche davon war, daß der Kardinal, voll Freude über die Unterzeichnung des Konkordats, ſich äußerte, daß, wenn die franzöſiſche Regierung ſie verlange, der römiſche Hof ſicherlich darein willigen werde, da es blos ein Disciplinarpunkt ſey u. ſ. w." Herr von S. beeilte ſich, den erſten Konſul davon zu benachrichtigen. Dieſer erwiederte, er zweifle nicht, daß dieſer Vorſchlag angenommen würde, wenn er ihn machen wollte; er habe es aber aus dem Grunde unterlaſſen, um dem Faubourg St. Germain nicht Anlaß zu geben, den heiligen Vater einen Ketzer zu ſcheiten; er ſetzte hinzu, es liege in ſeiner Abſicht, einen Papſt zu ha-

ben, dessen Ansehen in nichts geschwächt sey, einen wahrhaft katholischen, apostolischen und römischen Papst.

*

Chateaubriand eignete die erste Ausgabe seines Génie du Christianisme dem ersten Konsul, als dem Wiederherstelle der Religion in Frankreich, zu. Bey dieser Gelegenheit hörte ich Napoleon sagen, es sey ihm nie ein schöneres Lob ertheilt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

Staunend über diesen ganzen Vorfall, besonders über die lezten Worte des Ministers, trat Reelzingen in sein Zimmer. Er fand den Freund bleich und verstört, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt kraftlos auf die Brust herabgesunken. „Nun sag' mir ums Himmels willen," fing der Kapitän an, indem er vor Gustav stehen blieb, „was wollte er bey dir? warum ließ er dich verhaften? was hat sein Besuch zu bedeuten?"

„Er kam, um mir zu gratuliren;" antwortete er mit sonderbarem Lächeln.

„Zu gratuliren? wozu? daß du eine Nacht auf der Wache zubrachtest?"

„Nein, weil ich in dieser Nacht Expeditionsrath geworden bin."

„Du?" rief der Kapitän lachend. „Gottlob, daß du so heiter bist und scherzen kannst; als ich hereintrat und dich sah, glaubte ich dich nicht so spaßhaft zu finden; aber im Ernst, Freund, was wollte der Jude?"

„Ich sagte es ja, und es ist Ernst; zum Rath hat er mich gemacht. Ist das nicht ein schönes Avancement?"

Der Kapitän sah ihn mit zweifelhaften Blicken lange an; endlich sagte er gerührt: „Nein, du kannst nicht auch zum Schurken werden, Gustav; Gott weiß, wie dieß zusammenhängen mag! Aber siehe, wenn ich dich nicht so lange und so genau kennte — glaube mir, die Welt wird dich dort beurtheilen; doch nein, du lächelst, gestehe, es ist alles Scherz; Expeditionsrath! eben so gut könntest du seine Schwester heirathen."

„Ei, das wird ja auch geschehen," sagte Landek düster lächelnd; „in vier Wochen, meynt mein Schwager, soll die Hochzeit seyn."

„Tod und Hölle!" fuhr der Kapitän auf, „mach' mich nicht rasend mit diesen Antworten. Wahrhaftig, mit solchen Dingen ist nicht zu spaßen."

„Wer sagt dir denn, daß ich spaße?" erwiederte Landek, indem er langsam aufstand; „es ist alles so wie ich sagte, auf Ehre."

Dem Kapitän schwamm eine Thräne im Auge, als er den Freund, den er geliebt hatte, also sprechen hörte; doch nur einen Augenblick gab er diesen weichern Empfindungen nach, dann trat er heftig auf den Boden, zog seinen Hut auf, und rief: „So sey der Tag verflucht, an welchem ich dich zum ersten Mal sah und Bruder nannte. Geh, hilf deinem Juden dem armen Land das Fell vollends vom Leib zu ziehen, schinde dir auch ein Stück herunter und mach' dich reich. O Landek, Landek! Aber mein Post d'Epée, ja ein Jahr meines Lebens wollte ich verhandeln, um einem meiner Kameraden die Wache abzukaufen; ich selbst will die Exekution kommandiren, wenn man dich und den Juden zum Galgen führt."

„So hoch werde ich mich wohl nicht poussiren," erwiederte Gustav ruhig und ernst, „aber meiner Leiche kannst du folgen, wenn sie mich morgen um Mitternacht neben der Kirchhofsmauer einscharren."

Der Kapitän sah ihn erschrocken an; er mochte tiefen Ernst auf der Stirne des jungen Mannes lesen, denn er wiederholte diesen Blick und begegnete Gustavs Auge. „Willst du mich fünf Minuten lang anhören, Reelzingen?" fragte er; „du wirst dann über die Uneigennützigkeit dieses Ministers staunen. Sonst war doch der Preis einer Amtey zweytausend, und ein Expeditionsrath galt seine dreytausend Gulden unter Brüdern; aber ich Glückskind bekomme ihn umsonst, rein pour rien: denn das Glück meines Lebens, die Ruhe meiner Familie, der heitere Frieden meines Vaters — daß diese bey dem Handel verloren gehen, ist ja gering zu achten. Doch höre."

Staunend vernahm der Kapitän diese Worte; aufmerksam setzte er sich neben Gustav nieder. Je höher der Glaube an seinen Freund während seiner Erzählung stieg, desto ängstlicher wurde er für ihn und seine Familie besorgt. Er schloß ihn in seine Arme, er versucht es, ihm Trost einzusprechen, obgleich er selbst an diese Trostgründe nicht glaubte. „Der Jude ist ein feiner Spieler," sagte er, „deine besten Tarocs hat er dir abgejagt und das Spiel scheint in seiner Hand zu liegen; aber — er könnte sich verrechnet haben, wir wollen sehen, wie er beschlagen ist, wenn wir — Spadi ausspielen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Andreas Italinsky,

russisch kais. wirklicher geheimer Rath und Gesandter in Rom.

geboren 15. Mai 1743, gestorben 27. Juni 1827.

Andreas Italinsky wurde in der Nähe Kiews geboren. Sein Geschlecht nannte früher sich Piotrowsky, war wegen Verfolgungen, welche die griechische Kirche von der katholischen zu erdulden hatte, ausgewandert, erst südlich von Choczyn, dann in die Nähe Kiews. Sein Großvater war ein ausnehmend kräftiger, aber unruhiger Mann, welcher von Peter dem Großen deßhalb auf einige Zeit nach Ar-

dangel verwiesen wurde, der Vater ein wackerer Landedelmann.

Die Klosterschule Kiews besaß damals ausgezeichnete Lehrer, und diese fanden in Italinsky einen so gelehrigen Schüler, daß er als sehr junger Mann unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth in den Staatsdienst berufen und im Departement des öffentlichen Unterrichts angestellt wurde. Eine Verbindung mit der geistreichsten Frau St. Petersburgs trug vorzüglich zu seiner Bildung bey. Er lernte die Zeugen der Wiedergeburt Rußlands, Münich, Lomonossow u. a. kennen. Sein Gesichtskreis erweiterte sich, und die vollständige und gründliche Bildung, zu welcher er sich berufen fühlte, war damals nur im Auslande zu erwerben. Er verließ also den Staatsdienst, reiste bald nach der Katastrophe Peters III. nach Leyden, wurde in stürmischer Seefahrt nach Norwegen verschlagen, kam aber endlich glücklich auf der berühmten Hochschule an, ausgestattet mit vielseitigen Kenntnissen, und begleitet von dem Rufe eines der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Landes. Er studirte vorzüglich Naturwissenschaften unter Allemands Leitung; das feuchte Klima wirkte jedoch so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß die Blutgefäße sich erweiterten und er Blut auswarf. Nichtsdestoweniger entschloß er sich nach England und Schottland zu gehen, bezwang sein Uebel dadurch, daß er acht Jahre lebte ohne Fleisch zu essen und Wein zu trinken, und nahm eine Lebensweise an, bey welcher er ohne bedeutende Rückfälle ein kräftiges und thätiges Greisenalter erreichte. Der Achtung und Freundschaft der bedeutendsten Männer Englands, eines Cullen, Pringle, Sir S. Banks, Cook, Franklin ꝛc., in deren engen Zirkel er zugelassen wurde, erwähnte er immer mit dankbarem Enthusiasmus. Er wurde Doktor der Philosophie zu Edinburgh und Mitglied der königlichen Societät zu London. Aber seine Gesundheit erheischte ein warmes Klima. Er ging nach Paris, und war bereits entschlossen, das Erbe seines damals verstorbenen Vaters zu veräußern, und in einem Winkel des südlichen Frankreichs den Wissenschaften zu leben. Der bekannte Freyherr von Grimm, Katharinens literarischer Berichterstatter, hatte ihn kennen und schätzen gelernt, und empfahl ihn so warm der Monarchin, daß er nach seinem Wunsche der russischen Mission in Neapel beygegeben wurde.

Ungeachtet er bereits nahe an den Vierzigen war, und in ein Fach geworfen wurde, welches ihm ganz neu war, so diente er dennoch nicht nur zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, sondern sogar mit Auszeichnung; Schärfe und Geradheit des Verstandes, und Festigkeit des Charakters erhielten ihn oben. Er wurde Legationssekretär, übersah seinen Gesandten weit, und war bald im Besitze des eigentlichen Geheimnisses seiner Stelle. Die guten Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution genoß er in der angenehmsten Umgebung, unter dem schönsten Himmel, bey nützlicher und angenehmer Beschäftigung. Kaiser Paul schätzte ihn besonders hoch, ernannte ihn vom Geschäftsträger zum Gesandten, und schenkte ihm ein Gut. Er verdankte dieses der richtigen Vorausberechnung der Katastrophe von 1798, welche ihn nach Sicilien verschlug. Er war es, welcher durch die Verfassungsurkunde der sieben Inseln den wahren Damm gegen Revolutionen andeutete, und die Ernennung Kaiser Pauls zum Großmeister von Malta einleitete. Die Gräuelscenen bey der Rückkehr des Hofs nach Neapel erschütterten ihn tief. Er rettete viele, und hätte gern alle gerettet. Er erhielt hierauf den wichtigen Posten von Konstantinopel, wo er bis zum Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und der Pforte einen schweren Stand mit so vieler Kraft und Würde behauptete, daß er der erste russische Gesandte war, welcher bey Ausbruch des Kriegs nicht in die sieben Thürme wanderte. Die Türken glaubten früher nicht an seine Abreise, als bis sie hörten, daß seine Bibliothek eingepackt werde. Besonders bewunderten sie seine gründliche Kenntniß der morgenländischen Sprachen. Er ging nach St. Petersburg und dann in's russische Hauptquartier, wo er den, für die Weltgeschichte so wichtigen Frieden von Bucharest abschließen half, und einzig dadurch die Ratifikation der Pforte erwirkte, daß er noch vor derselben nach Konstantinopel zurückkehrte, und alle Bemühungen des französischen Botschafters scheitern machte, indem er den gesunden Menschenverstand des Reis Effendi über die wahren Interessen des Augenblicks aufklärte. Trotz der Unbestimmtheit dieses Friedens, und des steigenden Einflusses der französischen Uebergewalt, gelang es ihm ein leidlich gutes Vernehmen zu erhalten, und der französischen Botschaft nach der Einnahme von Paris 1814 zu beweisen, wie wenig Persönlichkeit er in amtliche Verhältnisse lege. Seinem Wunsche gemäß wurde er 1817 nach Rom versetzt, ordnete auf die möglichst vortheilhafte Weise die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Polen und Rußland, empfing 1819 S. K. H. den Großfürsten Michael in seiner Wohnung, wurde zum Kongresse von Verona berufen, und dort mit einer Auszeichnung und Herzlichkeit von seinem Monarchen empfangen, welche er verdiente, und welche den Tod Alexanders doppelt schmerzhaft für ihn machte. Auch die Ernennung zum wirklichen Geheimenrathe vermochte nicht seinen Schmerz zu mildern. Er lebte die letzten Jahre größtentheils ohne auszufahren, mit steter Theilnahme an den Naturwissenschaften, las täglich seine Klassiker, interessirte sich lebhaft für Alles, was sich auf Fortschritte der Gesittung bezog, und endete schnell und schmerzlos, ohne vorhergegangene Krankheit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 25. Juni.

(Beschluß.)

Eine hiesige Zeitung enthält folgende, sehr bescheidene Anzeige: Ein Herr (ein Wittwer) von äußerst achtbarer Familie, und untadelhaftem Ansehen und Wesen, zwischen dreyßig und vierzig Jahren alt, wünscht eine Dame von gleichem Alter zu finden, deren Aussehen einnehmend, und deren Wesen angenehm, die, wie der Ankündiger, keinen Geschmack am unehelichen Stande findend, geneigt seyn möchte, ihr künftiges Glück einem Manne anzuvertrauen, dessen Charakter geeignet ist ihr den Ehestand angenehm zu machen. Da der Ankündiger selbst einiges Vermögen besitzt, so erwartet er, daß die Dame zum wenigsten 500 bis 600 Pfund jährlich besitze, welches vor der Verlobung ihr selbst verschrieben werden würde, da der Ankündiger keine andern als wahrhaft ehrenvollen und untigennützigen Absichten hat. Man kann auf die zuverlässigste Geheimhaltung und Redlichkeit rechnen, indem viele sehr glückliche Ehen durch ähnliche Mittel geschlossen worden sind. Man hofft, daß Niemand dieses aus Frechheit beantworte. Jeder Brief, der postfrey an W. B. B. u. s. w., gerichtet, den wahren Namen und richtige Adresse enthält, soll die achtungsvollste Aufmerksamkeit finden.

Am 18ten Juni, und seitdem noch ein Mal, gab man im Vauxhallgarten eine Vorstellung von einer Schlacht, welche die Eigenthümer des Gartens die Schlacht von Waterloo zu nennen belieben; zwey Helden zu Pferde, als Napoleon und Wellington gekleidet, an 1000 Soldaten, Engländer und Franzosen vorstellend, reiten und marschiren hin und her, trommeln, blasen, schießen, schreyen und machen einen fürchterlichen Lärm, bis sich der Sieg für die Britten erklärt, und ein Mann eine furchtbar steile Anhöhe hinanreitet, und auf seinem geduldigen Pferde sitzend, mitten unter tausenden von Schwärmern und Petarden, eine Fahne in dem Tempel des Friedens aufsteckt. Die erste Nacht, wo man dieses Spektakelstück gab, sollen 14,000 Menschen im Garten gewesen seyn; wenigstens fand ich denselben in allen Theilen gedrängt voll. Wie sehr man dergleichen Auftritte liebt, und wie schwer es ist den verderbten Hang zu befriedigen, der, immer aufs Neue gereizt, allezeit mehr verlangt, erhellt auch daraus, daß man jetzt in Astley's Amphitheater ein Stück aufführt, worin an 100 Pferde erscheinen.

Der berüchtigte Robert Taylor, welcher wegen seines Predigens gegen das Christenthum schon mehrere Male verhaftet worden ist, wurde Sonntag vor acht Tagen auf einen richterlichen Befehl aufs Neue verhaftet, und im Laufe der Woche vor das Gericht gebracht, um sich, dem Gebrauche gemäß, für schuldig oder unschuldig zu erklären. Er erschien in dem Anzuge eines Geistlichen der englischen Kirche, was er ehemals gewesen war, wollte aber keinen Eid leisten, indem er kein Christ sey. Der Richter bemerkte: „Wenn Sie nicht an Gott glauben, so können Sie freylich nicht schwören;" worauf Taylor erwiederte: „Ich bin ein Gefangener, ein Gentleman und ein Deist, und ich versichere Sie auf meine Ehre, daß ich an Gott glaube." Er erklärte sich in Hinsicht der Anklage, daß er ein schlechtdenkender Mensch sey, für unschuldig, und mußte, da er keine Bürgen bey der Hand hatte, wieder in's Gefängniß wandern.

Am Sonnabend gab der Missionär Wolf, welcher von einem Juden ein Katholik, von einem Katholiken ein Methodist geworden ist, und die Lady Walpole geheirathet hat, in dem Saale der asiatischen Gesellschaft eine Vorlesung über die Sekten, die er auf seinen Reisen im Orient gesehen, besonders nach den Berichten, die eine jede selbst von sich gibt; auf diese Weise ließ er uns manches hören, was einen vortrefflichen Stoff zu einer Reihe guter Vorlesungen geben könnte; seine Vorlesung aber war, besonders wegen seines schlechten Vortrages im Englischen, schwerfällig und langweilig. Diese Gesellschaft hat sich indessen seit Kurzem sehr gehoben; sie zählt bereits über 400 Mitglieder, besitzt die Grundlage zu einer guten Bibliothek, nebst einer Sammlung interessanter morgenländischen Seltenheiten, besonders vergoldeter Götzenbilder von Ava. Ihr jetziger Sekretär ist Dr. Benjamin Badington, ein sehr verdienstvoller Mann, der mehrere Jahre lang in Indien gelebt, und im Sanscrit und mehreren andern morgenländischen Sprachen bewandert ist, sich auch ziemlich geläufig im Deutschen ausdrückt.

Trotz dem Geschrey der Anhänger der Weisheit unserer Väter, drängt sich allenthalben die Nothwendigkeit der Reform auf. Schon Hr. Peel sprach von dem schlechten Zustand der Gesetze unserer geistlichen Gerichtshöfe, und nun hat sich sogar ein Bischoff dagegen beschwert. Man denke, in dem Orte Sutton lebt ein Geistlicher vor aller Augen mit mehreren Weibern; seit sechszehn Jahren hat er nur zwey Mal das Abendmahl gefeyert und gepredigt, und wollte keinem andern erlauben es für ihn zu thun, und doch — so wunderbar sind die Gesetze — kann weder der Bischof noch das Konsistorium dem Mann seine Pfründe abnehmen, oder den Ort mit einem Seelsorger versorgen.

Leipzig, Anfangs Juni.

Ich habe zu meinem frühern Berichte, in welchem ich von der Anwesenheit der genannten hohen Herrschaften in Leipzig sprach, noch hinzuzusetzen, daß Ihre Majestät die verwittwete Königin von Baiern auch einem Gottesdienste in der hiesigen Thomaskirche beywohnte, der eben darum auf eine spätere Vormittagsstunde verlegt worden war. Hier hörte sie unsern Tzschirner die wahre (evangelische) Ansicht über die Würde der Apostel, im Gegensatze der katholischen Ansicht, entwickeln. Die hohen Herrschaften besuchten dann auch die angenehmsten Umgebungen unserer Stadt, und das Theater, wo, Ihrem Verlangen gemäß, an einem Abende drey Akte der Medea, von Grillparzer, (die Hauptrolle wurde effektvoll dargestellt von der verdienten Mad. Miedke) und das Lustspiel: die Mäntel, oder der portugiesische Schneider, gegeben, einen seltsamen Kontrast der Stimmung hervorbrachten; an einem andern Abende dem artigen und beliebten Lustspiele die gefährliche Wette, der Verräther von Holbein folgte, (in welchem Lustspiele namentlich Mad. Devrient als Gretchen ungemein naiv und anmuthig erschien) und die schon früher beschriebenen Bilder zu Webers Gedächtnißfeyer den Beschluß machten; an einem dritten Abende aber die weiße Dame gegeben wurde. Während dieser Zeit wurde auch Donna Diana wiederholt, und wir können dieses eine der ausgebildetsten Vorstellungen unserer Bühne nennen. Mad. Genast hat sich in die Hauptrolle ganz hineingespielt, Hr. Stein hat auch für den Perin die ihm gebührende Leichtigkeit gewonnen, und Hr. Devrient, der vor nicht langer Zeit erst die Rolle des Cäsar übernommen, hat in den Scenen, in welchen dieser Charakter ein feines Doppelspiel fordert, und Witz und Empfindung sich bekämpfen, ein entschiedenes Verdienst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Juli 1827.

— Ich wollt', ich könnte
Von jedem Fehl so völlig los mich sagen,
Als ich mich ohne Zweifel rein'gen kann
Von vielen, die mir Schuld gegeben werden.

Shakespeare.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

7.

Wir führen unsere Leser aus dem Offizierszimmer der Hauptwache in Stuttgart nach dem Hause des Landschaftskonsulenten Landek. In einem weiten, geräumigen Zimmer, dessen Hausrath nicht überladen und prächtig, aber solid und stattlich ist, finden wir einen ältlichen Mann von mehr als mittlerer Größe. Sein Gesicht und seine Gestalt beweisen, daß er, als er in den Fünfzigen stand, wohlbeleibt gewesen seyn mochte, jetzt, zehn Jahre später, hatten sich Falten um Mund und Stirne gelegt, und der weite Schlafrock von feinem grünen Tuch, mit Pelz verbrämt, war für eine reichlichere Fülle gefertigt und schlug jetzt weite Falten um den Leib; aber die röthlichen Wangen, die klaren grauen Augen, der feste Schritt, womit er im Zimmer auf und ab ging, ließen, noch ehe man seine volle, sonore Stimme vernahm, ahnen, daß der alte Konsulent an Geist und Körper noch frisch und rüstig sey.

In einer Vertiefung des dreiten Fensters saßen zwey schöne Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die dem Alten, so oft er ihnen den Rücken wandte, besorglich und ängstlich nachschauten, wohl auch untereinander flüsterten, so lange sie von ihm nicht gesehen wurden. Die eine war bemüht, des Vaters ungeheure Alongeperrücke in Ordnung zu bringen, und trotz dem Kummer, der aus ihren Blicken sprach, schien sie doch Freude an dem schönen Kontrast zu finden, welchen die schwarzen Locken dieses Haargebäudes mit ihren zarten, weißen Händchen bildeten. Die dunkelblauen Augen der andern jungen Dame schienen mehr mit der Straße als mit der feinen Arbeit, an welcher sie nähte, beschäftigt, doch waren ihre Züge zu ernst, als daß man es müßiger Neugier hätte zuschreiben dürfen.

Sie hatten mehrere Minuten lang geschwiegen, denn die Mädchen waren viel zu streng erzogen, als daß sie den Vater, der seinen Gedanken nachhing, mit Fragen belästigt hätten; plötzlich sprang die junge Nähterin auf, ließ ihre schöne Arbeit zu Boden fallen, beugte den schlanken Hals näher an's Fenster und sah gespannt nach der Straße. Der Vater sah diese Bewegungen, hielt seine Schritte an, blickte aufmerksam nach seiner Tochter und fragte nur mit Blicken; Käthchen, die jüngere Schwester, vollendete schnell noch eine Stirnlocke der Perrücke, setzte dann das Prachtwerk behutsam auf eine Kommode und kam eben noch zeitig an, um mit Hedwig zu rufen: „Er ist's, er hat heraufgesehen, Vater; er geht sehr schnell; sieh doch, was er für einen sonderbaren Rock anhat."

„Das ist Blankenbergs Jagdkleid;" sagte Hedwig leise zu ihrer Schwester.

„Geh doch, was weißt du von Blankenbergs Garderobe?" erwiederte die Jüngere, bedeutungsvoll lächelnd.

„Er hat Gustav schon oft in diesem Kleid besucht," antwortete sie, indem eine dunkle Röthe über ihre Wangen flog.

Die Ankunft Gustavs verbinderte seine jüngere Schwester, Hedwig nach ihrer Gewohnheit noch länger zu quälen. Der Vater sah noch ernster aus als vorhin, er hatte sich in seinen Lehnstuhl gesezt und die strengen Augen auf die Thüre geheftet; bang und ängstlich pochte den Schwestern das Herz, als jezt die Thüre aufging und ihr Bruder hereintrat. — Nach dem ersten „guten Morgen" trat für alle drey Partheyen eine peinliche Pause ein; endlich trat der Sohn bescheiden zum Vater. „Sie haben mich wohl diesen Morgen vermißt, Vater?" fragte er. „Es ist allerdings ein seltner Fall in unserm Hause, und Sie wurden vielleicht besorgt um mich."

„Das nicht." antwortete der Alte sehr ernst; „du bist alt genug, um nicht verloren zu gehen; aber zweyerley ist mir aufgefallen, nämlich daß man dich nur eine Stunde auf dem Karneval sah, und daß du diese Nacht und ihre Lustbarkeiten so unregelmäßig lange bis Morgens neun Uhr ausdehnst; du solltest schon seit einer halben Stunde in deiner Kanzley seyn."

„Ich bin heute dort entschuldigt," sagte Gustav lächelnd; „ich habe aber auch seit heute früh ein Uhr so schrecklich geschwärmt und so unordentlich gelebt, daß es kein Wunder ist, wenn man so spät zu Hause kömmt; rathet einmal, ihr Mädchen, wo ich gewesen bin."

Die Schwestern sahen ihn unwillig an, denn sie befürchteten mit Recht, dieser leichtfertige Ton möchte dem alten Herrn mißfallen. „Wie können wir dieß wissen?" erwiederte Hedwig; „ich habe nie darnach gefragt, wo du dich mit deinen Kameraden umtreibst; doch heute, Bruder, bist du mir ein Räthsel."

„Und in einem Lustschloß bin ich gewesen," fuhr der junge Mann fort, „wo weder ihr Beyden, noch Papa jemals waren; ihr errathet es doch nie — auf der Wache."

„Auf der Wache!" riefen die Schwestern entsezt.

„Das ist mir sehr unangenehm, Gustav," sezte der Landschaftskonsulent hinzu, „meines Wissens bist du der erste Laubek, den man auf die Wache sezte."

„Mir ist es doppelt unangenehm," antwortete sein Sohn, indem er den Vater fest anblickte, „als es im Grunde eine Namensverwechslung zu seyn scheint; denn meines Wissens bin nicht ich jener Laubek, der die Scene an dem Tisch des Juden aufführte."

Der Alte sah ihn bleich und betroffen an. „Gehet ins Nebenzimmer, Mädchen!" rief er, und als sich die Schwestern staunend, aber schnell und gehorsam zurückgezogen hatten, faßte er die Hand seines Sohnes, zog ihn auf einen Stuhl neben sich nieder und fragte hastig, aber mit leiser Stimme: „Was ist das? woher weißt du? wer sagte dir davon?"

„Er selbst," antwortete der Sohn. — „Der Jude?" fragte der Alte, „wie ist dieß möglich?"

„Er war bey mir auf der Wache; ich sehe, wie Sie staunen, Vater, aber bereiten Sie sich auf noch wunderlichere Dinge vor." Der junge Mann hielt es für das Beste, seinem Vater so viel wie möglich zu entdecken; er erzählte ihm also, wie aufgebracht der Minister auf den Konsulenten und seine Parthey sey, wie der Sohn ihm widersprochen, wie der Minister, statt in heftigeren Zorn zu gerathen, ihn plözlich zum Expeditionsrath ernannt habe. Nur Lea's erwähnte er mit keiner Silbe, der Kapitän hatte ihm dieß gerathen, und er beschloß davon zu schweigen, bis er seine Maßregeln getroffen oder die Entdeckung des unglücklichen Verhältnisses unvermeidlich wäre.

„Ich sehe, was ich sehe," sprach der Konsulent nach einigem Nachdenken. „Meynst du, wenn er uns nicht gefürchtet hätte, er würde mich geschont und dich dafür ergriffen haben, um mich gleichsam durch seine Gnade zu beschämen? Er hat mich gefürchtet, und er hat alle Ursache dazu. Ich bin ihm zu populär, und auch du wirst ihm nach und nach zu bekannt mit den hiesigen Bürgern, weil du jezt statt meiner die Armenprozesse führst. Der Expeditionsrath ist — eine Falle, die er uns beyden legen wollte, der kluge Fuchs."

„Wie verstehen Sie dieß, Papa?" fragte Gustav, dem es leichter ums Herz wurde, seit er ahnete, wie sein Vater diese Sache aufnehme.

„Sieh, Freund," sprach der Alte zutraulicher, als er je gethan, „du wirst das Opfer dieser Kabale, aber so wahr ich dein Vater bin, du sollst es nicht lange seyn. Dieser Jude denkt aber also: Verwehre ich dir, diese Stelle anzunehmen, weil du dadurch in übeln Geruch kommen könntest, so macht er es zu seiner Ehrensache, beklagt sich beym Herrn und ergreift die einzige Gelegenheit, die sich bot, mich zu zwingen auch mein Amt aufzugeben. Er kennt mich, er weiß, daß er so wenig als der Herzog mich absetzen kann, er weiß auch, wer der alte Laubek ist, nämlich — sein Feind. Nehmen wir die Stelle an," kalkulirte er weiter, „so werden wir verdächtig bey allen, die das Bessere wollen. Der Vater, Konsulent der Landschaft, würde man denken, der Sohn — Expeditionsrath; gekauft hat ihm der Alte die Stelle nicht, und der Jude gibt bekanntlich nichts ohne großen Gewinn an Geld oder geheimem Einfluß, folglich — sind wir übergetreten zu dem Gewaltigen. So glaubt er, werden die Leute urtheilen, und er hat es recht klug gemacht; aber er kennt mich nicht ganz; noch weiß ich, Gottlob! ein Mittel, uns das Vertrauen der Bessern zu erhalten, und du — wirst und bleibst Expeditionsrath; ändern sich die Verhältnisse, so wirst du wieder Aktuarius, und die Menschen erkennen dann deine Unschuld."

„Aber Vater!" sagte der junge Mann zaudernd, „Ihr Ruf ist felsenfest, aber der meinige? wie lange wird es noch anstehen, bis die Verhältnisse sich ändern!"

„Sohn!" erwiederte der Alte nicht ohne Rührung,

„du siehst, wie dieses schöne Land bis in sein innerstes Mark zerrüttet ist; meynst du, es könne immer so fortgehen? — Glaube mir, ehe der Frühling ins Land kommt, muß es anders werden, schlechter kann es nimmer werden, aber besser. Darum glaube mir und vertraue auf Gott!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Andreas Italinsky.

(Beschluß.)

Italinsky war in jeder Beziehung eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit, einer der wenigen Menschen, welche durch Einfachheit und Klarheit des Wissens und Thuns, durch die Ganzheit ihrer Erscheinung an die Alten, ja an die Patriarchen mahnten. Auf einem hohen und stämmigen Körper saß ein Kopf, welcher dem eines alten Löwen verglichen werden könnte. Eine unbeschreibliche Feinheit und Kunst der Menschenbehandlung trat erst nach langer und aufmerksamer Beobachtung aus der natürlichen Gemüthlichkeit hervor; während die Mehrzahl in ihm den Zerstreuten, nur mit gelehrten Forschungen beschäftigten Greis sah, entging ihm nichts, und es war ihm keine Blöße abzugewinnen. Ohne viele Vorbereitungen setzte er Jeden an seine Stelle, und es bildete sich ein Kreis des Vertrauens um ihn, in welchen man sich unwillkürlich gezogen fühlte. Er hat dieses Vertrauen stets auf das Heiligste geehrt, und durch Rath und Beyspiel der Mäßigung und Rechtlichkeit manchen Sieg bereitet. Bey der isolirten Lage Roms war ein Mann wie er dem diplomatischen Korps doppelt werth. Auf dem gewöhnlichen Wege hätte er den großen antiken Styl, welcher ihn so sehr auszeichnete, nie erworben. Dieser machte es ihm auch möglich, aus seinen Untergebenen eine Schule zu bilden, aus welcher ihm der Freyherr von Hahn, jezt Gouverneur in Mitau, und Graf Stanislaus Kossakowsky, welcher seine lezten Jahre mit Sohnestreue pflegte, und in dessen Armen er starb, vorzüglich theuer waren. Er ging von dem Grundsatze aus, das möglichst gute Verhältniß zwischen der Regierung, welche er vertrat, und der, bey welcher er beglaubigt war, zu erhalten, und auch das Geheimste so zu betreiben, daß es das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen brauche. Er behandelte die Politik mit ruhiger Besonnenheit, sparte seine ganze Kraft auf entscheidende Momente und schien sich um Begebenheiten des Tags gar nicht zu bekümmern, so genau er sie auch kannte. Er trug in sein Amt die Behandlungs- und Beobachtungsweise großer Aerzte über, war auch hier allen vorschnellen Systemen und Mitteln abhold, und behauptete, man müsse Menschen und Staaten nie auf Eine Leidenschaft erziehen, sondern immer dahin wirken, eine Leidenschaft durch die andere zu mäßigen und zu leiten.

Als Gelehrter war er durch gründliche Kenntniß der semitischen Sprachen, des Griechischen und Lateinischen, und beynahe aller neueren Sprachen, durch genaue Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften, der Geschichte und den verschiedenen philosophischen und religiösen Systemen, besonders aber durch praktische Verknüpfung seines Wissens und Auffindung der wesentlichen Punkte bey jeder Frage wohl ohne Nebenbuhler. Unzählige haben seinen Rath genüzt, ihn gestärkt, aufgeklärt und belehrt verlassen. Leider hat er außer den Erklärungen der Hamiltonschen Vasen und einigen kleinen antiquarischen Abhandlungen nichts gedrucktes, und schwerlich etwas druckfertiges hinterlassen. Sein Wissen war lebendig. Seine Bücher enthalten beynahe alle Randglossen von vielfachem Werthe, besonders für Verwandtschaft der Sprachen, welche er als die lebende und innere Geschichte jedes Volksstamms ansah. Seine, für einen Privatmann kolossale Büchersammlung wird hier versteigert, seine morgenländischen Handschriften werden der Bibliothek des orientalischen Instituts zu St. Petersburg einverleibt werden. Seine Diener erben lebenslänglich die Zinsen seines erworbenen Vermögens, welches nach ihrem Absterben der Schule von Kiew, zum Behuf einer Sternwarte und Reisestipendien für Naturforscher, zufällt. Diese Verordnung seines lezten Willens bezeichnet den Mann, welcher redlich und unverdrossen an seiner und seiner Zeitgenossen Bildung gearbeitet hat, und dessen lezter, lebhafter Gefühl ein entschiedener Haß gegen alle Strebungen war, das ewige Licht auszulöschen, oder wenigstens unter einen Scheffel zu stellen. Sein Gott war zu groß für irgend eine Nische, aber nie war ein Mensch duldsamer gegen Andersdenkende, sobald er keine Nebenabsichten oder Gleisnerey bemerkte. Treu und wohlwollend nach so vielfältigen Erfahrungen, nach ernster Arbeit an sich und dem großen Baue der Zeiten, konnte er getrost an der dunkeln Pforte anklopfen. Er ist unverehlicht gestorben. Entfernte Verwandte erben, was er von väterlicher Habe besaß. Er verstand nicht, Reichthümer zu sammeln. Eine schöne Wohnung, geziert mit trefflichen Gemälden und morgenländischen Teppichen, eine zahlreiche, gut gehaltene Dienerschaft, edle Gastfreyheit waren ihm lieber. Im großen Saale des Pallastes Pamfili, dessen Decke Pietro de Cortona verfertigt hat, lebte, empfing, speiste er, wie ein arabischer Scheikh in seinem Zelte. Die vielen übrigen Gemächer wurden nur bey außerordentlichen Gelegenheiten geöffnet. Von diesem Saale wird allen ausgezeichneten Gelehrten, welche Rom im lezten Jahrzehnte bewohnten oder besuchten, das Bild lebhaft eingeprägt bleiben. Möchte einer derselben den einzigen Mann würdiger schildern, als diese Skizze es vermag!

Der russische Bildhauer Halberg hat vor vier Jahren die ausnehmend ähnliche und geistvoll gearbeitete Büste Italinskys geliefert. Seine Leiche wird nach Livorno ge-

führt, um nach griechischem Ritus auf dem dortigen Begräbnißplatze beygesezt zu werden.

Rom, 29. Jan. 1827.

M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfangs Juni.

(Fortsezung.)

Die verflossene Ostermesse begann für den Handel sehr vortheilhaft. Ansehnliche Waarenbestellungen waren selbst von entfernten Weltgegenden, z. B. Neuyork, Mexiko, Tiflis gemacht worden; ansehnliche Waarenvorräthe wurden, wenn auch zum Theil zu geringen Preisen, verkauft, wovon andere Zeitungen ausführlich berichten werden. Kurz, man hörte im Allgemeinen die sonst gewöhnlichen Klagen unter den Handeltreibenden nicht. Auch die äußere Lebhaftigkeit der Messe war groß.

Im Theater gab Hr. Kunst zwey Gastrollen, nämlich Wilhelm Tell, und den Ritter Wetter von Strahlin Kleist's Käthchen. Wir hatten schon früher Hrn. Kunst auf dem Wege der Kunstmanier gefunden; jezt fanden wir ihn in der Manierirtheit ausgebildet und vollendet. Er jagt dem Effekt bis an die Gränzen der Karrikatur nach; in dem starken Malen des Einzelnen, in dem Zerstückeln der Rede durch willkührliche Pausen, könnte man ihn einen übertriebenen Eßlair nennen, dessen Höheres er doch mit aller Nachahmung nicht erreicht hat. Es ist unmöglich alle die falschen Betonungen und willkührlichen Accente anzuführen, welche wir in jeder Scene jener Rollen gehört haben, und welche das klare Zeugniß geben, daß es Hrn. Kunst weniger um ein wahres Verständniß seiner Rollen, als darum zu thun ist, die äußern Vorzüge seiner Individualität mit augenblicklichem Effekte geltend zu machen; wobey in der That zu bedauern ist, daß so seltene Mittel für einen Heldenschauspieler, wie Hr. Kunst in seiner Gestalt und in seinem Sprachorgan besizt, so gemißbraucht werden. Um aber nur Einiges zum Beleg dieser Ansicht anzuführen, so bemerken wir vorher, daß gerade das, was der Schauspieler in der Darstellung hervorhebt, und was er im Sprechen fallen läßt, ihn vorzüglich charakterisirt. Wenn nun gleich in der ersten Scene, in welcher Tell auftritt, Hr. Kunst die Worte: „Landsmann, tröstet mein Weib!" etwas barsch und leichthin sagt, so ist nicht nur der Ton derselben verfehlt, sondern ein wesentlicher Charakterzug, der des gemüthvollen Familienvaters, dessen Herzlichkeit mit seiner Mannhaftigkeit in Eins verschmolzen ist, hinweggelassen; ein Charakterzug, der gerade in dieser Scene und am Eingange der Charakterzeichnung bestimmt hervortreten mußte, selbst um den Werth der Handlung zu bezeichnen, welche Tell, gerührt durch die Angst des Verfolgten, unternimmt. Wer jene Worte in dem Tone, in welchem Hr. Kunst sie vortrug, sprechen würde, dem würden wir überhaupt auch wenig Empfänglichkeit für fremden Schmerz zutrauen. An einer andern Stelle dagegen: „der Tell hält ein verlor'nes Lamm vom Abgrund," sehen wir diese Empfindung übertrieben, und mit dem Ausdrucke, den etwa ein in gegenwärtiger Gefahr schwebendes Kind fordern würde. Uebrigens müssen wir doch gestehen, daß die Darstellung des Wilhelm Tell, vielleicht weil hierin der Darsteller ein ausgezeichnetes Vorbild hat, noch mehrere gute Momente hatte, als jene zweyte. In dieser hat mir allein die Andeutung der sich dem Zuschauer verrathenden Neigung des Ritters, als er (im Vorspiele der Bearbeitung des Kleist'schen Schauspiels) Käthchen ihrem Vater überträgt, auszeichnungswerth geschienen. Uebrigens wollte Hr. Kunst in dieser Darstellung das kleine Publikum (denn das Theater war am ersten Meßsonntage sehr leer) nicht ansprechen. Als Käthchen findet sich Mad. Devrient auf einem ihr fremden Gebiete, in welchem sie erst heimisch werden, oder wir uns an sie gewöhnen müßten, um uns ihrer Leistung zu erfreuen. Mir scheint es, daß sie den Ausdruck reiner, gemüthlicher Unbefangenheit in dieser Rolle nicht sicher zu ergreifen und festzuhalten vermöge.

Die Direktion des Theaters bot den Fremden, ohne vortheilhaften Erfolg, während der ersten Meßwoche die angenehmste Abwechselung; eine gute Vorstellung von Kleist's Prinz Friedrich von Hessen Homburg, so wie eine Aufführung des Don Juan, (welche durch neue Besezung doch nicht so, wie man erwartete gewonnen hatte), ferner auch die Wiederholung der mehrmals erwähnten lebenden Bilder, mit welchen die kleine Scene „Komm her!" von Elsholz, und die grasse Schilderung von Zedlitz: „Sklave und Herr," deren Inhalt eine Explosion der Rache ist, an einem Abende gegeben wurden, waren wenig besucht. Nur Oberons Zauberhorn that wiederum seine mächtige Wirkung, und die Oper sollte eben am zweyten Meßsonntage abermals wiederhohlt werden, als die erschütternde Nachricht von dem Tode unseres hochverehrten Landesvaters, Friedrich August, alle öffentlichen Regungen der Fröhlichkeit auf dieser Messe lähmte, und der öffentlichen Musik, Tanz- und Schauspielkunst Stillstand gebot. Noch nie vielleicht, seit der Handel durch Messen unsere Stadt belebt, hat es einen stillern Meßsonntag als diesen gegeben, obgleich die Zahl der zu diesem Tage nach Leipzig gekommenen Fremden sehr groß war. Auch die zum Besten der Abgebrannten in Bautzen von dem Musikverein angekündigte Aufführung von Haydn's Schöpfung konnte nicht vollzogen werden, so wie auch das für die nachfolgende Woche angekündigte Extrakonzert des wackern Pianofortespielers Arnold, der sich gegenwärtig in Berlin aufhält, unterblieb. Von öffentlichen Sehenswürdigkeiten blieben dem Publikum nur noch übrig, die beyden berühmten Menagerien der Hrn. von Martin und Aten, mit ihrer sich immer vermehrenden Löwenfamilie, dem schönen Leoparden, Zebra, Zebu, Lama, Känguruh, Straußen und andern selten zu sehenden Thieren; ferner der bis zu Aeußerungen menschlicher Ueberlegung dressirte Hund (Fido Savant), über welchen Hr. Dr. Carus in Dresden in der dortigen Morgenzeitung verständig gesprochen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 164.

Brautring.

Räthsel.

Eine schöne Insel schwimmet
Mitten in dem salz'gen Meer;
Sanft erhaben und gerundet
Grüßt sie schon von weitem her.

Klein zwar ist die schöne Insel,
Aber doch unendlich groß;
Was die weite Welt nur fasset,
Findest du in ihrem Schoos.

Hat nicht Gold die kleine Insel,
Ist sie doch unendlich reich;
Was nur herrlich wird erfunden,
Eignet sie sich an sogleich.

Immer ist sie gleich gestaltet,
Und doch immer wechselschön,
Immer wirst sie als dieselbe,
Und doch immer anders seyn.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 169.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Juli 1827.

Fremde Kleider, falsche Haare,
Falsche Treu', verfälschter Wein,
Glatte Worte, falscher Schein,
Sind anjezt die beste Waare.

Hans A. von Abschatz.

Der Marktschreyer und die Menge.

Zu Prahlhans kommt sogleich die Menge
Von allen Seiten hergerannt,
Sie möchte gern Arkana kaufen:
Ein, Liebestrank, ein Nestelband,
Die Goldtinktur, den Lebensbalsam,
Geheimes Wissen, Weltverstand,
Genuß und Hoffnung, Erd' und Himmel,
Und dieß und das und allerhand. —
Wie soll der Arme alles leisten,
Was er versprach mit Mund und Hand?
Er kann es nicht, und wird von Allen
In seiner Nichtigkeit erkannt. —
Und jezt — wohin hat sich die Menge,
Nach dieser Lehre, hingewandt?
Zur Weisheit, die tiefsinnig forschend
Und fern von ihr indessen stand? —
O nein! Um einen neuen Prahlhans
Drängt sich auf's Neue rings das Land;
Und einsam bleibt das ächte Wissen,
Von nur sehr Wenigen erkannt. —

Ludwig Robert.

Jud-Süß.

(Fortsezung.)

8.

Während der alte Landek noch so sprach und seinem Sohne Muth einzureden suchte, wurde die Hausglocke heftig angezogen, und bald darauf trat ein Offizier in das Zimmer, dem der Konsulent freundlich entgegen eilte. Wenn man das dunkelrothe Gesicht, die freyen, muthigen Züge und das kleine, aber scharfblickende Auge dieses Mannes sah, so konnte man die Sage von kühner Entschlossenheit und beynahe fabelhafter Tapferkeit, die er unter dem Herzog Alexander und dem Prinzen Eugenius bewiesen haben sollte, glaublich finden.

„Mein Sohn, der vormalige Aktuarius Landek," sprach der Alte, „der Obrist von Röder, den du wenigstens dem Namen nach kennen wirst."

„Wie sollte ich nicht," erwiederte Gustav, indem er sich verbeugte; „wenn unsere Truppen von Malplaquet und Peterwardein erzählen, so hört man diesen Namen immer unter die ersten und glänzendsten zählen."

„Zuviel Ehre für einen alten Mann, der nur seine Schuldigkeit gethan," antwortete der Obrist; „aber Konsulent, was sagt Ihr dazu, daß der Jude jezt auch uns ins Handwerk greift? Ich komme zu Euch eigentlich nur, um zu fragen: soll ich, oder soll ich nicht?"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Konsulent staunend; „Röder, nur jezt keinen übereilten Streich!"

„Das iſt es eben!“ rief jener auf den Boden ſtampfend, „meine Ehre und die Ehre des ganzen Korps iſt gekränkt; einen meiner talentvollſten Offiziere ſollte ich nach Fug und Recht kaſſiren laſſen um dieſes Hundes willen, und thu' ichs, ſo bin ich morgen ſelbſt außer Dienſt.“

„Aber ſo ſprecht nur, Obriſt!“ ſagte der Alte, indem er ſeinem Sohn winkte, Stühle zu ſetzen, „ſetzt Euch, Ihr ſeyd noch in der erſten Hitze.“

„Mein Regiment hat geſtern und heute den Dienſt,“ fuhr jener eifrig fort, „da bringt man nun geſtern Nacht von der Redoute weg einen Menſchen auf unſere Wache mit dem ausdrücklichen Befehl vom Juden, ihn wohl zu bewachen, aber keinen weitern Rapport abzuſtatten; heute früh zieht der Kapitän Reelzingen auf, findet einen Gefangenen im Offizierszimmer, von welchem nichts im Rapport ſteht, und denkt Euch — nach einer halben Stunde kömmt der Miniſter ſelbſt, ſchickt den Kapitän aus dem Zimmer, verhört auf unſerer Wache den Gefangenen inſgeheim, entläßt ihn dann und befiehlt dem Kapitän noch einmal, keinen Rapport abzuſtatten und — nimmt ihm das Ehrenwort ab — er einem Offizier auf der Wache — nimmt ihm das Wort ab, den Namen des Gefangenen nicht zu nennen; dahin alſo iſt es gekommen, daß jeder Schreiber oder gar ein dergelaufener Jude uns kommandirt? Nach Kriegsrecht muß ich den Kapitän kaſſiren laſſen; meine Ehre fordert, daß ich es nicht dulde, denn ich hatte den Dienſt, und ich muß mich rühren, ſollte es mich auch meine Stelle koſten.“

Die beyden Landek hatten ſich während der heftigen Rede des Obriſten bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. „Der Jude iſt liſtiger als wir dachten,“ ſagte, als jener geendet hatte, der Vater; „alſo auch auf den Obriſt war es abgeſehen, auch für ihn war die Falle aufgeſtellt! Wer meyn't Ihr wohl, daß der Gefangene war? da, ſeht ihn, mein leiblicher Sohn ſaß heute Nacht auf Eurer Wache!“

Der Obriſt fuhr ſtaunend zurück, und ſo groß war ſein Unmuth über den Eingriff in ſeine militäriſchen Rechte, daß er ſich nicht enthalten konnte, einen unwilligen, finſtern Blick auf den jungen Mann zu werfen. Als aber der alte Landek fortfuhr, und ihm erzählte, wie er ſelbſt eigentlich die erſte Urſache dieſes Vorfalls geweſen und wie alles andere ſo ſonderbar gekommen ſey, als er ihm den argliſtigen Plan des Miniſters näher auseinander ſezte, da ſprang der Herr von Röder von ſeinem Stuhl auf. „Wohlan, Alter!“ ſagte er mit bewegter Stimme zu dem Konſulenten, „daß er mich verfolgt und haßt, hat am Ende nichts zu bedeuten, und daran iſt nur der General Römchingen ſchuld, der mich nie leiden konnte, aber über dir ſoll er den Hals brechen, oder ich will nicht ſelig werden! Herr Altnarius, die Stelle müßt Ihr annehmen, das iſt jezt keine Frage mehr, denn Euer Vater darf jezt nicht von ſeinem Amt kommen, oder Verfaſſung und Religion ſtehen auf dem Spiel. Aber zum Herzog will ich gehen, will ſprechen, und ſollt es mich mein Leben koſten.“

„Das werdet Ihr nicht thun, Obriſt!“ ſagte der Alte mit Nachdruck und Ernſt; „leſet dieſen Brief, den man uns von Würzburg ſchickt und ſagt mir dann, ob Ihr noch waget zum Herzog zu gehen und zu ſprechen.“ Der Obriſt nahm aus ſeiner Hand ein Schreiben und fing an zu leſen; doch je weiter er las, deſto beſtürzter wurden ſeine Züge, bis er ſtaunend, aber mit zornſprühenden Augen den Alten anblickte, und die Arme ſinken ließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortſetzung von Nro. 161.)

Man findet die Biscachos (die Thiere, welche die Biscacheros graben) über die ganze Ebene der Pampas. Gleich Kaninchen leben ſie in Höhlen, welche ſie nach allen Richtungen hin graben, und die das Reiten in dieſen Gegenden ſehr gefährlich machen; doch iſt die Art, wie die Pferde ſich wieder aufrichten, wenn dieſe unterirdiſchen Gallerien unter ihnen einbrechen, in der That erſtaunenswerth. Oft brach mein Pferd beſtändig ein, bald mit einem Hinter-, bald mit einem Vorderfuß; allein ſo bald es auf die Naſe fiel, ſprang es eben ſo ſchnell wieder auf. Ich wunderte mich oft, wie die wilden Pferde ſo im Finſtern hingaloppiren können; allein ich glaube wirklich, ſie riechen die Höhlen und vermeiden ſie ſo, denn oft bemerkte ich im Reiten, wenn es ſo dunkel war, daß ich durchaus nicht einmal die Ohren meines Pferdes ſehen konnte, daß dieſes im Galopp einen oder zwey Fuß rechts oder links ſeitwärts ſprang, was vermuthlich geſchah, um dieſe Löcher zu vermeiden. Demungeachtet fallen ſie oft, und gewiß bin ich in den wenigen Monaten, die ich in den Pampas zubrachte, öfter geſtürzt als je zuvor in meinem Leben, obgleich ich immer viel zu Pferde geweſen war. Die Gauchos verlieren aber zuweilen das Leben durch dieſe Biscacheros, und brechen oft ihre Gliedmaßen.

Die Biscachos laſſen ſich niemals bey Tage ſehen; allein ſobald der lezte Sonnenſtrahl den Horizont verläßt, kommen ſie in allen Richtungen aus ihren in Gruppen, gleich kleinen Dörfern, über die Pampas zerſtreuten Höhlen hervor. Ganz ausgewachſen ſind die Biscachos faſt ſo groß als Dachſe, allein ihr Kopf gleicht dem eines Kaninchens, ausgenommen daß ſie einen ſtarken, buſchigen Backenbart haben. Des Abends ſitzen ſie vor ihren Löchern und ſcheinen in Betrachtungen vertieft. Niemals ſah ich ſo ernſthaft ausſehende Thiere, ſogar die Jungen haben graue Köpfe, Backenbärte, und blicken gedankenvoll und ernſt um ſich her.

Die Provinz Santa Fé.

Von Buenos-Ayres nach Mendoza reiste ich einmal in einem Wirloche oder zweyrädrigen Wagen, in den man von hinten einsteigt, mit zwey Seitensitzen; zwey Peons begleiteten mich, Pizarro, der schon 1200 Meilen gereist war, und Cruz, Pizarro's Freund, der seit drey Tagen 120 Meilen täglich zurückgelegt hatte. Pizarro's Treue und Aufmerksamkeit war außerordentlich: wenn er des Nachts ankam, seine schwarzbraunen Gesichtszüge von Ermüdung verzogen, mit Staub und Schweiß bedeckt, seine Zunge trocken, doch seine ganze Person hart wie Eisen, so war sein erstes Geschäft, mir etwas zu essen zu schaffen. Er sandte nach einem lebendigen Schafe aus, machte Feuer, kochte mir ein Abendessen, und wenn ich damit fertig war, brachte er mir ein Licht an die Wagenthüre, stand dort, bis ich mich ausgekleidet, um da zu schlafen, wünschte mir gute Nacht, ging dann, um selbst zu essen, und schlief auf seinem Sattel neben dem Wagenrade. Sobald ich erwachte, oft vor Tagesanbruch, rief ich, ungeduldig weiter zu kommen: „Pizarro!" „Aqui sta l'agua, Señor," sagte er in einem geduldigen Tone; er wußte, daß ich des Morgens Waschwasser wünschte, und verschaffte mir stets welches, zuweilen in einer Untertasse, zuweilen in einer kleinen Matétasse, die nicht mehr als eine Eyerschaale hielt, und ungeachtet seiner Ermüdung war er stets auf ehe ich erwachte, und wartete an der Wagenthüre, bis ich ihn rief.

Die Provinz Santa Fé ist wild und öde, und ist so oft von den Pampasindianern verheert worden, daß es jetzt kein Vieh in der ganzen Gegend gibt, und die Leute sich fürchten dort zu wohnen. Zur Rechten und Linken des Weges sieht man gelegentlich die Ueberreste einer kleinen, von den Indianern verbrannten Hütte, und im Vorübereilen erzählt der Gaucho, wie viele Leute in jeder ermordet, wie viele Kinder getödtet, und ob die Weiber umgebracht oder hinweggeschleppt worden seyen. Die alten Posthütten waren auch verbrannt, neue waren neben den Trümmern erbaut, allein die nachlässige Bauart zeigte, daß man noch kein Vertrauen in die Sicherheit des Landes setzte. Diese Hütten sind blos von Männern, die gewöhnlich selbst Räuber sind, bewohnt, und nur in wenigen Fällen leben ihre Familien mit ihnen. Wenn man das schreckliche Schicksal bedenkt, das so manche arme Familien in dieser Gegend betroffen, und daß die Indianer in jedem Augenblick zurückkehren können, so ist es in der That furchtbar, Frauen in einer solchen Lage und so blind für die Gefahr zu sehen; noch trauriger ist es, eine Anzahl unschuldiger kleiner Kinder, unbewußt des Schicksals, das sie erwartet, und der blutdürstigen Leidenschaften der Menschen, vor der Thüre einer Hütte spielen zu sehen, worin sie vielleicht bald alle ermordet werden.

Wir waren in der Mitte dieses öden Landes; ich legte jeden Morgen einige Stationen zurück, von einem jungen Gaucho begleitet, der ungefähr fünfzehn Jahr alt, und in dieser Provinz geboren war, sein Vater und seine Mutter waren von den Indianern ermordet, er selbst durch einen Mann gerettet worden, der mit ihm davon galoppirte; allein er war damals ein Kind, und erinnerte sich nichts davon. Wir ritten bey den Trümmern einer Hütte vorbey, die, wie er sagte, seinen Leuten zugehört hatte; und erzählte, daß er vor zwey Jahren in dieser Hütte mit seiner Tante und drey seiner jungen Vettern gewohnt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Distichon.

Hinkst du gleich mit dem kürzeren Fuß ein andrer Hephästos;
Spinnt der Hinkende doch mächtige Götter in's Netz.

England.

Albion, deinem Piloten sind Wind und Wellen gehorsam,
Ihm gehöret das Meer, deinem Minister die Welt.
Jener erspähet mit Eifer, er weiß, von wannen der Wind bläst;
Dieser, von wannen der Geist, welcher die Erde beherrscht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Juni.

Man wird es aus den Zeitungen wissen, daß im vorigen Winter ein Engländer, Namens Drake, welcher lebende Schlangen zeigte, zu Rouen von einer derselben gebissen wurde, weil er sie für erfroren hielt, und mit der Hand gefaßt hatte. Bekanntlich sah der Mann sogleich seine Gefahr sehr gut ein, und verlangte, man solle ihm mit einem glühenden Eisen die Wunde ausbrennen, damit das Gift nicht weiter um sich greife. Es scheint aber, daß das Schlangengift mit einer so fürchterlichen Schnelligkeit sich in die Adern verbreitet, daß, wenn das Mittel nicht in den ersten Minuten nach dem Bisse angewendet wird, keine Hülfe von demselben mehr zu erwarten steht. Drake konnte erst eine kleine Stunde nach dem traurigen Vorfalle cauterisirt werden; es war zu spät, der Mann starb in kurzer Zeit an dem Gifte. Dieß hat von Seiten der Regierung zu einer Korrespondenz mit der Akademie der Wissenschaften Anlaß gegeben, über die Frage, in wie fern die Polizey durch gute Vorkehrungen der eben erwähnten Gefahr vorbeugen könne. Die Akademie ist darüber zu Rathe gegangen, und bey dieser Gelegenheit sind einige sonderbare Meynungen geäußert worden. Einer der anwesenden Herrn schlug vor, man solle allen Schlangen, so wie sie über die Gränze kämen, die Giftzähne ausreißen das war gewiß auch recht klug; allein es wurde gefragt: wer soll sie denn ausreißen? Und dieß war ungefähr eben so, als da die Mäuse zu Rathe gingen, wie sie sich gegen die Katze verwahren sollten, und eine hochweise Maus vorschlug, man solle der Katze eine Schelle anhängen, damit man sie von weitem kommen höre. Das Ausziehen der Giftzähne muß jedoch nicht so ganz schwierig seyn, da die Gaukler in Indien beständig mit den Schlangen umherziehen, ohne daß

Geringste von ihnen zu befürchten zu haben, vermuthlich weil sie ihnen die Giftzähne gehörig nehmen. Auch meynt ein Akademiker, dieß sey ein Leichtes, man brauche den Schlangen nur ein Stück Filz in's Maul zu stecken, so bissen sie darauf, und die Zähne blieben in dem Filz stecken; vielleicht wachsen die Zähne wieder; aber dann nehme man das Stück Filz wieder zur Hand. Ein alter Akademiker, der sonst sehr verständige Sachen geschrieben hat, äußerte eine große Besorgniß wegen des Einführens der Schlangen in Frankreich. Das Klima dieses Reiches sey nämlich den Schlangen sehr zuträglich und ihrer Lebensart angemessen, und wenn einige Schlangen ihren Führern entwischten, so könnten sie sich leicht in Frankreich fortpflanzen und hier einheimisch werden. Ob er dieß auch von den Klapperschlangen befürchtete, weiß ich nicht; es scheint aber doch; und wenn sie nun gar über den Rhein und über die Alpen krochen, und nach Deutschland, Italien u. s. w. gelangten! Man zittert schon bey dem bloßen Gedanken. Ein Korrespondent der Akademie sprach von Ligamenten oder Bändern, die sich unter den Zähnen befänden, und die man den Schlangen abschneiden müsse; allein man bewies ihm, daß dieß nicht geschehen könne; aus dem einfachen Grunde, weil solche Ligamente nicht vorhanden wären. Auch hätte man wieder fragen können: wer wird so gut seyn und das Abschneiden mit höchst eigener Hand vornehmen? Wahrscheinlich wird die Sache beym Alten bleiben, und da es der Schlangenwärter nächste Angelegenheit ist, sich vor dem Bisse dieser Thiere zu hüten, so werden wohl die Zufälle eben so selten bleiben, als sie es bisher gewesen sind; vielleicht auch werden sie von selbst darauf sinnen, durch das Zahnausreißen sich außer alle Gefahr zu setzen. Eine andere, noch wichtigere Frage, diejenige nämlich, ob das gelbe Fieber ansteckt oder nicht, ist in der königl. Akademie der Wissenschaften sowohl als in der medicinischen Gesellschaft mehrmals zur Sprache gekommen, und auch sogar in der Deputirtenkammer sind von der Rednerbühne herab manche Worte hierüber gewechselt worden. Allein über diesen Punkt wird man wohl noch lange streiten, und unterdessen läßt sich der Minister des Innern jährlich eine beträchtliche Summe Geldes aussetzen, zur Unterhaltung der Quarantaineanstalten, die nach der Meynung einiger völlig überflüssig, nach der Meynung anderer ganz unentbehrlich sind.

Leipzig, Anfangs Juni.

(Beschluß.)

Daß auch dießmal eine große Anzahl fremder Buchhändler in Leipzig zusammen kommen, und über manche Gegenstände ihres Geschäftes ihre Ansichten austauschen würden, war zu erwarten; eben so auch, daß sie über den geringen Absatz des vergangenen Jahres — eine Nachwirkung der Handelsverwüstungen in der ersten Hälfte dieses Jahres — große Klage führten. Dessen ungeachtet fehlte es an großen Unternehmungen so wenig als an Zwey-Groschenausgaben. Ungeachtet eine namhafte Buchhandlung, welche dergleichen veranstaltet, die Romane der jetzt beliebten englischen und nordamerikanischen Erzähler zu allererst zu liefern angekündigt hatte, so kam ihr doch die Dunker'sche Buchhandlung in Berlin mit drey Bänden einer trefflichen Uebersetzung des neusten Romans von Cooper, die Prairie, in einer schönen Oktavausgabe zuvor. Gegen die von Gotha aus angekündigte Bibliothek der deutschen Klassiker erklärten sich alle. Unser würdiger Freund C. L. Stieglitz (Protonsul und Stadtbaumeister in Leipzig) hat in einer eben erschienenen Geschichte der Baukunst von dem frühesten Alterthume bis in die neueren Zeiten (Nürnberg bey Campe, 1827, 8.) ein neues Denkmal seines, in den Geist der Architektur eindringenden Sinnes und Fleißes aufgestellt. Durch seine Thätigkeit ist nun auch die einst von Gottsched gestiftete, und fast ausgestorbene deutsche Gesellschaft mit dem 1824 gestifteten sächsischen Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer in Leipzig, der schon durch seine erste Schrift: Beyträge zur vaterländischen Alterthumskunde, 1. Bd. (Leipzig 1826) Aufmerksamkeit erregte, in eine gesellschaftliche Verbindung vereinigt worden, welche den Namen führt: deutsche Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.

Die interessantesten neuen Erscheinungen in Beziehung auf Musik sind: die erste Abtheilung der längst erwarteten Harmonielehre Logiers. Sie führt den Titel: „System der Musikwissenschaft und der praktischen Komposition, mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrucke Generalbaß verstanden wird," und ist in einer guten deutschen Uebersetzung, sehr sauber in Quart gedruckt, bey des Verfassers Bruder in Berlin erschienen. Der Verfasser erklärt in der Vorrede, er wolle sich keineswegs die Erfindung neuer Grundsätze der Harmonie anmaßen, sondern eine einfache und gründliche Methode zum Verstehen der bisher befolgten Grundsätze und zur wirksameren Anwendung derselben entwickeln, und damit ist der Standpunkt dieses, von großem pädagogischen Talent und eindringendem praktischen Blicke zeugenden Werkes bestimmt angegeben. Zugleich will ich auch bemerken, daß Friedrich Schneider's Elementarbuch der Harmonie und Tonsetzkunst (ein Buch, welches sich in der Harmonielehre Gottfr. Webers System von manchen Seiten anschließt) in einer zweyten verbesserten Auflage erschienen ist.

Von praktischen Musikwerken, welche zuletzt erschienen sind, ist das größte: Beethovens große Messe (Mainz bey Schott), deren Aufführung die würdigste Aufgabe eines künftigen Musikfestes seyn möchte. Als eine kleine Reliquie des großen Mannes haben wir auch anzusehen den bey Haslinger in Wien (in Partitur) erschienenen Marsch mit Chor aus den Ruinen von Athen, ein einfaches, anspruchloses Musikstück, und für Aufführung in Konzerten wohl geeignet. Ferner erhielten wir die Partitur einer zweyten Messe von Cybler, durch dieselbe Verlagshandlung, in einer schönen Ausgabe. Ansprechende, hier und da etwas zu weltliche Melodie, mit kräftigen Bässen und gediegener Stimmführung, gedrängte Behandlung des heiligen Textes, ohne bedeutende Solopartieen, charakterisiren auch diese Komposition. Eine erfreuliche Bemerkung ist es übrigens, daß wir gegenwärtig so viele treffliche geistliche Musikwerke, und besonders mehrere klassische Werke, welche bisher in Deutschland nur Wenigen bekannt waren, wieder erscheinen sehen. Denn solche Unternehmungen würden ohne die wahrscheinliche Unterstützung von Seiten der Gesangvereine für geistliche Musik in Deutschland schwerlich gemacht werden, und die Thätigkeit der Letztern ist es wiederum, welche unserer, so sehr vernachlässigten Kirchenmusik wieder aufhelfen kann. Zu den dankenswerthen Unternehmungen dieser Art gehört die von dem Musikdirektor Breitenstein in Bonn bey Simrock herausgegebene, dem englischen Originaltexte untergelegte deutsche Uebersetzung des wenig gekannten Händelschen Oratoriums: Israel in Egypten. Dieselbe Handlung hat auch die Singstimmen zu demselben Oratorium stechen lassen. Möchte Händels Samson, welchen der wackere Fr. Schneider nächstens an dem, von ihm veranstalteten Musikfeste in der Stadtkirche zu Zerbst, an der Spitze vieler Gesangvereine, in der trefflichen Kapelle seines Herzogs aufführen wird, gleichermaßen nachfolgen!

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 170.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 19 Juny 1822.

Sonett.

Wenn ich dich sehe, Liebe, dann erbebt
Mein Herz, und Thränen füllen meine Augen,
Und Schauer rinnen durch die Adern, saugen
Mir Mark und Leben, daß mir Alles bebt.

Wenn ich dich sehe, Liebe, dann erbebt
Mein Herz, und Thränen füllen meine Augen,
Und Schauer rinnen durch die Adern, saugen
Mir Mark und Leben, daß mir Alles bebt.

der feinſte von dieſen Burſchen, Hallwachs, dein neuer Kollege, Metz und noch einige von der Landſchaft. Wir wiſſen, was ſie wollen, und es iſt nichts Geringeres, als die Stände und den Landtag völlig aufzuheben."

„Und, Gott ſey es geklagt," ſagte Herr von Röder, „den Herzog haben ſie von ſeiner edelmüthigen Seite gepackt, er iſt alles zufrieden. Das Land ſey aufgebracht über die Stände, ſagen ſie ihm, man murre über die Landſchaft, und nun hat er ſich entſchloſſen, das alte Inſtitut wie ein Korps Invaliden aufzulöſen, dem Lande die jährlichen Koſten der Stände edelmüthig zu ſchenken und — allein zu regieren."

„Wie? verſtehe ich recht?" rief der junge Landel, „alſo unſer lezter Schutz gegen den übeln Willen oder gegen die unrichtige Anſicht eines Herrn will man uns rauben? auf die Verfaſſung iſt es abgeſehen? doch das iſt nicht möglich, Alexander hat ſie ja beſchworen, und mit welchen Mitteln will er dieß wagen? Meynen Sie wirklich, Herr Obriſt, der würtembergiſche Soldat werde ſeine eigenen Rechte unterdrücken?"

„Hier ſind die Hunde," erwiederte der Obriſt, indem er auf den Brief zeigte, „die man bey dieſem Treibjagen hetzen will."

„Nur ruhig," ſprach der Landſchaftskonſulent, „höre mich ganz. Der Herzog iſt aufs Abſcheulichſte getäuſcht; er glaubt feſt, daß es ihm nur ein Wort koſte, ſo werden die Stände nicht mehr ſeyn, und alle Herzen werden ihm zufliegen. So haben es der Jude und Römchingen ihm vorgeſchwazt; aber ſie kennen uns beſſer und wiſſen, daß Gewalt zu einem ſolchen Schritt gehört. Hier iſt ein Brief an den Erzbiſchof von Würzburg, den der General Römchingen geſchrieben: man wolle zum Beſten des Landes einige Aenderungen vornehmen, man könne ſich aber auf die Truppen im Lande nicht verlaſſen, daher ſolle der Biſchof bewirken, daß die Truppen des fränkiſchen Kreiſes an einem beſtimmten Tag an unſerer Gränze ſeyen. Auch an einige Reichsſtände in Oberſchwaben hat er ähnliche Schreiben erlaſſen."

„Und im Namen des Herzogs?" fragte der junge Mann.

„Nein, ſie laſſen ihn nur ſo durchblicken. Aber eine andere Lockſpeiſe haben ſie dem Biſchof hingeworfen; man ſagt nicht umſonſt, daß unſer alter Reformator Brenz ſeit einigen Nächten aus ſeinem Grab aufſtehe und die Kanzel beſteige — katholiſch wollen ſie uns machen. Du ſtaunſt? du willſt nicht glauben? Auch ich glaube, daß ſie es nicht aus Religioſität thun wollen, ſondern entweder ſoll es den Biſchof und die Oberſchwaben enger für die Sache verbinden, oder meynen ſie dem Herzog gefällig zu ſeyn, wenn ſie in vier-und-zwanzig Stunden den Glauben reformiren, wie ſie das alte Recht reformiren wollen."

„Es kann, es darf nicht ſeyn!" rief der junge Mann; die Grundpfeiler unſeres Glückes und unſerer Zufriedenheit mit einem Schlag umſtürzen? es iſt nicht möglich, der Herzog kann es nicht dulden."

„Er weiß und denkt nicht, daß ſie dieß alles vorhaben," ſagte der Obriſt; „ſein Ruhm iſt ihm zu theuer, als daß er ihn auf dieſe Weiſe beflecken möchte; aber — wenn es geſchehen iſt, ohne daß die Schuld auf ihn fällt, dann fürchte ich, wird er das Alte nicht wieder herſtellen. Zu welchem Zweck, glaubt Ihr denn, habe der Jude dem Herzog das Edikt von geſtern abgeſchwazt, worin er für Vergangenheit und Zukunft von aller Verantwortlichkeit freygeſprochen wird? das ſoll ihn ſchützen in dem kaum denkbaren Fall, wenn der Herzog über die treuen und ergebenen Herren Räthe erbost würde, die ihm die unumſchränkte Macht zu Füßen legen und in der Stiftskirche einen Krummſtab aufpflanzen."

„Und gegen dieſe wollt Ihr kämpfen?" fragte Guſtav beſorgt und zweifelhaft.

„Kämpfen oder zuſammen untergehen," ſprach der Alte. „Wer mit uns verbunden iſt, mußt du jezt nicht wiſſen, es genügt dir zu erfahren, daß es die trefflichſten des Adels und die wackerſten der Bürger ſind. Wir wollten den Kaiſer um Schutz anflehen, aber die Umſtände ſind ungünſtig, die Zeit iſt zu kurz, um durch alle Umwege zu ihm zu gelangen, und überdieß hat der Herzog einen gewaltigen Stein im Brett ſeit den lezten Kriegen, man würde uns abweiſen. Uns bleibt nichts übrig als —"

„Wir müſſen," rief der Obriſt muthig und entſchloſſen, „das prævenire müſſen wir ſpielen; St. Joſeph, den 19ten März haben ſie ſich zum Ziel geſteckt; aber einige Tage zuvor müſſen wir die Feinde des Landes gefangen nehmen, die treuen Truppen nach Stuttgart ziehen, das Landvolk zu unſerer Hülfe aufrufen, und, wenn es gelungen iſt, dem Herzog von Neuem huldigen, und ihm zeigen, an welchem furchtbaren Abgrund er und wir geſtanden. Und dann — er iſt ein tapferer Soldat und ein Mann von Ehre, dann wird er erröthen vor der Schande, zu welcher ihn jene Elenden verführen wollten."

„Aber der Herzog," fragte der junge Mann, „wo ſoll er ſeyn und bleiben, während Ihr dieſe furchtbare Gegenmine auffliegen laſſet?"

„Das iſt es ja gerade, was uns zur Eile zwingt," erwiederte der Obriſt; „ſie haben ihn überredet, im nächſten Monate die Feſtungen Kehl und Philippsburg zu bereiſen, und hinter ſeinem Rücken wollen ſie reformiren. Den 11ten will er abreiſen; ſchon ſind die Adjutanten ernannt, die ihn begleiten ſollen, und, wenn ich es ſagen darf, mit ſolchem Gepränge, und ſo viel und laut wird von dieſer Reiſe geſprochen, daß ich fürchte, die ganze Fahrt iſt nur Maske und der Herzog wird nicht über die Gränzen gehen."

„Du kennſt jezt unſere Plane," ſprach der alte Herr

zu seinem Sohn. „Sey klug und vorsichtig. Ein Wort zu viel kann Alles verrathen. Darum, wie es unter uns gebräuchlich ist, lege deine Hand in die deines Vaters und dieses tapfern Mannes, und schwöre uns zu schweigen.“

„Ich schwöre,“ sagte Laubek mit fester Stimme, aber bleich und mit starrem Auge; und sein Vater und der Obrist zogen ihn an ihre Brust und begrüßten ihn als einen der Ihrigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung.)

Eines Tages kam ein Knabe von einer andern Post in vollem Galopp vorbey und schrie vor der Thüre: „Los Indios! los Indios!“ Der junge Gaucho lief an die Thüre und sah sie auf die Hütte zureiten, alle nackt, mit langen Lanzen bewaffnet, sie stießen ein Geschrey aus, welches, nach der Beschreibung des Knaben die Erde erzittern machte; außerhalb der Hütte standen zwey aufgezäumte Pferde, aber ohne Sattel; er sprang auf das eine und ritt davon; einer der jungen Leute schwang sich auf das andere und folgte ihm ungefähr zwanzig Schritte, kehrte aber zu seiner Mutter um; als er sie erreichte, war sie von den Indianern umringt, und als der Kleine seine Vettern zum lezten Mal sah, standen die Indier vor der Thüre mit ihren Messern in der Hand; mehrere jagten ihm nach, und verfolgten ihn mehr als eine englische Meile lang; allein sein Pferd war muy ligéro (sehr schnell). Er entrann, und nach zwey Tagen, als die Indianer die Hütte verlassen hatten, besuchte er sie aufs Neue. Er fand sie verbrannt. Der Körper seiner Tante lag in der Hütte, es war augenscheinlich, daß sie sich zu Tode geblutet hatte. Die drey Söhne lagen nackt vor der Thüre, ihre Körper mit Wunden bedeckt, und das Fleisch ihrer Arme war bis auf den Knochen durch einen zollbreiten Schnitt abgelöst.

Der Knabe verließ mich auf der nächsten Post und ich bestieg den Wagen wieder. Der Tag war heiß und die Station 24 Meilen lang. Nachdem wir ungefähr eine Stunde im Galopp gefahren waren, sah ich eine starke Rauchwolke am Horizonte vor mir, und da die Indianer oft das Gras verbrennen, wenn sie in das Land kommen, so fragte ich Pizarro, was es sey? Er antwortete: „Quien sabe, Señor,“ (was es seyn mag;) indessen galoppirten wir fort. Ich achtete nicht sehr darauf und begann an die schreckliche Geschichte des Knaben zu denken, und an manche ähnliche, die ich gehört; denn ich hatte immer gesucht mir Nachrichten von den verbrannten Hütten zu verschaffen, obgleich ich beständig fand, daß die Gauchos wenig darauf achteten, und daß die ganze Geschichte oft vergessen war, ehe die Zeit die schwankenden Lehmmauern in Staub verwandeln konnte, die ein Denkmal so schrecklicher Gräuelthaten waren. — Während ich so auf dem Seitensitze der Kutsche saß, und über diese Grausamkeiten in einem Lande nachdachte, das, seiner Geschichte ungeachtet, so schön und mild ist, und jenen Anstrich unbeschränkter Freyheit hat, der immer so erheiternd wirkt, bemerkte ich, daß die Kutsche sich nur langsam fortbewegte, was mir nie zuvor in Südamerika begegnet war; einen Augenblick darauf hielt sie ganz still; „Vea, Señor,“ sagte Pizarro, mit einem festen Blicke, indem er sich umbrehte, um mit mir zu sprechen, „que tanta gente;“ er zeigte mit der rechten Hand vor sich hin, und ich sah, daß der Rauch, den ich zuvor bemerkte, Staub war, und erblickte undeutlich darin einen großen Trupp Reiter in einer Art wilder, militärischer Ordnung, und auf beyden Seiten in großer Entfernung einzelne Reiter, die augenscheinlich da waren, um einen Ueberfall zu verhindern. Unsere Pferde waren müde, der Trupp kam auf uns zu, und um die Sache noch besser zu machen, sagte Pizarro, er fürchte es seyen „los Indios;“ „Señor,“ sagte er mit großer Kaltblütigkeit: „tiene armas a fuego?“ Ich sagte ihm, ich habe keine übrig, denn ich hatte nur eine kurze Doppelflinte und zwey Paar Pistolen; „Aqui un sable Pizarro,“ sagte ich, indem ich ihm einen Säbel durch das Fenster reichte. „Que sable!“ sagte er fast zornig, und seinen rechten Arm über seinen Kopf erhebend, setzte er fast hoffnungslos hinzu: „Contra tanta gente!“ doch während sein Arm noch in dieser Stellung war, rief er aus: „Vamos!“ und indem er die Hand umbrehte, spornte er sein müdes Pferd an, und ritt augenblicklich vorwärts. Der arme Cruz, der andere Peon, schien die Sache ganz anders zu nehmen, er sagte nichts, allein als ich nach ihm hinblickte, so sah ich sein Pferd mehrere Male ein wenig zurück bleiben, was deutlich des Reiters Gefühle zeigte. Ich konnte mich nicht enthalten, einen Augenblick Pizarro's Gestalt zu bewundern, wie er sein Pferd spornte, das mich, die Kutsche, Cruz und dessen Pferd zu ziehen hatte; doch begann ich nun ernstlich an meine eigene Lage zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pyrenäische Halbinsel.

Armes Amphibium, dich zerreißen zwey Elemente;
Keins meynt's redlich, und ach! leider du selbst nicht mit dir.

Johann von Müller.

Lezter der Schweizer! doch nein, den Ehrentitel verschmähst du,
Willst ein großes Geschlecht biederer Schweizer erziehn.

Die Magnetiseurs.

Was bedeutet denn wohl das Streichen der Magnetiseure? Was in den Büchern ein Strich, daß der Herr Streicher nicht denkt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Merkwürdig ist die Uebereinstimmung aller Erscheinungen der häufigen Gewitter des abgeflossenen Monats durch die ganze Schweiz, und, wie man aus öffentlichen Berichten ersieht, auch in vielen andern Ländern. In Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen durch anbauernde Wassergüsse entleeren sich die Gewitter diesen Sommer alle; ihre Blitzschläge zünden nicht, lassen die Menschen unversehrt, aber sie richten gewaltige Verheerungen in den von ihnen betroffenen Gebäuden an. Die Berichte von einem halben Dutzend solcher völlig analoger Blitzschläge aus den letzten vier Wochen, in verschiedenen Kantonen der östlichen wie der westlichen Schweiz, liegen vor uns. Wir wählen die Erzählung dessen, der den treuesten Beschreiber fand. Den 1. Juni 1827, Abends, schlug der Blitz in ein Haus, auf der Blatten in Trogen (dem Hauptorte des Kantons Appenzell Ausserrhoden), das an einer Halde liegt, welche sich von der Goldach bis zur Gemeinde Wald hinaufzieht. Es steht höher als die nahestehenden Häuser. Der Blitz fuhr in das Kamin, warf dasselbe herunter, zerschmetterte den von Backsteinen erbauten Schornstein unter dem Dache, und warf die Ziegel weit weg; im zweyten Stock zerriß er vielfältig den von Tannenästen mit Lehm (Flechtwerk) erbauten Schornstein, und schleuderte die Stücke umher. In der Küche zersplitterte er den Heerd und die Kochöfen, fuhr dann durch den Ofen, dessen Fugen er auseinander riß, in die eine der zwey Stuben, in welcher zwey Weiber mit zwey Kindern saßen und Wetter segen lasen. Sie sahen eine große feurige Kugel auf dem Stubenboden herumrollen, welche große Funken von sich sprühte, und schnell wieder verschwand. Vom Ofen fuhr der Blitz der Stützmauer nach in den Webkeller, und verursachte in der Mauer Sprünge, riß auch Steine heraus, so daß man dessen Spuren bis in die Erde sah. Ein anderer Strahl fuhr vom Heerd, wo sich das electrische Feuer theilte, der Feuerwand nach, zersplitterte den dabey stehenden Thürpfosten in viele Stücke, sprang auf einen hölzernen Kübel, der voll Wasser war, herüber, und riß eine Dauge aus demselben heraus, indem er sie in der Mitte abbrach. An einer nahe stehenden, ebenfalls mit Wasser gefüllten irdenen Kachel brach er ein unregelmäßiges Loch in den Boden, ohne dem hölzernen Gestelle zu schaden. Einen irdenen Topf zerschmetterte er in viele Stücke und fuhr dann durch den hölzernen Boden, wo ein zerrissenes Loch zu sehen war, in den Keller, der Stützmauer nach hinunter, etwa zwey Schuh vom andern entfernt, in die Erde, was sich durch Risse in der festen Mauer zu erkennen gab. Es war nirgends eine Spur von Brandflecken, angebrannten oder geschwärzten Stellen. An einer, dem zerschmetterten Schornstein nahe stehenden Thüre war ein Schlüssel etwas gekrümmt, und eine Eisenstange vom Kamin herunter gebogen, wahrscheinlich nur von den herumgeschleuderten Steinen; man bemerkte an den Geräthschaften von Metall keine Spur von Färbung oder Schmelzung. Unter dem Dach lag ein Webgeschirr an dem Schornstein, welches weit weggeschleudert wurde. Ein Weberbaum wurde dabey in viele Stücke zerschmettert, das Blatt und die Fäden hingegen blieben unverletzt. Die Böden in beyden Stockwerken wurden aus ihren Fugen gerissen. Die einzigen im Hause, und zwar in der Stube befindlichen vier Personen blieben unverletzt, und wurden nicht ohnmächtig, obschon die Stubenthüre, so wie die über derselben im zweyten Stock befindliche Kammerthüre aus ihren Angeln gerissen und in das Zimmer geworfen wurden. Die Kammerthüre spaltete sich in zwey Stücke, ohne daß dem Schlosse und den Angeln Schaden geschah. Viele Fensterscheiben in der Stube, in den Kammern und Gängen wurden zerbrochen, doch ohne Schmelzung des Bleis. Im Webkeller blieben die Weber, obschon sie sich nahe an der Stützmauer, wo der Blitz herabgefahren war, befanden, unversehrt; hingegen wurden beynahe alle Glasscheiben im Keller zerschmettert, aber die zugeschlossenen innern und äußern hölzernen Kellerläden blieben unversehrt. An der Stelle, wo der Blitz in die Erde fuhr, war ein aufgeworfenes Häufchen Erde zu sehen. Der Keller ist übrigens nicht feuchter Art, sondern trocken.

Petersburg, Juni.

Es gibt zu einer Jahrszeit, wo ein großer und glänzender Theil der Bewohner die Stadt zu verlassen pflegt, wenig Neues aus Petersburg zu berichten. Das interessanteste und bewegteste Leben findet sich nicht mehr in den Salons und in den Theatern, und es sind nur noch unsere Volksspaziergänge, auf welchen sich etwas sehen, von welchen sich etwas sagen läßt.

Die öffentlichen Volkspromenaden der Russen, die an gewissen Kirchenfesten üblich sind, schreiben sich aus einer sehr fernen Vorzeit her, und werden noch jezt von höhern und niedern Ständen mit einer gewissen heiligen Unverletzlichkeit gehalten, der nicht so leicht ein physisches Hinderniß (vorzüglich bey den untern Volksständen) Abbruch thun dürfte. Die alten russischen Kirchenfeste — und welches Volk könnte deren wohl eine größere Menge aufweisen als die Russen? — wurden von den Vorfahren der heutigen mit besonders strenger Religiösität gefeyert, und, von allen Berufsarbeiten gänzlich feyernd, beschloß man sie auf's Frohste im befreundeten Kreise. Familienväter wohnten an solchen Tagen mit ihrem gesammten Hauswesen der Früh- und der Vormittagsmesse in derjenigen Kirche bey, deren Heiligenfest gerade eintrat, dann versammelten sie sich in derselben Straße bey ihren befreundeten Bekannten. Jezt ist's nicht mehr so, zwar werden die Kirchenfeste noch immer von andächtigen Christen mit der frühern strengen Religiösität begangen; doch die gastfreundlichen Zusammenkünfte haben fast ganz aufgehört, hie und da trifft man sie nur noch bey den untern Ständen. In zahlreichen Schaaren aber finden sich alle Klassen zu den Festtagspromenaden ein, denn uralte Sitte weihte sie als heilig; steif und ohne wahren Frohsinn, mit dem schönsten Festtagsgewande bekleidet, wallt man auf und nieder, mit vornehmer Miene grüßt man die Bekannten, schaut und läßt sich beschauen, und kehrt so nach einigen Stunden, erschöpft von Langerweile und Ueberdruß, wieder heim.

Zu unsern brillantesten Volkspromenaden, im Laufe des Sommers, gehören: die beyden Jahrspromenaden nach Katharinenhof, die Festungspromenade, der Semik, die in die beyden Sommergärten, die nach Peterhof, und endlich die auf den Smolenskischen Kirchhof.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 101.

Nürnberger
Correspondent
von und für Deutschland.

Montag, den 11. April 1796.

Wien, vom 6ten April.

Gestern Abend um 6 Uhr ist der Courier, welcher die Nachricht von dem Siege des Erzherzogs Carl über die Franzosen bei Amberg überbrachte, hier angekommen. Er hat die Reise von Amberg bis hieher in 24 Stunden gemacht. Sogleich nach seiner Ankunft wurde die Nachricht durch Anschlagzettel bekannt gemacht, und Abends war die Stadt illuminirt.

also einen andern Postillion bestellen, und während man die Pferde einfing, beschäftigte ich mich mit dem armen Burschen. Ich verließ ihn sehr ungern, besonders da es ihm selbst sehr leid zu thun schien. Ich gab ihm etwas Geld und eine halbe Flasche Branntwein, es war alles, was ich hatte, und einer Frau, die einige Jahre jünger schien, gab ich zwey Dollars, daß sie ihm täglich dreymal den Rücken reiben möchte. Ich that etwas Salz in den Branntwein, damit sie ihn nicht tränke, und da dieß alles war, was ich für ihn thun konnte, so bestieg ich mein Pferd und sagte ihm Lebewohl, was er mit einem „Señor, vaya con Dios" erwiederte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theoderich der Ostgothe.

Historisches Fragment aus einer ungedruckten deutschen Geschichte.

Alsbald nach Odoakers Untergang hatte Theoderich den kaiserlichen Purpur angelegt, was bisher kein deutscher Fürst gewagt hatte; denn selbst den Königen der Westgothen genügte noch die alte, keinen Stand unterscheidende Tracht ihres Volkes. Schmeichelte den Italienern dieses Zeichen, daß der Eroberer ihr König seyn wollte, so erschreckte sie dagegen bald die Kunde von harten Ausnahmen, womit er seine Huld einzuschränken gedachte. Nämlich, da ein großer Theil Italiens, der Abmahnungen des oströmischen Hofes ungeachtet, Odoakern standhaft angehangen, oder doch den Ostgothen keine Förderung erzeigt hatte, war Theoderich nun willens, denen allein, die für ihn gewesen waren, Bürgerrecht und Eigenthum zu lassen, in das Erbe der übrigen hingegen sein Volk einzusetzen. Daß er dieß nicht ausführte, womit er vielleicht seiner Staatseinrichtung eine ungleich festere Grundlage gegeben hätte, ließ er sich durch den beredten Mund des Bischofs von Pavia, Epiphanius, erbitten, der ihn getrost an die Gespräche, die sie einst in der Zeit seines Unglücks geführt, erinnerte; an den frommen Muth, den er dem König, im Angesichte des viel stärkern Feindes, eingesprochen; an die Zusagen, die ihm der König, verliehe der Himmel seinen Waffen den Sieg, ertheilt hätte. Demnach ward, um die Gothen zu versorgen, eine weit mildere Auskunft getroffen: der dritte Theil des gesammten Grundeigenthums sollte ihnen angewiesen werden. Dieses Geschäft war einem vornehmen Römer, Liberius, aufgetragen, der im Dienste Odoakers bis zu desselben Fall unwandelbar und ohne Eigensucht aus Ueberzeugung ausgeharrt, und eben damit die Achtung Theoderichs erworben hatte. Dem gelang es vermöge seines Geschicks und Ansehens, und da vieles Land in Folge des verheerenden Krieges und der Ausrottung der fremden Söldner ohne Eigenthümer war, die Austheilung so zu treffen, daß für die alten Einwohner der Abbruch an ihrem Besitze fast unmerklich, dem Gothen aber gleichwohl das Erbe, das ihm zufiel, angenehm war.

Gleichstimmig dieser Richtung wurden alle übrigen Anstalten Theoderichs und gaben zu erkennen, daß er die Gothen nicht über die Italiener stellen, sondern jene, als edeln Zusatz, in diese verschmelzen wollte; vielleicht nicht weniger aus Neigung als Berechnung. Theoderich war in Folge eines Friedens, den sein Vater mit dem oströmischen Hofe schloß, in seinem siebenten Jahre nach Konstantinopel gebracht worden, und bis zum achtzehnten, zwar als Geißel, jedoch in Freyheit und in allen Ehren eines Königsohnes, dort geblieben. Sah er da in der Nähe die Gebrechlichkeiten des Kaiserthumes, die seinem frischen Sinne widerlich seyn mußten, so konnten ihm dagegen auch die Vorzüge einer Ordnung und Bildung, die aus besseren Zeiten übrig waren, nicht entgehen. Zwar blieb er den Schulen, die zu müßiger Spitzfindigkeit herabgesunken waren, so ganz fremd, daß er nicht einmal schreiben lernte; allein der Umgang mit erfahrenen Männern, der Anblick alles dessen, was in der Hauptstadt durch ausnehmende Kunstfertigkeiten, vornehmlich im Bauwesen und in der Bereitung von Kriegsgeräthe immer noch geleistet wurde, ließ ihn den Abstand seines, an Mannheit überlegenen, in allem andern weit zurückgebliebenen Volkes nicht verkennen. Auch mag er, da er unter die Gothen zurückkam, und bald nachher seinem Vater in der königlichen Würde folgte, die von der Volksgunst abhängige Königsmacht in Vergleichung mit der unbeschränkten Hoheit des Kaisers gering befunden haben.

Weit entfernt also, die Regierung anders zu ordnen und vorzugsweise Gothen anzuvertrauen, änderte er nichts an der Staatseinrichtung, die auch unter der Herrschaft Odoakers fortbestanden hatte; und obgleich er in den Senat auch viele Gothen setzte, so blieb darin doch den alten italienischen Geschlechtern, die er zum Theil erst aufsuchte und hervorzog, die Oberhand. Beybehalten wurde die ganze Reihe von Aemtern, welche der erste Konstantinus für Hof und Staat errichtet oder bestätigt, und die folgende Zeit noch vermehrt hatte; ein künstliches Gewebe, das bey den Eroberern, weil sie es nicht durchschauen konnten, wo nicht Achtung, doch Verwunderung und Scheu, darein zu greifen, erregen mußte. Die oberste Stufe nahm der Konsul ein, Vorsitzer im Senate, sonst ganz machtlos und durch das Herkommen genöthigt, dem höchsten Ehrenplatze in der Welt, den er ein Jahr lang besaß, sein eigenes Vermögen in dem Aufwande auf Schauspiele aufzuopfern. Diese Stelle, welcher an Pracht und Leerheit keine andere im Auslande je gleich gekommen ist, erhielt allein noch zwischen Italien und dem oströmischen Reiche den Schatten einer staatsrechtlichen Verbindung. Theoderich ernannte zwar den Konsul, ließ aber zu, daß ihn der Kaiser bestä

einer der wichtigsten russischen Nationalfeste. An ihm begibt sich zur frühen Vormittagszeit die erste Geistlichkeit aller griechischen Kirchen, unter Vortragung der heiligen Bilder und Fahnen zur Festung, begeht hier auf der Newa die Weihung des Wassers, und umgeht darauf im Gefolge einer unabsehbaren Volksmasse in Prozession die Festungswälle. An diesem Tage, dem einzigen im Jahre, sind alle Thore der Festung, vom frühsten Morgen bis zum späten Abend dem Publikum geöffnet. In Schaaren sieht man es diesen ganzen Tag innerhalb des Festungsraumes und auf der daran stoßenden großen Wiese lustwandeln. Bey dieser Promenade ist's ihm auch gestattet, die Festungswälle frey und ungehindert zu umgehen; sonst nie. Die Newa ist dann mit Kähnen wie übersäet, denn die uralte Sitte, den Strom am Tage seiner neuen Weihung mit Böten zu befahren, wird noch heilig gehalten.

Auch in diesem Jahre war die Promenade gedrängt voll. Man besucht an diesem Tage die Monumente auf den Grabmälern der kaiserlichen Leichname, welche die Peter-Pauls-Kathedrale in der Festung von Peter des Großen Hülle bis auf die der Jüngstverblichenen birgt, und zollt ihnen im Stillen den Tribut der Ehrfurcht und Liebe.

Die Prozession der hiesigen, überaus zahlreichen Geistlichkeit in ihren hellen, reich mit Goldstoff verzierten Gewändern zu sehen, gewährt in der That ein höchst imposantes Schauspiel. Den Zug eröffnet das Sängerkorps, sodann folgen die heiligen Bilder und Fahnen. An der Spitze der Geistlichkeit befindet sich ihr höchster Chef, der Metropolit; an die Prozession schließt sich allemal, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig ist, eine zahlreiche Volksmasse aus allen Ständen an. Sie verdient auch gesehen zu werden; denn man kann sich kein schöneres Panorama unserer großen glänzenden Kaiserstadt denken, als in diesem Moment von jenen Wällen aus gesehen. Vor sich hat der Zuschauer die majestätische St. Peter-Pauls-Kathedrale der Festung, das buntfarbige Gemisch der zahllosen Volksschaaren, die still und andächtig der Geistlichkeit folgen; unten zu seinen Füßen strömt die spiegelklare, breite Newa, mit Fahrzeugen jeder Gattung bedeckt. Von seinem hohen Standpunkte aus übersieht er die unendlichen Häusermassen der weitläuftigen Residenz nach allen Richtungen. Von hier aus glaubt der aufmerksame Beobachter wirklich drey verschiedene große Städte zu übersehen. Vom jenseitigen Newaufer stellt sich ihm eine prachtvolle Kaiserstadt, mit imposanten Palästen und eleganten Häusern überfüllt, dar; von der Seite Wasily-Ostrows (der Wilhelmsinsel) eine recht bedeutende Handelsstadt mit zwey Börsen mehreren Leuchtthürmen und einer ganzen Flotte von Handelsfahrzeugen jeder Gattung. Hinter der Festung gewahrt er endlich Alt-Petersburg ganz in der Form einer einfachen Landstadt, nur von kleinen hölzernen Häusern gebildet, welche durch große Kraut- und Küchengärten von einander abgesondert sind.

London, Ende Junis.

Endlich ist Scott's Napoleon erschienen, ein Werk, über welches die Meynungen für jetzt ziemlich getheilt sind, indem es einige für eines der gelungensten halten, während andere es für eine unverdaute Sammlung von Zeitungsnachrichten und Druckschriften erklären, das sich nicht einmal durch Neuheit und Würde des Styls auszeichne. Diese Urtheile sind inzwischen alle voreilig, und wahrscheinlich hat man bereits auch in Deutschland Gelegenheit gehabt dergleichen zu fällen. Das Werk, von dem man 6000 Exemplare gedruckt haben soll, geht inzwischen reißend ab, und man glaubt, daß es bald vergriffen seyn werde. Es ist noch zu bemerken, daß man hier fast einstimmig die vollkommenste Unparteylichkeit in dem Werke entdeckt haben will.

Die längst versprochene Geschichte Englands, von der Feder des gelehrten und vielerfahrenen Sir James Makintosch, soll so weit gediehen seyn, daß man in wenigen Monaten den ersten Band derselben zu sehen erwartet. Um jene Zeit wird auch Hallams Fortsetzung seiner Geschichte des Mittelalters erscheinen. Thomas Moore hat so eben eine Erzählung in poetischer Prosa, unter dem Titel: The Epicurean herausgegeben, welche wegen der Tiefe der Lebensansichten an Johnsons Rasselas erinnert, dieses Werkchen aber an Anmuth der Sprache, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Dichtung bey weitem übertrifft. Ein Mann, welcher sein ganzes Leben hindurch vergebens das Glück in den Genüssen des Lebens gesucht, geräth in die Hände eines Einsiedlers, der es ihm, nach mancher bittern Erfahrung, in der heiligen Schrift finden läßt.

Im lezten Stücke des Quarterly Review vergleicht man den Zustand der Universitäten des festen Landes und Schottlands mit dem in den beyden englischen, und, mirabile dictu, findet; (das Q. R. ist bekanntlich das Organ alles Orthodoxen), daß die englischen Universitäten, in Hinsicht auf den Unterricht in nützlichen und anwendbaren Dingen, fast hinter allen übrigen zurückgeblieben sind; daß in denselben kaum für das theologische Fach, für die übrigen Fächer fast gar nicht gesorgt ist. Auf den Schottischen hatte man vielleicht die klassische Gelehrsamkeit fast zu sehr als Nebensache behandelt, und einige derselben haben nur zu leichtfertig ihre Ehrengrade verschenkt. In Beyden aber haben sie seit Kurzem heilsame Veränderungen gemacht, und eine königl. Untersuchungscommission, die sich eben jezt mit dem Zustande derselben beschäftigt, wird ohne Zweifel zu Vollendung ihrer Reform beytragen. Daß bey aller dieser geistigen Bewegung Oxford und Cambridge bey ihrem Schlendrian stehen bleiben können, ist unmöglich. — Auch die Sache der Duldung macht hier Fortschritte. Man hat in der lezten Parlamentssitzung fast von allen Seiten anerkannt, daß es sehr hart ist, Personen andern Glaubens zu zwingen, sich in der englischen Kirche trauen zu lassen; und es wird nächstes Jahr ohne Zweifel ein Gesez gemacht werden, welches diesen Gewissenszwang aufhebt.

Dem. Georges von Paris ist hintereinander in den Rollen der Merope, Semiramis und Agrippina mit dem größten Beyfall aufgetreten; das Publikum, das seit Perlets Abgang das französische Theater seltener besucht hatte, strömt auf's Neue hin. Ueberhaupt bemerkt man mit Freuden, wie vortheilhaft der lange Friede auf Wegräumung von Nationalvorurtheilen wirkt. Fast alle hiesigen Journale sprechen von Dem. Georges lobpreisend; mehrere vergleichen sie mit Mistreß Siddons, dem Abgott der Engländer; der Traveller sagt von ihr, was schon von Garrik gesagt worden war: „ihre Hände sprechen," und die Uebertreibungen, die man ihr in Frankreich zuweilen vorwirft, gelten hier für Schönheiten. Nach dem Fallen des Vorhanges wurde sie jedes Mal herausgerufen.

Man hat eine neue Oper von Coccia, Maria Stuart genannt, gegeben, welche ganz auf Schillers Trauerspiel dieses Namens gegründet ist. Mad. Pasta erhielt als Maria durch ihren Gesang sowohl als ihr unvergleichliches Spiel (besonders in der Scene der Zusammenkunft der beyden Königinnen) den vollkommensten Beyfall; aber nicht so Coccia's Musik, worüber die Stimmen sehr getheilt sind. So weit ich selbst von einmaligem Hören zu urtheilen vermag, scheint sie mir sehr schwerfällig, einförmig und unharmonisch, obgleich nicht frey von gelungenen Stellen zu seyn. Auch ist die Bearbeitung des Stückes schlecht, und man hat mehrere Veränderungen darin angebracht, die es fast unverständlich machen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 1774.

Wochenblatt
für
Bergedorf und Vierlande.

Herausgegeben
von
Johann Friedrich Mayer.

Sonnabend, den 1. Januar 1870.

Wenn ich am Abend spät
Mich zu Bette lege,
Ist mir, als ob ich hätte
Dir noch was zu sagen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gesehen,
Was mir begegnet ist
Und was geschehen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gedacht,
Was mir in Sinn gekommen
Bei Tag und Nacht.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gethan,
Was ich noch thun will
Und was ich lassen kann.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gelitten,
Was mir das Herz bewegt
Und was mich gestritten.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gelacht,
Was mir Vergnügen macht
Und was mich traurig macht.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gelesen,
Was mir gefallen hat
Und was mir nicht gewesen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gesungen,
Was mir gelungen ist
Und was mir misslungen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gebeten,
Was mir gewährt ist
Und was mir abgetreten.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gehofft,
Was mir erfüllet ist
Und was mich hat betroffen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich geglaubt,
Was mir den Glauben stärkt
Und was mir ihn geraubt.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich geliebet,
Was mir das Herz erfreut
Und was mich betrübet.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gehasset,
Was mir verhasst gemacht
Und was mich angefasset.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gemieden,
Was mir zuwider ist
Und was mir leid.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gesucht,
Was mir gefunden ist
Und was mich hat verflucht.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gehabt,
Was mir genommen ist
Und was mich hat begabt.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gegeben,
Was mir gegeben ist
Und was mich soll erheben.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gewusst,
Was mir bewusst ist
Und was mir unbewusst.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gewollt,
Was mir gefallen hat
Und was mir nicht gewollt.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gedacht,
Was mir in Sinn gekommen
Bei Tag und Nacht.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gethan,
Was ich noch thun will
Und was ich lassen kann.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gelitten,
Was mir das Herz bewegt
Und was mich gestritten.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gelacht,
Was mir Vergnügen macht
Und was mich traurig macht.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gelesen,
Was mir gefallen hat
Und was mir nicht gewesen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gesungen,
Was mir gelungen ist
Und was mir misslungen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gebeten,
Was mir gewährt ist
Und was mir abgetreten.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gehofft,
Was mir erfüllet ist
Und was mich hat betroffen.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich geglaubt,
Was mir den Glauben stärkt
Und was mir ihn geraubt.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich geliebet,
Was mir das Herz erfreut
Und was mich betrübet.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gehasset,
Was mir verhasst gemacht
Und was mich angefasset.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gemieden,
Was mir zuwider ist
Und was mir leid.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gesucht,
Was mir gefunden ist
Und was mich hat verflucht.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gehabt,
Was mir genommen ist
Und was mich hat begabt.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gegeben,
Was mir gegeben ist
Und was mich soll erheben.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gewusst,
Was mir bewusst ist
Und was mir unbewusst.

Ich sage dir, mein Kind,
Was ich gewollt,
Was mir gefallen hat
Und was mir nicht gewollt.

To the Editor of the Gentleman's Magazine.

SIR,

Your Correspondent Mr. Urban, who signs himself Philo-Britannicus, in your Magazine for last Month, has given a very ingenious Explanation of the Word Britannia, and has deduced it from the Hebrew Language. But as I am not fond of Etymologies, I shall not enter into the Merits of his Performance, but only observe, that the Word Britannia is of Greek Extraction, and that it is derived from the Word Πρεττανία, which signifies Tin, and that the Island was so called from the Tin Mines which are found in it.

I am, SIR,

Your humble Servant,

A. B.

To the Author of the Letter signed Philo-Britannicus, in the Gentleman's Magazine for January last.

SIR,

I have read your Letter in the Gentleman's Magazine for January last, and am very much surprized that you should have taken so much Pains to prove that the Word Britannia is derived from the Hebrew Language, when it is evident to every Person who is in the least acquainted with the Greek Tongue, that it is of Greek Extraction, and that it is derived from the Word Πρεττανία, which signifies Tin, and that the Island was so called from the Tin Mines which are found in it.

I am, SIR,

Your humble Servant,

A. B.

To the Author of the Letter signed A. B. in the Gentleman's Magazine for February last.

SIR,

I have read your Letter in the Gentleman's Magazine for February last, and am very much surprized that you should have taken so much Pains to prove that the Word Britannia is derived from the Greek Language, when it is evident to every Person who is in the least acquainted with the Hebrew Tongue, that it is of Hebrew Extraction, and that it is derived from the Word בְּרִיטַנְיָה, which signifies Tin, and that the Island was so called from the Tin Mines which are found in it.

I am, SIR,

Your humble Servant,

Philo-Britannicus.

wo er entſchloſſen war, den Garten zu verlaſſen, ſie nie wieder zu ſehen, ſeinem Vater Alles zu ſagen, ehe es zu ſpät wäre; aber wenn er ſich dann das ſchöne Oval ihres Hauptes, die reinen, unſchuldigen und doch ſo intereſſanten Züge und jenes Auge dachte, das ſo gerne und mit ſo unnennbarem Ausdruck auf ſeinen eigenen Zügen ruhte, da war es, ich weiß nicht ob Eitelkeit, Thorheit, Liebe oder gar der Einfluß jenes wunderbaren Zaubers, der ſich aus Rahels Tagen unter den Töchtern Iſraels erhalten haben ſoll — es zog ihn ein unwiderſtehliches Etwas nach jener Seite hin, wo ihn, ſeit die Dämmerung des erſten Märzabends finſterer geworden war, die ſchöne Lea erwartete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Theoderich der Oſtgothe.

(Fortſetzung.)

Der Rechtsgleichheit, womit Theoderich die Gothen und Italiener zu vereinen ſtrebte, war nicht geradezu entgegen, daß er ſein Heer aus jenen allein gebildet ließ. War doch ſeit vielen Geſchlechtern ſchon das Land gewohnt, in den Händen angeworbener Fremder die Waffenmacht zu ſehen. Dieſe gab den Gothen durchaus keinen bürgerlichen Vorzug; ihre Güter trugen ohne allen Unterſchied die Grundſteuer; jedoch die Heerpflichtigen unter ihnen ehrte der König auch im Frieden jährlich durch ein Geſchenk. Zudem waren die Italiener zum Kriegsdienſte nur nicht angehalten, davon ausgeſchloſſen nicht; es mochten freywillige aus ihnen in das Heer eintreten; ſelbſt Befehlshaber wurden aus ihnen erwählt. Allein der römiſchen Obrigkeit die Gothen zu untergeben, wagte doch Theoderich nicht. Er ſezte feſt, daß nur zwiſchen Römern ein Römer ſollte Richter ſeyn; zwiſchen Gothen aber und auch zwiſchen Römern und Gothen nur ein Gothe, jedoch in lezterem Falle mit Rath eines Römers.

Sowohl die Reibungen und Störungen, die aus dieſer Sonderung hervorgehen mußten, als die Gebrechen, woran die alte römiſche Staatseinrichtung litt, erforderten die beſtändige Aufmerkſamkeit des Königs, oft ſein nachdrückliches Einſchreiten. Er ließ es daran nicht fehlen, ſondern gab eines der denkwürdigſten Beyſpiele, was auch an einem ſehr verfallenen Staate noch ein ſtarkes Haupt vermag. Längſt pflegte für die Mächtigen das Recht gebeugt, und von ihnen an den Niederen, mit welchen ſie in Berührung kamen, viel Unbill verübt zu werden, ohne daß dagegen Hülfe war, da den Arm auch wohlgeſinnter Obrigkeiten das Gewicht herkömmlicher Rückſichten auf Würde und Reichthum lähmte. Beſonders drückte das Land hochmüthiger Geiz der Senatoren, welche die Zahlung der Steuer von ihren großen Beſitzungen auf die Gemeinderäthe wälzten, die für die Erhebung hafteten. Theoderichs Hof war jedem Klagenden zugänglich; und da ſchnell nachgeforſcht, erwogen und entſchieden wurde, ohne daß einen Betheiligten ſein Stand förderte oder zurückſezte, ſo wuchs nicht nur das Zutrauen zu dieſer ſtets bereiten Hülfe gegen Unrecht, ſondern auch die Zuverſicht und Selbſtſtändigkeit der Obrigkeiten. Wenn der König an der trägen Feyerlichkeit des bey den Behörden hergebrachten Ganges der Geſchäfte nichts änderte, ſo hielt er daran ſich ſelbſt, wo er zu handeln hatte, nicht; anſtatt in langen Sitzungen, wie die Kaiſer, zu ermatten, hörte er von Einzelnen, die er zu wählen oder auch zu erziehen wußte, in raſchem und beſtimmtem Vortrage, Bericht und Rath, an keinen Ort gebunden, nicht ſelten zu Pferd. Duldete er die Einkleidung ſeiner Weiſungen in die Kanzleyſprache, die allein für anſtändig gehalten wurde, ſo war doch allen die Kraft und Beſtimmtheit ſeines Willens, auch in dieſer albernen Redſeligkeit, vernehmlich. Wo es ſchnellen Einſehens und Eingreifens bedurfte, da fertigte er einen gothiſchen Weibel mit ſeinen Aufträgen ab; der Weibel, kein vornehmer Diener, aber des Königs Bote, lag den Einzelnen und den Behörden an mit Aufforderung und Mahnung.

(Der Beſchluß folgt.)

Allerneueſte praktiſche Taſchenweisheit.

Sind Sie denn wirklich Ultra? — „Nein!“ —
Und doch nicht liberal? — „Bewahre!“ —
So werden Doktrinär Sie ſeyn,
Der in der Mitte ſucht das Wahre? —
„Behüt mich Gott vor ſolchem Mann!“ —
Auch das nicht? Nun, was ſind Sie dann? —
„Wie kann man mit geſundem Sinn
So platt und albern fragen?
Ich ſagte ja, was nicht ich bin;
Mehr, Herr, kann ich nicht ſagen!“

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Juni.

Seit langer Zeit erſchien uns kein feyerlicherer Tag als der Tag, welcher nach höchſter Anordnung zur Gedächtnißfeyer Friedrich Auguſts, des gerechten Königs, beſtimmt war (18. Juni). Für dieſen Zweck wurde in unſerm ganzen Vaterlande ein, mit der zweyten Nachmittagsſtunde beginnender und zweckmäßig angeordneter Trauergottesdienſt gehalten, welchen das Läuten der Glocken einleitete und beſchloß. Jung und alt ſtrömte zu den Gotteshäuſern, in denen, von feyerlicher Stille umgeben, Religion und Vaterlandsliebe dem würdigſten Fürſten das letzte Opfer des Dankes brachten. Am Vormittage

hatte die hiesige Universität eine besondere Gedächtnißfeyerlichkeit veranstaltet, zu welcher das lateinische Programm des derzeitigen Rectors der Universität, des Hrn. Hofraths Prof. Beck, einlud. Der ansehnliche Trauerzug, welchen alle Mitglieder der hiesigen Universität, in Verbindung mit den übrigen hiesigen Behörden, bildeten, versammelte sich in zweckmäßiger Ordnung in der Nikolaikirche, und ging über den Markt in die Universitätskirche, in deren, mit geschmackvoller Würde dekorirtem Chor man sich niederließ, um von den beredten Lippen des berühmten Hermann die lateinische Trauerrede zu vernehmen, welche nun ebenfalls im Druck erschienen ist. Der für den Gottesdienst dieser Kirche gebildete Sängerverein wirkte zu dieser erhebenden Feyerlichkeit durch den Vortrag eines (für drey Männerstimmen gesetzten, und mit einigen Blasinstrumenten begleiteten) Requiem von Oelsner mit, welches bey den Exequien des Kaisers Alexander in Warschau zum ersten Male aufgeführt worden ist. Die ganze Feyer war der rührende Ausdruck der Gefühle, welche alle treue Sachsen seit dem Augenblicke empfanden, wo die Trauerbotschaft von dem Siege unserer königlichen Familie ausging.

Nach einer Pause von vier Wochen, welche der allgemein empfundene Trauerfall in unserm Vaterlande hervorbrachte, begann am zweyten Pfingstfeyertage hier wieder die öffentliche Musik (Tanzmusik natürlich ausgenommen, welche erst nach dem Tage der Gedächtnißfeyer wieder eintrat), und das Theater wurde (mit Webers Oberon) eröffnet.

Im Schauspiele trat Fräulein Louise Wagner, bisheriges Mitglied der Königstädter Bühne in Berlin, welche die Stelle der von hier abgehenden Fräulein Lauber einnehmen wird, nebst Hrn. Moriz, Mitglied des Prager Theaters, hier auf, welcher eine, durch Abwesenheit des Hrn. Devrient entstandene Lücke in der Rollenbesetzung ausfüllen sollte. Die junge Schauspielerin ist ein entschiedener Gewinn für unsere Bühne; sie verbindet mit einer ziemlichen theatralischen Gewandtheit natürliche Empfindung, Laune, mimische Beweglichkeit. Mit einem Sinn für die leichten Formen der feineren Gesellschaft, den wir auf unserer Bühne oft vermissen, wird sie besonders dem feinern Konversationsstück Gewinn bringen. Die Darstellung munterer, launenhafter Mädchen und Frauen aus der großen Welt scheint ihr vorzüglich zu gelingen. So war besonders ihr Spiel als Baronin in Schalls artigem Lustspiel: Traue, schau, wem, sehr nett, leicht und ansprechend, und vorzüglich in der Scene, in welcher sich die Baronin mit dem geliebten Rittmeister bald versöhnt, bald trotzig entzweyt, sowohl im wechselnden Tone als in dem ununterbrochenen mimischen Spiel sehr getroffen und erfreulich. Dasselbe nehmen wir wahr in ihrer Darstellung der Baronin in dem kleinen, erst auf der Bühne erschienenen Lustspiele: schüchtern und dreist, von Hrn. von Kurländer. Diesem kleinen, artigen Stücke liegt der komische Einfall zum Grunde, daß ein, von Natur schüchterner Mensch durch Intrigue in die Lage gebracht wird, daß man ihn für dreist und muthwillig hält, wobey nur der Urheber der Intrigue eine zweydeutige Rolle spielt. Außerdem hat Fräulein Wagner als Lieli (im Alpenröslein) und Mariane (in Goethes Geschwistern) sehr angesprochen. Aus der Gattung sentimentaler Liebhaberinnen, welche sie hier wahrscheinlich zum großen Theil ausfüllen soll, stellte sie den Charakter der Louise (in Kabale und Liebe) dar. Da dieser Charakter den Ton der überspannten Empfindung aus der Siegwart'schen Periode trägt, und Louise als Romanleserin selbst von dem Dichter bezeichnet wird, so läßt sich nach der Darstellung einer solchen Rolle allein nicht beurtheilen, in welchem Grade eine junge Schauspielerin natürlichen Gesichtsausdruck besitze, oder nur die auf dem Theater hergebrachten Formen des Gesichtsausdrucks sich angeeignet habe. Mit dieser Leistung wenigstens konnte man zufrieden seyn. In der Darstellung des Gretchens (in Kotzebue's Verwandtschaften) fand ich Fräulein Wagner minder glücklich. Hier vermißte ich die Frische der ländlichen Naivetät, wegen welcher Frau Devrient in der genannten Rolle hier so gern gesehen wird. In der fast zu lebhaften Darstellung der Elisabeth aber (in dem Lustspiel Peter und Paul) möchte wohl die Holländerin zu sehr vergessen worden seyn. In einigen Stellen ist es mir und Andern vorgekommen, als ob der mimische Ausdruck dieser Schauspielerin ihren Worten oft zu hastig vorauseile, ein Fehler, welcher bey größerer Unbefangenheit, welche die Vertrautheit mit einer bestimmten Bühne gewährt, beseitigt werden kann, und wenigstens von einem lebhaften Auffassen der Rollen und einem Drange zum Spielen zu zeugen scheint; seltener habe ich dagegen (z. B. in der Rolle des Gretchen) ein Stillstehen des Mimischen bemerkt.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 23. Juni.

Wie auf das Wort eines mächtigen Zauberers, machte das abscheuliche Wetter, welches hier schon seit Monaten herrscht, im Augenblicke des Beginnens der drey Hauptprozessionen (der beyden am ersten und zweyten Donnerstage in der Peterskirche, und der am dazwischenfallenden Sonntage in der Laterankirche) dem prächtigsten Sonnenscheine Platz, und auch alle übrigen Kirchen haben sich mehr oder weniger derselben Begünstigung des Himmels zu erfreuen gehabt. Eine ausführliche Beschreibung dieser Feyerlichkeiten, besonders derjenigen in oder vielmehr vor der Peterskirche, würde überflüssig seyn, da letztere in so vielen gedruckten Nachrichten zur Genüge beschrieben worden ist. Somit möge hier nur einiger, vielleicht nicht allgemein bekannter Einzelnheiten Erwähnung geschehen. Unter den beyden Umzügen, welche, der erste am Donnerstage in der vollen Woche nach Pfingsten, und der zweyte an demselben Tage acht Tage darauf, (welcher letztere daher l'Ottava del Corpus Domini heißt), auf dem Petersplatze stattfinden, herrscht eine wesentliche Verschiedenheit, und diese wird nicht von Jedermann bemerkt. Der erste, von der sixtinischen Kapelle ausgehend, muß als die Privatprozession des Pabstes betrachtet werden, weßhalb auch letzterer in eigener Person das Allerheiligste trägt. Sie ist aus diesem Grunde die feyerlichste, und mit Ceremonien begleitet, welche bey der zweyten nicht stattfinden. Die merkwürdigsten darunter sind, daß alle vornehmsten geistlichen Orden, Pfarren und weltlichen Brüderschaften, daneben der ganze geistliche Hofstaat des Pabstes, die Kardinäle mit eingeschlossen, erscheinen, und die untere Mauer und die Fenster der Privathäuser des Peterplatzes mit Tapeten behängt werden müssen. Die auffallendste Eigenthümlichkeit derselben sind aber die großen Zelte, welche an beyden Seiten, vom äußersten Ende der Kolonnaden aus, bis ans andere Ende des Platzes, das heißt bis an den Eingang der Gassen des Borgo nuovo und des Borgo vecchio, gezogen, und von innen an den Häusern, von außen an hohen, mit Festons und Blumenguirlanden verzierten Bäumen befestigt werden. Vermöge dieser Zelte kann die Prozession auf dem ganzen großen Petersplatze ihren Umzug unter Dach machen, ohne von einem, etwa eintretenden Regen daran verhindert zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 20. Juli 1827.

Da zog ihn seine Buhle
Leis' an des Mantels Saum:
Du hast mich einst geliebet,
Du liebst mich wohl noch kaum? —
„Was Lieb' und Lust und Minne?
„Laß ab, du süße Gestalt!
„Das Ungewitter ziehet
„Herauf mit Sturmesgewalt."

Adalbert v. Chamisso.

Jud: Süß.

(Fortsetzung.)

„Endlich, endlich!" sagte Lea mit Thränen, indem sie ihre weiße Hand durch die Staketen bot, welche die beyden Gärten trennten. „Wenn nicht der Frühling indeß hätte kommen müssen, wahrhaftig ich hätte gedacht, es sey schon ein Vierteljahr vorüber. Ich bin recht ungehalten; wozu denn auch in den Garten gehen bey dieser schlimmen Jahrszeit, wenn Ihr frey und offen durch die Hausthüre kommen dürft; wisset nur, Herr Nachbar, ich bin sehr unzufrieden."

„Lea!" erwiederte er, indem er die schöne Hand an seine Lippen zog; „verkenne mich nicht, Mädchen! ich konnte wahrhaftig nicht kommen, Kind! Zu dir durfte ich nicht kommen, und in die Zirkel deines Bruders gehe ich nicht; und wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal da warst, würde ich dich nicht mehr sprechen." Trotz der Dunkelheit glaubt der junge Mann dennoch eine hohe Röthe auf Lea's Wangen aufsteigen zu sehen. Er sah sie zweifelhaft an; sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Du hast recht, ich darf nicht in die Zirkel meines Bruders gehen."

„So bist du da gewesen? ja, du bist dort gewesen," rief Lanbek unmuthig; „gestehe nur, ich kann jetzt doch schon alles in deinen Augen lesen."

„Höre mich an," erwiederte sie, indem sie bewegt seine Hand drückte, „die Amme hat dir gesagt, was nach dem Karneval vorging, und wie ich ihn bat und flehte, dich frey zu lassen. Seit jener Zeit hat sich sein Betragen ganz geändert; er ist freundlicher, behandelt mich, wie wenn ich auf einmal um fünf Jahre älter geworden wäre, und läßt mich zuweilen sogar mit sich ausfahren. Vor einigen Tagen befahl er mir, mich so schön als möglich anzukleiden, legte mir ein schönes Halsband in die Hand, und Abends führte er mich die Treppe herab in seine eigenen Zimmer. Da waren nun Wenige, die ich kannte, die meisten Herrn und Damen waren mir fremd. Man spielte und tanzte, und von Anfang gefiel es mir sehr wohl, nachher freylich nicht, denn —"

„Denn?" fragte Lanbek gespannt.

„Kurz, es gefiel mir nicht und ich werde nicht mehr hingehen."

„Ich wollte, du wärest nie dort gewesen," sagte der junge Mann.

„Ach, konnte ich denn wissen, daß die Gesellschaft nicht für mich passen würde?" erwiederte Lea traurig; „und überdieß sagte mein Bruder ausdrücklich, es werde meinen Herrn Bräutigam freuen, wenn ich auch unter die Leute komme."

„Wen, hat er gesagt, wen werde es freuen?" rief Lanbek.

„Nun dich," antwortete Lea; „überhaupt, Lanbek, ich weiß gar nicht, wie ich dich verstehen soll; du bist so kalt, so gespannt; gerade jetzt, da wir offen und ohne Hinderniß reden können, bist du so ängstlich, beynahe

ſtumm; ſtatt ins Haus zu uns zu kommen, beſtellſt du mich heimlich in den Garten; ich weiß doch nicht, vor wem man ſich ſo ſehr zu fürchten hat, wenn man einmal in einem ſolchen Verhältniß ſteht?"

„In welchem Verhältniß?" fragte Laubek.

„Nun, wie fragſt du doch wieder ſo ſonderbar! Du haſt bey meinem Bruder um mich angehalten, und er ſagte dir zu, im Fall ich wollte, und der Herzog durch ein Reſkript das Hinderniß wegen der Religion zwiſchen uns aufhebe. Ich bin nur froh, daß du nicht Katholik biſt, da wäre es nicht möglich; aber ihr Proteſtanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und ſeyd doch eigentlich ſo gut Ketzer wie wir Juden."

„Lea! um Gotteswillen, frevle nicht!" rief der junge Mann mit Entſetzen. „Wer hat dir dieſe Dinge geſagt? O Gott, wie ſoll ich dir dieſen furchtbaren Irrthum benehmen?"

„Ach, geh' doch!" erwiederte Lea. „Daß ich es wagte, mein verhaßtes Volk neben euch zu ſtellen, bringt dich auf. Aber ſey nicht bange; mein Bruder, ſagen die Leute, kann alles, er wird uns gewiß helfen, denn was er ſagt, iſt dem Herzog recht. Doch eine Bitte habe ich, Guſtav; willſt du mich nicht bey den Deinigen einführen? Du haſt zwey liebenswürdige Schweſtern; ich habe ſie ſchon einige Mal vom Fenſter aus geſehen; wie freut es mich, einſt ſo nahe mit ihnen verbunden zu ſeyn! Bitte, laß mich ſie kennen lernen."

Der unglückliche junge Mann war unfähig auch nur ein Wort zu erwiedern; ſeine Gedanken, ſein Herz wollten ſtille ſtehen. Er blickte wie einer, der durch einen plötzlichen Schrecken aller Sinne beraubt iſt, mit weiten, trockenen Augen nach dem Mädchen hin, das, wenn auch nicht in dieſem Augenblick, doch bald vielleicht noch unglücklicher werden mußte als er, und das jetzt lächelnd, träumend, ſorglos wie ein Kind an einem furchtbaren Abgrund ſich Blumen zu ſeinem Kranze pflückte.

„Was fehlt dir, Guſtav?" ſprach ſie ängſtlich, als er noch immer ſchwieg. „Deine Hand zittert in der meinigen; biſt du krank? du biſt ſo verändert." Doch — noch ehe er antworten konnte, ſprach eine tiefe Stimme neben Lea: „Bon soir, Herr Expeditionsrath; Sie unterhalten ſich hier im Dunkeln mit dero Braut? Es iſt ein kühler Abend; warum ſpazieren Sie nicht lieber herauf ins warme Zimmer? Sie wiſſen ja, daß mein Haus Ihnen jederzeit offen ſteht."

„Mit wem ſprichſt du hier, Guſtav?" ſagte der alte Laubek, der beynahe in demſelben Augenblick herantrat; „deine Schweſtern behaupten, du unterhalteſt dich hier unten mit einem Frauenzimmer."

„Es iſt der Herr Miniſter," antwortete Guſtav beynahe athemlos.

„Gehorſamer Diener," ſprach der Alte trocken; „ich habe zwar nicht das Vergnügen Ew. Excellenz zu ſehen in dieſer Dunkelheit, aber ich nehme Gelegenheit, meinen gehorſamſten Dank von wegen der Erhebung meines Sohnes abzuſtatten; bin auch ſehr charmirt, daß Sie ſo treue Nachbarſchaft mit meinem Guſtav halten."

„Man irrt ſich," erwiederte Süß heißer lachend, „wenn man glaubt, ich bemühe mich, mit dem Herrn Sohn im Dunkeln über den Zaun herüber zu parliren; ich kam nur um meine Schweſter abzuholen, weil es etwas kühles Wetter iſt und die Nachtluft ihr ſchaden könnte."

„Mit Ihrer Schweſter?" ſagte der Alte ſtreng; „Burſche, wie ſoll ich das verſtehen, ſprich!"

„Schauffiren ſich doch der Herr Landſchaftskonſulent nicht ſo ſehr," erwiederte der Jude; „Jugend hat nicht Tugend, und er macht ja nur meiner Lea in allen Ehren die Cour."

„Schandbube!" rief der alte Mann, indem er ſeine Hand um den Arm ſeines Sohnes ſchlang und ihn hinwegzog, „geh' auf dein Zimmer; ich will ein Wort mit dir ſprechen; und Sie, Jungfer Süßin, daß Sie ſich nimmer einfallen läßt, mit dem Sohn eines ehrlichen Chriſten, mit meinem Sohn ein Wort zu ſprechen, und wäre Ihr Bruder König von Jeruſalem, es würde meinem Haus dennoch keine Ehre ſeyn." Mit ſchwankenden, unſichern Schritte führte er ſeinen Sohn hinweg. Lea weinte laut, aber der Miniſter lachte höhniſch; „Parole d'honneur!" rief er, „das war eine ſchöne Scene; vergeſſen Sie übrigens nicht, Herr Expeditionsrath, daß Sie nur noch vierzehn Tage Friſt zu Ihrer Werbung haben; bis dahin und von dort an werde ich mein Wort halten."

(Die Fortſetzung folgt.)

Theoderich der Oſtgothe.

(Beſchluß.)

Dergeſtalt war die Regierung, ohne daß ihr Bau ſelbſt vereinfacht wurde, in des Königs Hand. Nur in der Verwaltung der Gemeinden neuerte er, wie er es nöthig fand, um die Wiederaufnahme des Landes zu beſchleunigen. Es war entſetzlich verheert, nicht nur von Theoderichs eigenem und Odoakers Heere; während dieſe ſtritten, war der König der Burgunder in Italien eingefallen, hatte geraubt, verwüſtet und eine Menge Volkes in ſein Land abgeführt. Mailand war öde und viele andere Städte voll Schutt und Elend. Theoderich ſetzte die Gemeinderäthe, auf welchen ehedem die Stärke des Reiches vornehmlich geruht hatte, in die Geſammtheit der Rechte und Freyheiten wieder ein, die ihnen bisher vielfältig waren geſchmälert und gekränkt worden. Aber die Beſtätigung der von ihnen gewählten Vorſteher behielt er ſich ſelbſt vor, und damit noch nicht begnügt, verordnete er zu Stellver-

tretern der obersten Gewalt, in den Hauptstädten wenigstens, Stadtgrafen. Bald kehrte in die Städte mit der festen Ordnung und Sicherheit die verscheuchte Bevölkerung zurück, und wurden die gesunkenen Mauern und Thürme wieder aufgerichtet. Theoderich trieb nicht blos an, sondern half aus dem Schatze, der nicht mehr wie zu Odoakers Zeiten dürftig, sondern durch geordnete Erhebung der Auflagen, ohne daß man sie erhöhte, so wie durch sorgfältige Verwaltung des höchst beträchtlichen Kammergutes wohl versehen war. Selbst zu neuen Ansiedelungen erweckte er Muth; am liebsten auf den Höhen nördlich an der Gränze Italiens, die er durch starke Burgen zu verwahren strebte, obwohl er auch jenseits herrschte und bald Gelegenheit bekam, diese alte Vormauer durch neue, streitbare Bevölkerung zu verstärken.

Denn in die Gebirge und Thäler, wo der Rhein und der Inn entspringen flüchtete vor dem Schwerte Chlodwigs ein großer Haufe Alemannen. Sie hatten, sey es um ihren Theil von dem oft begehrten Gallien zu nehmen, oder vielleicht von Morgen her gedrängt von den Stämmen, die bald nachher unter dem nie zuvor gehörten Namen Bajoarier auftreten, links dem Niederrhein, auf Kosten der Franken, welche dort seit einem halben Jahrhundert saßen, sich auszudehnen gesucht. Diesen Franken war Chlodwig mit seiner siegreichen, nun auch mit den Kräften des besiegten Landes verstärkten Kriegsmannschaft zu Hülfe gekommen, hatte sich an die Spitze des vereinten Heeres gestellt, und eine große Schlacht unweit Köln, da er schon unterzuliegen fürchtete, zuletzt gewonnen. Der König der Alemannen, jetzt ein einziger, wo ehedem sieben und mehr vorgestanden hatten, war in dieser Schlacht gefallen; in Verwirrung war das Volk geflohen und, verzweifelnd an der uralten Unabhängigkeit, dem rasch nachdringenden Sieger unterthan geworden. Das erste Mal, daß Niederdeutschen Hochdeutsche gehorchten! Jedoch ein ansehnlicher Theil Alemannen, weniger abgeneigt, den geehrteren Ostgothen seine Selbstständigkeit hinzugeben, als dem alten Nachbar und bisher nie stärkeren Nebenbuhler, warf sich in das Bergland im Norden Italiens. Auch dahin setzte ihnen Chlodwig nach, ließ jedoch ab, da Theoderich ihn freundlich abmahnte und die Geflüchteten in seinen Schutz nahm.

Zuvor schon hatte bey zwey anderen, nicht unmächtigen Völkern das Ansehen des gothischen Königs eine Nachgiebigkeit, die sie dem Kaiserthume wohl versagt hätten, bewirkt: bey den Vandalen, daß sie ihren Anspruch auf Sizilien aufgaben, sogar noch ehe zwischen Theoderich und Odoaker entschieden war; bald nachher bey den Burgundern, daß sie die aus Oberitalien abgeführten Gefangenen theils unentgeldlich, theils für ein mäßiges Lösegeld entließen. Ungleich höher mußte jenes Ansehen der einem Eroberer gebotene Stillstand, die Rettung eines bedrängten Stammes, nicht mit Waffen, blos durch eine Botschaft, heben. Auch ging der Name Theoderichs durch alle Lande hochgepriesen. Es kamen nach Ravenna, wo er gewöhnlich seinen Hof hielt, nach Verona, das er mit neuen Mauern und einer Königsburg zierte und oft bewohnte, die Gesandten der Könige und Völker mit Geschenken, die noch reichlicher erwiedert wurden. Es kam ein König aus dem hohen Norden, mit Namen Rudolph, der lieber Theoderichs Hausgenosse, als ein Fürst seines Volkes seyn wollte. Doch am meisten ergriff die Benachbarten der Anblick eines Staates, der die Ordnung des Kaiserthums ohne dessen Feindseligkeit hatte. Wenn Theoderich seine Herrschaft zu erweitern, über Könige zu gebieten wünschte, so war ihm der Weg durch Bewunderung, durch Zuneigung gebahnt. Aber ihm genügte das Wiederaufblühen Italiens unter seinen Augen, und der Besitz einer Macht, die zusammengehalten, und mit Bedacht und Mäßigung gepflegt, desto sicherer überwiegen mußte. Zu Freunden machte er, nicht zu Untergebenen, die Oberhäupter aller benachbarten Völker, und verband sie durch Ehen mit seinem Hause. Dem Könige der Vandalen gab er seine Schwester, da sie Wittwe geworden war; derselben Tochter dem Könige der Thüringer. Seine Töchter wurden Königinnen, die eine der Westgothen, die andere der Burgunder. Eine Schwester Chlodwigs nahm er selbst zum Weibe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 23. Juni.

(Beschluß.)

Der Pabst, scheinbar die Monstranz mit beyden Händen haltend, wird auf einem Gerüste getragen, welches, in der Kirchensprache Talamo genannt, nach Art eines Betschemels gemacht ist. Diese Jedermann bekannten Details hat in diesen Tagen ein hiesiges Blatt mitgetheilt, dabey aber, vermuthlich zufällig, zu sagen vergessen, daß der Pabst eben so wenig auf dem Talamo wirklich kniet, als er wirklich die Monstranz hält. Denn einer solchen Anstrengung würden hochbejahrte Greise, wie die Päbste in der Regel sind, nicht gewachsen seyn. Die Wahrheit ist, daß die Monstranz auf dem Pulte befestigt ist, und daß der Pabst, in vorgebeugter Stellung, seine Knie gegen den Schemel stützend, sitzt. Letzteres kann von Niemanden bemerkt werden, weil sein Gewand an beyden Seiten des Talamo lang herabhängt. Wie es in früheren Zeiten die Päbste gemacht haben, der Prozession zu Fuße beyzuwohnen und das Allerheiligste wirklich hoch erhoben in den Händen zu tragen, begreift man nicht; gewiß ist, daß der Talamo erst lange nach Einsetzung des Frohnleichnamsfestes, wenn auch früher als (wie geglaubt wird) unter Alexander VII (1655—1667), in Gebrauch gekommen ist. — Bey der Oktava, welche das Fest der Peterskirche ist, fallen alle obigen Eigenheiten weg; statt vom Pabste, der, nebst den Kardinälen, unmittelbar hinter der Monstranz einher geht, wird diese vom Erzpriester der

Kirche (jedesmal ein Kardinal) unter einem Baldachin getragen, die Zelte sind abgenommen, und die Prozession hält nicht von der Kirche unmittelbar unter dem Porticus und den daranstoßenden Kolonnaden, sondern, die Stufen der Kirche gerade herabschreitend, auf dem Platze selbst, und unter freyem Himmel in einem Zirkel ihren Umzug, der, unmittelbar hinter dem Obelisk weggehend, kaum ein Drittel des Kreises der ersten beschreibt. Außerdem fehlen die geistlichen Orden gänzlich, und von den Pfarren und Brüderschaften sind nur die Filialkirchen der Peterskirche zugegen. Trotz dem gewährt die Ottava dem Auge ein imposanteres Schauspiel als die Hauptprozession, weil sie im Freyen stattfindet, und daher von allen Seiten übersehen werden kann, während sich letztere, nur von den wenigen, unmittelbar in der Nähe befindlichen Personen gesehen, unter die Kolonnaden und Zelte versteckt. Wer bey der Ottava von der äußersten, der Kirche gegenüber liegenden Seite des Platzes den Zug von vorne aus der Kirche kommen, die Stufen vor derselben herabschreiten, und den Umgang auf dem Platze halten, dann in derselben Ordnung von hinten wieder zurück machen sieht, genießt eines Schauspiels, das sich nicht wohl in ein Paar Worten beschreiben läßt. Man denke sich die hunderte von glänzend geschmückten, hohen Pfahllaternen, von prächtigen Standarten, großen hohlen hölzernen und kleinern silbernen Kreuzen, den Baldachin, besonders aber das unendliche Farbenspiel der verschiedenartigen Kleidungen, unter denen der Purpur der Kardinäle am Glänzendsten hervorleuchtet, das Militär, die Hecke bildend, durch welche der Zug einherschreitet, die türkische Harmoniemusik, endlich die unzählige Menge Menschen und Equipagen, mit welcher der übrige Theil des Platzes angefüllt ist; besonders gewährt das Ende der Ottava einen höchst reizenden Anblick, wann die verschiedenen Brüderschaften, nachdem das Allerheiligste in die Kirche zurückgebracht worden ist, diese verlassen und nach Hause gehen, wobey, da es bereits Nacht ist, jedes Mitglied seine Wachsfackel angezündet trägt, und die Züge selbst im langsamsten Schritte aus der Kirche, die Stufen der Kirche herab, und über den Platz schreiten. Die Tausende von Fackeln, nebst den übrigen brennenden Laternen, von welchen die Kreuze und Standarten höchst phantastisch beleuchtet werden, machen, in der Ferne gesehen, einen Eindruck, der an Magie gränzt. Endlich gewährt die Ottava auch deßhalb einen größeren Genuß, weil sie eine Stunde vor Untergang der Sonne, also mehr im Kühlen stattfindet, während sich bey der Hauptprozession, welche zwey Stunden vor Mittag gehalten wird, Niemand vor der glühend heißen Sonne und dem Staube zu schützen vermag.

Leipzig, Ende Juni.

(Beschluß.)

Herr Moriz ist ein junger Schauspieler von Talent und angenehmer Erscheinung, welcher erst vor wenigen Jahren an unserer Bühne seine ersten theatralischen Versuche machte. Dieses Talent geht sichtbar mehr auf das Fach des Lustspiels und des Familienschauspiels hin, indem sein, etwas belegtes Sprachorgan dem reinen und leichten Ausdruck starker und wechselnder Empfindungen etwas im Wege steht. In diesem Gebiete hat Hr. Moriz auch hier den verdienten Beyfall gefunden, und ein natürliches mimisches Talent gezeigt. Wir rechnen hierher vorzüglich seine Darstellung des Anton (in den Verwandtschaften, von Kotzebue), nur vielleicht in der ersten Hälfte der Rolle etwas zu derb; und des Peter in Holbeins Verräther. Den Schiffskapitän (in Peter und Paul) sah man den behaglichen Holländer noch zu wenig an; und der schüchterne Offizier (in dem obengenannten Lustspiel von Kurländer) müßte sich hüten, daß seine Schüchternheit nicht für Einfalt oder Plumpheit genommen werden kann; doch mag hierin der Dichter viel Schuld haben, der hier wohl zu flach gezeichnet hat. Im Gebiete des höhern Drama sahen wir diesen Gastspieler als Major (in Kabale und Liebe), Karlos (im Don Karlos), Lionel (in Schillers Jeanne d'Arc), Don Cäsar (in Donna Diana), Menon (in der Tochter der Luft), Wladimir (in Isidor und Olga). Unter diesen Rollen erschien er uns in der ersten am Günstigsten. Die letzten einer schärferen Prüfung zu unterwerfen, würde sehr unbillig seyn, da sie nicht die freye Wahl des Gastspielers, sondern zum Theil aus Gefälligkeit für die Direktion übernommen, zum Theil erst in den Tagen der Darstellung selbst einstudirt waren, um die Aufführung der genannten Schauspiele möglich zu machen; noch unbilliger würde es darum seyn, weil Hr. Moriz in diesen Rollen neben einem Stern erster Größe auftreten mußte, der Alles neben sich in Schatten stellte, Fräulein Müller aus Wien nämlich, von welcher ich in meiner nächsten Mittheilung besonders reden werde. Wenn indessen die Darstellungen des Hrn. Moriz im höhern Drama auch keinen Beweis einer durchaus festgehaltenen Idee von dem Charakter und eines tiefern poetischen Verständnisses geben, so fehlte es doch nirgends an wirksamen Momenten, so daß Hr. Moriz durchaus niemals unter seiner Umgebung stand.

In derselben Zeit, in welcher Hr. Moriz seine Gastspiele gab, erschienen auch die „plastischakrobatischen Tänzer" mit ihren kühnen Sprüngen (salti mortali), Kraftübungen oder sogenannten herkulischen Darstellungen, grottesken Tänzen (worunter auch ein komisches Fricassée à deux) und equilibristischen Tableaux. Viele dieser Leistungen setzten durch Kühnheit, und das Aeußerste von Stärke und Biegsamkeit des Körpers in Erstaunen; aber da man auch vieles sehen mußte, was gerade alle Grazie aufhebt und widernatürlich ist, so war das Urtheil ziemlich allgemein, daß diese Akrobaten, oder, wie man sie auch mit Recht nennen könnte, Akrobaten, mit ihren Kunststücken, bey denen das Vergnügen meistens mehr aus der glücklich überwundenen Angst des Zuschauers als aus dem reinen Wohlgefallen an der Form hervorgeht, vielmehr in die Bude als auf die Bühne gehören. Vom Plastischen habe ich nicht viel bemerken können. Die poetische Komposition der gegebenen Pantomimen aber war unter der Kritik.

In der Pantomime: die Räuber in den Abruzzen, wagte der herkulische Hr. Gärtner sen. sein Leben zu Pferde. Das Publikum war überrascht, zum ersten Male acht Pferde auf der Bühne zu sehen. Ungeachtet diese sogenannte Pantomime ein sehr gewöhnliches und langweiliges mixtum compositum von Tanz und Musik, und das eigentlich Mimische in dieser Darstellung das Schwächste war, so gefielen doch einzelne Tänze und gut arrangirte Gruppirungen, z. B. eine Art von kosakischem Tanz, der die Gewandtheit in künstlichen Körperwendungen und Verrenkungen zeigte, und ein Waffentanz in der zweyten Abtheilung. Möge diese Pferdedarstellung keine Einleitung zu andern Thierstücken seyn. — Noch geringern Gehaltes war das sogenannte Divertissement: das Fest der Wilden, in welchem nur Hr. Fenzl als Grottentänzer sich auszeichnete, und mehrere pyramidalische Gruppen der Wilden, welche Hr. Gärtner trug und anordnete, Eindruck machten.

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Juli 1827.

Wie lange ging
Der Menſchengeiſt durch Regionen,
Völkerumwälzungen, Licht und Dunkel
Von Schritt zu Schritte? — Sind
Gedankenwelten im Taumel
Stürzender Zeiten oft mit verſunken?

Herder.

Merkwürdige Entdeckung einer unverſehrten egyptiſchen Begräbnißkammer *).

Egypten, die Wiege unſerer Kultur, wurde ſchon zu einer Zeit, wo die Geſchichte kaum aus ihrem fabelhaften Zwielichte tritt, von einem jener Stürme verheert, die, ſeitdem mehr als einmal wiederkehrend, das Menſchengeſchlecht in größerer oder kleinerer Erſtreckung an den Rand der Barbarey zurückwarfen; ſie zerſchlugen die Saaten der Civiliſation, führten aber auch den überlebenden Saamen in weite Fernen, und da die junge Saat immer anders aufging als die alte, wurden ſie die Schöpfer unſerer Civiliſation, die ſich am Ende der Stürme glaubt. Sechshundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung fiel Cambyſes in Egypten ein, und zwey Furien, die ſeine Heere beſeelten, Fanatismus und Golddurſt, hatten aus dem blühenden Lande bald ein weites Grab gemacht; wenn an den Koloſſen, den Obelisken, Pyramiden, Tempeln, über denen jetzt noch nach 3000 Jahren die Sonne aufgeht, der Fanatismus ſich müde arbeitete, ſo warf ſich die Habgier deſto eifriger auf die Begräbnißſtätten, welche der fromme Sinn des Volks mit Pracht und Luxus umgeben hatte. Auch die Macedonier achteten ſpäter nicht immer, was den Perſern entgangen war, und häufig findet man griechiſche Mumien auf den Trümmern egyptiſcher Gräber beygeſetzt. Römer, Araber, Türken und Chriſten trugen nacheinander dazu bey, den ungeheuern Schutthaufen zu ſchaffen, aus dem der Forſcher nur mit unendlicher Mühe ſpärliche Zeugen einer untergegangenen Welt hervorgräbt. Die Gräber der Vornehmern ſind in den großen Begräbnißſtätten von denen des gemeinen Volks ſtreng und in die Augen fallend geſchieden; die Zerſtörung iſt daher auch bey jenen vollſtändiger, und ſo kommt es, daß man jetzt höchſtens noch Gräber der Geringeren unverſehrt findet, die leider wenig Merkwürdiges darbieten. Und ſteht auch endlich der unermüdliche Forſcher in dem Schachte, den er in die Erde getrieben, vor der geheimnißvollen Thüre, vor der Niemand geſtanden hat, ſeit die Mumie hier eingemauert wurde, reißt er, zitternd vor Hoffnung und Ungeduld, die morſchen Backſteine auseinander — ein Haufen ſchwarzen Staubes, den der Wind verweht, iſt alles, was ihm die Feuchtigkeit und der Zahn der Jahrhunderte übrig gelaſſen haben. Die alten Kunſtprodukte aus Holz, Papyrus u. dgl. ſind in den Ruinen von Niederegypten, wegen der Ueberſchwemmung des Nils und des Eindringens des Regenwaſſers, meiſtens nicht mehr kenntlich; von Memphis bis nach Nubien kann man blos bey den großen Städten, die höher auf den beyden Bergketten Oberegyptens liegen, etwas zu finden hoffen.

Je mehr alſo ein außerordentlicher Zufall die Nachgrabungen begünſtigen muß, wenn etwas von Bedeutung gefunden werden ſoll, das ſo vielen, ſo lange wirkenden

*) In Nro. 97. des Kunſtblatts vom Jahr 1826 iſt dieſer Entdeckung bereits kurze Erwähnung geſchehen. Eine Abbildung der Begräbnißkammer wird Nr. 175 beygegeben.

Zerstörungen entgangen ist, desto merkwürdiger ist die Entdeckung, die der Italiener Passalacqua im Jahr 1823 gemacht hat. Es ist dieß die völlig erhaltene Begräbnißkammer eines vornehmen Egypters, und man begreift die Gefühle des Entdeckers, wenn er den Augenblick, wo sich die Thüre des Gemachs öffnete, einen der süßesten seines Lebens nennt.

* * *

Trotz der Zeichen der vollständigsten Zerstörung ringsum, hatte ein großes Thal mitten in der Nekropolis von Theben schon lange meine Aufmerksamkeit erregt; Drovetti, Salt, Belzoni hatten hier selten in längst erbrochenen Gräbern Reste von Alterthümern gefunden. Aber ermuthigt durch den Gedanken, daß in der Tiefe des Thals durch den Felsen ein künstlicher Gang zu den Gräbern der Könige führen müsse, leitete ich lange selbst die Nachgrabungen einer beträchtlichen Anzahl von Arabern, aber lange fruchtlos. An einem Novembertag 1823 entdeckte man in einem der unterirdischen Gewölbe des Thals eine Höhlung im Felsen, und nach kurzem Nachgraben zeigte sich wirklich der Schacht oder rechtwinklichte, senkrecht hinabsteigende Kanal, der auf ein Grab schließen ließ. Die Hoffnung, mit der ein solcher Anblick meiner Einbildungskraft schmeichelte, hatte mich indessen schon zu oft betrogen. Sechs Fuß tief im Schacht bemerkte man an der südlichen Wand eine Oeffnung; aber nachdem ich sie hatte frey machen lassen, wurde ich bald inne, daß mir Menschen und Feuer nichts übrig gelassen hatten als einige klägliche Mumienreste unter Sand, Erde und Backsteinen. Die alten Familiengräber von Theben bestehen meist aus einem solchen in den Sand- oder Kalksteinfelsen gegrabenen Schacht, der so weit ist, daß die Särge hinabgelassen werden konnten; in der Tiefe von 10 — 20 Fuß ist in einer Wand desselben die Begräbnißkammer ausgebauen; finden sich zwey Kammern, so sind sie in derselben Höhe einander gegenüber angebracht. Die Thüren wurden vermauert, und der Schacht wieder mit Erde angefüllt.

Die Araber wissen dieß wohl; sobald sie daher das Grab beraubt und an der Wand gegenüber keine Thüre fanden, wollten sie aufhören zu graben; die Zerstörer der Gräber hatten zum Glück eben so geschlossen. Meine Sonde, ein langer Palmzweig, überzeugte mich indessen, daß man noch nicht auf dem Felsen sey; ich ließ daher fortgraben, doch ohne große Hoffnung. Kaum hatte man aber etwas weiter gegraben, so entdeckte man den obern Theil einer vermauerten Thüre; bald war sie zur Hälfte frey gemacht; mein Herz pochte heftig, aber ich fürchtete mich zu bald einer süßen Täuschung hinzugeben. Ein unerklärliches Gefühl bemächtigt sich unser, wenn der Augenblick kommt, wo ein lange vergeblich erwartetes Glück sich verwirklichen soll; unwillkürlich verlängern wir die Augenblicke grausamer Ungewißheit; die Furcht, die Hoffnung trieben mich fort, und der Aufseher der Araber mußte mir zum zweyten Male melden, der Schacht sey geleert. Ich schickte meinen Diener Mohamed hinab und hieß ihn einige Backsteine wegnehmen, um nachzusehen, ob die Sache die Mühe des Hinabsteigens lohne. Ein lauter Schrey, den ich ihn bald ausstoßen hörte, machte mich erbeben; ich fürchtete, es sey ihm etwas begegnet; aber der Ruf der Freude und Verwunderung, den ich bald unterschied, brachte mich in einem Augenblick an seine Seite; mein gieriger Blick dringt durch die Oeffnung, mein vom Tageslicht geblendetes Auge sieht blos das Dunkel des Grabes; die Backsteine fallen, ich zwinge mich hinein und stehe endlich in der Begräbnißkammer, worin erstickende Hitze mich bald mit Schweiß übergießt. Im Drange der reinsten Freude strecke ich meine Hand aus, ein heiliger Schauer zieht sie mir zurück; ich wage nicht die kostbaren Reliquien zu berühren, die eine seit dreyßig Jahrhunderten zerbrochene Kette in den Ring der Gegenwart fügen! Wie soll ich das Gefühl beschreiben, das mich ergriff, als meine Fackel die lange, lange Nacht erhellte, von Busiris bis zu der Schlacht bey den Pyramiden! Welcher Kontrast zwischen den verwitterten Granitriesen oben, und den völlig erhaltenen hölzernen Werken der Menschenhand in dieser Gruft!

Sobald ich mich etwas gefaßt hatte, war meine erste Sorge, das Grab und die Gegenstände, welche die merkwürdigste antiquarische Entdeckung unserer Zeit bilden, genau aufzunehmen.

Die Thüre der unversehrten Kammer fing im Schachte da an, wo die der erbrochenen, gegenüberliegenden aufhörte. Die in den Felsen gehauene Kammer war blos so groß, daß sie die Gegenstände, die sie enthielt, fassen konnte, 4 Fuß hoch, 5 Fuß 6 Zoll breit und 9 Fuß 6 Zoll tief.

Mitten, gleichweit entfernt von den Seitenwänden, aber ganz nahe an der hintern, stand, reich bemalt, ein großer Sarg, der noch zwey andere, und im innersten die Mumie enthielt; rechts vom Eingang, ganz hinten, ein natürlicher Ochsenkopf und vier große irdene Gefäße, an die rechte Wand gelehnt; neben dem ersten derselben lagen zwey hölzerne Stäbe, nebst den rechten Schulterknochen des Ochsen mit dem Schulterblatt, und zwischen den Gefäßen und dem Sarg standen bey den Knochen zwey große irdene Teller mit einer Art kleiner schwarzer Kuchen, übereinander, auf kleinen Sycomorenzweigen, deren Blätter, wie alles Uebrige, zum Erstaunen vollkommen erhalten waren. Zwischen diesen zwey Tellern und einem ähnlichen ganz vorne stand eine kleine hölzerne weibliche Statue. Links stand eine ähnliche Bildsäule zwischen zwey Barken, die später näher beschrieben werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

10.

Die an Furcht gränzende Achtung des jungen Landek hieß ihn geduldig und ohne Murren dem Vater folgen, und langjährige Erfahrungen über den Charakter des Alten verboten ihm in diesem Augenblick, wo der Schein so auffallend gegen ihn war, sich zu entschuldigen. Der Landschaftskonsulent warf sich in seinem Zimmer in einen Armsessel und verhüllte sein Gesicht. Besorgt und ängstlich stand Gustav neben ihm und wagte nicht zu reden; aber die beyden schönen Schwestern des jungen Mannes flogen herbey, als sie die Schwäche des Vaters sahen, fragten zärtlich, was ihm fehle, suchten seine Hände vom Gesicht herabzuziehen und benezten sie mit ihren Thränen. — „Das ist der Bube," rief er nach einiger Zeit, indem sein Zorn seine körperliche Schwäche besiegte; „der ist es, der das Haus eures Vaters, unsern alten guten Namen, euch, ihr unschuldigen Kinder, mit Elend, Schmach und Schande bedeckt; der Landesverräther, der Judas, der Vatermörder — denn heute hat er den Nagel in meinen Sarg geschlagen."

„Vater! um Gotteswillen! Gustav!" riefen die Mädchen bebend, indem sie ihren bleichen Bruder scheu anblickten und sich an den alten Landek schmiegten.

„Ich weiß," sagte der unglückliche junge Mann, „ich weiß, daß der Schein gegen mich —"

„Willst du schweigen!" fuhr der Konsulent mit glühenden Augen und einer drohenden Geberde auf. „Schein? meinst du, du könnest meine alten Augen auch wieder blenden wie damals nach dem Karneval? nicht wahr, es wäre dir weit bequemer, wenn sich diese beyden Augen schon ganz geschlossen, wenn sie den alten Landek so tief verscharrt hüten, daß keine Kunde von der Schande seines Namens mehr zu ihm dringt. Aber verrechnet hast du dich, Elender! Enterben will ich dich; hier stehen meine lieben Kinder, du aber sollst ausgestoßen seyn, meines ehrlichen Namens beraubt, verflucht —"

„Vater!" riefen seine drey Kinder mit einer Stimme, die Töchter stürzten sich auf ihn, und zum ersten Mal wagte es Hedwig, ihre Lippen auf die geheiligten Lippen des Vaters zu legen, indem sie ihm den zum Fluch geöffneten Mund mit Küssen verschloß. Die Jüngere hatte sich unwillkührlich vor Gustav gestellt, seine Hand ergriffen, als wolle sie ihn vertheidigen, der junge Mann aber riß sich kräftig los; nie so als in diesem Augenblick glich sein Gesicht, sein drohendes Auge den Zügen seines Vaters, und die beengte Brust weit vorwerfend, sprach er: „Ich habe alles ertragen, was möglicher Weise ein Sohn von seinem Vater ertragen darf, ich habe aber noch andere Pflichten, meine eigene Ehre muß ich wahren, und wäre es mein eigener Vater, der sie antastet. Es hätte Ihnen genügen können, wenn ich bey allem, was mir heilig ist, versichere, daß ich nicht das bin, wofür Sie mich halten. Wenn Sie keinen Glauben mehr an mich haben, wenn Sie mich aufgeben, dann bleibt nichts mehr übrig. Lebet wohl — ich will euch nur noch eine Schande machen."

„Du bleibst!" rief ihm der Alte, mehr ängstlich und bebend als befehlend nach. „Meynst du, dieß sey der Weg einen gekränkten Vater zu versöhnen? hast du so sehr Eile mir voranzugehen, und einen Weg einzuschlagen, wo ich dich nie mehr träfe? Denn ich habe redlich und nach meinem Gewissen gelebt, dich aber und deine Absicht verstand ich wohl."

„Aber Vater," sprach seine jüngste Tochter mit sanfter Stimme, „wir hatten ja alle Gustav immer so lieb, und Sie selbst sagten so oft, wie tüchtig er sey; was kann er denn so Schreckliches verbrochen haben, daß Sie so hart mit ihm verfahren?"

„Das verstehst du nicht, oder ja, du kannst es verstehen: des Juden Schwester liebt er, und mit ihr und seinem Herrn Schwager Süß hat er sich am Gartenzaun unterhalten. Jezt sprich! kannst du dich entschuldigen? O ich Thor, der ich mir einbildete, man habe ihn, um mir eine Falle zu legen, erhoben und angestellt; seine jüdische Charmante hat ihn zum Expeditionsrath gemacht."

„Der Vater will mich nicht verstehen," sprach der junge Mann, mit Thränen in den Augen, „darum will ich zu euch sprechen. Euch, lieben Schwestern, will ich redlich erzählen, wie die Umstände sich verhalten, und ich glaube nicht, daß ihr mich verdammen werdet." Die Mädchen setzten sich traurig nieder, der Alte stützte seine gefurchte Stirne auf die Hand, und horchte aufmerksam zu. Gustav erzählte, anfangs erröthend und dann oft von Wehmuth unterbrochen, wie er Lea kennen gelernt habe, wie gut und kindlich sie gewesen sey, wie gerne sie mit ihm gesprochen habe, weil sie sonst Niemand hatte, mit dem sie sprechen konnte. Er wiederholte dann das Gespräch mit dem jüdischen Minister und dessen arglistigen Anträge; er versicherte, daß er nie dem Gedanken an eine Verbindung mit Lea Raum gegeben habe, und daß er diesen Abend dem Minister es selbst gesagt haben würde, wäre nicht der Vater so plötzlich dazwischen gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, im Juni.

Den 5ten dieses Monats wurde zu Pompeji, in Gegenwart der königlichen Familie, eine neue Ausgrabung vorgenommen, die eine der glücklichsten ist, deren man sich erinnern kann. Man wählte ein Haus, das theilweise schon untersucht

war, und in dem man angefangen hatte einen sehr schönen Brunnen von Mosaik, mit Muscheln eingefaßt, abzuräumen. Mitten aus dem Bassin dieses Brunnens erhebt sich eine kleine Marmorsäule, auf welcher ein Genius von Bronze steht, der in der linken Hand einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln hält; aus dem Schnabel dieses Vogels fiel das Wasser in das Bassin; eine marmorne, hinten in der Nische angebrachte Larve spie auch einen Wasserstrahl aus. Neben dem Brunnen fand man eine kleine bronzene Bildsäule, in sitzender Stellung, in der linken Hand einen Korb, und auf dem Kopf eine Mütze; sie stellt, wie es scheint, einen phrygischen Schäfer in einer kurzen Tunika vor; diese Statue gehört indessen nicht auf den Platz, wo sie gefunden wurde. Auf dem Fußgestell sieht man ein Basrelief, ein halbnacktes, schlafendes Kind vorstellend, das in einer Hand einen kleinen Korb hält; seine Kleider haben einen ganz sonderbaren Schnitt, und neben ihm liegt eine umgestürzte Vase. Die Wände des Zimmers sind mit sehr zierlichen Malereyen geschmückt, die, wie es scheint, die Geburt des Bacchus vorstellen. Auf dem Vorplatz stand ein Ofen von verrostetem Eisen, nebst einigen Stücken von bronzenen Gefäßen. In zwey Zimmern neben dem Vorplatz entdeckte man eine Menge anderer interessanter Gegenstände, worunter vorzüglich zwey starke goldene Armbänder, eine silberne Münze von kleinem Model, mehrere zierliche Gefäße von Bronze, und einen sehr großen Kandelaber aus demselben Metall. Der König gab sogleich Befehl, den Brunnen sorgfältig wieder herzustellen; alle vom Rande unter das Gestein gefallenen Muscheln wieder an ihre Stelle zu setzen; die bronzenen Statuen in das Museum Bourbon zu bringen, und sie durch Kopien aus Porzellanerde zu ersetzen, und endlich die gemalten Wände und den Brunnen mit einem Dache zu versehen, um sie vor dem Verfall zu schützen.

London, Juni.

Der unbekannte Verfasser des unterhaltenden orientalischen Romans, Pandurang Hari, hat uns so eben mit einem neuen Werke der Art beschenkt, welches er The Zenana, or the Nabob's Leisure Hours (des Nabobs müßige Stunden) nennt. Es ist eine Reihe anziehender Erzählungen, denen ein ähnlicher Faden wie den Mährchen der Tausend und Einen Nacht zu Grunde liegt, die, ob sie gleich weder den Zauber noch die Zauberey der letzteren haben, doch über die Sitten, Gebräuche, Denkungsart des Morgenlandes ein interessantes Licht verbreiten.

Es erscheint jetzt zu New-York eine Zeitung, welche unter der Redaktion zweyer Schwarzen steht, und zum Behufe der Personen von ihrer eigenen Farbe geschrieben ist. Die ersten Stücke, die man zu Liverpool erhalten, sollen sehr gut abgefaßt seyn.

Die Geneigtheit der meisten unserer Richter, die Presse zum Schweigen zu bringen, hat seit Kurzem zu sehr vielen Injurienklagen Anlaß gegeben. Wie verworfen auch der Mensch seyn mag, den eine Zeitschrift zu schildern wagt, so eilt er in einen Gerichtshof; fürchtet er, daß der Eigenthümer alles Gesagte beweisen könne, so hängt er ihm einen Kriminalprozeß an, und läßt ihn, nach dem Vorgeben, daß solche Worte einen Mann veranlassen könnten des Königs Frieden zu brechen, bestrafen; hofft er aber, daß man nicht Alles werde beweisen können, so macht er einen Angriff auf des Zeitungseigenthümers Börse, und fordert Entschädigung, welche die Jury auch immer geneigt ist zuzuerkennen. So verklagte ein gewisser Parry, welcher ein Werk geschrieben, das er die letzten Tage des Lord Byron nennt, und worin er fast einen jeden verläumdet, von dem er redet, Hrn. Hunt, den Eigenthümer des Examiners, welches Journal in einer Kritik seines Werkes bemerkte: „dieser Mann war ein Schiffstaufaterer, und ist, um nicht das Schlimmste von ihm zu sagen, ein Verläumder, ein Trunkenbold, ein Bramarbas und ein Feigling, der nicht zehn Worte englisch selbst schreiben kann.“ Die Jury schien zwar überzeugt, daß der Angeklagte diesen schönen Charakter durch seine Zeugen bestätigt habe, aber sie verurtheilte ihn dennoch, dem Kläger fünfzig Pfund als Entschädigung zu bezahlen, weil er sich des Ausdrucks bedient: um nicht das Schlimmste zu sagen, und weil sie ihn nicht für so ganz unwissend hielten, als er ihn dargestellt!

Die Verbindung zwischen dem sieben-und-zwanzigjährigen Herzog von St. Albans und der etlich- und-fünfzigjährigen Mistriß Coutts hat endlich stattgefunden; am 15ten Juni ist dieses merkwürdige Paar im Hause der Dame, in Gegenwart zweyer ihrer edlen Stieftöchter, der Gräfinnen von Guilford und Bute, von einem geistlichen Bruder des Herzogs, zur Erbauung unserer eleganten Welt, feverlichst eingesegnet worden. Beyde Theile haben dadurch gefunden, was sie gesucht, der verarmte Edelmann — Geld, und die ehrsüchtige Bürgersfrau — den höchsten Adel, mit dem Recht, vor hunderten der Edelstgeborenen am Hofe den Vortritt zu haben, und in dem innern Zirkel im Hydepark und dem Hofe des St. Jamespallasts zu fahren. Vorrechte, welche sonst nur die Mitglieder der königlichen Familie genießen, und die Carl II. seiner Maitresse Nell Gwyn (wie die jetzige Herzogin ehemals eine Schauspielerin, und von welcher die Herzoge von St. Albans abstammen) nebst allen ihren Nachkommen und deren Gattinnen eingeräumt. Dergleichen Mesalliantzen, die freylich Anfangs zu reden geben, werden indessen hier bald vergessen; denn der Adel, der nur zu gut weiß, daß sein Ansehen sich vorzüglich auf Reichthum gründet, sieht wohl ein, daß bey dem lustigen Leben, das manche von der Klasse führen, ein solches Auffüllen ihrer Schatzkammer unentbehrlich ist, und der raugsüchtige Bürger verzeiht es der reichen Erbin auch, daß sie den stolzen Edelmann zu sich herabzieht, indem sie sich von ihm erheben läßt. Aber der gegenwärtige Fall ist doch ein wenig zu toll, da nicht einmal an eine Erbfolge zu denken ist.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 168.

Das Auge.

Räthsel.

Ein riesengroßer Säemann
Durchschreitet das erschrockne Land,
Um seiner Schultern breite Kraft
Den dunkeln Mantel weit gespannt.

Frey wallt des Hauptes wirres Haar,
Die Augen funkeln jähe Gluth,
Sein Odem schnaubt weit durch das Thal,
Sein Fuß zertritt den Wald voll Wuth.

Tief in den Mantel greift er ein,
Der seine Schultern weit umschlingt,
Und streuet aus die volle Saat,
Die nimmer doch Gedeihen bringt.

Denn nimmer sproßet ihr der Keim,
Nie treibt den Halm sie himmelan;
Das warme Leben flieht, wo sie
Unbergestreut der Säemann.

F. H.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Juli 1827.

Für welche Sünden drückt denn diese Trübsal
So schwer mich? Keine Söhne hab ich sonst
Und dieser hat sich abgewandt von mir,
Verflucht, wer so dich hat verwandelt!

Thomas,
nach W. Scott.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

„Du hast sehr gefehlt, Gustav," sagte Hedwig, seine ältere Schwester, ein ruhiges und vernünftiges Mädchen. „Da du nie, auch nur entfernt, an eine Verbindung mit diesem Mädchen denken konntest, so war es deine Pflicht als redlicher Mann, dich gar nicht mit ihr einzulassen. Auch darin hast du sehr gefehlt, daß du nicht gleich damals schon deinem Vater alles anvertraut hast; aber so hast du jetzt deine ganze Familie unglücklich und zum Gespött der Leute gemacht; denn meynst du, der Süß werde nicht halten, was er gedroht? ach! er wird sich an Papa, an dir, an uns allen rächen."

„Gehe, bitte den Vater um Verzeihung," sprach das schöne Käthchen weinend. „Du mußt ihm nicht noch Vorwürfe machen, Hedwig, er ist unglücklich genug. Komm, Gustav," fuhr sie fort, indem sie seine Hand ergriff und ihn zu dem Vater führte, „bitte, daß er dir vergibt; ja, wir werden recht unglücklich werden, der böse Mann wird uns verderben, wie er das Land verdorben hat, aber dann lasset doch wenigstens Frieden unter uns seyn. Wenn wir nur uns noch haben, so haben wir viel, wenn er uns alles Uebrige nimmt."

Der Alte blickte seinen Sohn lange, doch nicht unwillig, an. „Du hast gehandelt wie ein eitler junger Mensch, und die Aufmerksamkeit, die dir diese Jüdin schenkte, hat dich verblendet. Du hast, ich fühle es für dich, vielleicht schon seit geraumer Zeit, gewiß aber diesen Abend dafür gebüßt. Katharine hat Recht; ich will dir nicht länger grollen; wir müssen uns jetzt gegen einen furchtbaren Feind waffnen. Glaubst du, daß er Wort halten wird mit den vierzehn Tagen Frist, die er dir nachrief?"

„Ich glaube und hoffe es," antwortete der junge Mann.

„Um jene Zeit muß sich mehr entscheiden als nur das Schicksal unsers Hauses," fuhr der Alte fort; „Römchingen und Süß — oder wir; wer verliert, bezahlt die Zeche. Jetzt gelobe mir aber, Gustav, die Jüdin nie mehr, weder im Garten noch sonst wo, aufzusuchen, und unter dieser Bedingung will ich deine Thorheit verzeihen."

Gustav versprach es mit bebenden Lippen, und verließ dann das Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen. Noch lange und mit unendlicher Wehmuth dachte er dort über das unglückliche Geschöpf nach, dessen Herz ihm gehörte und das er nicht lieben durfte. Er theilte zwar alle strengen religiösen Ansichten seiner Zeit, aber er schauderte über dem Fluch, der einen heimathlosen Menschenstamm bis ins tausendste Glied verfolgte und jeden mit ins Verderben zu ziehen schien, der sich auch den Edelsten unter ihnen auf die natürlichste Weise näherte. Er fand zwar keine Entschuldigung für sich selbst und seine verbotene Neigung zu einem Mädchen, das nicht auch seinen Glauben theilte, aber er gewann einigen Trost, indem er sein eigenes Schicksal einer höheren Fügung unterordnete.

Sein Vater und die Schwestern unterhielten sich noch lange über ihn und diese Vorfälle, und die Erinnerung an so manche schöne Tugend des jungen Mannes versöhnte nach und nach den Alten, so daß er selbst das Geheimhalten jener Vorschläge des Ministers einigermaßen entschuldigte. Als aber spät Abends die beyden Schwestern allein waren, sagte Käthchen: „Wahr ist es doch, Gustav hat zwar gefehlt, aber an seiner Stelle hätte jeder Andere auch gefehlt. Ich habe sie einmal am Fenster und einmal im Garten gesehen, so schön und anmuthig sah ich in meinem ganzen Leben nichts; was sind alle Gesichter in Stuttgart, was ist selbst die schöne Marie, von der man so viel Wunder macht, gegen dieses herrliche Gesicht; nein, Hedwig, ich hätte mich ganz in sie verlieben können."

„Wie magst du nur so thöricht schwatzen," erwiederte Hedwig unwillig; „mag sie seyn wie sie will, sie ist und bleibt doch nur eine Jüdin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Entdeckung einer unversehrten egyptischen Begräbnißkammer.

(Fortsetzung, mit einer Abbildung.)

Der Ochsenkopf war sichtbar nicht einbalsamirt; er gehörte blos einem zum Heile des Verstorbenen verwünschten und geschlachteten Thiere an. Die beyden hölzernen Stäbe, deren einer oben mit einem Halbmond oder zwey Hörnern geschmückt ist, sind von der Art, wie sie die Priester bey Leichenbegängnissen auf Skulpturen in den Gräbern von Theben in Händen tragen. Die großen irdenen Gefäße haben einen weiten Bauch, engen Hals und einen Pfropf von Erde; auf ihrem Boden erkennt man leicht den Nilschlamm, der sich nach Verdunstung des Nilwassers abgesetzt hatte. Nach Herodot und Diodor enthielten sich die Verwandten des Verstorbenen, während der vierzig- oder siebzigtägigen Trauer vom Tode bis zur Beerdigung, des Weins und aller feineren Nahrung. Die Wassergefäße und die Teller mit Backwerk scheinen als Zeugen ihrer Enthaltsamkeit in der Gruft niedergelegt worden zu seyn. — Die bemalte Statue von Sycomorenholz stellt eine aufrechtstehende Frau vor, in der einen Hand ein Libationsgefäß und mit der andern einen Kasten von abgestutzter und umgekehrter Pyramidalform auf dem Kopfe haltend; sie trägt blos ein weißes Kleid, das mit zwey Tragbändern an der Schulter befestigt und unter der Brust gegürtet ist; die Brust ist bloß, und auf der Stirne bemerkt man die Rothflecken, mit denen die Egypter beym Tod eines Verwandten sich das Gesicht beschmierten; sie ist 2 Fuß 1 Zoll hoch.

Die andere ähnliche Statue, links, hat dieselbe Stellung und dieselben Trauerzeichen; sie trägt aber außerdem am linken Arm einen Gegenstand von Holz, der einen mit Ochsenhaut überzogenen Spiegel vorstellt. Einige auf dem Kasten, den sie auf dem Kopf trägt, gemalte Charaktere und andere Umstände lassen vermuthen, daß sie eine vornehmere Verwandte des Verstorbenen vorstellen soll, als die Statue rechts; diese vielleicht seine Tochter, jene seine Frau. Die Statue links ist auch etwas größer (bekanntlich drückten die Egypter den Rang einer Person durch ihre verhältnißmäßige Größe aus), und trägt auch viel reichern Schmuck; ihr Kleid ist abwechselnd roth und grün; auf Arme und Beine sind reiche Bänder gemalt, und sie trägt an den Füßen Sandalen.

Was die zwey bemalten hölzernen Barken mit Tafelwerk und Figuren betrifft, so sind sie desto merkwürdiger, weil sie uns zum ersten Mal einen deutlichen Begriff von der ältesten Schiffahrt auf dem Nil geben, während uns bisher die Malereyen oder Basreliefs auf Manuscripten oder Monumenten durch die unvollständige Zeichnung oder den allegorischen Sinn darüber sehr im Dunkeln ließen. Beyde stellen einen Leichenzug zu Wasser vor, haben aber außer dem sehr erhöhten Vorder- und Hintertheil und dem, wie bey allen Flußschiffen, sehr flachen Kiel nichts gemein. Die eine stellt eine der Barken vor, die dazu dienten, die Mumien von einer Stadt zur andern zu schaffen; die andere ist das Modell einer gewöhnlichen Reisebarke. Die erstere, 2 Fuß 8 Zoll lang, zeigt ganz außen am Vorder- und Hintertheil zwey starke, aufrechte, fast spitz zulaufende hölzerne Arme, die sichtbar dazu dienen sollten, um stromaufwärts das Schiff ziehen zu können, damit die Ruhe des Todten durch das Geräusch der Ruder nicht gestört würde, weßhalb auch weder Ruder noch Segelmast vorhanden sind. Der Grundsatz, die Seele bleibe im Körper bis zu seiner gänzlichen Auflösung, gebot ihnen diese Sorgfalt und andere ähnliche Vorsichtsmaßregeln. Mitten in der Barke liegt die männliche Mumie auf einem Ruhebett; ein Thronhimmel mit Hieroglyphen geschmückt, von sechs buntbemalten Stäben getragen, schützt sie vor der Sonne. Zu beyden Enden der Mumie stehen zwey Weiber mit gegen dieselbe ausgestreckten Armen; vier Priester sitzen an den vier Ecken des Ruhebetts auf der Erde; ein stehender, ein aufgerolltes Blatt in der Hand haltend, scheint die Leichenrede zu lesen, während ein Opferpriester, das Messer in der Hand, den Ochsen schlachtet, der gebunden zu seinen Füßen liegt; ein dicht am Vordertheil stehender Mann, der den rechten Arm ausstreckt, scheint nachzusehen, ob das Fahrwasser frey sey; der Steuermann, der Kleidung nach ein Priester, sitzt am Hintertheil zwischen zwey Steuerrudern, welche zwey großen sehr breiten Rudern gleichen, die unten beynahe oval, nach oben mastförmig verlängert und an ihrem Ende mit Sperberköpfen geziert sind; sie gehen an beyden Seiten des Hintertheils schief ins Wasser hin-

ab; zwey an ihren Enden eingefügte Hebel sind mit einem Stabe verbunden, den der Steuermann in der Hand hält; die Barke ist außen grün, an den beyden Enden aber viel dunkler bemalt. Zu beyden Seiten des Vordertheils, so wie auf den platten Theilen der Steuer, sieht man auf gelblichem Grunde, mit Lotusblumen geschmückt, zwey große Osirisaugen, das Symbol der ersten Gottheit des Amenti oder der Hölle, gemalt. In der Barke liegt das Landungsbrett, so wie die Pflöcke zum Anbinden und die Keule, um sie einzuschlagen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Lusiade des Luis de Camoens,

von J. J. C. Donner *).

Zweyter Gesang.

(Beschluß.)

Schon wallt' im Mittel ihrer Bahn die Nacht;
Der Sterne Chor, am Himmel aufgegangen,
Goß auf die Welt des Silberlichtes Pracht,
Und labend hielt das Volk der Schlaf gefangen.
Der Admiral, der müde sich gewacht,
Von banger Sorge das Gemüth umfangen,
Will nun mit kurzem Schlummer sich erquicken,
Und Andre gehn die Wache zu beschicken.

Im Traume naht Merkur ihm, und beginnt:
„Entfleuch, o Lusitan, entfleuch der Kette,
In die der Falsche dich zu schlagen sinnt,
Daß er in Todesnacht und Graus dich bette;
Fleuch, weil dir Luft und Himmel gnädig sind,
In heitrer Bläue wogt des Meeres Glätte;
Ein andrer Fürst an einem andern Orte
Wird huldvoll euch empfahn in sicherm Porte!"

„Hier wird man dir nur Gastfreundschaft gewähren,
Wie Diomed, der grause, sie gehegt,
Der als gewohntes Futter seinen Mähren
Der Gäste Glieder vorzustreun gepflegt;
Busiris blutbeladnen Graunaltären,
Woran er armes Fremdlingsvolk erlegt,
Ja, solchen wird man dich zur Sühn' hier morden
Drum fleuch die wilden, trugerfüllten Horden!"

„Und wenn du fern von dieser Küst' entronnen,
Nimmt dich ein Land auf, wo mehr Treue weilt,
Ein Ufer, wo bey nahem Brand der Sonnen
Sich Tag und Nacht in gleiche Hälften theilt.
Hier hab' ich einen König dir gewonnen,
Der dich voll Güte zu empfangen eilt,
Und fahrenlose Herberg' euch bereitet,
Und durch Piloten dich nach India leitet."

Dieß sagend, löst den Schlaf der Götterbote
Dem Admiral, der staunenvoll erwacht,
Und von des heil'gen Strahles lichtem Rothe
Urschnell erheitert sieht die düstre Nacht.
Da wird ihm klar, welch Ungemach ihm drohte,
Hätt' er am Trugport längre Zeit verbracht,
Und er gebeut, durchzückt von neuem Leben,
Dem vollen Wind die Segel zu erheben.

„Dem Wind, ruft er, die Segel ausgebreitet!
Uns lacht der Himmel, winkt der Götter Wort,
Vom lichten Sitz erschien, der uns geleitet,
Ihr Bote mir, ein gnadenreicher Hort!"
Da frisch im Nu zum raschen Werk bereitet
Sich der Matrosen Schwarm von hier und dort,
Mit lautem Lärm die Anker einzuheben;
Rings wogt ein kräftig lebenswürd'ges Streben.

Und während jene so ihr Werk vollbrachten,
Nah'n still die Mohren in der Dunkelheit,
Die Taue zu zerschneiden, weil sie dachten,
So seyn die hier gewissem Tod geweiht;
Doch mit der Lüchse scharfem Auge wachten
Die Portugiesen, stets zur Wehr bereit;
Und weil man Kund' erspäht von ihrem Truge,
Fleh'n jene, nicht mit Rudern, nein, im Fluge.

Der scharfe Kiel, vom Strande weggewendet,
Durchwallte schon die nasse Silberbahn;
Sanft hauchte Wind, aus Nordwest hergesendet,
Mit linder Lüfte Zug die Segler an.
Viel denken sie der Fahrt, die nun vollendet;
Denn schwer vergißt, wen arge Noth umfahn,
Der Uebel, wann durch weisen Sinn gerettet,
In sichern Hort das Leben sich gebettet.

*) Jupiter sendet den Merkur zur Erde; er soll Vasco de Gama im Traume nochmals vor der ihm von den Mohren gelegten Schlinge warnen, und ihn auf einen sichern Hafen hinweisen, wo er Piloten finden werde, die ihn nach Indien geleiten. V. 60 — 67.

Korrespondenz-Nachrichten.

Moskau, Juni.

In Moskau fanden die Volksvergnügungen der lezten Osterwoche wie gewöhnlich auf dem Nowinskischen Felde statt. Man zählte gegen vierundzwanzig Schaukeln, mehrere Karroussels, gegen zehn in gerader Linie fortlaufende Gauklerbuden für Figurantenvorstellungen, unter denen die Hartmannschen, der possierlichen Künste wegen, die man hier von mehreren Hausthieren, selbst von Hasen, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit dazu abgerichtet, produzirten sah, den meisten Zuspruch und Beyfall fanden. Abtheilungen der Lehmannschen Menagerie und des Leraschen Kosmorama hatten Gegenstände ihres Fachs zur Schaustellung gebracht. Des lezteren Tableaux von Petersburg und Moskau fanden allgemeines Interesse. Man bemerkte in den Gauklerbuden zum ersten Mal viel vornehmes Publikum. Die zahlreichsten und glänzendsten Wagenreihen sah man am Sonnabend den 21sten April, am darauf folgenden Sonntage verhinderte dieß das unfreundliche, kalte Wetter.

Diese Volksfestlichkeiten auf der Nowinskischen Ebene in Moskau schreiben sich noch aus einer fernen Vorzeit her; eine geschichtliche Spur derselben erweist sich schon aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, aus der Regierungsepoche des russischen Czaars Michael Feodorowitsch, des Stammvaters der Romanowschen Dynastie und unseres erlauchten Kaiserhauses. Schon damals versammelten sich die Landleute des unterhalb Moskau gelegnen Dorfes Nowinsk in der Osterwoche und am Pfingstfeste nach abgehaltenem Gottesdienste auf der nahen Wiese, und ergötzten sich, vorzüglich in den Nachmittagsstunden, am Schaukeln und Eyerschlagen; lezteres ist noch jezt ein sehr beliebtes Vergnügen russischer Landleute in den innern Provinzen. An diesen Vergnügungen soll selbst der jugendliche Michael mit seinen Höflingen häufig Antheil genommen haben. Dieß war der erste geschichtliche Ursprung der jezt so glänzenden Nowinskischen Volkspromenaden in Moskau, welche selbst der Kronprinz von Oranien, bey seiner Anwesenheit in dieser Hauptstadt im Frühjahr 1825, seines vollen Beyfalls würdigte. Die ersten Equipagenreihen auf diesen Volksspielen bemerkte man erst unter der Regierung der Kaiserin Anna Iwanowna, der Nichte Peters des Ersten, deren Günstling Byron, ein Freund üppigen Prachtaufwandes, sie vorzüglich dadurch einführte, daß er sie zuerst mit einer zahlreichen Suite in glänzenden Staatswagen befuhr.

Seit einigen Jahren bleiben die Gerüste auf dieser Ebene auch nach Ostern noch für einige Wochen stehen, und sie wird an einigen darauf folgenden Sonntagen wiederum von den frühern glänzenden Wagenreihen des höhern Publikums umfahren; doch der Platz ist leer, das gewühlvolle Leben der niedern Volksklassen fehlt, denn leztere begnügen sich mit der ihnen gestatteten Osterwoche, und können der ferneren Theilnahme an diesen Spielen kein Interesse mehr abgewinnen. Es ist dieß wirklich ein merkwürdiger Zug in der Lebensweise unseres russischen Volks, daß es sich in der gesetzlichen Frist für die öffentlichen Vergnügungen denselben fast ohne Maaß und Ziel mit vollem Sinnentaumel hingibt; ist diese aber einmal verstrichen, kehrt es ruhig zu seinen frühern einfachen Handthierungen zurück, und keine Lockungen vermögen es wieder zu denselben zurück zu rufen; so erinnert sich Referent in dieser Beziehung des Osterfestes von 1813. Das Vaterland blutete stark an den jüngst zuvor erhaltenen Wunden — Moskau rauchte noch in seinen Trümmern, der geliebte Landesvater befand sich abwesend an der Spitze seiner Heere, jede Woche brachte uns über ihre Verhängnisse frohe oder traurige Kunde. Das damalige Osterfest ward dennoch in Petersburg, wie gewöhnlich, von allen Klassen überaus froh begangen. Die für die Freuden der Menschheit gleich einer zärtlichen Mutter besorgte Kaiserin Maria wünschte diese frohe Volksstimmung noch länger zu erhalten, sie befahl, die öffentlichen Spiele zwey Tage länger als üblich zu feyern. Es fanden sich aber aus der ganzen Volksmasse der Residenz kaum fünfzig Menschen zu ihrer Theilnahme ein, und noch am ersten Tage Abends ward der Platz von den Gerüsten geräumt.

Eine alte Gewohnheit der Moskauischen Kaufmannschaft, am Montage der St. Thomaswoche, die bekanntlich auf Ostern eintritt, die ihnen vom Winter unverkauft gebliebenen Reste aller möglichen Gattungen von Stoffen, Tüchern, Bändern ꝛc. öffentlich den Meistbietenden, oft zu unweit höhern Preisen als im gewöhnlichen Handel, zu verkaufen, erhält sich noch jezt, und ist bey den Moskowit'schen Herrn und Damen so beliebt geworden, daß man diese Einkaufspromenade (denn das ist sie förmlich) schon bis zum Mittwoche ausgedehnt hat, und vielleicht nach einigen Jahren die ganze Thomaswoche dazu nehmen wird. In zahlreichen Schaaren lustwandelt das Publikum, unter dem man die ersten Stände wahrnimmt, an diesen drey Tagen durch die weiten schönen Hallen des massiven Kaufhofs; Jeder eilt, von den überall aufgehäuften Ballen dieser Waarenreste, die in der buntfarbigsten Unordnung beysammen liegen, etwas zu kaufen, er mag es brauchen oder nicht, die Sitte will es so.

Smyrna, 3. Mai. *)

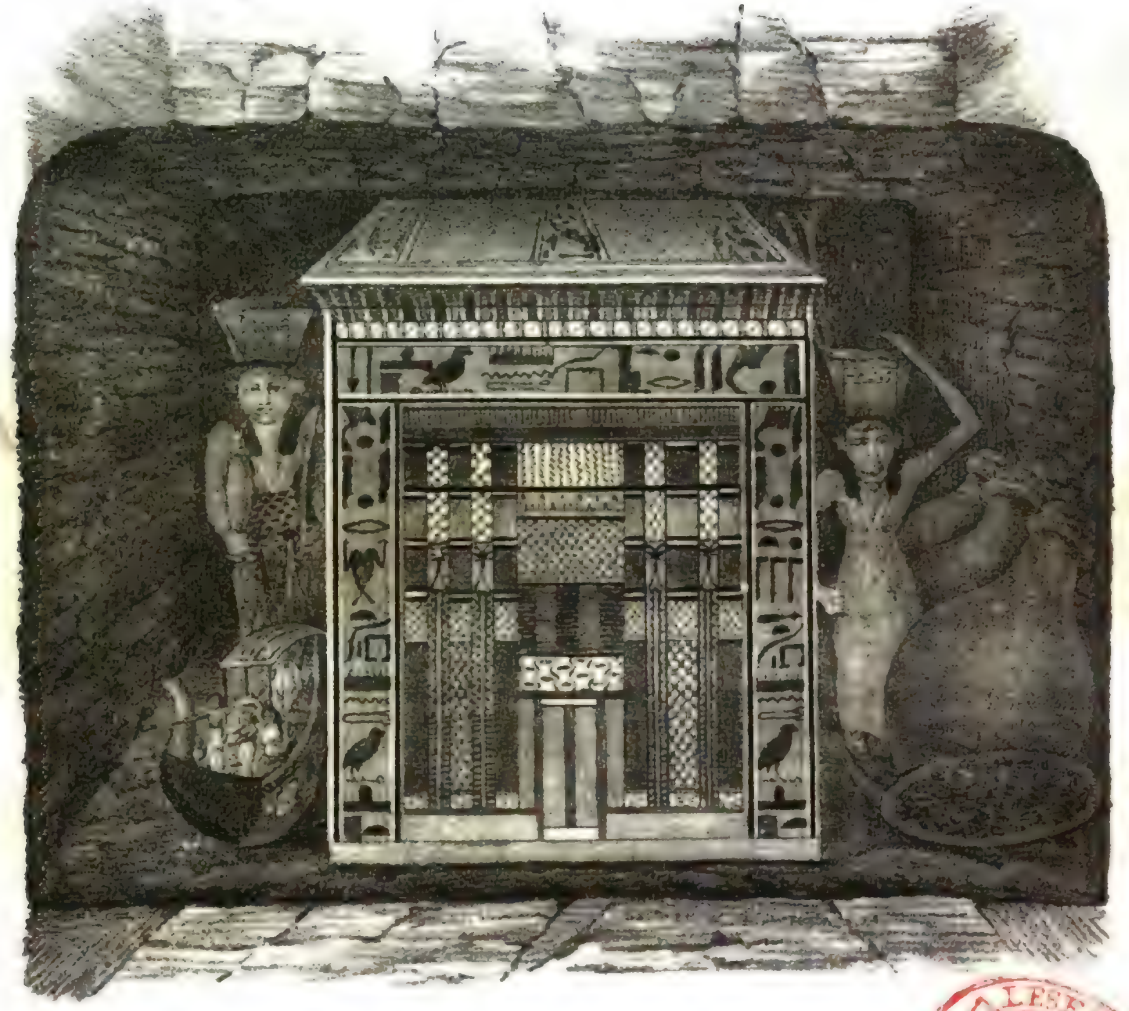
Ihrem Wunsche, in meinen Reiseberichten ausführlicher zu seyn, will ich gerne entsprechen. Bedenken Sie übrigens, daß mir nur flüchtige Augenblicke zum Niederschreiben meiner Bemerkungen zu Gebote stehen. Denn Morgens in aller Frühe gehe ich hinaus in's Freye, und kehre Abends beladen zurück, besorge dann die gesammelten Pflanzen, und fange den andern Morgen die Operation von Neuem an. Ihren Rath, mir einen Gehülfen zu meinen Sammlungen anzunehmen, kann ich nicht befolgen, denn Sie haben keinen Begriff von der Trägheit der Asiaten; ein solcher Mensch würde mich nur hindern, und ich komme weiter, wenn ich Alles allein thue. Winter hatten wir hier fast gar keinen; im Januar und Februar heftige Regen und Gewitter; Schnee sahe man nur auf den höchsten, 3—4000 Fuß hohen Bergen, er blieb aber selten länger als drey Tage liegen. Im Januar blühten schon alle Mandelbäume, und die Citronen und Pomeranzen, welche im Freyen stehen, trugen Früchte; die schöne Anemone coronaria schmückte in vielfachen Varietäten die Hügel, so auch Crocus, Veronica u. dgl. Im März und April gab es schon sehr wenig Regen, dagegen aber so heiße Tage, daß ich bey offenen Fenstern und Thüren weder Kleid, Weste noch Halsband leiden konnte. Das Getreide stand schon im April in Aehren, und auf Mauern und trocknen Plätzen stehen die Pflanzen bereits vertrocknet. Gegenwärtig ist alles grün; die Granatäpfelbäume waren die lezten, welche Blätter getrieben, und die blühenden Orangen erfüllen weit und breit die Luft mit Wohlgerüchen. — Freytags den 27sten April, Morgens ein Viertel nach fünf Uhr, verspürte man hier einen Erdstoß; ich war eben aufgewacht und im Begriffe aufzustehen, als auf einmal mein Bett zu schaukeln anfing, und alle Fenster und Thüren klapperten. Im ersten Augenblicke wußte ich nicht gleich, was das war, errieth aber bald die Ursache, die auch von andern bestätigt wurde; ich ging gleich darauf botanisiren, kam an das Meer und sah, daß eine ungewöhnlich große Fluth gewesen war. Die Luft war sehr warm, windstill, und der Himmel rein.

Vor einigen Tagen geschah, nur wenige Schritte von dem Hause, wo ich wohne, eine Mordthat. Ein Türke, früher Katholik, und seit einigen Jahren zur türkischen Religion übergetreten, traf hier zwey Katholiken von Tino, welche gerade Feyertag hatten, und stach sie auf offener Straße, am hellen Tage, in einer Minute todt; er verfolgte noch andere, welche ihm aber entkamen, nachdem er den einen noch verwundet hatte. Eine, im siebten Monate schwangere Frau erschrack hierüber so sehr, daß sie starb. Die Ursache dieser That soll keine andere gewesen seyn, als daß der Mörder diesen Tinioten 100 Piaster schuldig war, welche sie mehrere Male gefordert hatten. Der Pascha bemächtigte sich des Mörders, und ließ ihm vor seinem (des Mörders) Hause, gleich am andern Morgen nach dem Bairam (an welchem die Türken kein Gericht halten), den Kopf abschlagen; das Scheußal liegt noch in der Straße.

*) Geschrieben v. Hrn. Fleischer, dem Reisenden des Eßlinger naturhistorischen Reisevereins in der Levante.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 59. u. ein Steindruck.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Begrabnisskammer,

welche

von Joseph Passalacqua am 4ten December 1823
in den unterirdischen Gewölben der Necropolis von Theben
ganz unversehrt entdekt wurde.

auf Stein gezeichnet in der Königl. Lithographischen Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Juli 1827.

Wir Schwestern saßen in den langen Nächten,
Wenn bey dem Vater sich des Volkes Häupter
Versammelten, die Pergamente lasen
Der alten Kaiser, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigen Gesprächen.

Schiller.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

10.

Nicht die unglückliche Liebe ihres Bruders allein war es, was in den folgenden Tagen die schönen Töchter des Landschaftskonsulenten Landek ängstigte; nein, es war das sonderbare und drückende Verhältniß, das zwischen Vater und Sohn zu herrschen schien, was die vier schönen blauen Augen im Stillen so manche Thräne kostete. Man konnte nicht sagen, daß sie sich finster angeblickt, mürrisch gefragt oder kalt geantwortet hätten; aber dennoch sah man ihnen Beyden an, daß Gram und Sorgen sie beschäftigten, und die Mädchen wurden immer wieder in ihren Vermuthungen über den Grund dieses Grämens irre geleitet, wenn sie zuweilen den alten Mann und seinen Sohn in einer Fensternische beysammen stehen und zutraulicher, aber auch ernster als je, zusammen flüstern sahen. Endlich wurden sie sogar für drey Abende in der Woche förmlich aus dem großen Familienzimmer, das Winters Allen zum Aufenthalt diente, verwiesen, und — was ihres Wissens nie geschehen war, Papa's kleines Bibliothekzimmer wurde ihnen für solche Abende besonders geheizt, und ihnen die Erlaubniß gegeben, sich an den trefflichen alten Juristen und Philosophen zu amüsiren.

Freylich bedachten bey solchem Exil weder Vater noch Sohn, daß man von der Bibliothek im obern Stock in das Studierzimmer, von diesem in das Gastzimmer und von dem Gastzimmer in die sogenannte Rumpelkammer kommen könne, von welcher eine viereckige Oeffnung, mit einem kleinen Deckel versehen, in das Wohnzimmer hinab ging, um Luft oder Wärme in dieses Gemach zu leiten; sie bedachten auch nicht, daß weibliche Neugierde wohl noch stärkere Schranken durchbrochen haben würde, als diese, die zwischen jener Kammer und der Bibliothek lagen. Einige Abende hatte übrigens doch ein noch mächtigeres Gefühl als Neugierde die Mädchen in der Bibliothek zurückgehalten, nämlich Furcht. Hedwig behauptete schon öfters oben in jener Kammer Fußtritte und ein schreckliches Stöhnen gehört zu haben, und dem schönen Käthchen graute dort hinzugehen, weil jenes Gemach nur eine dünne Wand aus Holz und Backsteinen von den Zimmern des gefürchteten Juden Süß trennte.

Eines Abends jedoch, als man die Mädchen schon längst weggeschickt hatte, sah Käthchen, die sich bis auf die Mitte der Treppe hinabgeschlichen hatte, drey Männer bey ihrem Vater eintreten, die ihre Neugierde aufs Höchste trieben. Der erste, der sich langsam und schnaubend die untere Treppe heraufschob und auf der Hausflur einige Minuten stehen blieb, um Athem zu sammeln, war Niemand Geringeres als der lutherische Prälat Klinger. Seine schneeweiße Perrücke, seine Prälatenkette, die gerade auf dem Magen ruhte, und seine alten, verwitterten Züge flößten dem Mädchen ungemeine Ehrfurcht ein; ihm folgte hastigen Schrittes der Obrist und Stallmeister von Röder, ein Mann, den man für sehr klug und tapfer, aber zugleich auch in seinen Sitten für sehr unheilig hielt, und

über den dritten hätte sie beynahe laut aufgelacht, es war der fröhliche Kapitän Reelzingen, der so drollige Geschichten und Schnurren zu erzählen wußte, und sie schon auf manchem Ball beynahe zu lautem Lachen gebracht hatte. Heute hatte er sein Gesicht in ganz ehrbare Falten gelegt und sah gerade aus wie damals, als er ihr auf parole d'honneur schwur, daß er sie vraiment liebe. Sie sah ihm lächelnd nach, bis sein ungeheurer Degen in der Thüre verschwunden war, und eilte dann in das Bibliothekzimmer, wo sie die blonde Hedwig träf, welche die Augen fest zugeschlossen hatte, um nicht über ein Gespenst zu erschrecken, wenn etwa zufällig eines in der Bibliothek auf und ab wandelte. „Heute müssen wir hinunter gucken!" erklärte Käthchen, „und komm nur jezt gleich mit; denke dir, die Leute kommen hier zusammen wie beym Karneval. Hast du je sonst den Prälaten Klinger und den Kapitän Reelzingen in einem Zimmer gesehen, und dazu den Obrist Röder und —" sezte sie hinzu, als die Schwester zauderte — „ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht, als die Thüre einmal aufging, auch Blankenberg gesehen hätte."

Dieser lezte Name entschied; Käthchen nahm das Licht und ging mit pochendem Herzen voran, Hedwig folgte ihr, so nahe als möglich an die muthigere Schwester gedrängt, und als jene die verhängnißvolle Kammerthüre aufschloß, hielt sie sich fest an ihrem Kleide. Die Oeffnung war gerade über dem Ofen des Wohnzimmers, das einen Stock tiefer lag, angebracht, und Käthchen konnte, als sie die Klappe aufzog, selbst wenn sie sich auf die Kniee legte und den Kopf tief herabbeugte, doch nicht mehr als vier oder fünf der versammelten Männer sehen; auch Hedwig beugte sich jezt herab und versuchte es noch tiefer zu blicken als ihre Schwester, aber verdrießlich stand sie wieder auf und sagte: „Nichts als den breiten Rücken des Prälaten, einige Perrücken und die Uniform des Obristen kann ich sehen; weist du denn gewiß, daß Blankenberg zugegen ist?"

„Sicher!" erwiederte Käthchen schalkhaft lächelnd. „Doch laß uns horchen was sie sprechen, vielleicht kennst du deinen Liebhaber an der Stimme."

Sie sezten sich auf den Fußboden neben der Oeffnung und lauschten; die angenehme Wärme, die von dem Ofen heraufdrang, und ihre Neugierde ließen sie eine Zeit lang die empfindliche Kälte der Märznacht vergessen; endlich richtete sich Hedwig unmuthig auf: „Meynst du, wir werden klug werden aus diesem Geplauder, wovon man nur die Hälfte versteht? Sie schwazen wieder, wie immer, vom Wohl des Landes, vom Herzog, von Süß, von Allem; was geht das uns an! Komm! es ist gar schaurig hier und kalt. Mädchen, so steh doch auf!"

Aber Käthchen winkte ihr zu schweigen; man hörte jezt eben den Obrist Röder mit bestimmter und vernehmlicher Stimme etwas vorlesen, die tiefe Stille umher unterbrach nur zuweilen ein schnell verrauschendes Murmeln des Unwillens. Jezt sprach der alte Landek; Käthchens fröhliche Züge gingen nach und nach in Staunen und Angst über, endlich, als die Männer unten wieder laut, aber beyfällig zusammen sprachen und die Gläser anstießen, flog eine hohe Röthe über das schöne Gesicht des Mädchens, ihre Augen leuchteten, als sie vorsichtig die Klappe schloß, die Lampe ergriff und mit ihrer Schwester den Rückweg einschlug.

„Hast du 'was verstanden?" fragte Hedwig; „Du schienst auf einmal so aufmerksam; was haben sie denn Besonderes gesprochen?"

„Ich weiß nicht Alles; ich kann nicht Alles sagen," erwiederte Käthchen nachdenkend; „mir ist's als hätte mir alles geträumt. Höre — aber schweig', es könnte uns alle unglücklich machen. Das sind gefährliche Menschen in Vaters Zimmer unten. Mir graut, wenn ich daran denke, was daraus entstehen kann."

„So sprich doch, einfältiges Kind! ich bin zwey Jahre älter als du, und du sollst keine Geheimnisse vor mir haben."

„Denke dir," fuhr Käthchen mit leiser Stimme fort, „der Süß will uns katholisch machen und die Landschaft umstürzen; da verlöre der Vater und alle andern verlören ihre Stellen!"

„Katholisch!" rief Hedwig mit Entsetzen, „da müßten wir ja Nonnen werden, wenn wir ledig blieben? nein, das ist abscheulich."

„Ach, warum nicht gar," erwiederte Käthchen lächelnd über den Jammer ihrer Schwester, „da müßte es viele Nonnen geben, wenn alle, die keine Männer bekommen, ins Kloster gingen; aber sey ruhig, es kommt nicht so weit. In drey Tagen, sagte Röder, werde der Herzog verreisen, und während er in Philippsburg ist, wollen die Männer da unten den Juden und alle seine Gehülfen im Namen der Landschaft gefangen nehmen, und dann dem Herzog beweisen, wie schlecht seine Minister waren."

„Ach Gott, ach Gott! das geht nicht gut," sagte Hedwig weinend; „Alles werden sie verlieren, denn der Herzog traut allen eher als denen von der Landschaft; ich weiß ja was mir einmal die Obristjägermeisterin über den Vater sagte. Du wirst sehen, es geht unglücklich!"

„Und wenn auch," antwortete Käthchen, „so sind wir die Töchter eines Mannes, der, was er thut, zum Besten seines Vaterlandes thut. Das kann uns trösten." Das muthige Mädchen holte aus dem Schranke eine mit vielen schönen Kupfern geschmückte Bibel. Sie gab der weinenden Schwester das neue Testament, um sich an den Kupfern und Reimsprüchen zu zerstreuen. Sie selbst schlug sich das alte Testament auf. Sie verbarg ihre eigene Besorgniß um ihren Vater unter einem Liedchen, das sie leise vor sich hinsang, während ihre schönen Finger emsig die vergilbten Blätter von einem Bilde zum andern durcheilten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Entdeckung einer unversehrten egyptischen Begräbnißkammer.

(Beschluß.)

Die zweyte Barke führt einen Mast und zwey Raaen für das Segel; sie sind aber abgenommen und liegen der Länge nach mit einem Ende auf dem Vordertheil, mit dem andern ziemlich hoch auf einer Unterlage, die in dem für den Mast bestimmten Loche steckt. Der Steuermann steht am Hintertheil und fährt blos mit Einem Steuer, denen der ersten Barke ähnlich, aber viel größer; Lotusblätter und Blumen schmücken seinen untern Theil; übrigens ist an dieser ganzen Barke kein Osirisauge oder etwas anderes Allegorisches, mit Ausnahme der schwarzen Hieroglyphen, die vorne auf jede Figur auf beyden Barken gezeichnet sind. Sechszehn Matrosen, acht auf jeder Seite, sitzen, das Ruder in der Hand und den Rücken dem Vordertheil zugewendet; vorne steht, wie auf der ersten Barke, ein Mann mit ausgestrecktem linken Arm. Zwischen den Matrosen sieht man eine Frau beschäftigt, einen weißen Stoff in einem viereckigen Gefäße zu waschen, vor ihr steht ein rundes Gefäß; hinter ihr hält ein Mann die gekreuzten Hände in eine breite Schaale, die auf einer Art von Faß steht. Ein anderer in weißem Gewand sitzt auf einem sehr niedrigen Stuhle von anderer Farbe als die Sitze der Matrosen in einem kleinen gewölbten Gemach, das sich am Vordertheil zwischen den beyden Matrosenreihen befindet, und an dessen linker Wand die Haut des geschlachteten Ochsen gemalt vorgestellt ist. Sämmtliche Männer auf beyden Barken haben rothe Gesichter, während die der Weiber und der Mumie gelblich sind. Auf den alten egyptischen Malereyen kommt diese Unterscheidung von Geschlecht und Rang oft vor.

Aus der bisherigen Beschreibung und dem Umstande, daß auf beyden Barken sich gar keine allegorische Figur findet, geht gewiß hervor, daß diese Schiffe treue Modelle der alten Nilschiffe und eines Leichenzugs auf dem Nil sind.

Wegen der raschen Strömung kann man den Nil nicht mit Rudern hinauffahren, dieser bedient man sich blos abwärts oder von einem Ufer zum andern. Fährt man mit dem Strome, so nimmt man den Mast ab, denn man braucht das Segel blos aufwärts. Nur die großen arabischen Transportschiffe behalten abwärts eines ihrer drey oder vier Segel, um sich dadurch ferne vom Ufer zu halten, weil sie wegen ihres großen Gewichts und des weichen Schlamms nur mit großer Mühe davon loskommen, wenn sie einmal dagegen gestoßen sind. Die Einrichtung der beyden Barken scheint also zu beweisen, daß die Mumie von einem höher am Nil hinauf gelegenen Ort nach Theben herab geschafft wurde; und daß das Glück, in Theben begraben zu werden, sehr gesucht war, beweisen viele Thatsachen.

Nach Herodot ließen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen während der Trauer das Haar wachsen. Auf beyden Barken nun haben Matrosen und Priester, die man besonders an ihren langen weißen Kleidern erkennt, lange Haare, und daraus könnte man vielleicht schließen, daß diese Priester hier vorgestellt werden, wie sie einen ihrer Kollegen zur Gruft geleiten; die beyden obenerwähnten Priesterstäbe scheinen dieß zu bestätigen; auch sieht man die Hieroglyphen, die einen Hohenpriester bedeuten, auf dem Manuscript, das der Mann vor der Mumie in der Barke in Händen hält, und sie finden sich auf den drey Särgen öfters wiederholt.

In der Mitte der Kammer standen, wie schon erwähnt, drey hölzerne, reich bemalte Särge in einander. Das Aeußere der egyptischen Särge stellt gewöhnlich eine Mumie vor, und man findet zwar rechtwinklichte, die dann aber doch gewölbte Deckel haben. Aber auf allen bis jezt entdeckten steinernen und hölzernen Särgen finden sich blos mehr oder minder mannigfaltige Vorstellungen von religiösen und Begräbnißscenen, Opfern u. s. w. Auch sagt Herodot, die Särge seyen schon fertig gekauft worden. Die eigenen Formen der von mir entdeckten Särge, und die ausgeführte Malerey, die sie überall bedeckt, scheinen einen besondern Bezug auf die Mumie zu verrathen, und zu beweisen, daß sie einst eigens für dieselbe verfertigt worden waren.

Der äußerste große Sarg von Sycomorenholz, 3 Fuß und einige Zolle hoch, etwas über 3 Fuß breit, über 7 Fuß lang, ist rechtwinklicht; der Deckel neigt sich von hinten nach vorne um ein Paar Zolle, und bildet ringsum ein Karnieß; er steht auf sechs viereckigen Klötzen ein Paar Zolle über dem Boden. Der zweyte und dritte Sarg, die der erste enthält, sind diesem ganz ähnlich, nur kleiner; so daß der innerste blos 5 Fuß 11 Zoll lang ist; der zweyte ist von sehr hartem und schwerem Holz. Diese drey Särge sind von allen Seiten, außen und innen, mit Malereyen in bewundernswürdigem Styl, die ausnehmend gut erhalten sind, bedeckt; die äußern Wände der Särge stellen im Allgemeinen sonderbare architektonische Zeichnungen mit dazwischen laufenden Hieroglyphensäulen vor; die innern Wände sind überall bemalt mit zahllosen Hieroglyphensäulen, die in den mannigfaltigsten Farben die verschiedensten Gegenstände vorstellen. Zu bemerken ist, daß an der linken Wand aller drey Särge, außen und innen, jedes Mal zwey große Osirisauaen vorgestellt sind, und dieß scheint in merkwürdiger Verbindung mit dem Schnitte im Bauche der Leichname zu stehen, der sich nach der Vorschrift auch immer links befindet. Das Osirisauge, aus Wachs gebildet, findet sich auch oft, nebst den vier Geistern des Amenti, an der Stelle der Eingeweide im Bauche der Mumien.

Meine Neugierde war aufs Höchste gespannt, als ich den dritten Deckel abnahm. Die Mumie war ungewöhnlicherweise mit einem langen, mit Franzen besetzten Stück Leinwand bedeckt; mehrere Rollen von röthlich brauner Leinwand waren zwischen den Sarg und die Mumie gesteckt, offenbar, damit sie bey der Ueberfahrt nicht aus der Lage käme. Die Mumie selbst war gegen meine Erwartung sehr einfach, doch bestätigte mich dieß in meiner Vermuthung, daß sie ein Priester gewesen sey. Ueber dem Kopf trug sie eine Maske von Leinwand, mit Farben überzogen, und mit dem Bart, dem Unterscheidungszeichen der Geschlechter; die Brust war geschmückt mit einem sehr einfachen Halsband von gebrannter Erde, das gegen die Schultern zwey Sperberköpfe, das Sinnbild des Gottes Phra

zeigte; der Körper blos mit einfachen Bändern, ohne Hieroglyphen und Malerey umwickelt. Auf der Brust der Mumie lag eine kleine Statue von hartem Holz, die einen stehenden Mann vorstellte, der einen der Maske der Mumie ähnlichen Kopfputz hat; sie trägt ein Libationsgefäß in der Hand. Der Körper der Mumie war fast ganz zerstört, aber die erhaltenen Binden ließen die Formen deutlich erkennen; durch den Einfluß der Luft zerfiel vollends alles zu Staub. Geoffroi St. Hilaire erklärt die innere Zerstörung von Mumien, deren Binden und Särge mehr oder weniger gut erhalten sind, durch die übermäßige Anwendung zu starker Spezereyen.

Nachdem diese kostbaren Reliquien so vielen Jahrhunderten getrozt hatten, überstanden sie auch noch die Gefahren der Ueberfahrt aus den Ruinen des alten Theben in den Mittelpunkt von Paris.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Unter den neuen Romanen, welche das vornehme Leben in England darstellen, befindet sich auch einer, der den eigentlichen Namen dieser Klasse führt, nämlich High Life (das vornehme Leben). Er ist, wie gewöhnlich, in drey Bänden, und verräth viele Welt- und Menschenkenntniß von Seiten des Verfassers, der unstreitig von Jugend auf unter einer Klasse gelebt hat, die, in England besonders, beynahe eine eigene Raçe bildet, und deren Eigenheiten, Gewohnheiten, Gesinnungen und Ansichten man sich nur durch einen vieljährigen Umgang so zu eigen machen kann, wie sie uns hier dargestellt sind. Da der Styl rein, und die Gespräche in dem besten Geschmack sind und sich zwanglos über jeden möglichen Gegenstand der Unterhaltung verbreiten, so ist das Werk denjenigen, die sich in der englischen Sprache zu üben wünschen, vor vielen übrigen Werken der Art zu empfehlen.

Auch möchte ich den Freunden der englischen Literatur ein anspruchloses Bändchen Gedichte empfehlen, welches bey Treuttel und Würz unter dem Titel: Stray Leaves erschienen ist, und größtentheils aus Uebersetzungen und Nachahmungen der beliebtesten Gedichte der besten deutschen Lyriker, so wie mehrerer unserer bekanntesten Volks- und Trinklieder, besteht. Diese Uebersetzungen haben das positive Verdienst, daß sie den Sinn, und so weit es immer thunlich, sogar die Worte des Originals wieder geben, und das Negative, daß sie nicht, wie es bey den englischen Uebersetzern häufig der Fall ist, mit Zeilen untermischt sind, die dem Verfasser nie in den Sinn kamen. Auf der andern Seite aber ist es nicht zu verkennen, daß es dem Uebersetzer noch sehr an der nöthigen Uebung fehlt, unsere verschiedenen Versarten mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit in seine Sprache zu übertragen; und dieser Mangel an poetischer Gewandtheit gibt seiner Muse oft eine Härte, welche das Ohr sowohl als den Sinn verletzt. Ein einziges Beyspiel muß diesen Tadel rechtfertigen: die schönen Zeilen in Schillers „deutsche Muse:“ Rühmend darf's der Deutsche sagen ꝛc. überträgt er:

Boastful may the German toll it,
While his pride he cannot quell it,
Singly she (die Muse) has won her fame.

Da es indessen gegen einen Anfänger unbillig seyn würde, blos ein Beyspiel des Verfehlten anzuführen, so höre man als Gegensatz seine Uebersetzung der zwey ersten Verse des ersten Spruchs des Konfucius:

Trifold is the stroke of time,
The future will be heard anon,
The present as an arrows gone,
The pasts a silent chime.
Impatience hastens not its course;
No fear, no doubt delays;
No wavering, no enchantments force,
The present moment stays.

Eine andere gelungenere Uebersetzung (welcher freylich keine Schwierigkeiten entgegenstanden) ist uns in einer Auswahl aus Linas Mährchenbuch von Grimm gegeben, welche unter dem Titel: Fairy Tales, in einem Bändchen erschienen ist. Der Uebersetzer hat den Muth gehabt, die kindliche Sprache, welche jenen Erzählungen ihren vorzüglichen Werth gibt, beyzubehalten, und sich dadurch den Unwillen mancher hiesigen Kritiker zugezogen; aber gerade dieses, sollte ich meynen, muß das Büchelchen einem Deutschen um so anziehender machen.

Die Ausstellung im Sommerseehaus ist nach Einigen besser, als sie seit mehreren Jahren gewesen; mir will das nun freylich nicht einleuchten, wenn dem aber wirklich so ist, so muß man bedauern, daß das Beste nicht besser ist. Von historischen Gemälden bemerkt man unter den vielen Hunderten, welche die Wände bedecken, nicht über ein Dutzend. Unter diesen zeichnet sich eine Kreuzigung von Hilton, die er als Altarblatt für eine Kirche zu Liverpool gemalt, schon durch ihre Größe aus; aber das Gemälde hat auch vieles Verdienst, und ist selbst für denjenigen anziehend, der denselben Gegenstand von den großen Meistern der vorigen Jahrhunderte behandelt gesehen hat. Alexander auf dem Bucephalus von Haydon, eine Scene aus dem Ariosto von Briggs, sind beyde gelungen. Auch ein Gemälde von Judith und Holofernes, in dem Augenblicke, wo diese ihren schlafenden Buhlen bey den Haaren gefaßt hält, und mit gen Himmel gewandten Augen und erhobenem Schwerte im Begriffe steht, den Bedrücker ihrer Vaterstadt zu opfern, ist gut gezeichnet, und bis auf das Fleisch des nackten Holofernes, welches aussieht als wenn er eben aus einem russischen Bade gekommen wäre, gut gemalt; doch sind die Farben überhaupt zu grell, und das Ganze erinnert mehr an die französische als an die englische Schule. Porträts hat man in Menge, und darunter sehr gute von Sir Thomas Lawrence, Phillipps und Pickersgill; besonders ist ein Frauenkopf vom ersteren (Miß Croker) sehr anziehend. Man hat auch einige ziemlich gute Seestücke, und mehrere noch bessere Landschaften. In der Bildhauerey ist nichts Ausgezeichnetes da. Unter den vielen Brustbildern bemerkte ich mit Vergnügen das ausdrucksvolle Gesicht des deutschen Malers Götzenberger, eines jungen Manns von großem Verdienst, welcher sich bey seinem kurzen Aufenthalte in London viele Freunde und Gönner erworben hat. Die kalten Engländer sagen indessen, daß, da das wilde, struppige Haar und der Schnurrbart einmal nichts zum Künstler thun und das schöne Gesicht des jungen Mannes entstellen, es doch wohl besser seyn würde, wenn er sich, wie andere Leute, das Haar kurz schneiden und den Schnurrbart abscheeren ließe. Vielleicht aber irren sie sich hier, und so wie der Verfasser des Tristram Shandy niemals besser schrieb als wenn er sein schwarzes Kleid und Manschettenbesatz anhatte, so könnte es wohl seyn, daß unser junger Landsmann vielleicht ohne diesen überflüssig scheinenden Haarwuchs nicht so gut malen könnte. Die Ausstellung der Gesellschaft der Maler in Wasserfarben war dieses Jahr sehr gut, und enthielt eine Menge vortrefflich gemalter Landschaften. In diesem Kunstfach macht man überhaupt große Fortschritte hier, indem es von vielen aufgemuntert wird, die gern gute Gemälde haben, und die Oelgemälde zu theuer finden, und auch von manchen, die den Wasserfarben den Vorzug geben.

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Juli 1827.

BIBLIOTHEK

Dein Wollen wachse nicht und beuge sich nicht, aber dein Wissen neige sich beweglich nach allen Gegenden des Lichts; so gleichst du den Bäumen, ihr Stamm steigt aufrecht dem Himmel zu, aber ihr Gipfel beugt sich immer, obwohl nach der Sonne nur.

Jean Paul.

Doppelwelt.

Von Dr. Nürnberger.

Angehaucht von lindem Geisterwehen
Träumt' ich Jüngling meinen Jugendtraum,
Eine schön're Welt sah ich erstehen,
Nur für Götter war im Busen Raum;
Hingeworfen zu der Heil'gen Füßen
Thaut' ich Marmors Eis mit Thränen auf,
Stillen Blicks sah ich mich Engel grüßen,
Zu sich hohen Engel mich hinauf;
In dem höhern idealen Leben
Mocht' ich nicht nach dem Gemeinen streben,
Nur die Geisterwelt bot mir Gewinn,
Nur zu ihr zog mich mein Sehnen hin.

Bald verwelkten meiner Jugend Kränze,
Bald zerbrach das zierliche Geflecht;
Tretend über Morgentraumes Gränze
Ward der geistig Freye bald zum Knecht
All' der niedrig feindlichen Gewalten,
Die der physische Bedarf gebiert;
In die Ferne zogen die Gestalten,
Und zu Zweifeln ward das Herz verführt,
Ob in der Erinnrung Schimmer Wahrheit,
In dem Schwanken der Gesichter Klarheit,
Ob von trügerischem Wahne frey
Der verklungenen Töne Nachhall sey?

„Jüngling! einer Doppelwelt gehöret
„Gleicher Zeit die Kraft des Lebens an,
„Und ein bloßer Wahn hat die bethöret,
„Die sich lässig nur der einen nah'n;
„Zeigt dein Genius sich dir früh gewogen,
„So verlangt er von dem Mann den Mann,
„Arbeit und Genuß sind zugewogen,
„Und durch Sehnen ist Nichts abgethan:
„In der Erde Staub sollst du dich üben,
„Lautlos sieht sie deine Stirn sich trüben,
„Und gibt deiner Jugend goldnem Traum
„Nur in Hesper's Schimmerlichte Raum."

So von meinem Genius verlassen,
Wandt' ich, ernste Pallas! mich an dich;
Meines Morgens Roth seh' ich erblassen,
Nimm du, Göttin! zum Getreuen mich.
Dem Berufe muß ich Opfer bringen,
Bin ich mein, gehör' ich einzig dir;
Ach! mich tragen nicht mehr Jünglingsschwingen,
Darum leihe du die Flügel mir,
Dieses Daseyns Dämmrung zu entschweben,
Mich zum Licht aus Dunkel zu erheben,
Aus dem Dunkel, das mich jezt umschwimmt,
Und dem Blick die früh're Freyheit nimmt.

Mildes Lächeln in den ernsten Mienen
Ließ die Göttin sich zu mir herab;
Dankbar mocht' ich nur der Hebren dienen,
Die dem Kranken wieder Spannkraft gab;
Unermüdet in dem neuen Streben
Folgt' ich der Natur geheimen Bahn,
Regeln wollt' ich ihrem Wirken geben,
Ort und Weg wies ich den Sternen an:
Mit den Geistern rang ich um das Wissen,
Gern ließ ich den Menschen das Genießen.
Reich an Formeln, dürftig an Gewinn,
Ahnd' ich jezt des Daseyns wahren Sinn.

„Einer Doppelwelt, o Mensch! gehöret
„Gleicher Zeit dein geistig Streben an,
„Und ein falscher Wahn hat die bethöret,
„Die sich irrend nur der einen nahn:
„Hand in Hand umschwebt der Grazien Reigen
„Glückliche, die seinen Sinn verstehn,
„Alle wollen sich dem Liebling zeigen,
„Keine soll sein Opfer übergehn;
„Vielgebildet will dem höhern Leben
„Ihr Verein den Liebling übergeben;
„Lächelnd ziehn sie dann mit Scheideblick
„Sich vom reifen Sohn der Zeit zurück."

Zu d. Süß.

(Fortsetzung.)

12.

Es gibt im Leben einzelner Staaten Momente, wo der aufmerksame Beschauer noch nach einem Jahrhundert sagen wird, hier, gerade hier mußte eine Krise eintreten; ein oder zwey Jahre nachher wären dieselben Umstände nicht mehr von derselben Wirkung gewesen. Es ist dann dem endlichen Geist nicht mehr möglich, eine solche Fügung der Dinge sich hinweg zu denken, und aus der unendlichen Reihe von möglichen Folgen diejenigen aneinander zu knüpfen, die ein eben so nothwendig verkettetes Ganze bilden, als ein verflossenes Jahrhundert mit allen seinen historischen Wahrheiten. Hier zeigte sich der Finger Gottes, pflegt man zu sagen, wenn man auf solche wichtige Augenblicke im Leben eines Staates stößt. Es hat aber zu allen Zeiten Männer gegeben, die, mochte ihr eigener Genius, mochte das Studium der Geschichte sie leiten, solche Momente geahnet, berechnet haben, und sie wirkten dann am überraschendsten, wenn sie sich nicht begnügten, solche Krisen vorhergesehen zu haben, sondern wenn sie Muth genug besaßen, zu rechter Zeit selbst einzuschreiten, Kraft genug, um eine Rolle durchzuführen. Die Geschichte hat längst über die kurze Regierung der Minister Karl Alexanders entschieden. Sie flucht keinem Sterblichen, sonst müßte sie die Thränen und Seufzer Würtembergs in schwere Worte gegen die Urheber seines Unglücks im Jahr 1737 verwandeln; aber sie gedenkt mit Liebe einiger Männer, die sich nicht von dem Strome der allgemeinen Verderbniß hinreißen ließen, die ahneten es müsse anders kommen, die vor dem Gedanken nicht zitterten, eine Aenderung der Dinge herbeyzuführen, und die auch dann mit Ruhe und Gelassenheit die Sache ihres Landes führten, als ein Höherer es übernommen hatte, einen unerwartet schnellen Wechsel der Dinge herbeyzuführen, indem er zwey feurige Augen schloß und ein tapferes Herz stille stehen hieß.

Wer sollte es diesem heiteren Stuttgart und seinen friedlichen Straßen ansehen, daß es einst der Schauplatz so drückender Besorgnisse war? Wie beruhigt über den Gang der Dinge sind die Enkel derer, die in jenem verhängnißvollen März jede Stunde für das Schicksal ihrer Familien, für die alten Rechte ihres Landes, selbst für ihren Glauben zittern mußten.

Wer den übermüthigen Süß in seiner Karosse, mit sechs Pferden bespannt, durch die „reiche Vorstadt" fahren sah, wie er stolz lächelnd auf die bleichen, feindlichen Gesichter herabblickte, die ihm überall begegneten; wer den schrecklichen Hallwachs, seinen innigen Freund und Rathgeber, neben ihm sah, und bedachte, wie viele verderbliche Pläne dieser Mann ersonnen, wie viele unerhörte Monopole er eingeführt habe und wie er immer neue zu erfinden trachte; wer das unbegränzte Vertrauen kannte, das der Herzog in diese Menschen setzte, der mußte wohl an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln.

Dazu kamen noch die sonderbaren und widersprechenden Gerüchte, die im Umlauf waren. Die Einen sagten, der Herzog sey nach Philippsburg und Kehl gereist, habe aber das Regiment nicht an den Geheimenrath, sondern das Siegel dem Juden Süß gegeben; Andere widersprachen und behaupteten, man habe den Herzog an einem Fenster des Ludwigsburger Schlosses gesehen, auch seyen seine Pferde noch dort und er sey nicht abgereist. In einem Dorf an der österreichischen Gränze im Oberland sollen die Katholiken plötzlich über die protestantischen Einwohner hergefallen seyn, und als leztere den Kampfplatz behaupteten, sey eine Kompagnie Kreistruppen über die Gränze herein ins Dorf gerückt. Am sonderbarsten klang das Gerücht, das sich überdieß noch bestätigte, der Oberfinanzrath Hallwachs habe ein kostbares Meßgewand beym Hofsticker bestellt, und ihm befohlen, es bis zum 18ten März fertig zu machen, und wenn er mit fünfzig Gesellen arbeiten müßte; bring' er es nicht fertig, so werde er eingesezt. Ein lutherischer Geistlicher, den man mit Namen nannte, soll den Kindern in der Schule Kreuzchen aus Holz geschnizt geschenkt haben, mit den Worten: „Nur wenn ihr diese in Händen haltet, könnet ihr recht beten." Endlich erzählte man sich als etwas Verbürgtes, der Jude habe zum Herzog über der Tafel gesagt: „Ihre Stände, Durchlaucht, sind eigentliche Widerstände; aber sie stehen schon so lange, daß sie müde und matt sind." Karl Alexander habe ihm lächelnd zur Antwort gegeben: c'est vrai; allons donc leur donner des chaises, et une fois assis, ils ne se leveront plus." Auch jene Männer, die entschlossen waren, dem drohenden Verderben zuvorzukommen, hörten diese Gerüchte. Aber sie waren dabey kalt und ruhig; wußten sie ja doch, Würtemberg stehe eine solche Veränderung bevor, daß es entweder erleichtert oder so tief ins Unglück gestürzt werden würde, daß der Jammer des Einzelnen davor verstummen müßte. Man erzählt sich, sie haben alles, was dazu gehört, einem mäch-

tigen und tückischen Feind mit Hülfe des Landvolks zu begegnen, vorbereitet gehabt, und wenn ihr Unternehmen gelingen sollte, so verdankten sie es nur den wenigen hellstrahlenden Namen einiger Männer aus der Landschaft; denn an diese war man in Würtemberg gewöhnt das Interesse des Landes zu ketten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Napoleons Leben.

(Fortsetzung.)

Kaum befand sich der Papst einige Tage in Paris, so war die allgemeine Stimme, daß sein Betragen bewunderungswürdig sey und gar nicht besser seyn könnte. Man war von seiner Güte, seiner Einfachheit, seiner Nachsicht gegen Andere, seiner Strenge gegen sich selbst erbaut und gerührt. Er kleidete sich und aß wie ein einfacher Geistlicher, fastete das ganze Jahr wie zur Zeit, da er noch in seinem Kloster war, und sprach nie ein Wort, das zum Lachen oder gar zum Spott hätte Anlaß geben können. Auch muß man gestehen, daß Napoleon seinerseits den Papst fortwährend aufs Zuvorkommendste und Ehrerbietigste behandelte. — Was von der Mäßigkeit und einfachen Lebensweise des Papstes gesagt wurde, gilt aber nicht von allen Personen seines Gefolgs. Ich bemerkte, als ich zwey Monate später zum Pallastpräfekten ernannt wurde, in den Rechnungen und Lieferungen für die Hofhaltung des heiligen Vaters eine Menge ganz sonderbarer Artikel. Ich wußte, daß der Kaiser befohlen hatte, was verlangt werden würde, abzugeben; die päpstlichen Beamten wußten es auch, und machten sich diese Freyheit in vollem Maß zu Nutze. So verlangten sie zum Beyspiel täglich fünf Bouteillen Chambertin für die Tafel des Papsts, der immer allein speiste und nichts als Wasser trank. u. s. f. Die andern Tafeln, an denen das Gefolge des Papstes dem Range nach speiste, waren mit Pracht und Ueberfluß besetzt.

*

Die Reise, welche Napoleon und Marie Louise kurz nach ihrer Vermählung in die nördlichen Departements antraten, war ein Triumphzug, überall erhoben sich Ehrenpforten. Auf der Ehrenpforte eines kleinen Weilers war vorne zu lesen: pater noster, hinten: Ave Maria, gratia plena. Der Pfarrer und der Maire überreichten Feldblumen.

*

Im Mai 1810 besichtigten Napoleon und Marie Louise die Arbeiten am Hafen von Cherbourg. Auf dem Damme, der unter der unglücklichen Regierung des unglücklichsten Königs begonnen worden war, wurde gefrühstückt; am Horizont konnte man deutlich die englischen Segel bemerken; gewiß dachten unsere Nachbarn an nichts weniger als an des Kaisers Anwesenheit; indessen war auf dem Damme eine furchtbare Batterie aufgepflanzt, und sie wären wohl nicht in Versuchung gekommen uns in der Nähe zu begrüßen, wenn sie es auch gewußt hätten. Napoleon hatte in einem Grade, wie mir an keinem Menschen sonst vorgekommen ist, einen Widerwillen gegen alles Unreine; schon der Gedanke, es könnte ein Haar auf einem Teller seyn, konnte ihm übel machen und ihn vom Tische treiben; daher ist folgendes kein kleiner Beweis seiner Selbstbeherrschung. Nachdem er das sämmtliche Geschütz besichtigt und einige Stücke hatte richten lassen, ließ er sich das Kommisbrod und die Suppe der Soldaten bringen. Er schöpfte mit dem Löffel heraus, und das erste, was ihm in's Auge fiel, war ein langes Haar; herzhaft, und ohne den mindesten Ekel zu äußern, nahm er es weg und aß die Suppe, denn er wollte die Eigenliebe der Soldaten, die umherstanden, nicht durch harte Bemerkungen über ihre Nachlässigkeit kränken. Auf ein Zeichen, das er gab, setzte sich das in der Rhede vor Anker liegende Geschwader majestätisch in Bewegung, und umsegelte langsam den Damm. Das Admiralschiff näherte sich dem Damme so viel als möglich, und JJ. Majestäten mit ihrem Gefolge bestiegen dasselbe. Während die Kaiserin und ihre Damen in der Kajüte ausruhten, stieg Napoleon in's Schiff hinab um es zu besichtigen, und als wir es uns am wenigsten versahen, ließ er eine allgemeine Salve aus allen Kanonen geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jugend.

Früh im Lenze des Lebens erkenne das Wehen der Gottheit,
Daß nicht der Sturm dich ereilt, eh' du das Säuseln vernahmst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfangs Juli.

Wenn in gewöhnlichen schauspielerischen Darstellungen der Zuschauer zufrieden ist, wenn ihm das Charakterbild, welches er sich durch Lesen seines Dichters erworben hat, nur nicht gestört wird, eine größere Freude ihm noch zu Theil wird, wenn der Darsteller in einzelnen Momenten den Dichter erreicht, und, mit dessen Worten ausgerüstet, auf die Versammlung wirkt: so gewährt der wahrhafte mimische Künstler dem aufmerksamen Zuschauer das große Entzücken, des Dichters Gestalten in einer eigenthümlichen Verkörperung vor seinen Augen entstehen zu sehen, in jedem Einzelnen eine Beziehung auf das Ganze, die sich so erst vollkommen erklärt, und in dem Ganzen die fortschreitende Entwicklung des Prinzips zu erblicken, das dem Charakter zu Grunde liegt. Der eindringende Blick des genialen Künstlers weiß dieses Prinzip zu finden, und er wendet seine ganze Kraft an, es in

Leib und Leben zu bilden. Zu dieſen Künſtlern darf ſich die reichbegabte Fräulein Müller aus Wien rechnen, deren Auftreten auf hieſiger Bühne die Freunde wahrer Kunſt zum wärmſten Danke gegen die Direktion verpflichtet.

Ihre erſte Gaſtdarſtellung, als Johanna von Orleans, zeigte uns die Künſtlerin ſogleich auf ihrer Höhe. Jedermann, der jenes Gedicht nicht zum erſten Male darſtellen ſieht, kann wiſſen, wie ſelten die Verſuche gelingen, das anſpruchsloſe Hirtenmädchen mit der Kriegerin zu verbinden, und wie häufig man ſich hier mit der allgemeinen Begeiſterung begnügen muß, die jedem Leſer von dem großen Dichter zuſtrömt. Fräulein Müller aber gehört zu den erſten Künſtlerinnen, welche jene Verbindung wirklich vollziehen. Sie ſtellt die zur Kriegerin begeiſterte Hirtin dar, und hat das, dieſer Darſtellung zum Grunde liegende Prinzip unmittelbar aus ihrer Rolle, nämlich aus der (in dem zehnten Auftritte des erſten Aufzugs) Johanna in den Mund gelegten Erzählung ihrer Sendung geſchöpft, und mit ſolcher Sicherheit angewendet, daß man, durch die früheren Scenen mit ihr bekannt geworden, ſie in dieſer Erzählung, wie in einem Spiegel, wiedererkennt, und alle folgenden Charakteräußerungen aus demſelben Grunde hervorgehen ſieht. Hier liegt auch in der That der Mittelpunkt der Darſtellung. Der Zuſtand, in welchem wir die Jungfrau beym Beginn des Dramas erblicken, erhält von hier aus ſeine Deutung. Lange, ja faſt zu lange, läßt der Dichter Johanna ohne Antheil an dem, was in ihrer Nähe vorgeht, ſtehen. Johanna hat in ihren religiöſen und patriotiſchen Phantaſieen den Ruf zu einer höhern Beſtimmung erkannt, das Vaterland aus fremder Herrſchaft zu befreyen. Damit unabläſſig beſchäftigt, kann ſie von den Angelegenheiten ihrer friedlichen Familie nicht lebhaft berührt werden. Allein dieſer Mangel an Antheil würde den Schein der Härte annehmen, wenn Johanna während der erſten Scene durchaus empfindungslos in Hinſicht auf ihre Umgebung daſtünde; das Sitzen mag ich daher auch nicht billigen, weil es Johanna noch mehr von der Gruppe trennen würde; auch läßt ſich der Zuſtand einer Viſion in ſo hohem Grade äußerer Bewußtloſigkeit, und bey ſo unmittelbarer Einwirkung nicht lange ununterbrochen fortgeſetzt denken. Die Künſtlerin that daher wohl, daß ſie durch ihr ſtummes Spiel während der genannten erſten Scene einen Zuſtand darſtellte, in welchem Träume und Nachſinnen, Anſpannung und Abſpannung des Bewußtſeyns, und damit verſchiedene Grade der Geiſtesabweſenheit und Anweſenheit auf eine Weiſe wechſelten, aus welcher wir erkannten, mit welcher Feinheit ſie jede Nuance ihres Charakters und ſein Verhältniß nach Außen aufgefaßt hat. Zu den großen Vorzügen dieſer Künſtlerin gehört aber auch, daß ſie, was im Innern vorgehen ſoll, mit unbeſchreiblicher Leichtigkeit in ihrem Aeußern abdrücken kann, ohne der Rede zu bedürfen; darum erſchienen zum Beyſpiel auch die erſten Worte, welche Johanna ſpricht: gebt mir den Helm! als das nothwendige Ergebniß ihres früheren Sinnens. Dem innern Rufe kommt der äußere Umſtand auf wunderbare Weiſe zu Hülfe; ſie vernimmt mit ſteigender Aufmerkſamkeit, was Bertrand über die Lage des Königs berichtet, fragt und erwägt das Gehörte, der Entſchluß reift zur Begeiſterung den drängenden Umſtänden gegenüber, und der Monolog am Schluſſe des Vorſpiels (welches aber hier mit dem erſten Akte verbunden wird) drückt die Wirkung dieſes Entſchluſſes auf ihr Gemüth aus. Aus dieſem Grunde aber hat mich der Vortrag dieſes Monologs durch Fräulein Müller nicht ganz befriedigt. Ich meyne, daß, wenn hier die Empfindung der Wehmuth beym Abſchied von der Heimath aufſteigt, ſie doch durch den Drang der innern Nothwendigkeit, welche jenen Entſchluß, ſich von der friedlichen Heimath loszureißen, verbeyführt, zurückgedrängt und überwogen wird, ſo daß das Gemüth weder lange bey ihr verweilen, noch ſie ſelbſt den Ton der Weichheit annehmen kann. Da jedoch, wo es auf Grade in dem Ausdruck der Empfindung ankommt, der Auffaſſende ſich leicht täuſchen kann, ſo kann ich mich wohl geirrt haben, wenn ich den Vortrag der zwey erſten Stanzen dieſes Monologs, deſſen Empfindungen man ſich als unmittelbar auf jenen Entſchluß folgend denken muß, in Hinſicht auf Bewegung und Ton der Rede allzu ſentimental und weich fand, was denen offenbar nicht ſo erſcheinen wird, welche beym deklamatoriſchen Vortrag mehr auf das Einzelne als auf das Ganze ſehen. Außerordentlich aber, wie immer, gelang dieſer Künſtlerin die hier geforderte Steigerung; und die vortrefflich gehaltene Pauſe vor den Worten: „ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen ꝛc.“ gab dem Ausdruck der Begeiſterung nur neuen Schwung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Odeſſa, Anfangs Juni.

Auf unſerer Halbinſel hatten wir dieſes Jahr faſt gar keinen Winter; auch in den übrigen neuruſſiſchen Provinzen, ſelbſt an der Nordküſte des ſchwarzen Meers, wo er ſonſt ſehr ſtreng zu ſeyn pflegt, war er dießmal mild, oft angenehm. In Odeſſa ging die ſtrengſte Kälte nicht über acht, in der Krimm nicht über drey und vier Grade R. Die Schiffahrt war im vorigen Winter zu Odeſſa nie unterbrochen, die Rhede frey vom Eiſe. Das Vieh weidete den ganzen Winter durch in den Steppen, Schnee fiel nur äußerſt wenig, und die Liebhaber von Schlittenfahrten konnten dieſes Vergnügen nur einmal, und dieß auch nur für Momente genießen. Im December und Januar fielen in den neuruſſiſchen Gouvernements heftige und häufige Regen, im Februar begannen die Wieſen und Gebüſche mit jungem Grün und Frühlingsblumen ſich zu ſchmücken, und ſchon in den erſten Tagen des Märzes trieben die Bäume überall Knoſpen. In der Krimm hatte die Vegetation im letzten Winter gar keinen Stillſtand. Auf der Südküſte blühten die Roſen und andere Blumen immer fort in freyer Luft, zu Weihnachten ſchwärmten ſchon die Bienen um die blühenden Levkoyen. Nach einer kleinen Unterbrechung in der Vegetation, die einige naßkalte Tage zu Anfang des Februars herbeyführten, zeigten ſich um die Mitte deſſelben Tulpen und gelbe Narziſſen, im März Schlüſſelblumen und Veilchen, zu Anfang Aprils die weißen Narziſſen. Im März prangten in voller Blüthe die Mandel-, Apricoſen- und Pfirſichbäume, im April die Kirſchen, Pflaumen und Birnen. So umgeben von einer unaufhörlich neuen, ſtets abwechſelnden Pflanzenwelt, verging uns unbemerkt der Winter; ſo lacht uns ſeit dem Ausgang des Februars bis jetzt ein unaufhörlich ſchöner, vollſtändiger Frühling an. Die reichen Gutsbeſitzer an der Südküſte fahren mit Eifer und ſachkundiger Thätigkeit fort, ihre Ländereyen durch neue Bauten und Anſiedelungen zu verſchönern, ihre verſchiedenen Erzeugniſſe mit Fleiß anzubauen und zu veredeln. Unter ihnen zeichnen wir in dieſer Rückſicht vorzüglich aus: unſern Generalgouverneur, den Grafen Woronzow, die Herrn von Naroſchkin, den Baron Berkheim, Schwiegerſohn der verſtorbenen Frau von Krüdener, und die Fürſtin Golüzyn. Graf Woronzow ließ neuerlich auf ſeine Koſten eine ſchöne Wetſcherey für die Tartaren aufbauen, um ihnen eine alte, welche niedergeriſſen ward, weil ſie ſeinen Anlagen hinderlich war, zu erſetzen. Die Fürſtin Golüzyn baut eine Kirche in der Nähe des durch ſein Alter ſo ehrwürdigen, durch ſeine Lage ſo romantiſchen Jalta.

(Der Beſchluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Juli 1827.

O läge diese Stadt erst hinter mir!
So nah dem Hafen sollten wir noch scheitern?
Fort, fort! Hier ist nicht länger Sicherheit.

Schiller.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

Es war spät Abends den 11ten März, als der Landschaftskonsulent Laubek mit seinem Sohne und dem Kapitän Reelzingen in seiner Wohnstube beym Wein saß. Die beyden Laubek waren ernst und düster, der Kapitän aber konnte auch jezt seinen fröhlichen Lebensmuth nicht verbergen, denn er theilte seine Aufmerksamkeit und sein Gespräch zwischen der Fensternische, wo die beyden Schwestern Gustavs saßen, und zwischen den beyden Männern an seiner Seite. Hedwig sah bleich und still vor sich hin auf ihre Nadeln, aber auf Käthchens Gesichtchen lag eine höhere Röthe als gewöhnlich, und alle Augenblicke zeigte sie die weißen Zähne und die schönen Grübchen in ihren Wangen, denn der Kapitän wußte wieder wunderschöne „Späße und Geschichten."

„Wie ist Euer Pferd, Kapitän?" fragte der alte Laubek.

„Mein Fuchs ist ein besserer Infanterist als ich selbst," erwiederte er; „wenn ich die sechs ersten Stunden Trab und bergauf Schritt reite, so kann ich die nächsten sechs bequem Galopp reiten. Er hat nur einen Fehler, den, daß er noch nicht bezahlt ist, und macht mir durch diese Untugend oft großen Jammer."

„Ihr könnt," fuhr der Alte fort, „wenn ihr von der Galgensteige an scharf Trab reitet, zwischen eilf und zwölf Uhr Ludwigsburg passiren; um vier Uhr müßt ihr in Heilbronn seyn, und dort laßt ihr die Pferde ruhen; zwischen acht und zehn Uhr seyd ihr morgen in Oehringen."

„Aber, Vater," fiel Gustav ein, „wäre es nicht rathsamer, gegen Heidelberg zu reiten? ich wollte darauf wetten, wir sind gegen Oehringen hin nicht mehr sicher. Bedenken Sie, daß der Deutschorden dort tief herein sich erstreckt, daß sie in Mergentheim gewiß von dem Bischof in Würzburg unterrichtet sind, daß —"

„Daß," fuhr der Vater fort, „ihr auf der Straße nach Heidelberg vielmehr auffallet, und daß ihr, wenn ihr etwa die Gegend nicht mehr rein fändet, eine lezte Zuflucht bey meinem alten Herrn und Gönner, dem Herzog in Neustadt, habt, der euch gewiß in den ersten Tagen nicht herausgibt. Ist dann Karl Alexander zufrieden mit dem, was wir hier gethan, so könnet ihr immer zurückkehren; wo nicht, so gehet ihr, wie schon gesagt, weiter nach Frankfurt."

„Gott! daß ich euch in einer solchen Krisis zurücklassen soll," rief Gustav mit Thränen; „daß ich vielleicht an eurem Unglück schuld bin; daß Alles schlecht gehen kann, wenn Süß meine Flucht erfährt und sich an Ihnen, Vater, rächt. Nein, ich kann, ich darf nicht gehen."

„Nein, Vater," fiel Hedwig ein, indem sie noch bleicher als zuvor herbeyeilte und ihres Vaters Hand ergriff, „er darf uns nicht verlassen; o, ihr habt schreckliche Dinge vor, ich weiß es wohl, ihr wollt eine Verschwörung gegen diese mächtigen Menschen machen. Lassen Sie ab davon,

Vater, Süß und die Andern werden Ihnen verzeihen; ach, mich tödtet die Angst."

„Geh, Mädchen," sprach Käthchen, die auch herangetreten war; „was Männer thun und was unser Vater thut, geht uns nicht an. Aber warum soll denn gerade jezt Gustav so schnell hinweg? Er könnte uns Allen so nützlich seyn."

„Weil ich keine Jüdin zur Tochter mag," sagte der Alte streng, „darum soll er fort. Weil ich ein Briefchen seiner Charmanten aufgefangen und mit Protest an den Juden geschickt habe, und weil dieser jezt wüthet und euren Bruder mit Gewalt zum Schwager haben oder auf Neuffen setzen will, darum soll und muß er ihm jezt aus dem Wege gehen. Doch, ich wollte dir in dieser Stunde nicht wehe thun, Gustav; wir scheiden als Freunde, und alles andere soll vergessen seyn; wer weiß, wann und wo wir uns wieder sehen!"

Indem der Alte die lezten Worte sprach und seinem Sohn die Hand reichte, wurde schnell und heftig an der Thüre gepocht, und ehe noch Jemand antwortete, trat plözlich eine Gestalt in einen Mantel gehüllt ein. „Was soll dieß," fuhr der alte Landek auf, „wer drängt sich so bey Nacht in mein Haus, wer sind Sie?"

„Blankenberg!" rief Hedwig, als jener den Mantel abwarf, und trat schnell und erröthend einige Schritte vor.

„Verzeihung, Herr Konsulent," sprach der junge Mann eilend, „die Noth muß mich entschuldigen. Gustav, du mußt im Augenblick fort; der Lieutenant Pinassa schrieb mir so eben, daß er dich auf Befehl des General Römchingen heute Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr aufheben müsse. Der ehrliche Junge möchte dich nicht gern im Nest treffen."

„Dank, Dank," erwiederte der Alte, indem er Blankenberg die Hand drückte. „Trinket aus, Kinder, und macht den Abschied schnell; hier, mein lieber Reelzingen," fuhr er fort, und drückte dem überraschten Kapitän einen großen Beutel in die Hand; „man kann nicht wissen, ob sich euer Weg nicht theilt. Sie sind so edelmüthig meinen Sohn zu begleiten."

„Und mit Geld wollen Sie dieß lohnen?" unterbrach ihn der Kapitän unmuthig; „Parole d'honneur, Herr! ich begleite meinen Herrn Bruder, weil wir alte Amicisten sind, und nicht wegen Ihrer Spießen. Da soll mich doch —"

„Reelzingen," sagte Käthchen mit ihrer süßen Stimme, „Ihr versteht doch auch gar keinen Scherz; es sind lauter Kupfermünzen, und ich habe dem Vater den Beutel gegeben, Euch in Perl zu schicken."

„Ich verstehe," flüsterte der Kapitän, indem er erröthend dem schönen Mädchen die Hand küßte. „Ich will Euch dafür etwas Schönes von Frankfurt mitbringen."

„Bringet mir," antwortete sie, indem sie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „nur unsern Gustav wohlbehalten zurück, und," sezte sie durch Thränen lächelnd hinzu, „machet mir keine tollen Streiche, die Euch verrathen könnten."

„Die Pferde sind vor dem Seethor," sprach der Alte zu Blankenberg und seinem Sohn; „ihr dürft nicht das Thor selbst passiren, denn die erste Runde ist schon vorüber. Begleiten Sie meinen Sohn, Herr von Blankenberg, durch die Gärten und bringen Sie mir Nachricht, wie sie fortgekommen sind."

Der junge Landek umarmte Vater und Geschwister, die Schwestern folgten ihm und seinen Freunden weinend bis unter die Gartenthüre, und als nachher Hedwig ihre jüngere Schwester bitter tadelte, weil sie erlaubt habe, daß der Kapitän sie auf den Mund küsse, antwortete jene: „Du hast gefehlt, nicht ich, daß du es unterlassen hast; solche Höflichkeit waren wir einem Manne schuldig, der für unsern Bruder so viel thut."

„Ei," erwiederte Hedwig erröthend, „Blankenberg hat ihn eigentlich doch auch gerettet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hausthiere und die Fähigkeit der verschiedenen Familien von Säugethieren, Hausthiere zu werden.

Die Hausthiere sind die steten Begleiter, beynahe die Gradmesser jeder Kultur; der erste Schritt, den ein Volk aus dem Naturstande zur Gesittung macht, ist die Zähmung einer Thiergattung, die ihm sein dringendstes Bedürfniß liefert oder die nothwendigsten Dienste leistet; je mehr Thierarten sich ein Volk bey steigenden Bedürfnissen dienstbar gemacht hat, desto weiter ist es meistens vom Zustande des Wilden entfernt, der sich seine Bedürfnisse im Augenblick ihres Mahnens erjagt. Der Bewohner civilisirter Staaten, der bequeme Erbe der Kultur seiner Väter, tritt auch die zahlreiche animalische Dienerschaft an, und denkt leicht, es müsse so seyn und sey von jeher so gewesen.

Unser Schatz an Thieren, die wir zu unserm unbeschränkten, sich fortpflanzenden Eigenthum gemacht haben, ist sehr groß und könnte, je nachdem sich unsere Bedürfnisse in gewissen Richtungen vermehrten oder modifizirten, noch vergrößert werden, jedoch nur in gewissen Gränzen, und es ist der Zweck dieses Aufsatzes zu zeigen, daß der Herr der Schöpfung die niedrigern Geschöpfe, die ihm jezt als Hausthiere dienen, nicht blos deßhalb dazu erzogen hat, weil er gerade von diesen und nicht von andern seine Bedürfnisse ziehen, gerade mit diesen der Kraft seiner Arme zu Hülfe kommen konnte, sondern daß dieses Dienstbarkeitsverhältniß auf einem tiefern und all-

gemeinen Grunde beruht, den wir in einer flüchtigen Skizze nach Fr. Cuviers Ideen näher entwickeln wollen.

Wir sprechen zuerst von den Wegen, die uns zu Gebote stehen, um unsere Hausthiere zu zähmen und zu erziehen. Wir erreichen diesen Zweck im Allgemeinen durch die Entwicklung und Steigerung des Geselligkeitstriebs, auf dem, wie gezeigt werden wird, das Wesen des Hausthiers eigentlich beruht, durch Leitung, Steigerung, Dämpfung oder Vernichtung seines Willens und seiner Bedürfnisse. — Das Hauptmittel nun, mit dem jede Erziehung beginnen muß, das am sichersten den Instinkt der Geselligkeit ausbildet und im Verhältnisse alle entgegengesetzten Neigungen schwächt, ist gute Behandlung, und wir unterwerfen uns die Thiere durch nichts sicherer, als durch das Wohlseyn, das wir ihnen bereiten.

Der Mittel dazu gibt es mehrere, ihre Wirkung auf verschiedene Thiere ist aber nicht dieselbe, ihre Wahl daher nicht gleichgültig. Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse der Thiere wäre ein Mittel sie zur Unterwerfung zu bringen, namentlich sehr junge Thiere; wenn man dieß aber nicht sehr lange fortsezte, blieben die Bande, die sich dadurch knüpfen, sehr lose; was wir dier dem Thiere bieten, hätte es sich selbst im Naturstande verschafft; es würde zu seiner Unabhängigkeit zurückkehren, sobald wir es zu irgend einem Dienste in Anspruch nehmen wollten. Es braucht also mehr; erst durch Steigerung ihrer Bedürfnisse, oder durch das Schaffen neuer, ist es uns gelungen, sie an uns zu fesseln und ihnen unsere Gesellschaft gleichsam nothwendig zu machen.

Eines der kräftigsten Mittel zu diesem Zwecke ist nun der Hunger; und da die Größe einer Wohlthat mit dem Bedürfniß wächst, so ist die Dankbarkeit des Thiers für das gereichte Futter desto lebhafter, je dringender es desselben bedurfte. Dieses Mittel ist auf alle Säugethiere ohne Ausnahme anwendbar, und wenn dabey einerseits das Wohlwollen entwickelt wird, befördert anderseits die körperliche Schwäche die Bändigung des Willens. Auf diese Weise beginnt z. B. die Erziehung der Pferde nach einigen Jahren ungebundener Freyheit. Bringt man zugleich mit dem Hunger ein auserlesenes Futter in Anwendung, so steigert sich noch die Wirkung der Wohlthat; und zwar auf einen erstaunlichen Grad, wenn man durch künstliches Futter dem Geschmack des Thiers unverhältnißmäßig mehr schmeichelt, als durch sein bestes natürliches Futter. Blos durch eigentliche Leckereyen, namentlich durch Zucker, gelingt es, manche grasfressende Thiere zu so erstaunlichen Kunststücken abzurichten. Hunger und körperliche Schwächung sind dabey nicht nothwendig, und das Wohlwollen, mit dem das Thier die gütige Hand leckt, entspringt ganz aus dem Vergnügen, das es empfindet; und dieses Vergnügen, das es vorher nicht kannte, haben wir ihm nach und nach zum Bedürfniß gemacht.

Ein Mittel gibt es weiter, das wir einigen unserer Hausthiere zum wahren Bedürfnisse gemacht haben, das ganz künstlich zu seyn scheint und auf keinen Sinn besonders wirkt, die Liebkosungen. Kein wildes Thier verlangt von andern seiner Gattung Liebkosungen, bey unsern Hausthieren sehen wir, daß die Jungen ihre Mutter mit Freuden empfangen, daß das Männchen und das Weibchen sich mit Vergnügen wieder sehen, aber diese Gefühle äußern sich immer mit großer Mäßigung, und nur selten kommt es zu gegenseitigen Liebkosungen. Erst durch den Menschen ist den Thieren dieses Bedürfniß geworden, nur für ihn ist dieses Gefühl, und nur durch ihn befriedigen sie dasselbe. Bey weitem nicht alle Hausthiere sind für dieses künstliche Gefühl gleich empfänglich, wie sie es für den Hunger sind; auf die Wiederkäuer scheinen sie geringen Einfluß zu haben; das Pferd dagegen findet sichtbares Vergnügen daran, und eben so ist es beym Elephanten; die Katze ist nicht gleichgültig dagegen, und zuweilen sucht sich dieselben mit Leidenschaft. Aber den auffallendsten Einfluß haben Liebkosungen auf den Hund, und sämmtliche Arten des Hundegeschlechts scheinen diese Neigung mit dem Hausbunde zu theilen. Eine Wölfin in der Pariser Menagerie gerieth durch Liebkosungen mit Hand und Stimme in wahre Verzückung; eben so ein Chakal, und auf einen Fuchs machten sie so heftigen Eindruck, daß man sich, um ihm nicht zu schaden, derselben enthalten mußte.

Darf man auch Gesang, Musik überhaupt, zu den künstlichen Bedürfnissen rechnen, mittelst welcher wir den Willen der Thiere bändigen? Daß die Kameeltreiber Gebrauch davon machen, um den Schritt ihrer Thiere rascher oder langsamer zu machen, ist bekannt. Ob aber hier die Musik, wie der Trompetenschall bey den Pferden, nicht ein bloßes Zeichen ist, nach dem die Thiere ihren Gang gewöhnt haben, steht dahin. Wenigstens ist keine Thatsache bekannt, die das Gegentheil bewiese; denn die vorgebliche Wirkung der Musik auf den Elephanten ist gewiß ein Vorurtheil.

Sobald sich nun das Vertrauen eingestellt hat, sobald die gute Behandlung dem Thier die Gesellschaft des Menschen unentbehrlich gemacht hat, kann der Mensch seine Autorität fühlen lassen, kann er Zwang und Züchtigung in Anwendung bringen. Aber unsere Strafmittel sind sehr beschränkt; sie bestehen fast in nichts als in Schlägen, nebst Vorsichtsmaßregeln, daß die Thiere nicht entspringen können; und ihre einzige Wirkung ist, daß sie das Gefühl, dessen Aeußerung man unterdrücken will, in das der Furcht verwandeln, indem das erste Gefühl dadurch geschwächt und oft in seinem Keime erstickt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Odessa, Anfangs Juni.

(Beschluß.)

Eben daselbst läßt die Regierung ein großes Gasthaus, jezt schon das zweyte in dieser Gegend, von zwey Stockwerken, jeder acht Zimmer und zwey geräumige Corridors enthaltend, ganz in dem Style, wie das in Alluschta schon vollendete, aufführen. Beyde sind zur Aufnahme von Fremden bestimmt, die sich auf der Südküste eine Zeitlang zum Gebrauch der Seebäder aufhalten wollen. Durch ihre Erbauung hat die Regierung hier einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen; denn bey den tartarischen Bewohnern der Küste war für einen langen Aufenthalt kein bequemes Unterkommen zu finden, und die Gastfreundschaft anderer dort wohnender Landeigenthümer für einige Monate in Anspruch zu nehmen, verbietet jedem Zartfühlenden die Bescheidenheit. Nun wäre noch zu wünschen, daß fleißige und erwerbsame Landleute sich an der Küste ansiedelten, um den Gästen der Seebäder die nöthigen Lebensmittel aus erster Hand feilbieten zu können. Diese wurden bis jezt größtentheils aus den Städten bezogen, mit welchen freylich seit den lezten zwey Jahren bey dem guten Fahrwege und den eingerichteten Posten eine vollständige und bequeme Verbindung errichtet ist. — Schöne Gartenanlagen und veredelnde Obstkultur gehören zu den Lieblingsleidenschaften unserer reichen Grundbesitzer, für welche sie keine kostspieligen Opfer scheuen. Von allen landwirthschaftlichen Erwerbszweigen machte aber in den lezten Jahren der Weinbau auf der Halbinsel, besonders auf ihrer Südseite, die bedeutendsten Fortschritte. Voriges Jahr ließ man die besten Rebengattungen, gegen 100,000 Stücke, aus Deutschland und Frankreich kommen. Allgemein haben unsere Landeigenthümer in seinem Anbau die Methode des Baron Bode angenommen, der das Fortkommen der Reben nicht durch das bisher übliche Forciren der Bewässerung, sondern blos durch eine sorgfältigere Bearbeitung des Bodens erzielt. Durch dieses Verfahren bewirkte er in einem Jahre das, was andere nicht in fünf Jahren erreichten. Unter unsern Krimmschen Weinen gibt es eine Hauptsorte, die so vortrefflich ist, daß sie gleich für den Gebrauch des Hofs versandt werden könnte. Die Weinpreise sind im Ganzen genommen bey uns gering, voriges Jahr kostete der Eimer von der Hauptsorte neunzehn Rubel, weiße Weine dagegen zwölf bis dreyzehn Rubel. Der Absaz ist im Ganzen noch äußerst gering, weil man im Innern des Reichs noch nicht alle Schäze kennt, die seine verschiedenen Provinzen bergen.

Die Aussichten, die wir hatten, künftig von Zeit zu Zeit die erlauchten Glieder unsers Kaiserhauses einen Aufenthalt von einigen Wochen bey uns nehmen, und dadurch in mancher Hinsicht einen neuen Flor für unsere Halbinsel entstehen zu sehen, sind nun völlig geschwunden. Vor einigen Wochen traf aus Petersburg an unsere erste Landesautorität der gemessene Befehl ein, die bisher fortgesezten Bauten und ausgeführten Verschönerungen an Gartenanlagen auf dem, von dem hochseligen Kaiser Alexander auf der Südseite eigenthümlich für sich erstandenen Landgute Arsanda einzustellen, und keine Ausgaben dafür mehr zu machen. Dieser, durch seine überaus romantische Lage so herrlich ausgezeichnete Landsiz, auf dem der Verblichene einst seine Ruhejahre zu verbringen hoffte, bleibt nun öde und verlassen, und wird mit den bisher dort aufgeführten Bauten und Gartenanlagen eine Dependenz des in seiner Nähe gelegenen, gleichfalls kaiserlichen Nikitinschen Gartens ausmachen. Eine andere, vom Kaiser Alexander während seines lezten Aufenthalts in unserer Mitte gefaßte Idee, zu deren Ausführung er noch die ersten Anordnungen traf, ist nun ganz ausgeführt; schon seit einigen Monaten haben wir in Sympheropol ein völlig equipirtes und montirtes tartarisches Garderegiment, das einen Theil des kaiserlichen Gardekorps, welches Abtheilungen von fast allen, den russischen Kaiserstaat bewohnenden Völkerstämmen zählt, ausmachen, und ehestens zu dieser Bestimmung nach Petersburg abgehen wird. Die neuen Tartarengardisten sind halb tartarisch, halb tscherkassisch gekleidet, und haben ein recht stattliches Ansehen.

In keiner Stadt Rußlands herrscht bey den öffentlichen Volksfesten eine größere und buntere Mannichfaltigkeit als bey denen zu Odessa. Hier findet der Psycholog ein reiches Feld für seine Beobachtungen. Die verschiedenen europäischen und außereuropäischen Volksstämme, die Odessa bewohnen, sieht man an solchen, der öffentlichen Freude geweihten Tagen, auf den zu ihrer Abhaltung bestimmten Plätzen zusammen kommen, und sich nach ihrer herrschenden Weise und Sitte ergözen; so war's auch am lezten Osterfeste der Fall. Die Volksspiele wurden auf einer Anhöhe, unfern der Festung, gehalten; hier hatte man von der einen Seite den Ueberblick der ganzen Stadt, von der andern den unabsehbaren Wald der Schiffsmasten und das offene Meer. Die Schaukeln, Karroussels ꝛc., so wie die Wagenbahn, waren ganz nach der in den beyden Hauptstädten angenommenen Form angeordnet. Die leeren Zwischenräume innerhalb dieses großen Ringes waren malerisch mit den mannigfaltigsten Früchten und Leckerbissen, die nur das herrliche Klima dieser schönen Südprovinzen erzeugt, gefüllt. Fässer mit Rosinen, Pflaumen, Weintrauben, Kisten mit Apfelsinen, befriedigten in vollem Maße die Lüsternheit eines Jeden. Die Peripherie des Kreises umgaben gegen dreyßig, sämmtlich in Form regulärer Vierecke aufgeführte Gaukelbuden. Von verschiedenen Orten her ward das Ohr des Zuschauers durch die mannigfaltige Musik der verschiedenen Volksstämme aufs Angenehmste und Ueberraschendste unterhalten. Aus dieser Hütte ertönte eine Sackpfeife und eine, ursprünglich von den Zigeunern entlehnte Violine. Griechen und Moldauer sah man dabey einen besonders originellen, noch aus grauer Vorzeit sich herschreibenden Tanz aufführen, wobey sie immerfort mit Tüchern in den Händen wehten; der Wein ward in großen Pokalen kredenzt; um die Tanzenden saßen im Kreise ihre Eltern und Verwandten, sahen mit inniger Freude auf die Geschicklichkeit ihrer Kinder, und erinnerten sich dabey mit wehmüthiger Sehnsucht, ihrer eigenen, im fernen Oriente verbrachten Jugend. Von einem andern Orte her erschallten Klagelieder, gesungen von einem Chor treuherziger Deutschen, die kalt und ruhig dem buntesten Gewirre dieser Festgelage zusahen, und so das Gepräge ihrer Nationalität nicht verläugneten. Unfern dieser Gruppe stieß man auf andere, die um dampfende Theemaschinen saßen; es waren russische Bürgerfamilien, die sich an ihrem Lieblingsgetränke, dem Thee, oder am Gefrornen labten, und zuweilen den Trauerliedern ihrer Nachbargruppe mit spöttisch-freundlicher Miene ein williges Ohr liehen, in andern Momenten auch selbst aus rauhen Kehlen ein lustiges Liedchen anstimmten. Auf einer nahen, hart an diesen Platz stoßenden Wiese hatten sich Reihen russischer Landmädchen, mit den buntfarbigsten Gewändern und Bändern geschmückt, gesammelt, welche die stets zahlreiche Schaar ihrer Zuhörer durch Absingung der frohsten und beliebtesten Nationallieder aufs Angenehmste unterhielten. Von gemeinen Matrosen und Arbeitern hörte man oft die anziehendsten italienischen Arien singen; überhaupt hatte man hier Gelegenheit, um sich herum fast alle europäischen Sprachen erschallen zu hören.

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 27. Juli 1827.

Sieh da! sieh da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beym Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel. —
Und weiter, weiter, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schneben,
Und Kies und Funken stoben.

Bürger.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

13.

Die beyden jungen Männer ritten schweigend durch die finstere Nacht hin. Kein Stern war am Himmel, und der Wind heulte um die Berge. „Hu! siehst du dort?" flüsterte Reelzingen, als sie an dem eisernen Galgen vorbeyritten, den einst (1597) Herzog Friedrich dem Alchymisten Honauer aus dem Metall errichten ließ, das er in Gold zu verwandeln versprochen hatte; „schau, diese ungeheure Menge von Raben, es ist, als witterten sie eine Beute."

Sein Freund blickte schweigend hinauf, schlug aber plötzlich wieder die Augen nieder, denn ihm war, als sehe er Lea's feine, liebliche Gestalt klagend unter dem Galgen sitzen. „Fest genug ist diese Schandsäule aus Eisen," fuhr der Kapitän fort, „um alle Schurken im Lande zu tragen; aber wollte man das Gold mitzuaufhängen, das sie eingesackt haben, würde selbst dieser eiserne Galgen, wie ein morscher Stab, zusammenbrechen! Wie diese Raben schaurige Melodieen singen! Doch wie? — Dieu nous garde, Camarade! Gib deinem Roß die Sporen, wahrhaftig, dort sitzt ein Gespenst am Galgen!"

Es war, als ob die Pferde selbst diesen Ort des Schreckens fürchteten, denn auf diesen Ruf jagten sie mit Sturmeseile den Berg hinan und waren nicht mehr ruhig, bis man das Gekreisch der Raben nicht mehr hörte. — Es liegt eine kleine Brücke zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, von welcher das Volk viel Schauerliches zu erzählen weiß; so viel ist gewiß, daß schon Unerklärliches dort vorgefallen ist, und daß mancher Mann sein Gebet spricht, wenn er Nachts allein über diese Stelle reitet. Die Sage sagt, daß der Sohn des Konsulenten und sein Freund, der muntere Kapitän, glücklich und in kurzer Zeit bis an jene Brücke gekommen seyen; dort aber seyen ihre Pferde nicht mehr von der Stelle gegangen und haben geschnaubt und gezittert. Die jungen Leute sporeten und gebrauchten ihre Peitschen, als eine alte zitternde Stimme rief: „Gebt einem alten Mann doch ein Almosen."

„Wer wird bey Nacht und Nebel den Beutel ziehen?" rief Reelzingen zürnend. „Zurück Alter, von der Brücke weg, unsere Pferde scheuen vor Euch, zurück, sag ich, oder Ihr sollt meine Peitsche fühlen!"

„Nicht so rasch, junges Blut! nicht so rasch!" sagte der Alte, dessen dunkle Gestalt sie jezt auf dem Brückengeländer sitzen sahen; „Eile mit Weile! kommet noch früh genug, gebt einem alten Mann ein Almosen."

„Jezt ist meine Geduld zu Ende," rief der Kapitän und schwang seine lange Peitsche in der Luft. „Ich zähle drey, wenn du nicht weg bist, hau' ich zu."

Der Alte hüstelte und kicherte; Gustav kam es vor, als wachse seine dunkle Gestalt ins Unendliche und — ein langer Arm streckte einen großen Hut heran und zum dritten Mal, aber drohend und mit furchtbarer Stimme, krächzte der Mann von der Brücke: „Einem alten Mann gib ein Almosen;

es wird dir Glück bringen, und reite nicht so schnell; vor zwölf Uhr darfst du nicht dort seyn."

Reelzingen ließ kraftlos und zitternd seinen Arm sinken; er gestand nachher, daß ihn eine kalte Hand angefaßt habe. Gustav aber zog mit pochendem Herzen die Börse und warf ein Silberstück in den großen Hut. „Wie viel Uhr ist's, Alter?" fragte er.

„Weiß keine Stund' als zwölf Uhr," sprach die Gestalt, die wieder auf dem Geländer zusammenkauerte, mit dumpfer Stimme. „Dank dir, sollst Glück haben; reit' zu!" Er sagte es und stürzte rücklings mit einem dumpfen Fall in den Sumpf, über den die Brücke führte. Entsetzt gab Reelzingen seinem Pferde die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und dann in zwey Sprüngen über die Brücke setzte. Gustav aber hielt erschrocken sein Pferd an, stieg ab und blickte über das Geländer der Brücke. Es rührte sich nichts. „Alter!" rief er hinab, „hast du Schaden genommen? Kann ich dir helfen?" — Keine Antwort, und alles war still unten wie im Grabe.

Jezt faßte auch den jungen Landeck eine unerklärliche Angst; er fühlte, als er aufstieg, wie sein Pferd zitterte; er wagte es nicht, sich noch einmal nach dem grauenvollen Ort umzusehen, als er seinem Freund nachjagte.

„Das ist jezt das zweyte Mal, daß er mir begegnet ist," flüsterte Reelzingen tief aufathmend, als Landeck wieder an seiner Seite war.

„Wer?" fragte dieser betroffen.

„Der Teufel," antwortete der Kapitän.

Landeck gab ihm keine Antwort auf die sonderbare Rede, und sie jagten weiter durch die Nacht hin. In Zuffenhausen schlug es Viertel vor zwölf Uhr, als sie durchritten; in den meisten Häusern des Dorfes brannten noch die Kerzen, und da und dort hörte man geistliche Lieder aus den Stuben. Der Nachtwächter stieß eben ins Horn und rief die Stunde; der Kapitän hielt an und fragte ihn, was diese späten Gesänge und Gebete zu bedeuten haben.

„Ach Herr! das ist eine arge Nacht," antwortete dieser; „es hat ein Mann an vielen Häusern gepocht und befohlen, die Leute sollen die ganze Nacht bis zwölf Uhr beten."

„Wer ist der Mann?" fragte Landeck staunend.

„Alte Leute, Herr, die ihn gesehen haben, versichern, es sey unser alter Pfarrer gewesen; Gott hab' ihn selig, er ist jezt seit zwanzig Jahren todt; aber es war ja nichts Unchristliches, was er verlangte, drum beten und singen sie in den Lichtkarzstuben, und spinnen dazu."

„Diese Nacht kann mich noch wahnsinnig machen," rief der Kapitän, indem sie wegritten. „Gustav, ich glaube heute Nacht geht Er leibhaftig auf der Erde um; ich denke, es wäre jezt gerade die beste Zeit, den alten Murrichen zu citiren, wenn man etwa schnell Obrist werden oder zweymalhunderttausend spanische Quadrupel haben möchte.

„Thor!" antwortete der Freund; „der, den du nennst, hat mit dem Gebet nichts gemein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hausthiere und die Fähigkeit der verschiedenen Familien von Säugethieren, Hausthiere zu werden.

(Fortsetzung.)

Die Gewalt muß immer Gränzen haben; ihr Uebermaaß verscheuchtert entweder oder empört, und die Angst kann so weit gehen, daß sie alle andern Gefühle übertäubt. Das scheue, unklugerweise gezüchtigte Pferd stürzt sich, sichtslos mit seinem Reiter in den Abgrund, und der ständige, gelehrige Hühnerhund ist ein unschlüssiges, es oder zitterndes Geschöpf, wenn er übermäßig streng gen worden ist. Der Widerstand des Thiers beginnt immer da, wo unsere Autorität aus den Gränzen welche Zeit und Angewöhnung für seinen Gehorsam gen hatten. Diese Gränzen sind bey jeder Art und jedem einzelnen Thiere verschieden; werden sie überten, so erwacht der Erhaltungstrieb mit seiner ganz Macht, und selbst der Hund empört sich und ist der grasamsten Rache fähig. Häufig sind die Beyspiele von unversöhnlichem Haß der Thiere, namentlich auch der Pferd gegen ihre Peiniger; sie bleiben aber für die meisten Menschen fruchtlos, so klar sie auch zeigen, daß rohe Behandlung ihren Zweck ganz verfehlt, und man behandelt die Thiere immer noch, als wäre etwas anderes in ihnen zu unterwerfen als der Wille. Das merkwürdige Beyspiel eines Elephanten mag hier einen Platz finden. — Ein drey- bis vierjähriger Elephant hegte für den jungen Menschen, der ihn fütterte und zu manchen Kunststücken abrichtete, die lebhafteste Zuneigung; seine Folgsamkeit kannte keine Gränzen, er ließ sich von Niemand warten und füttern, als von seinem jungen Herrn, der ihn immer gut behandelte, bis der Elephant für die Pariser Menagerie gekauft wurde. Der junge Mensch wurde bey dem Elephanten gelassen; aber, sey es nun, daß er, der Aufsicht seines Vaters entzogen, nun seiner Rohheit den Lauf lassen konnte, oder daß sich dieselbe erst mit dem Alter entwickelte, von nun an wartete er das Thier nachlässig und schlug es sogar, wenn er betrunken war. Das bisher immer munterte Thier wurde still, traurig; man hielt es für krank, es gehorchte noch, aber mit sichtbaren Zeichen von Ungeduld, man sah, verschiedene Gefühle kämpften in ihm; aber dieser Zustand steigerte noch die üble Laune seines unverständigen Führers. Vergeblich hatte man ihm strenge verboten, den Elephanten zu schlagen; gereizt durch der

Verlust seiner Autorität, wurde er immer strenger, und eines Tages schlug er das Thier sehr empfindlich. Da erhob der Elephant ein Wuthgebrülle, wie es der Führer noch nie gehört hatte; von Stunde an durfte er sich ihm nicht mehr nähern, sein Anblick versetzte ihn in Wuth, und das vorher muntere, gelehrige Thier blieb wild und störrisch, so lange es lebte.

Wohlthaten von Seiten des Menschen sind also eine unerläßliche Bedingung des Gehorsams der Thiere; da wir ihnen fremd sind, haben sie von Natur keine Zuneigung zu uns, und wir können von vorne herein nicht durch Zwang auf sie wirken; dieß ist aber nicht der Fall bey Individuen von ihrer eigenen Gattung, zu denen sich die geselligen Thiere von Natur hingezogen fühlen, an die sie ein mächtiges Band knüpft, indem der Zwang, dem ihresgleichen sie unterwerfen, ein natürlicher Zustand für sie ist. Die Thiere befinden sich einander gegenüber in derselben Lage, wie die Hausthiere dem Menschen gegenüber, nachdem sich dieser ihnen nothwendig gemacht, sie verführt und gezähmt hat: d. h. das eine Thier kann unmittelbare Gewalt anwenden, um das andere zu unterwerfen, was der Mensch vorerst nicht kann.

Alle sich selbst überlassenen geselligen Thiere vereinigen sich in Haufen; die einzelnen Glieder derselben kennen sich und leben in Eintracht, so lange diese nicht durch irgend ein Ereigniß gestört wird; nicht zum Trupp gehörige Individuen werden meistens feindlich behandelt und in die Flucht gejagt. Jedes vereinzelte Individuum dagegen fühlt das Bedürfniß der Gesellschaft seinesgleichen, sucht sie auf, folgt dem Rudel anfangs von weitem, und bezahlt seine Aufnahme in die Gesellschaft mit der Verläugnung seines Willens bis zu dem Punkte, wo es der Selbsterhaltungstrieb zur Vertheidigung oder zur Flucht auffordert. Die bekannte Art, auf welche wilde Elephanten mittelst zahmer gefangen werden, liefert ein Beyspiel; die zahmen Elephanten befinden sich dem isolirten, wilden gegenüber in dem Zustand von Feindseligkeit, in dem jedes Mitglied eines Trupps zu den eines andern Trupps steht, während der Instinkt den wegen irgend einer Ursache von seinem Trupp vertriebenen oder versprengten Elephanten unwiderstehlich treibt, sich den Thieren seiner Art zu nähern.

So lange die Thiere auf einen gewissen Grad der Zuneigung und der Furcht fähig sind, braucht man nur in ihnen diese Gefühle zu wecken und zu steigern, um die gegentheiligen zu schwächen und ihrem Willen eine andere Richtung zu geben. Dazu dienen nun die bisher angeführten Mittel. Aber bey gewissen einzelnen Thieren und Thierarten haben gewisse Neigungen eine solche Stärke, daß unter ihrer Herrschaft kein anderes Gefühl Wurzel fassen kann. Hier reichen nun gute Behandlung und Strafen nicht hin; sie würden dem Willen nur noch mehr Gelegenheit geben, sich zu üben, und ihn steigern, statt ihn herabzustimmen. Wo also der Drang zur Unabhängigkeit so gebieterisch ist, muß man damit anfangen, unmittelbar auf ihren Willen zu wirken und ihre Heftigkeit zu bändigen, um sie für Furcht oder Dankbarkeit empfänglich zu machen; und die Mittel zu diesem Zwecke sind das gezwungene Wachen und die Verstümmelung.

Ersteres scheint nach allem das wirksamste Mittel, um den Willen eines Thieres zu bändigen, ohne es zu verstümmeln, besonders wenn man Wohlthaten und Strafen geschickt damit verbindet. Man verhindert den Schlaf entweder durch Peitschenhiebe in verschiedenen Graden, oder durch lautes Geräusch, namentlich von Trommeln und Trompeten, mit denen man wechselt, um Eintönigkeit und ihre Folgen zu vermeiden, oder, und zwar vorzüglich, durch Hunger. Eine interessante Bemerkung, die man dabey macht, ist, daß nicht alle Thiere bey den Sensationen des Gehörs die Ursache des Geräusches zu erkennen wissen. Schlägt man einen wilden Hengst oder Stier, so täuschen sie sich nie über die Ursache ihres Schmerzens; sie gehen unmittelbar auf den Menschen los, der ihnen wehe gethan hat, selbst wenn es durch einen Wurf geschehen ist; wie viel die Erfahrung dabey thut, bleibe dahin gestellt; aber nie lernen sie durch die Erfahrung das Geräusch, das ihnen wehe thut, auf das Instrument beziehen, von dem es hervorgebracht wird; sie leiden passiv, gleichsam innerlich dabey, und doch unterscheiden sie die Richtung des Schalls sehr genau; denn unverzüglich drehen sie den Kopf und die Ohren nach der Seite, von der er kömmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfangs Juli.

(Fortsetzung.)

In der Scene des ersten Aufzugs, in welcher Johanna zum ersten Male vor dem Könige erscheint, und der Dichter uns die Triebfedern der wunderbaren Erscheinungen sehen läßt, waltete die Künstlerin mit großer Sicherheit, gegen jede Person, zu welcher sie hier redet, einen andern, und zwar den angemessensten Ton wählend. Die Klarheit des Seherblicks war ihrer Miene aufgeprägt, der Ausdruck anspruchsloser Unschuld adelte die Erzählung von ihrer Berufung, und das Gefühl einer höhern Macht erzeugte die Sicherheit, mit welcher Johanna zu dem englischen Herold spricht. In einem Punkte des Vortrags dieser Erzählung bin ich abweichender Ansicht. Die Künstlerin vergaß, wie hier oft geschieht, bey dem Vortrag der Worte der Himmelskönigin: „Ich bins ꝛc.“ daß sie dieselben nur mittheilt, nicht selbst die Geisterstimme ist. Mag man auch dieses durch die Ansicht rechtfertigen wollen, daß die Einbildungskraft einer Johanna sich leicht in den Zustand der Vision zurückversetzen könne, so muß man doch gestehen, daß in der Ausübung der deklamatorischen mimischen Kunst ein Unterschied zwischen mittelbarer und unmittelbarer Darstellung bleiben muß. Auch möchten wir in dem vorhin angeführten Monologe des Vorspiels uns eine größere Annäherung an die unmittelbare Darstellung weit eher gefallen lassen; denn in jenem Monologe vergegenwärtigt sich Johanna diese Vision durch innere Selbstbetrachtung, hier aber theilt sie andern das Erlebte mit.

Nro. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Juli 1827.

So ſchlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr.
Doch nährt es ſtets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

L. Uhland.

Hans Frauenlob,
von Mayenz.

Romanze.

Viel dumpfer Glocken Läuten
Hört man die Stadt entlang,
Und Klage durch die Straßen
Und ſchweren Grabgeſang.

Da ſieht man edle Frauen
Im langen Trauerkleid;
Sie tragen eine Bahre,
Weinend in bitterm Leid.

Wer liegt in dieſer Bahre?
Wen tragen ſie hinaus?
Wem ſchmücken ſie mit Kränzen
Das enge Todtenhaus?

Hans Frauenlob, der Meiſter,
Der nur von Liebe ſang,
Deß Lied zu jeder Stunde
Vom Lob der Frau'n erklang.

Er ruht in dieſer Bahre,
Ihn tragen ſie hinaus,
Ihm ſchmücken ſie mit Kränzen
Das enge Todtenhaus.

Die Frauen, die ſchon lange
Der Liebe Glück erfreut,
Sie haben manche Thräne
Stillſegnend ihm geweiht.

Die Jungfrau'n, die im Lenze
Der erſten Liebe ſteh'n,
Sieht man zum erſten Male
Mit feuchtem Auge geh'n.

Das Kind, das an die Liebe
Nur erſt im Liede glaubt,
Weint auch, weil mit dem Sänger
Die Liebe ſey geraubt.

Sie klagen all' zuſammen,
Wie mächtig war ihr Leid!
Sie gehen all' zuſammen
Im langen Trauerkleid.

Es ſchreitet nach dem Dome
Des Zuges dunkle Schaar,
Und in des Kreuzgangs Hallen
Verſenken ſie die Bahr.

Man deckt die Gruft des Dichters
Mit einem feſten Stein,
Und gräbt ſo Spruch als Namen
Um's treue Bildniß ein.

Und drunter ausgehauen
Sind Frau'n im Trauerkleid,
Sie tragen eine Bahre,
Weinend in bitterm Leid.

Viel Kriegesnoth und Kummer
Kam oft den Rhein herab,
Sie ſtörten nicht den Sänger
In ſeinem ſtillen Grab.

Da ſchläft er, bis vom Himmel
Des Herrn Poſaune ruft,
Dann holen mit den Engeln
Ihn Frauen aus der Gruft.

E. Gruneiſen.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

Es war, als ob ihre Pferde nur zum Schein die Beine aufhöben, denn jede Viertelstunde, die sie zurücklegten, schien zu einer neuen anzuwachsen. Noch immer wollte Ludwigsburg nicht erscheinen, und die Nacht war so finster, daß sie auch an der Gegend nicht erkennen konnten, ob sie fehl geritten oder ob sie der Stadt schon nahe seyen. Endlich, nachdem sie etwa wieder eine halbe Stunde geritten seyn mochten, sahen sie in der Entfernung von etwa tausend Schritten Lichter schimmern, fanden aber auch zugleich ihren Weg durch vier Pferde versperrt, die, an einen Reisewagen gespannt, quer über die Landstraße standen.

„Führ' deine Pferde hinweg, Fuhrmann!" rief der Kapitän, „oder meine Peitsche wird sie bald weggetrieben haben; warum versperrst du den Weg?"

„Gemach, ihr Herrn, soll gleich geschehen," antwortete ein Mann, der von dem Wagen stieg. Aber die Zeit, die er dazu brauchte, die herabgefallenen Zügel aufzunehmen und zu ordnen, dauerte dem raschen Soldaten zu lange, er versuchte über die schlaff liegenden Stränge des vordersten Gespanns wegzusetzen und forderte seinen Freund auf, ein Gleiches zu thun; doch wie es in solchen Fällen blinder Eile zu geschehen pflegt, in demselben Augenblick zog der Mann am Wagen die Züge an, und das Pferd des Kapitäns blieb mit einem Fuß in den straff aufgerichteten Strängen hängen.

Landek sprang ab, um dem Freund zu helfen, der Kutscher lief bedauernd herzu, und eben war der Fuß des unbezahlten Rosses frey, als man einige Reiter in aller Eile von der Stadt herbeyjagen hörte. Der erste mochte einen Vorsprung von fünfhundert Schritten, aber kein gutes Pferd haben, denn der Kapitän unterschied deutlich, daß es kurzen Paradegalopp ging; die Tritte der nachfolgenden Pferde schlugen zwar minder kräftig auf, waren aber flüchtiger. „Platz — allons! — Platz!" rief der erste Reiter; aber in demselben Augenblick hörten auch die beyden jungen Männer eine bekannte Stimme, die mit dem wildesten Ausdruck rief: „Halt, Jude! oder ich schieß dich mitten durch den Leib."

Unter dem Volke in Würtemberg hört man zuweilen noch einen Reim, der diesen merkwürdigen Moment bezeichnet; er heißt:

„Da sprach der Herr von Röder:
Halt oder stirb entweder!"

Und der alte Obrist war es auch, der in diesem Augenblick seinen Begleitern weit voran, eine Pistole in der Hand, ansprengte, den ersten Reiter würdend am Arm packte und schrie: „Wo hinaus, Jude? Warum so schnell zu Roß, als ich dir nachrief zu warten?"

„Mäßigt Euch, Herr Obrist," erwiederte der Erste mit stolzem Ton, in welchem aber doch einige Angst durchzitterte; „ich gehe nach Stuttgart, der Frau Herzogin Durchlaucht zu sagen, was in diesem Augenblick für Maßregeln —"

„Das ist auch mein Weg, Herr!" erwiederte der Obrist mit furchtbarer Stimme; „und keinen Augenblick geht Ihr von meiner Seite, sonst werde ich mit meiner Pistole Beschlag auf Euch legen. Platz da, wer steht hier im Weg?"

„Der Kapitän von Reelzingen von der ersten Kompagnie und der Expeditionsrath Landek."

„Guten Abend, meine Herrn!" fuhr Röder fort. „Habt Ihr geladene Pistolen, Kapitän?"

„Ja, mein Herr Obrist," war die Antwort des Soldaten, indem er sie aus den Halftern losmachte.

„Ich kommandire Euch, in welchem Auftrage Ihr jetzt auch seyn möget, auf der linken Seite des Herrn Minister Süß zu reiten. Bey Eurem Dienst und Eurer Ehre als Edelmann, sobald er Miene macht zu entfliehen, jagt ihm eine Kugel nach. Die Verantwortung nehme ich auf mich."

„Herr Expeditionsrath," rief Süß, „ich nehme Euch zum Zeugen, daß mir hier schändliche Gewalt geschieht. Obrist Röder, ich warne Sie noch einmal; dieser Auftritt soll gerochen werden!"

„Aber Herr von Röder," flüsterte Gustav; „ums Himmels willen, übereilen Sie nichts; bedenken Sie, was daraus entstehen kann. Bedenken Sie," setzte er lauter hinzu, „den furchtbaren Zorn des Herzogs."

„Der Herzog ist todt;" sagte Röder laut genug, daß es Alle hören konnten.

„Karl Alexander todt?" rief der Kapitän, auf den alle Begebenheiten dieser Nacht mit Einemmal in schrecklichen Erinnerungen hereinstürzten.

„Hat man sichere Nachricht? Gott, welch ein Fall!" sagte Gustav besorgt. „War er in Kehl?"

„Er ist in Ludwigsburg vor einer Viertelstunde schnell und plötzlich gestorben. Drum ist es unsre Pflicht, diesen Herrn da, der sich mit der Regierung sehr stark beschäftigte, schnell an das verwaiste Staatsruder zu bringen."

„Wie, in Ludwigsburg sagt Ihr," rief Landek, „und schnell gestorben? O, ewige Vorsicht!"

„In diesem Ludwigsburg hier," sagte Röder wehmüthig, „und im Bette am Schlag gestorben. Friede mit seiner Asche; er war ein tapferer Herr. Aber jetzt weiter, ihr Freunde, daß die Nachricht nicht vor uns nach Stuttgart kömmt!"

„Meine Herrn," rief Süß mit einer Stimme, die Zorn und Angst beynahe erstickte, „noch bin ich Minister; ich erinnere Sie an das Edikt des Herzogs, das mich von aller Verantwortung freyspricht; ich sage Ihnen, es kann Ihnen allen schlimm gehen, wenn Sie sich mit Herrn von

Röder verbinden. Im Namen des Herzogs und seines Erben befehle ich Ihnen, von mir abzulassen."

„Jezt hat dein Reich ein Ende, Jude," rief der Kapitän, lachte wild, riß ihm den Zaum aus der Hand und schlug sein Pferd mit der langen Peitsche auf den Rücken; der Obrist ritt an der rechten Seite, seine Pistole in der Hand; der Zug sezte sich in Galopp, und Gustav folgte halb träumend durch das singende Dorf, an dem alten Mann, der heißer lachend wieder auf der Brücke saß, und an dem Galgen vorüber, wo die Raben krächzten und mit den Flügeln schlugen. Erst hier, als er einen scheuen Blick nach der Richtstätte warf, fiel ihm mit ängstlicher Ahnung Lea und ihr unglückseliges Schicksal bey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ursprung der Zeitungen in England.

Erst während der Bürgerkriege kamen in England die eigentlichen periodischen Zeitungen auf; denn der auf Befehl der Königin Elisabeth gedruckte englische Merkur kann nicht dafür gelten, da er nicht regelmäßig erschien. Die Königin hatte ihn in einem sehr schwierigen Zeitpunkte ihrer Regierung angeordnet, um Nachrichten zu verbreiten, an deren Bekanntwerdung ihr lag, und falsche, von ihren Feinden verbreitete Gerüchte zu widerlegen. Das brittische Museum besizt drey Nummern dieses Blatts. Die erste ist Nr. 50, aus dem Juli 1588. Das Blatt ist betitelt: „Englischer Merkur, herausgegeben mit königlicher Vollmacht, um falsche Nachrichten zu widerlegen." Hinten steht: „Gedruckt von Christoph Barker, Buchdrucker Ihrer Hoheit." Elisabeth hatte damals den Titel Majestät noch nicht förmlich angenommen. Dieser Merkur erschien blos, wenn wichtige Umstände es erheischten; so kam Nro. 50. am 23sten Juli, Nro. 51. am 26sten; die folgende Nummer erst einen Monat später heraus.

Der erste Artikel von Nro. 50, datirt von Whitehall 23sten Juli 1588, enthält eine Nachricht von Sir Francis Walsingham, welche besagt, am 20sten habe man die große Armada mit günstigem Winde gegen den Kanal segeln sehen. Dann folgt eine Angabe der Flotte Ihrer Majestät, die aus achtzig Segeln unter den Befehlen des Großadmirals, Sir Francis Drake, und der Admirale Hawkins und Forbisher bestand. Der Feind, heißt es weiter, scheine nicht weniger als hundert und fünfzig Fahrzeuge zu haben; sobald sie aber vom großen Mast der englischen Flotte entdeckt worden seyen, haben die Matrosen, statt Furcht zu äußern, sie mit lautem Freudengeschrey empfangen. Darauf wird der am 21sten Juli über die große Armada errungene Sieg beschrieben. Ein Brief von Madrid vom 16ten Juli berichtet über die Hoffnungen, welche der König von Spanien hege.

Nro. 55. erschien erst vier Monate später, am 24sten November. Sie enthält die Beschreibung der gottesdienstlichen Feyerlichkeiten aus Gelegenheit des Siegs über die spanische Flotte. Ihre Majestät begab sich in feyerlichem Zuge nach St. Paul, speiste im Kapitel und kehrte bey Fackelschein nach Whitehall zurück.

Als diese Art, politische Nachrichten zu verbreiten, in Abnahme kam, trat mehrere Jahre lang keine andere an ihre Stelle. Unter Jakob I. gab man von Zeit zu Zeit kleine Quartblätter, unter dem Titel: Nachrichten aus Italien, Deutschland, Ungarn u. s. w. heraus. So lange die Sternkammer unumschränkt über die Freyheit der Schriftsteller gebot, und die ersten englischen Stuarts in häufigen Dekreten verboten über Staatsangelegenheiten zu sprechen, konnten unter dem Volk keine Nachrichten in Umlauf kommen, als wie sie der Regierung gefielen. Das lesende Publikum war überdieß nicht zahlreich, und die Postverbindung schlecht. Im Bürgerkrieg aber kamen die Zeitungen sehr stark auf. Schaaren von Merkuren, denn dieß war der beliebteste Titel, wurden wöchentlich mit königlichen oder parlamentarischen Nachrichten ausgegeben. In einem Jahr erschienen ihrer zwanzig; folgendes sind die Titel von einigen: „Merkwürdige Ereignisse in England; Tagebuch gewisser Parlamentsverhandlungen; Mercurius aulicus, Mercurius civicus, Mercurius rusticus, oder Klagen des Landes über den Raub, die Erpressungen und andere Unthaten, welche die Rebellen an den getreuen Unterthanen Sr. Majestät verüben, u. s. w."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfangs Juli.

(Fortsezung.)

Die zweyte Gastdarstellung der Dem. Müller war Donna Diana. Von einer sehr verschiedenen Auffassung dieses Charakters habe ich früher in diesen Blättern (Jahrg 1822. Nr. 195 und 196) gesprochen. Fräulein Müller wählte diejenige, welche dem Wesen des Lustspiels am angemessensten ist, und führte sie bis zu dem äußersten Grade leidenschaftlicher Empfindung fort. Sie stellt sie nicht mit der Erhabenheit des Wesens, welche einer Pallas angehört, und mit verachtendem Stolze gegen die Männer dar, sondern tritt als eine von Eitelkeit und gelehrten Grillen befangene fürstliche Jungfrau auf, die, weil sie noch keine Liebe für Männer empfunden, die Probe einer Theorie, welche sie durch Lektüre sich angeeignet hat, für leicht hält, und daher mit Uebermuth, und wie zum Spiele des Verstandes, den Versuch übernimmt, in welchem sie endlich unterliegt, und die Wahrheit des Spruchs an sich erfährt:

Auch wenn er scherzt, führt Amor ernste Waffen.

Es iſt ſehr natürlich, daß, bey Ausführung dieſer Anſicht, die Schauſpielerin in den zwey erſten Akten des Stücks auf die, vornehmlich ſtarke Eindrücke fordernde Maſſe minder einwirken wird, daß ſie dem großen Publikum nicht brillant genug erſcheinen wird; um ſo tiefer aber und gewaltiger muß ſie wirken, wenn ſie im dritten Akte wahrnimmt, daß das ſpielende Gefecht mit dem Bewerber in einen fruchtloſen Kampf gegen die im eignen Innern erwachte Leidenſchaft umgeſchlagen iſt. Und ſo war die Darſtellung unſerer Künſtlerin von Anfang an ein leichtes Spiel, mit den Waffen des Witzes und weiblicher Reize geführt, aber dann durch alle Stufen, durch welche Frauenliebe vorbereitet, und dem Verſtande die Herrſchaft über das Herz entriſſen werden kann, allmählich übergehend in den erſchütterndſten Ernſt. Bey dieſer Anſicht fanden wir die leichte, einſchmeichelnde Art, mit welcher die Prinzeſſin das Maskenſpiel einleitet, eben ſo begründet als die Schritte, welche ſie ſpäterhin thut, um die Aufmerkſamkeit des, für ihre Reize und Talente ſcheinbar Unempfindlichen auf ſich zu ziehen. Sehr trefflich kam auch zur Erſcheinung, wie das Intereſſe an dem Spiele wächſt, je mehr ſich Widerſtand zeigt. Wenn aber der Aerger, welcher hier aus beleidigter Eitelkeit entſpringt, mit ſolchem Reiz verbunden, bey dem Zuſchauer ein wohlgefälliges Lächeln erregte, ſo war der Zorn und die Wuth, welchen die erweckte Leidenſchaft gebiert, noch intereſſanter durch die Grazien, welche das Herz erſchließen.

Wie aber die ganze Darſtellung eine konſequente Steigerung des Charakters enthielt, ſo war der zweyte Theil derſelben (oder der dritte Akt), in welchen der Ausbruch der Liebe fällt, für ſich betrachtet, nicht minder eine fortgehende Steigerung von dem Mißmuth (in der erſten Scene dieſes Aktes) an, durch welchen ſich eben der in ihrem Herzen entſtandene Zwieſpalt ankündigt, bis zu dem innern Aufruhr, in welchem ſich die innere Flamme nicht mehr verbergen läßt. Jede Scene hatte hier eine ihr eigene Größe — die ſchwierige Scene, in welcher ſie den Geliebten durch Eiferſucht zur Erklärung bewegen will und, mit ihren eigenen Waffen geſchlagen, den Stachel dieſer Furie erfährt; wo ſie ſich anſtrengt, ruhig und entſchloſſen zu ſcheinen, und doch die tiefe Erniedrigung, einer Niedern nachgeſetzt zu werden, kaum ertragen kann; und die Scene, in welcher ſie mit wahrhaft rührender Wirkung in das Geſtändniß ausbricht: „argliſtige Liebe, du haſt doch geſiegt!“ Das Höchſte aber ſchien doch die Scene zu ſeyn mit Laura, und unausſprechlich ſchön war das Brechen und Zittern der Stimme, indem ſie ruhige Reſignation erzwingen will. Hier empfindet der Zuſchauer das tiefſte Mitleid mit der Jungfrau, die von ihrem Wahn bekehrt iſt, und faſt zu langſam geht die Wendung des Stücks zum befriedigenden Schluſſe vor ſich. In der Geberdung der Künſtlerin iſt mir im erſten Theile der Rolle eine Geberde aufgefallen, welche durch zu häufige Wiederholung kleinlich und ſtörend wurde, nämlich das Spiel der Finger in der Nähe des Mundes, mit auf dieſelben gerichtetem Blick. Unter den Mitſpielenden wurde die Künſtlerin am meiſten von Hrn. Stein als Perin unterſtützt. Seine Darſtellung würde noch komiſcher ausfallen, wenn er nicht oft den Humor des Perin durch zu ſtarke Drücker in der Rede allzu merklich ankündigte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Härte des Kaiſers, die Feindſchaft gegen Heinrich des Löwen Sohn, die Freundſchaft dieſes liebenden Helden zu Philipp, dem Bruder des Kaiſers, der aufbrauſende Muth des Welfen, der dem Kaiſer trotzt, alle dieſe Motive hatte der Dichter ganz im Charakter der früheren Spontiniſchen Opern dem Komponiſten dargeboten, der aber nur noch für den ganz allgemeinen Gegenſatz des Muthes, Kampfes, Tobens und Lärmens, gegen Lieblichkeit, Klage und Sehnſucht Sinn zu haben ſcheint. Denn zu ſolchen unbeſtimmten, aller weiteren Charakteriſtik entbehrenden Unterſchieden hat ſich die frühere Tiefe Spontiniſcher Kompoſitionen ausgeleert, und weit entfernt, darin etwas Neues zu produciren, zeigt ſich nur die Ermattung, auf die ſtete Wiederholung älterer Ausdrucksweiſen reducirt zu ſeyn. Und dieſe Wiederholung wird um deſto unerfreulicher, weil ſie das Bekannte nur auf mattere Weiſe wiederzubringen weiß, und ſich, um Effekt zu machen, nur in das leerſte Geräuſch und Gebraus flüchtet. Zwar iſt den ganzen Akt hindurch der Gegenſatz der Welfen und Hohenſtaufen auch muſikaliſch hervorgehoben, und auch einzelnen Scenen fehlt es nicht an charakteriſtiſchem Ausdruck, der Haupteffekt lärmt richtig hervor, als Heinrich des Löwen Sohn den Geſandten Philipp Auguſts beleidigt, welcher ihm die Geliebte entreißt, und ſich entrüſtet als König zu erkennen giebt; aber dieſe beſtimmteren Unterſchiede werden eben ſo ſehr auch wieder gänzlich verwiſcht, und die ganze Oper iſt, um es mit einem Worte zu ſagen, eine mehr oder minder, bald wilde bald milde Tanzmuſik. Denn der Rhythmus wirft ſich durchgängig zur Alleinherrſchaft auf, und bey der Deſpotie ſeiner Unterſchiede läßt ſich nur auf unterſchiedene Weiſe marſchiren und tanzen, jeder ſeelenvolle Ausdruck des Innern aber bleibt zurückgedrängt; das Herz muß ſein Recht den Beinen überlaſſen. Sollte der Komponiſt in einiger Zeit die Fortſetzung der Oper unternehmen, ſo wäre zu wünſchen, daß er das ſchon Geendete nicht nur umarbeitete, ſondern ganz und gar bey Seite legte, denn in der jetzigen Geſtalt hat es bey Mißwollenden nur Schadenfreude, bey Freunden aber Bedauern erregt; denn welcher Freund der Kunſt könnte es ohne Trauer anſehen, daß ein Künſtler unter ſeinen eigenen Werth herabſinkt, und der Schatten ſeiner früher lebensvollen Geſtalt wird! Leider aber ſcheint es, als wenn Spontini ſich nicht wieder zu dem Gipfel werde erheben können, von welchem er anfangs langſam, und dann mit immer ſchnelleren Schritten herabgeſtiegen iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 174.

Das Hagelwetter.

Charade.

Die erſten zeigt der treue Freund im Leide,
Die zweyte zeigt der Feind im Tadel oft;
Daß nicht das Ganze ſich an ihm erprobe,
Hat fälſchlich oft der Liebende gehofft.
Wie eine düſtre Wolke kommts geflogen,
In eine düſtre Wolke hüllt's das Glück;
Mit ihm iſt oft das Glück hinweggeflogen,
Doch nimmer kam es je mit ihm zurück.

Fr. v. Elsholz.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Juli 1827.

Zwar stürmt der Gram in seinem sansten Herzen
Daß er die Thränen kaum zu bergen mag.
Doch preßt er diese Rührung fest zurücke,
Und ruhig, standhaft scheinen seine Blicke.

Tasso.

Jud-Süß.

(Fortsetzung.)

14.

Als die Stuttgarter am Morgen nach dieser verhängnißvollen Nacht erwachten, wurden sie von zwey beynahe ganz unglaublichen Nachrichten überrascht. Der Herzog sey, statt außer Landes verreist zu seyn, in dieser Nacht zu Ludwigsburg schnell gestorben. Er war ein gesunder, kräftiger Mann gewesen, dem Mancher, der ihn gesehen, wohl noch zwanzig — dreyßig Jahre gegeben hätte. Die Klagen um seinen Tod verstummten beynahe vor der Freude über eine andere Nachricht; der Jude Süß sey mit mehreren der höchsten Hofherren im Ludwigsburger Schloß gewesen, als der Herzog so plötzlich starb; er habe sich alsobald, nachdem er die Leiche gesehen, aufs Pferd geschwungen und sey bald wahnsinnig Stuttgart zugeritten; Herr von Röder aber, ein Mann, mit dem sich nicht spaßen lasse, habe ihn eingeholt und bewacht nach Stuttgart geführt. Man lachte über die sonderbare Täuschung des Juden: als er nämlich von der Frau Herzogin, welcher er noch in der Nacht aufgewartet hatte um zu kondoliren, heraustrat und eine Eskorte nach Haus verlangte, weil er wichtige Akten holen müsse, schloß sich ein Lieutenant mit sechs Mann an ihn an. Am Ende des Korridors machte ihm ein Hauptmann das Kompliment und folgte mit zwölf Mann; jener meynte zwar lächelnd, „es sey zu viel Ehre," als er aber an Landels Haus um die Ecke bog, und vier Schildwachen vor seinem Palais bemerkte, als er oben an der Treppe Bajonette blitzen sah und Lea bleich, verstört und weinend ihm entgegen stürzte, da merkte er, welche Stunde geschlagen habe, und rief: „Ciel, je suis perdu!"

Obgleich das Testament des verstorbenen Herzogs im Fall seines Todes eine Administration bestellt hatte, welche seinen Ministern angenehmer gewesen wäre, so übernahm doch Herzog Rudolph von Neustadt, trotz seines hohen Alters, als der nächste Agnat, die Administration, und das Land fühlte sich erleichtert und zufrieden dabey. Er ließ, außer anerkannt schlechten Menschen, Jeden in der Würde, in der er unter der vorigen Regierung stand, und es war dieß wirklich eine Art von Gnadenakt, wenn man bedenkt, daß früher zwey Drittheile aller Aemter im Lande gekauft worden waren. Nur Einer war nicht zufrieden mit dem Amt, das ihm der Herzog Administrator mit den huldreichsten Ausdrücken bestätigt hatte; es war der junge Landek. Er wurde nicht nur als Expeditionsrath auf's Neue ernannt, sondern, als der alte Röder, im Feuer der Freundschaft für den Landschaftskonsulenten, dessen Sohn als einen klugen Kopf und trefflichen Juristen schilderte, wählte ihn der Herzog sogar in die Kommission, die den Prozeß gegen den Juden Süß zu führen hatte. Der alte Landek fühlte sich dadurch nicht wenig geehrt und nannte seinen Sohn mehrere Male den Stolz und die Stütze seines Alters; aber Gustav machte diese Wahl unaussprechlich unglücklich. Nicht als ob er nicht,

wie jeder andere Bürger, den Mann verdammt hätte, der das Land in so tiefes Elend gestürzt; nicht als ob es gegen sein Gewissen gewesen wäre, Verbrechen an's Licht zu ziehen, die man so künstlich verborgen hatte; aber Lea — es war ja ihr Bruder, den er richten sollte, und dieser Gedanke war es, der ihm dieses Geschäft zum Abscheu machte. Kleine Seelen sättigen sich gerne an Rache, und Manchem wäre es eine innige Freude gewesen, einen Mann, der noch vor Kurzem so hoch stand, jezt in der tiefsten Kasematte der Festung zu besuchen, mit herrischer Stimme ihn von seinem Lager aufzujagen und ihn zu martern und zu peinigen. Dieser Mann hatte sich noch überdieß gegen Gustav persönlich verfehlt, er hatte ihn mit dem empörendsten Uebermuth behandelt, ihm sogar mit demselben Gefängniß gedroht, in welchem er jezt selbst, bange um künftige Freyheit, vielleicht selbst um sein Leben, schmachtete. Aber das Herz des jungen Mannes war zu groß, als daß es hätte freudig pochen sollen, als er zum ersten Mal als Richter in den Kerker des Mannes trat, der jezt entblößt von aller irdischen Herrlichkeit, angethan mit zerlumpten Kleidern, bleich, verwildert, sich langsam aus seinen rasselnden Ketten aufrichtete. Erinnerte ihn doch jezt noch dieses Gesicht an die Züge eines unglücklichen, geliebten Wesens, und er konnte sich kaum der Thränen enthalten, als nach dem Schluß des Verhörs der Gefangene sprach: „Herr Landel, es gibt ein unglückliches, unschuldiges Mädchen, das wir beyde kennen; als man in meinem Hause versiegelte, haben sie die rohen Menschen auf die Straße gestoßen — sie war ja eine Jüdin und verdiente also kein Mitleid. — Mir, Herr, ist kein Pfennig geblieben, womit ich ihr Leben fristen könnte; ich weiß nicht, wo sie ist — wenn Sie etwas von ihr hören sollten — sie hat nichts als das Kleid, das sie trug, als man sie von der Schwelle stieß — geben Sie ihr aus Barmherzigkeit ein Almosen."

Der junge Mann ließ seinen Thränen freyen Lauf, als er allein den Berg von Hohen-Neuffen herabstieg; er erfuhr zwar nachher, daß ihn der Jude belogen habe, daß er, obgleich man über 500,000 Gulden in Gold und Juwelen in seinem Hause fand, doch beynahe 100,000 in Frankfurt in sichern Händen habe, und Gustav konnte leicht einsehen, daß ihn Süß durch diese Vorstellungen von Elend nur habe weich stimmen wollen; aber dennoch konnte er den Gedanken nicht entfernen, daß Lea verlassen und unglücklich sey, und dieser Gedanke wurde immer peinlicher, als er trotz seiner Nachforschungen keine Spur von ihr entdecken konnte.

Der Frühling, Sommer und Herbst waren vorübergegangen, und noch immer dauerte der Prozeß. Es waren Dinge zur Sprache gekommen, wovor selbst den kältesten Richtern graute; aber obgleich der junge Landel der Kommission mit edlem Unwillen vorstellte, daß noch vier andere Männer nicht minder schuldig seyen als Süß, so schien man doch nur gegen diesen ernstlich verfahren zu wollen, weil ihn der allgemeine Haß als den Schuldigsten bezeichnete.

Es war an einem trüben Oktoberabend; der alte Konsulent war seit einigen Tagen verreist und sein Sohn arbeitete im Bibliothekzimmer an einem neuen Verhör, als seine jüngere Schwester, jezt die glückliche Braut des Kapitän Reelzingen, ernster als gewöhnlich zu ihm eintrat. Sie sprach Anfangs Gleichgültiges, schien aber nur mit Mühe eine Thräne unterdrücken zu können, die endlich wirklich in dem sanften Auge glänzte, als sie fragte, ob er ihr nicht zürnen werde, wenn sie eine bekannte Person zu ihm führe? Er sah sie staunend und verwundert an, doch noch ehe er eine Antwort zu geben vermochte, eilte Käthchen weinend aus dem Zimmer und trat bald darauf mit einem verschleyerten Mädchen wieder ein. Noch ehe die trübe Kerze ihre Umrisse deutlich zeigte, noch ehe sie den Schleyer zurückschlug sagte ihm sein ahnendes Herz, wen er vor sich habe; erröthend sprang er auf, aber schon hatte die Unglückliche sich vor ihm niedergeworfen, den Schleyer zurückgeschlagen, und Lea war es, welche die einst so geliebten Augen düster und bittend zu ihm aufschlug und, die bleichen, magern Hände in einander gerungen, flehend nach ihm hinstreckte: „Barmherzigkeit!" rief sie, „nur nicht sterben lassen Sie ihn; man sagt, er müsse sterben; seine einzige Hoffnung ruht noch auf Ihnen. Wo soll ich Worte nehmen, Ihr großmüthiges Herz zu erweichen? welche Sprache soll ich erdenken, an ein Ohr zu sprechen, das mich einst so wohl verstand?" — Thränen ließen sie nicht weiter reden, und auch Käthchen weinte bitterlich. Voll von Schmerz und Ueberraschung faßte Gustav ihre kalten Hände und richtete sie auf; er sah sie an — wie schmerzlich war ihm ihr Anblick! Ihre Wangen waren bleich und eingefallen, die schönen Augen lagen tief, und der Mund, der sonst nur zum Lächeln geschaffen schien, zeigte, daß er jenes süße Lächeln längst nicht mehr kenne. Das schwarze Haar, das um die weiße Stirne hing, und das bleiche Gesicht vollendeten das Gespenstige ihres Anblicks.

„Lea! unglückliche Lea!" rief der junge Mann, „wie lange haben Sie sich verborgen gehalten und Ihren Freunden den lezten Trost geraubt zu wissen, ob es Ihnen an nichts gebricht, ob die Freunde etwas für Sie thun können?"

„Ach! das ist es nicht, warum ich Ihre edelmüthige Schwester gebeten habe, mich hieher zu führen;" sagte sie schmerzlich lächelnd. „Warum soll es mir denn nicht gut gehen? Ich habe alle meine Hoffnungen und Träume längst begraben, ich pflanzte die Erinnerungen als Blumen auf das Grab, und begieße diese Blumen mit meinen Thränen. Nein! Sie waren immer so großmüthig gegen Unglückliche, geben Sie mir nur den Trost, daß mein Bruder nicht sterben muß; ach! es ist so bitter zu sterben, und was nüzt sein Tod diesem Lande?"

„Lea," antwortete der junge Mann verlegen, „gewiß, es ist bis jezt noch nicht davon die Rede gewesen und ich glaube auch nicht — Sie dürfen sich trösten — es wird nicht so weit kommen."

„Es wird, und in Ihrer Hand liegt sein Schicksal," flüsterte sie; „er hat es mir gesagt, ich habe ihn gesprochen; „wenn nur der Brief nicht wäre, der Brief kann mich verderben." O Gustav! halten Sie ihn Jahre lang, auf immer im Gefängniß, was liegt an ihm, wenn er in Ketten sizt? Nur nicht sterben; Gustav, seyn Sie edelmüthig — vergessen Sie den Brief, um den Niemand weiß als Sie — mit jener schwachen Kerze dort können Sie das Leben eines Menschen retten."

„Bruder," sagte Katharina näher tretend, indem sie seine Hand faßte, „thu' es, dein Gewissen kann nicht gefährdet werden, denn er ist ja auf immer unschädlich gemacht; verbrenne den Brief, er kann sich ja verloren haben."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Hausthiere und die Fähigkeit der verschiedenen Familien von Säugethieren, Hausthiere zu werden.

(Fortsezung.)

Die Verschneidung ist blos bey männlichen Thieren anwendbar und blos bey einigen Wiederkauern, namentlich dem Ochsen, unumgänglich nothwendig. Der Ochs, der Widder unterwerfen sich dem Menschen erst nach dieser Operation; vorher haben sie niemals die Gelehrigkeit, die man vom Hausthiere verlangt, und bey diesen Thierarten ist eigentlich blos das Weibchen Hausthier.

Also durch Leitung, Entwicklung oder Vernichtung der Bedürfnisse gelingt es uns die Thiere zu zähmen; und bey der verhältnißmäßig kleinen Zahl derer, die wir wirklich zu unserm Eigenthum gemacht haben, läßt sich vermuthen, daß diese Quelle von Mitteln noch nicht erschöpft ist, und daß uns noch andere zu Gebot ständen, wenn wir neue Thierarten zu Hausthieren machen, oder von denen, die es schon sind, neue Dienstleistungen verlangen wollten. Diese Mittel sind indessen zwar auf wenige, aber auf sehr verschiedene Thiere angewandt worden, und die Resultate müssen daher auch sehr mannigfaltig seyn. Die zwey äußersten Glieder der Reihe sind der anfängliche, treue, dankbare Hund, und der keines Wohlwollens fähige, wilde, unlenksame Büffel; zwischen beyden treten auf: der Elephant, das Schwein, das Pferd, der Esel, der Dromedar, das Kameel, das Lama, das Rennthier, der Bock, der Widder, der Ochse.

Bisher war von der Wirkung der Zähmungsmittel auf die Hausthiere die Rede; werfen wir nun einen Blick auf die Wirkungen, die sie auf wilde Thiere äußern. Die vierhändigen Thiere der alten Welt, die Affen, scheinen durch die höchste thierische Intelligenz, durch ihren, der Entwicklung aller Kräfte, sehr günstigen Körperbau, durch ihre Neigung in Gesellschaft zu leben, alle Bedingungen darzubieten, die sie für unsere Zähmungsmittel empfänglich machen sollten; indessen hat sich nie ein erwachsener männlicher Affe dem Menschen unterworfen, so weit man bis jezt Versuche mit ihnen anstellen konnte; denn manche, z. B. die Orangutangs, sind noch zu wenig bekannt, als daß dieß möglich gewesen wäre. Die Gefühle der bekannten sind so lebhaft und wechselnd, ihr Mißtrauen so groß, daß man sie durch kein Mittel an einen bestimmten Zustand gewöhnen kann; nie darf man bey ihnen auf Wohlwollen rechnen und im Augenblick, wo sie die größten Beweise von Zuneigung geben, sind sie bereit einen zu zerreißen; alles dieß rührt von ihrer außerordentlichen Beweglichkeit her. Durch Gewalt und fortwährenden Zwang kann man sie zwar zu gewissen Arbeiten abrichten; so dressiren die Bewohner von Sumatra die Maimons dazu, daß sie auf's Wort Bäume erklettern und die Früchte pflücken; dieß sind aber blos einzelne Fälle. Auch zum Tanzen und ähnlichen Kunststücken sehen wir einige abgerichtet; es geschieht dieß aber so sehr durch Zwang, daß sie bey der ersten Gelegenheit entspringen, um nicht wieder zu erscheinen. Die vierhändigen Thiere Amerikas mit langem Schwanz, z. B. die Sapajous, waren leichter zu bändigen, denn bey großer Intelligenz besitzen sie oft große Sanftmuth und sind für Liebkosungen sehr empfänglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ursprung der Zeitungen in England.

(Beschluß.)

Der Hofmerkur erschien zuerst in Orford im Januar 1643, um die falschen Nachrichten, welche die Rundköpfe oder Anhänger des Parlaments verbreiteten, zu widerlegen. Nach der Restauration verschwanden die Merkure. Obgleich unter Wilhelm und der Königin Anna die Presse in gewisser Hinsicht frey war und mehrere wissenschaftliche Journale erschienen, so blieb doch die Londner Zeitung, die 1642 zum ersten Mal herauskam, das einzige regelmäßige Mittel zu Verbreitung von Nachrichten. Unter den zwey ersten Königen aus dem Hause Hannover, kamen zu London mehr als ein halbes Dutzend, fast ausschließlich politischer Zeitungen auf; aber noch bey der Thronbesteigung Georgs III. war ihre Redaktion sehr mangelhaft, und noch später enthielten das London Chronicle, der Quotidien Advertisser u. s. w. keine politischen Betrachtungen und erstatteten keinen Bericht von den Debatten des Parlaments und der Gerichtshöfe. Die Parlamentsdebatten waren, wie es scheint, damals dem großen Publikum so unbekannt, als die Verhandlungen des geheimen Raths. Der Anfang und das Ende des Parlaments sind zuweilen in einem Artikel erwähnt. — Welch ungeheure Ausdehnung das Zeitungswesen seitdem genommen hat, ist bekannt. Nach einem officiellen Bericht des Stem-

pelamts, beträgt die Zahl der wöchentlich in London ausgegebenen Blätter 300,000, und in den Grafschaften 650,000, wöchentlich also gegen eine Million und jährlich fünfzig Millionen.

Venedig und Holland sind in dieser Hinsicht den übrigen Staaten Europas weit vorangegangen; jezt aber ist keine Hauptstadt, ja überhaupt keine beträchtliche Stadt, die nicht eine oder mehrere Zeitungen hätte, und in den freyesten Staaten haben sie den besten Fortgang gefunden. Man berechnet, daß in Amerika mehr als fünf und zwanzig Millionen Zeitungsblätter jährlich erscheinen; das Verhältniß zwischen der Zahl der Zeitungen und der Blätter, die sie verkaufen, ist in den vereinigten Staaten weit größer als in England, wenige Tageeblätter in Amerika haben mehr als 1300 Abonnenten, und blos drey mehr als 4500. Da die amerikanischen Zeitungen nicht gestempelt sind, bedürfen sie, um sich zu halten, keiner so großen Abonnentenzahl.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Ein wichtiger Streit zieht jezt die Aufmerksamkeit der hiesigen höhern Welt auf sich, und wird noch zu manchen Streitschriften Veranlassung geben. Die hiesige Gartenbaugesellschaft, ein Verein, der die ersten Männer und Damen im Staate zu seinen Mitgliedern zählt, und welcher, zum Lobe unserer Schönen sey es gesagt, nicht weniger als zwanzig Herzoginnen, Gräfinnen, Marquisinnen und Baronessen (leztere werden, wie die Frauen der Baronets und der Knights schlechtweg Lady genannt) als thätige Ladies Patronesses besizt, hatte bisher, wie alle übrigen Vereine, die löbliche Sitte, sich am Jahresfeste bey einem reichen Mahle zu vereinigen, wobey zulezt die köstlichsten Früchte eines südlichen Himmels, dem brittischen Boden durch Sorgfalt und Kunst entlockt, und in prangenden Reihen zur Schau ausgestellt, den Beförderern des Gartenbaues beym schäumenden Nektar als Opfer dargebracht wurden. So thätig sich aber auch unsere liebenswürdigen Damen um den schönen Verein zeigen mochten, gerade an diesem festlichen Tage wurden sie in Unthätigkeit versezt, weil die tyrannische Sitte aus den Urwäldern der Vorväter ererbt, es noch nicht erlaubt, daß die Gegenwart der Frauen bey öffentlichen Gastmählern die Freyheit des Mannes beschränke. Ihnen war nur vergönnt als Zuschauerinnen von den Gallerien herab mit verstohlenen Blicken wehmuthsvoll auf die Herren des Landes zu horchen, schon glücklich an einer schönen Redestostel sich weiden zu können. Aber das Gefühl der weiblichen Würde erwachte, die Verfeinerung suchte sich ihren Weg zu bahnen, das Recht siegte, und die Frauen, welche so vieles zur Veredlung unserer Früchte geleistet hatten, sollten jezt auch die Früchte davon genießen. Wie aber eine Umwälzung nie Grenzen kennt, so auch hier. Das Public Dinner, dieses Palladium unsers politisch-socialen Bestehens, wurde abgeschafft. Die Standarten des öffentlichen Lebens, Porter, Toasts und Sprecher, ließ man in der Rumpelkammer einer unfashionablen Zeit zurück, die Schönen erhielten den Oberbefehl. Jarrin, der unsterblichste der französischen Restauratoren, wurde in den Rath des Ausschusses und der Zwanziger gezogen, und es ward beschlossen in den Zaubergärten der Gesellschaft zu Chiswick, um vier Uhr Nachmittags ein Frühstück zu geben, desgleichen die Hauptstadt der Welt noch nicht gesehen hatte. *) 3000 Billette wurden unter der unmittelbaren Aufsicht der Ladies Patronesses vertheilt, damit kein Unberufener unter der Maske des äußern trügerischen Glanzes sich einschleichen könne. Die Männer besorgten, wie sich gebührte, das Geschäftliche des königlichen Unternehmens; und auf jedes Billet wurde der Preis von anderthalb Guineen gesezt, von welchen zwölf Schillinge, oder vier Thaler für das Frühstück à Person bey Seite gelegt wurden. Aber bekanntlich sind wir gute Kalkulatoren, und selbst mit dem Pflug und Spaten in der Hand, vergessen wir die Rechenkunst nicht. Das Komitté der Männer zog aus ihrer Erfahrung, daß in ihren monatlichen Versammlungen gewöhnlich nur die Hälfte oder zwey Drittheile der Mitglieder sich einfinden, den Schluß, daß dasselbe Verhältniß sich auch beym Frühstücke zeigen werde. Jarrin erhielt daher den Auftrag, ein Frühstück für zwey Tausend Mal zwölf Schilling zuzubereiten, und mit dem Ueberschusse dachte man die Finanzen der Gesellschaft zu verbessern, einen Ceres-tempel zu bauen und andere Verschönerungen in's Leben zu rufen. Aber wie irrten sich die Guten! Schon um ein Uhr früh Morgens (vulgo Nachmittags) sah man die glänzenden Equipagen in unübersehbarer Reihe sich nähern; Jeder schien auf seinem Posten zu seyn, und die Zahl dreytausend war beynahe voll. Freude und Bewunderung über die vortreffliche Anordnung und mannigfachen Zerstreuungen herrschte unter allen Anwesenden, aber Niemand ahnete, daß die Stunde der Versuchung noch kommen werde. Mit dem Schlage vier sollte sich alles unter den, mit orientalischer Pracht ausgeschmückten Zelten zum Frühstück niedersezen. 3000 Stühle waren da, aber die Zeiten der Wunder nicht mehr, und dreytausend Britten und Brittinnen konnten von einem, nach dem französischen System eingerichteten Frühstück nicht gesättigt werden, das nur für 2000 zubereitet worden war. Der dritte Theil ging leer aus; Unzufriedenheit stellte sich in der Reihe der Männer ein; das Komitté tobte, ein allgemeiner Sturm drohete den französischen Küchenmeister furchtbar zu stürzen, und von allen Seiten ward ihm der Krieg angekündigt. Da schleuderte er seine Waffen der Oeffentlichkeit gegen seine unbillige Ankläger, und nachdem er mit dem wahrhaft stolzen Gefühle eines Mitgliedes der großen Nation die Verdienste aufgezählt, welche er sich um den Gaumen und Geschmack des brittischen Volkes erworben hatte, deckte er den bisher geheim gehaltenen Finanzplan des Komitté auf; er bewies aus offiziellen Dokumenten, beglaubigt von den ersten Geflügel-, Wildprett-, Pasteten-, Fleisch-, Fisch-, Frucht- und Weinverkäufern der Hauptstadt ꝛc. ꝛc., daß er seiner Pflicht vollkommen Genüge geleistet und für 2000 Personen, wie ihm aufgetragen worden, gesorgt habe; ja er rief sogar zehn französische Unterköche, im Dienste des Mylords und Myladies A. B. C. u. s. w. zu Zeugen, und der Neumund verstummte vor ganz Frankreich. Aber nun ging es über das Komitté her. Dieses, wie geschickte Tactiker, die den Angriff des Feindes nicht erst abwarten, stellten selbst eine Untersuchung an, lassen Zeugen abhören, und haben ihre Sizungen für permanent erklärt. In einer, in der vorigen Woche statt gehabten öffentlichen Versammlung sprachen sich mehrere Lords und ein General sehr energisch gegen die Politik des Komitté aus. Der Vorsizer schüzte sich aber mit den Formen unsers Parlaments, daß nämlich keine Motion vorher gemacht worden, und jede Debatte daher gesezwidrig sey. So schwebt denn noch diese wichtige Angelegenheit vor dem Tribunal der öffentlichen Meynung, und wird wahrscheinlich noch nicht so bald entschieden werden. Mittlerweile hat aber der Ausschuß an Achtung sehr verloren, denn wie löblich und schön auch das Unternehmen eines Festes dieser Art war, so hätte es nur nicht durch die schmuzige Leidenschaft des Geizes besudelt werden müssen. So geht es aber hier in allen Dingen, das Einathmen der freyen Luft muß beynahe mit Gold erkauft werden, und die Habsucht ist gar oft jeder Scham fremd.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieses Mahles wurde bereits von einem andern Korrespondenten in Nr. 166 Erwähnung gethan.

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Juli 1827.

Verzieh er sich die Vergangenheit? Die Welt, die ihm Beyfall gab, konnte sie ihn trösten? Konnte er, nachdem was er verloren, von einem gemeinen Schicksal befriedigt werden? Ich weiß es nicht, und will in dieser Rücksicht ihn weder tadeln, noch ihn freysprechen.

Anne Germaine v. Staël.

Jud-Süß.

(Beschluß.)

Der junge Mann sah die weinenden Mädchen an; ein unabweisbares Gefühl kämpfte in ihm, er schwankte einen Augenblick, und Lea, die diesen Kampf in seinen Mienen las, faßte seine Hand, drückte sie stürmisch an ihr Herz, zog sie zärtlich an ihre Lippen. „Er will!" rief sie entzückt; „o, ich wußte es wohl, er ist edel; er will sich nicht wie die Andern an dem Unglücklichen rächen, der ihn einst beleidigt hat, er läßt ihn nicht sterben, belastet mit Sünden, er läßt ihn leben und fromm und weise werden. Wie gütig bist du, o Gott, daß du noch deiner Engel einen gesendet hast auf diese öde Erde, der mit der offenen Hand der Barmherzigkeit segnet, und nicht mit dem flammenden Schwert der Rache den Verbrecher zerschmettert!"

„Nein — nein — es ist nicht möglich," sprach Landek mit tiefem Schmerz. „Sieh Lea, mein Leben möchte ich hingeben, um deine Ruhe zu erkaufen, aber meine Ehre, Gott! meinen guten Namen! es ist nicht möglich; sie wissen um den Brief, Einige haben ihn gelesen und — morgen soll ich ihn vortragen. Käthchen! sprich, ich beschwöre dich, kann, darf ich es thun?"

Käthchen weinte, und eine leise Bewegung ihres Hauptes schien anzudeuten, daß es auch ihr unmöglich scheine. Lea aber hatte ihm mit starren Blicken zugehört; über die bleichen Wangen ergoß sich die Röthe der Angst, sie beugte sich vor, als könne sie die schreckliche Verneinung nicht recht vernehmen; sie sah, als sich Gustav auf seine Schwester berief, mit einem Blick voll schmerzlicher Zuversicht nach dieser hin, sie streckte die Hand krampfhaft aus, wie ein Ertrinkender, der nach dem schwachen Zweig am Ufer die Hand ausstreckt — vergebens.

„So muß er sterben," sagte sie nach einer Weile leise, „und du — du brichst ihm den Stab? das war es also, warum ich lebte und — liebte? es ist ein sonderbares Räthsel, das Leben! Hätte ich dieß gedacht, als ich noch ein fröhliches Kind war? hätte ich gedacht, daß wir so untergehen müßten?"

„Armes, unglückliches Mädchen!" sprach Käthchen und schloß sie in ihre Arme. „Ach, gewiß er kann nicht anders handeln, ich sehe es selbst ein; und wenn es dich trösten kann, komm zu mir, so oft du willst, du sollst gewiß treue Theilnahme finden —"

„Lea," unterbrach sie ihr Bruder, „wenn wir etwas für Sie thun können; Sie sind an Wohlstand gewöhnt — dieses Kleid hier sagt mir, daß Sie in Noth sind."

„Komm, Lea," fuhr Käthchen fort, „wir sind beynahe von derselben Größe, nimm von meinen Tüchern, von meinen Kleidern, du machst mir Freude, wenn du es thun willst."

„Das Vermögen Ihres Bruders, das er außer Landes besitzt," sagte Gustav, „soll und muß für Sie gerettet werden, Sie haben die nächsten Ansprüche, und ich will gewiß das Meinige thun."

„Guter Gustav," unterbrach sie ihn, indem sie sich

zu einem Lächeln zwang; „lassen wir das; die Leute sagen, daß er sein Vermögen den Armen dieses Landes entzogen habe. Da hatte er Unrecht, und es wäre besser, er hätte dieses Land nie gesehen; aber eben so unrecht wäre es von mir, von diesem Golde Gebrauch zu machen, das ihm den Tod bringen wird. Aber von dir, liebes, schönes Mädchen, nehme ich ein Tuch an, weil es jezt so kalt wird. Ich höre, du bist Braut; sey doch recht glücklich! Möchten dieß die lezten Thränen seyn, die jezt in deinen Wimpern hängen, und wenn du weinen mußt, so sey es nur fremdes Unglück, um das dein schönes Herz trauert."

„Lea," sagte der junge Mann mit tiefem Schmerz, „ich kann dich nicht so hinweg lassen; es ist die trügerische Ruhe der Verzweiflung, die aus dir spricht. Besuche doch meine Schwester; sage, wo du wohnst. — „Ach, wenn du Mangel littest. — Scheide nicht im Groll von mir, Lea! Gott weiß, daß ich nicht anders konnte."

„Und auch ich weiß es, Gustav! und war ein thörichtes Mädchen, dich auf diese gefährliche Probe zu stellen; unser Unglück ist so groß, daß eine kleine Hülfe mit deiner Ehre, mit deiner Ruhe zu theuer erkauft wäre. Lebet wohl; ich brauche wenig, vielleicht bald gar nichts mehr, und sollte ich etwas nöthig haben, so bin ich nicht zu stolz, zu dieser Freundin zu kommen, der einzigen, die mir das Unglück erworben hat."

„Und vergibst du?" sagte Gustav mit Thränen.

„Ich habe nichts zu vergeben," erwiederte sie, indem sie ihm mit mehr Fassung, als die beyden Geschwister erhalten hatten, die Hand bot. „Lebe wohl, Freund! Ich gehe meine Blumen zu begießen. Möge der Gott meiner Väter dich so glücklich machen, als es dein reiches Herz verdient!" Sie sagte es, warf noch einen Blick voll Liebe auf ihn und ging von Käthchen begleitet.

Der junge Mann blickte ihr wehmüthig nach; es war ihm, als hätte diese Stunde einen mächtigen Einfluß auf sein Leben, aber er ahnete auch, daß er das unglückliche Mädchen zum lezten Mal gesehen habe.

15.

Es würde unsere Leser ermüden, wollten wir sie von dem Prozeß des Juden Süß noch länger unterhalten. Es ging damals wie ein Lauffeuer durch alle Länder und wird da und dort noch heute erwähnt, daß am 4ten Februar 1738 die Würtemberger ihren Finanzminister wegen allzugewagter Finanzoperationen aufgehenkt haben. Sie hingen ihn an einen ungeheuren Galgen von Eisen in einem eisernen Käfich auf. Im Dekret des Herzog Administrators heißt es: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermänniglich aber zum abscheulichen Exempel." Beydes, die Art, wie dieser unglückliche Mann mit Würtemberg verfahren konnte, und seine Strafe, sind gleich auffallend und unbegreiflich zu einer Zeit, wo man schon längst die Anfänge der Civilisation und Aufklärung hinter sich gelassen, wo die Blüthe der französischen Literatur mit unwiderstehlicher Gewalt den gebildeteren Theil Europa's aufwärts riß.

Man wäre versucht, das damalige Würtemberg der schmählichsten Barbarey anzuklagen, wenn nicht ein Umstand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen, und der, wenn er auch nicht die That entschuldigt, doch ihre Nothwendigkeit darzuthun scheint. „Er mußte," sagen sie, „nicht sowohl für seine eigene schwere Verbrechen als für die Schandthaten und Pläne mächtigerer Männer am Galgen sterben." Verwandtschaften, Ansehen, heimliche Versprechungen retteten die Andern, den Juden — konnte und mochte Niemand retten, und so schrieb man, wie sich der alte Landschaftskonsulent Lanbek ausdrückte, „was die Uebrigen verzehrt hatten, auf *seine* Zeche." Es sind seitdem neunzig Jahre verflossen, und wir wissen nicht, ob damals der schmähliche Tod dieses Mannes die Gemüther über alles frühere beruhigte und befriedigte. Ein Edikt des Administrators wenigstens scheint es nicht ganz zu beweisen, denn er sah sich genöthigt zu *verordnen*: „daß die Unterthanen alle widrigen Nachreden und ungleichen Urtheile über den hochseligen Herrn, bey scharfer Strafe und Ahndung, vermeiden, und denselben im schuldigst-respektneusesten Andenken halten sollten."

Der alte Laubek that das Leztere auch ohne dieß Edikt, denn so oft der Name Karl Alexanders genannt wurde, lüftete er mit besorgter Miene sein Mützchen und sagte: „Gott habe ihn selig!" Er folgte auch dem hochseligen Herrn noch unter der Vormundschaft Rudolphs von Neustadt. Man sagt, sein Sohn habe nie wieder gelächelt und selbst Schwager Reelzingen konnte ihm mit den herrlichsten Späßen keine heitere Miene abgewinnen. Noch Anno 93 sah man ihn als einen hohen, magern Greis an seinem Stock über die Straße schreiten; seine Miene war ernst und düster, aber sein Auge konnte zuweilen weich und theilnehmend seyn. Er hat nie geheirathet und die Sage ging damals, daß er nur einmal und ein unglückliches Mädchen geliebt habe, das ihren Tod im Neckar freywillig fand. Männer, die ihn gekannt haben, versichern, daß er gewöhnlich kalt und abgeschlossen, dennoch sehr interessant in der Unterhaltung gewesen sey, wenn man ihn auf gewisse metaphysische Untersuchungen brachte, mit welchen er sich in seinem hohen Alter hauptsächlich beschäftigte. Er starb, betrauert von Vielen, die ihn und sein Schicksal kannten, und beweint von den Armen und Unglücklichen. Mein Großvater pflegte von ihm zu sagen: „Es war einer von jenen Menschen, die, wenn sie einmal recht unglücklich gewesen sind, sich nicht mehr an das Glück gewöhnen mögen."

Ueber die Hausthiere und die Fähigkeit der verschiedenen Familien von Säugethieren, Hausthiere zu werden.

(Fortsetzung.)

Die Fleischfresser, Löwen, Panther, Marder, Wölfe, Bären u. s. w., lauter einsam lebende Arten, sind für gute Behandlung sehr empfänglich und nicht furchtsam. In der Freyheit fliehen sie die Gefahr, in der Gefangenschaft empört sie harte Behandlung bis zu Zorn und Wuth. Befriedigt man aber ihre dringenden Bedürfnisse, ist man immer gütig gegen sie, nie, nicht einmal mit Geberden, drohend, so nähern sie sich vertrauungsvoll und geben die unzweydeutigsten Beweise ihrer Zuneigung. So oft die Sanftmuth des verrätherischen Affen täuscht, so selten ist die Miene eines Fleischfressers falsch. Daher sah man schon Löwen, Panther, Tieger so weit gezähmt, daß man sie anspannen konnte, und Wölfe zum Jagen abgerichtet; die Kunststücke des Bären sind bekannt. Aber trotz all dem ist es uns nicht gelungen, sie ganz zu unserm Eigenthum, d. h. zu Hausthieren zu machen.

Die Seehunde, gesellige, sehr verständige Thiere, würden vielleicht unter allen Fleischfressern am leichtesten durch gute Behandlung große Veränderungen erleiden und sich am meisten unserm Willen fügen.

Die Nagethiere, Bieber, Murmelthiere, Eichhörner, Hasen u. s. w. haben eine sehr beschränkte Intelligenz. Man kann sie an einen bestimmten Zustand, selbst an gewisse Verrichtungen gewöhnen; aber die Ursachen unterscheiden sie höchst unvollkommen und scheinen in ihrem Gedächtnisse nur äußerst schwache Verkettungen zu bilden. Das Nagethier kann den Menschen, der ihm fortwährend die größten Wohlthaten erwiesen hat, von jedem andern nicht unterscheiden.

Die einhufigen und die dickhäutigen Thiere (Pachydermen), Elephanten, Tapirs, Damans, Zebras, Pferde u. s. w. sind der Zähmung durch Furcht und Dankbarkeit fähig, kennen ihre Wärter und fassen oft lebhafte Zuneigung zu ihnen. Bis zu einem gewissen Grad scheint dieß auch bey den Wiederkauern der Fall zu seyn, vorzüglich aber blos bey den weiblichen Thieren, denn die männlichen sind ohne Ausnahme so wild, daß Mißhandlung sie immer mehr erbittert, gute Behandlung aber keinen Eindruck auf sie macht.

Aus dem Bisherigen lernen wir nun den Einfluß der verschiedenen Zähmungsmittel auf die Thiere kennen, aber über die Verhältnisse, die eintreten müssen, damit aus diesem Einfluß der wahre Zustand des Hausthiers entspringe, sagen uns diese Thatsachen nichts; denn viele Thiere werden, trotz aller dieser Einflüsse, niemals Hausthiere.

Hätten wir bey jeder Generation das Geschäft der Zähmung von vorne anfangen müssen, wäre unser Einfluß auf die Thiere auf das Individuum beschränkt geblieben, so besäßen wir eigentlich keine Hausthiere; wenigstens hätten sie nicht den mächtigen Einfluß auf unsere Civilisation äußern können, den sie geäußert haben; aber zum Glück waren die Veränderungen, welche die ersten gezähmten Thiere durch unsere Hand erlitten, für diejenigen, die nach ihnen zum Daseyn kamen, nicht verloren. Die allgemeine Erfahrung, daß die Jungen ihren Eltern sehr gleichen, ist für den Menschen und die Thiere, für körperliche und geistige Eigenschaften gleich wahr. Die Eigenschaften, welche Thiere einer Art unterscheiden, sind solche, die von uns durch Uebung entwickelt worden sind, und diese Uebung ist eine Folge der Umstände, unter denen die Thiere gelebt, und in die wir sie willkührlich versetzt haben; die Eigenschaften, die, nun nach dem allgemeinen Naturgesetze, von den Alten auf die Jungen übergehen, sind also Folgen zufälliger Umstände, die von uns abhängen, und durch deren Herbeyführung es uns gelingt, die Thiere und ihre Nachkommenschaft, oder ihre Raçe zu modificiren. Die Erfahrung bestätigt dieß vollkommen; jede Raçe hat ihre besondern, sich fortpflanzenden Eigenschaften, um deren willen sie zu einem bestimmten Dienste einer andern Raçe vorgezogen wird. Die Mittel, die Raçen rein zu erhalten, sie zu vervielfältigen und zu kreuzen, sind bekannt. — Mit je mehr Mitteln wir auf eine Thierart einwirken konnten, desto enger hat sie sich an uns angeschlossen; so ist der Hund unser befreundetstes Hausthier, während der Ochse, auf den wir fast blos durch Nahrung wirken konnten, uns am wenigsten angehört. Dieser Unterschied wird durch die verschiedene Fruchtbarkeit dieser beyden Thiergeschlechter, und die dadurch bedingte raschere oder langsamere Uebertragung der Eigenschaften noch größer. Nach der Leichtigkeit zu schließen, mit welcher der Elephant gezähmt wird, würde er, wenn wir, was bis jetzt noch nirgends der Fall war, auf mehrere seiner Generationen einwirken könnten, gewiß eines unserer treusten Hausthiere werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Jene Erzählung gelte aber nicht blos als ein Lachstück, sie kann wohl dazu dienen, dem Leser einen Einblick in die Denkart auch der hiesigen höhern Gesellschaften zu geben; jeder führt das Wort „Gentleman" im Munde, zu aller Zeit, von den Schuljahren bis zum Grabe, und sehr viele erfrechen sich sogar zu behaupten, daß das Wesen eines Gentleman nur dem Britten, d. h. dem Engländer, dem Schotten, dem Irländer, dem westindische Pflanzer u. s. w. eigen, und andere Natio-

nen nicht einmal im Stande seyen dieses Wort in ihre Sprache zu übertragen, weil sie den Begriff davon nicht auffassen können. Eitle Prahlerey! von demselben Schlage wie l'honneur français; man untersuche nur, ob es einem Ausschusse gebildeter deutscher Männer, oder zu welcher Nation des Festlandes sie auch gehören mögen, einfallen würde, sich so ungentlemanlike zu betragen wie der der hiesigen Gartenbaugesellschaft? Das trügerische Bild, welches man sich von dem höhern Standpunkte des brittischen Privatcharakters machte, verdient entschleyert zu werden. Als einzelnes freyes Wesen ist der Britte um kein Haar besser, als alle andere germanische Nationen; zwar zeigt er sich thätiger in der Theilnahme an Leistungen der Wohlthätigkeit, dafür leistet aber auch die Regierung nichts in diesem Zweige des Staatshaushalts, und überläßt alles der Fürsorge der Staatsbürger, die dann nicht dem Staate, sondern der Anstalt unmittelbar steuern. Man blicke nur auf manchen kleinen Staat Deutschlands und der Schweiz, wie der Gemeinde, dem Bürger, die Leitung der Straf- und Wohlthätigkeitsanstalten weislich überlassen ist, und man wird denselben guten Willen, denselben Sinn für Wohlthätigkeit, denselben Patriotismus finden. Der Britte zeigt sich auch im Aeußern gemessener und mit berechneterem Anstande, aber man gebe nur den andern Nationen dieselbe Preßfreyheit, diese große Erzieherin des Gemeinwesens, welche die von der geringsten bis zur höchsten Magistratsperson vorgebrachten Vergehungen des Einzelnen dem Volke bekannt macht, und diese furchtbar heilsame Medicin wird auf das häusliche und öffentliche Leben andrer Völker dieselbe Wirkung wie auf den Britten hervorbringen. Referent ist weit entfernt sein Urtheil aus Partheylichkeit auszusprechen, vielmehr weiß er vollkommen die Nationaltugenden des wahrhaft großen Volkes zu schätzen, die aber auch das Erbtheil jeder Nation werden, welche eine freye Verfassung, eine wirksame Volksvertretung, und eine freye Presse besitzt. Ein großer Volkscharakter kann durch Menschenwerk. — ein göttliches zwar, — durch Institutionen nämlich hervorgerufen werden; nur Volkseigenthümlichkeiten gehören der Natur, dem Boden eigenthümlich an; diese sind aber nichts weniger als der moralische Barometer eines Einzelnen, und weder der achtmonatliche abgeändigte Sitz am brittischen Fire side, noch das weit mehr äußere Leben des Einwohners unter einem glücklichen Klima, bildet den Grad-messer der Tugenden und Untugenden eines Volkes. Kehren wir aber zu unseren Stadtnachrichten zurück; diese können zwar jezt in der hot season nur mager ausfallen. Die Theater sind meistens geschlossen, und West End beweint seine Einsamkeit. Man berechnet, daß mehrere Hunderttausend Personen diesen Theil; der Stadt in den jetzigen Sommermonaten verlassen, um die reinere Lands- und Seeluft einzuathmen; jezt füllen sich die Badeörter an, von welchen Brighton mit seinen künstlichen deutschen Heilwassern seit dem lezten Jahre den Preis davon getragen hat. Die wohlthätigen Ergebnisse mancher dieser Wasserkuren waren so sichtbar, daß sie auch den größten englischen Scepticker zu einem deutschen Enthusiasten umwandelten. Have you already been at the German Spa? ist die erste Frage, wenn man einem gichtbrüchigen oder sonst kranken Freund begegnet. You must go there if you will be cured folgt gewöhnlich darauf, und „I shall" ist die gewöhnliche Antwort. So begeben sich Hunderte nach dem Heilbade, und erkaufen sich für eine Guinee die Woche eine größere Portion Gesundheit, als die übermäßigen Fees an die Physicians und Surgeons ihm während eines ganzen Jahres hätten bringen können. Man kann demnach mit inniger Theilnahme den wackern Unternehmern ein aufrichtiges „Glück zu!" zurufen, deren eigener, aus dem Aufblühen ihrer Anstalt entstehender Nutzen gegen den, welchen sie dem leidenden Menschengeschlecht bringen, wie ein Tropfen im Meere schwindet.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Außer der drey Mal wiederholten Aufführung der Agnes, häuften sich nun, gleichsam zur Entschädigung, die musikalischen Genüsse auf solche Weise, daß wir nur das Hauptsächlichste hervorheben können. Den Vorrang behauptet sicher Mad. Catalani als Semiramis. Doch konnten nur einzelne Scenen dieser Oper, mit Einlegung von Arien aus anderen neueren italienischen Machwerken, dargestellt werden, da es an Personal fehlte. Es kam aber hier auch nur auf Mad. Catalani an. Welch eine Gestalt! So liebt, so zürnt, so befiehlt, so erstaunt, erzittert, erschreckt eine Königin. Alle unsere Schauspieler und Schauspielerinnen hätten lernen können, wie eine Herrscherin sich benehmen müsse. Zwar gefiel das lebhafte Spiel, der erhöhte Ausdruck nicht durchgängig, weil ein großer Theil unseres Publikums noch in der Gesinnung einer früheren Zeit überall nur will seine eigene Wohnstube wieder finden, und auch das oft imposante Spiel der Milder nicht anerkennen mag; doch im Ganzen war der Beyfall rauschend und anhaltend. Im Gesang störte uns nur mehr als sonst der häufigere unangenehme Vorschlag, den Mad. Catalani, statt den Ton rein und fest anzusingen, wie es scheint, zu eigener Erleichterung vorangeben zu lassen liebt. Eher noch können wir uns mit den Koloraturen versöhnen; denn sie sind zwar keine Schnur rug an einander gereihter, gerundeter, gleichmäßig leuchtender Perlen, aber sie gleichen in ihrer Großartigkeit den plötzlich bewegten Wogen des Meeres, welche der Sturm emporschleudert, kräuselt, mannigfach hin und wieder wirft, und endlich zerschellen läßt. Besonders gelang in den einzelnen Auftritten der Ausdruck königlichen Zornes und die Macht des Befehlens. Man hat es getadelt, daß statt solcher abgerissener Scenen nicht lieber eine ganze Oper, wie z. B. Titus, aufgeführt worden sey, aber wenn eine Sängerin zeigen will, was sie vermag, so sind Bruchstücke neuerer italienischer Opern das beste Element; denn diese Opern sind überhaupt nur ein Aggregat von Bruchstücken, welche willkührlich an einandergereiht, meist dem Inhalt unangemessen, von der Sängerin fordern, daß sie aus dem Wenigen Alles mache. Sie selbst muß, was sie ausdrücken will, durch den Ton ihrer Stimme, durch die Nüancen des Vortrags erst in die Töne hineinbringen, die sich willig dem unterschiedensten Ausdruck Preis geben. Und zwar ist es hier ganz anders wie in Dramen, wo unangemessene Situationen, ein alberner fader Dialog auch durch die höchste Geschicklichkeit des Schauspielers nicht ihre Unangemessenheit und Albernheit verlieren; denn in der Poesie ist der Inhalt und nicht die Darstellungsform das Ueberwiegende, bey der Musik aber ist der Ton das eigentliche und so billsame Element, daß dieselbe Melodien, wenn sie von allgemeinerem Charakter sind, sich dem mannigfachsten Inhalte anpassen lassen. Und bey den neueren italienischen Opern muß das schöpferische Talent der Sängerin diesen Inhalt aus sich selber erzeugen. Wie groß ist nicht in dieser Rücksicht z. B. die Pasta. Auch bey der Malerey wird Jeder zugestehen, daß auch unbedeutende, ja häßliche Züge durch die innere Seele, die der Künstler aus ihnen herausblicken läßt, den tiefsten und mannigfachsten Ausdruck gewinnen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

August

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den

neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Vaterländisches, von W. Müller. Nr. 4. u. 5. 184. Nr. 6. 191.
Die drey Hunde, von L. Robert. 187.
Jesuiten-Beichte. 188.
Der Greis, von L. Robert. 194.
Der gefangene König, von Helms. 198.
Russische Volkslieder. 200. 202. 205. 206. 208.
Das Liebste im Leben, von Elsholz. 203.
Charaden: Wildfang. 186. — Räthsel: Ey. 192. Reif. 198. Censor. 204.

Erzählungen und Romane.

Liebe und Wahnsinn. 197.
Die Vorurtheile, von E. Döring. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 209.

Länder- und Völkerkunde.

Fortschritte in der Kultur unter den Indiern Nordamerika's. 184. 185.
Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas. 186. 187.
Die Kineans von Arrakan. 192.
Sagen aus den Religionsbüchern der Cingalesen. 195. 196.

Reisen.

Madera. 189. 190. 191. 193.

Naturgeschichte.

Ueber die Hausthiere und die Fähigkeit der verschiedenen Familien von Säugethieren, Hausthiere zu werden. 183.
Ueber die Giraffe. 208.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Schreckliches Ereigniß bei einer Nachgrabung in der Necropolis von Theben. 183. 184.
Die skandinavische Mythe. 185.
Ueber die Volkspoesie der Russen. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193.
Wichtige Entdeckung für die Schiffahrt. 188.
Aus Jean Pauls Nachlaß. 190. 192. 193. 195. 196. 197.
Ueber die Hieroglyphen der Aegypter. 194. 195. 196. 198. 199. 200. 201. 202. 205. 206.
Die Schenken von Paris. 194. 197. 199.
Besuch eines Engländers im Serail. 198.
Cooke in Boston. 201.
Astronomische Abendunterhaltungen, von Nürnberger. 207. 208. 209.

Biographie.

Züge aus Napoleons Leben. 183. 203. 204.

Korrespondenz.

Berlin. 183. 184. 188. 189. 190. 195. 196. 198. 199. 200. 201. 202. — Hamburg 183. 184. — Leipzig. 185. 186. — Genf. 185. 186. 188. 190. 191. — Paris. 187. 189. 192. 193. 197. 199. 200. 203. 204. 205. 207. — London. 191. 192. 197. 198. 203. 204. 206. 207. — Schweiz. 193. 201. 202. — Cagliari 194. 195. 196. — Rom. 194. — Bern. 205. 206. — Nismes. 208. 209. — Petersburg. 208. 209.

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Kunstausstellung in Mailand 1826. (Fortsetzung.) — Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart 1827. (Fortsetzung.) — Ueber eine sehr täuschende Kopie nach einem radirten Blatte, von D. Schulz.

Nro. 63.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Beschluß.) — Kunstausstellung in Mailand 1826. (Beschluß.)

Nro. 64.

Nekrolog. (Der Maler Daniel Freudweiler.) — Kunstnachrichten aus Leipzig. — Bekanntmachung.

Nro 65.

Denkmal für Albrecht Dürer in Nürnberg. — Notizen über den Mithrastempel in Heddernheim bei Frankfurt a. M. — Kunstnotizen von der Leipz. Ostermesse. — Genf, Ende Junius.

Nro. 66.

Preisaufgaben der k. k. Akademie der schönen Künste in Mailand. — Neue französische Kupferwerke. — Berichtigung.

Nro. 67.

Das akademische Kunstmuseum zu Bonn, von Prof. Welker. — München, den 6. Aug. — Mailand, den 19. Juli. — Rom, den 18. Juli.

Nro. 68.

Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. (Beschluß.) — Kunstnotiz aus Leipzig. — Neuentdeckte etrurische Gräber zu Tarquinia.

Nro. 69.

Venus Libitina auf Gemmen und Glaspasten. — Die Ruinen von Dieraſch und Amman in Syrien. — Nürnberg, August 1827. — Rom, 27. Juli. — Nekrolog. (Brulliot). — Beförderung.

Nro. 70.

Venus Libitina auf Gemmen und Glaspasten. (Beschluß.) — Ueber den Maler Jakob Cornelisz von Oostsanen. — Zinkographie. — Nekrolog. (Usteri.) — Leipzig.

Literatur-Blatt.

Nro. 62.

Aesthetik. Das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen, von Dr. H. Fr. W. Hinrichs. — Classische Literatur. Griechische und römische Prosaiker, in neuen Uebersetzungen. Herausgegeben von Tafel, Osiander und Schwab. — Naturkunde. Mémoires de la Société académique de Savoie. Tom. II. — Politische Literatur. Die alte und neue Zeit.

Nro. 63.

Reiseliteratur. 1) Mein Besuch Amerika's im Sommer 1824. Von S. v. N. 2) A. Blanqui's Reise nach Madrid im August und September 1826. Aus dem Franz. v. G. Sellen. — Kirchengeschichte. Beiträge zur russischen Kirchengeschichte, von Ph. Strahl.

Nro. 64.

Geschichte. Römische Geschichte, von B. G. Niebuhr. — Lyrische Dichtkunst. Weihestunden einer edlen Seele, von Friderike Voigt. Herausgegeben von Tiedge.

Nro. 65.

Dichtkunst. Ballades allemandes, tirées de Burger, Koerner et Rosegarten, par Ferdinand Flocon. — Geschichte. Römische Geschichte, von Niebuhr. (Beschluß.) — Naturkunde. Beiträge zur vergleichenden Klimatologie, von Dr. J. F. Schouw.

Nro. 66.

Dramatische Dichtkunst. Die beiden Edelleute von Venedig, eine Tragödie von Eduard Arnd. — Rechtswissenschaft. Ansichten und Wünsche der Bewohner der preußischen Rheinprovinzen bei der bevorstehenden Justiz-Organisation ꝛc.

Nro. 67.

Musikliteratur. Berliner allgemeine musikalische Zeitung, redigirt von A. B. Marx. — Philosophie. Die Halb-Kantianer und der Pantheismus. Eine Streitschrift von Dr. H. Ritter.

Nro. 68.

Roman. Die Prairie, von Cooper. Aus dem Englischen übersetzt. — Sprachwissenschaft. Versuch einer naturwissenschaftlichen Beleuchtung des Verhältnisses zwischen antiker Prosodie und dem modernen Sprachaccent, von Dr. C. M. Rapp. — Biographie. Lebens- und Bekehrungsgeschichte des Dr. der Rechte F. D., eines am 30. September 1817 zu Aarwangen hingerichteten Diebes und Mörders. Aus dem Französischen von F. A. T.

Nro. 69.

Physik. — Kritische Literatur. Walter Scott, für die Leser seiner Werke. Ein biographisch-literarischer Versuch von Dr. C. G. Jacob.

Nro. 70.

Roman. Olesia oder Polen, von Madame L. Clarke. Aus dem Englischen. — Mengliteratur. Nouveaux Mélanges historiques et littéraires, par M. Villemain.

Anzeige.

Nach Auflösung der Theater-Direktion des Hrn. Schemenauer, bildete sich ein Comité, welches die Leitung der Bühne in artistischer und ökonomischer Hinsicht übernommen hat. Dieses neu eingetretene Verhältniß, durch welches sich erwarten läßt, daß Augsburg ein, seinem Range, den es unter den Städten Deutschlands behauptet, angemessenes, gut organisirtes Theater erhalten wird, findet man sich veranlaßt, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und zu gleicher Zeit fähige, talentvolle Individuen, denen eine Anstellung an dem hiesigen Stadt-Theater wünschenswerth erscheint, im Fall sich dieselben hinsichtlich ihres Talentes und moralisch guten Betragens durch hinlängliche Beglaubigung ausweisen können, einzuladen, sich in portofreyen Briefen unter der Adresse:

An das Comité des Stadt-Theaters zu Augsburg

an die Vorstände der Anstalt zu wenden. Die noch zu besetzenden Fächer sind folgende:

Im Schauspiel: Das der jugendlichen Helden und Liebhaber, der ersten zärtlichen Väter, der Anstandsdamen, der ersten jugendlichen, muntern Liebhaberinnen und der zärtlichen Mütter.

In der Oper: Das Fach eines ersten und zweyten Tenoristen und Bassisten, Tenorbouffons, einer ersten und zweyten Sängerin und einer Mutter.

Augsburg, am 17ten Juli 1827.

Das Comité des Stadt-Theaters zu Augsburg.

Brisler, qua Vorstand.

v. Forster-Philippsberg.

Florenz, Sekretär.

Nro. 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. August 1827.

Was kletterst du nieder aus glänzender Luft
Zum finstern Schooße der Erde?
Was suchst du in der grausenden Kluft,
Die des Tages Leuchte nicht klärte?
Halt ein, Verwegner, und hemme den Streich,
Denn weiter nicht dringst du in's Geisterreich.

Th. Körner.

Schreckliches Ereigniß bey einer Nachgrabung in der Nekropolis von Theben.

Folgendes Ereigniß, das während der Nachgrabungen des Italieners Passalacqua vorfiel, dessen Hauptentdeckung in Egypten wir in Nro. 174 — 76 beschrieben haben, erzählen wir als an sich merkwürdig und als einen Beweis, mit welchen Gefahren dergleichen antiquarische Forschungen nicht selten verknüpft sind.

* * *

Ich entdeckte einmal in der Nekropolis von Theben eine frey im Sande begrabene Mumie; dergleichen Mumien finden sich nun oft über einem in den Felsen gebauenen Grabe; dieß und einige andere Umstände bestimmten mich, an dieser Stelle eine Nachgrabung zu veranstalten. Es geschah; bald aber wurde die Arbeit wegen des beständig wieder hereinstürzenden Sandes sehr beschwerlich und gefährlich; ich wollte die Sache aufgeben, aber Abd-el-Hammid, der alte Aufseher der Araber, überredete mich immer wieder fortzufahren. In der Tiefe von etwa 20 Fuß stieß man auf eine kreisförmige Mauer aus rohen Ziegeln, die einen mit Erde gefüllten Schacht von 12 Fuß Durchmesser darstellte; diese Mauer hatte, als man hier das Grab in ungewöhnlicher Tiefe in dem Felsen ausgrub, dazu gedient, die Erde ringsumher zu stützen. — Der 15 Fuß tiefe Schacht wurde mit großer Mühe geleert, und sein Boden auf dem Felsen befand sich so etwa 35 Fuß unter der Oberfläche; hier entdeckte man nun auch den senkrechten, zu der Begräbnißkammer führenden Kanal, der 10 Fuß lang und 5 breit war. Man traf die nöthigen Maßregeln, um die Mauer und die Erde darüber zu stützen; die Grube hatte die Form eines Trichters, dessen Mündung im Umfange wenigstens 100 Fuß maß; die Araber waren wie gewöhnlich in eine Reihe gestellt, wobey sie, Füße und Rücken gegen die Erde und die Backsteine stemmend, sich die Erdkörbe zureichten. So ging es einige Tage fort, der Gang im Felsen war schon um 12 Fuß geleert und die Grube im Ganzen 47 Fuß tief. Ich schauderte, so oft ich hinunterblickte, aber Abd-el-Hammid beruhigte mich immer wieder.

Nachmittags den 26sten Dezember 1823 drückte die Last der aufgeböschten Erde einige Ziegel los, und ihr Fallen war das Signal zu einem schrecklichen Ereigniß; die Mauern begannen sich zu beugen und die Erde in Menge von oben herabzurollen. Die Araber, die noch Zeit dazu hatten, flohen entsezt aus der Grube; aber der Tod schien sich seine Opfer bereits ausersehen zu haben, in einem Augenblick stürzten nun Trümmer und Erde von allen Seiten zusammen; eine ungeheure Staubwolke fuhr auf und entzog die unglückliche Stelle den Blicken; sie zertheilte sich, und es ward zur Gewißheit, daß vier Menschen mehr als 40 Fuß tief verschüttet waren.

Ich saß ruhig in meinem Zimmer, als einer meiner arabischen Bedienten athemlos mit dieser Nachricht hereprannte. Bereits hatten die Weiber mit furchtbarem

Betrachten wir nach dieſen Grundſätzen die wilden Thiere, bey denen die angegebenen Bedingungen ſtattfinden, ſo ergibt ſich, daß noch mehrere derſelben Hausthiere werden könnten, wenn wir das Bedürfniß fühlten, ſie uns zu eigen zu machen.

Die Affen ſind wegen der Heftigkeit und Beweglichkeit ihres Charakters, trotz allen günſtigen Verhältniſſen, unfähig, ſich je zu unterwerfen. Die Seehunde wären neben dem Hunde unter allen Fleiſchfreſſern die fähigſten, ſich an uns anzuſchließen und uns Dienſte zu leiſten, und es iſt zu verwundern, daß die Fiſchervölker ſie noch nicht zum Fiſchfang abgerichtet haben. Der ſchwache Körper und die beſchränkte Intelligenz würden die Verbindung der Nager und der zahnloſen Thiere mit uns unnütz machen, wenn ſie auch möglich wäre. Aber faſt alle Pachydermen, die noch nicht Hausthiere ſind, wären fähig es zu werden, und man muß namentlich bedauern, daß der Tapir noch wild iſt; er, iſt viel größer und gelehriger als das Schwein, und wegen ſeines vorzüglichen Fleiſches ſehr geſucht; wenn aber Südamerika fortfährt ſich zu bevölkern, ſo wird er bey ſeinen ſchwachen Vertheidigungsmitteln bald von der Erde vertilgt ſeyn. Alle Arten von einhufigen Thieren würden ſo gut Hausthiere als das Pferd und der Eſel, und die Erziehung des Zebra, des Dauw u. ſ. w. wäre gewiß nützlich und gewinnvoll. Faſt alle Wiederkäuer leben in Rudeln, und die meiſten Arten dieſer zahlreichen Familie könnten Hausthiere werden. Zwey namentlich, die es halb ſind, hätten für uns ſehr ſchätzbare Eigenſchaften: ſie wären Laſtthiere und lieferten ſehr feine Wolle, die Alpaca und die Vicogne; ſie ſind doppelt ſo groß als unſere größten Schaafe, ihre Wolle iſt von der eigentlichen Wolle ſehr verſchieden und würde gewiß einem neuen Gewerbszweige das Daſeyn geben; auch iſt, trotz dem, was dagegen geſagt wurde, nicht zu zweifeln, daß ſie ſich an unſern Himmelsſtrich gewöhnen könnten.

Der Zuſtand der Hausthiere zeigt uns alſo eine der bewunderswürdigſten Erſcheinungen der Natur: die Verwandlung einer zufälligen Veränderung in eine dauernde Form, eines vorübergehenden Bedürfniſſes in einen bleibenden Hang, einer zufälligen Gewohnheit in einen Inſtinkt.

Züge aus Napoleons Leben.

(Fortſetzung.)

Eines Abends gab mir Napoleon ein geſchriebenes Heft, mit dem Befehl, es ihm während des Eſſens laut vorzuleſen. Es war eine Ueberſetzung der engliſchen Zeitungen, die ihm der Herzog von Baſſano regelmäßig ſchickte. Zuverſichtlich bob ich an, bald aber ſank mir der Muth, als ich auf harte, beleidigende Ausdrücke ſtieß, die gebraucht wurden, wenn von ihm die Rede war. Ich befand mich in großer Verlegenheit, denn Napoleons lebhaftes, durchdringendes Auge, ſeine ſpöttiſchen Augbraunen ſchwebten mir vor dem Geſicht. Meine Lage war deſto peinlicher, da ich in Gegenwart der Kaiſerin, der Pagen, der Maitres d'Hôtel und einer Menge Bedienter aller Art las. „Leſen Sie," ſagte Napoleon, ſo oft ich inne hielt um Athmen zu ſchöpfen, „leſen Sie doch, es wird noch beſſer kommen." Ich wollte mich damit entſchuldigen, daß ich glaubte die ſchuldige Achtung zu verletzen. Er achtete nicht darauf, und hieß mich lachend fortfahren. Ich verfolgte mit dem Auge die Linien, die ich zu leſen hatte, und ſann im Voraus darauf die Ausdrücke zu mildern, da ſtieß ich auf ein Wort, ſtatt deſſen ich ziemlich geläufig der Kaiſer ſagte. . . Wie ungeſchickt! ich gab ihm da einen Titel, den die engliſchen Zeitungen ihm nie ertheilt hatten. Er forderte das Manuſcript von mir, ſagte das Wort, das ich nicht hatte ausſprechen wollen, laut, und hieß mich weiter leſen. — Am ſelben Abend erzählte ich dieß dem Herzog von Baſſano; „was wollen Sie?" ſagte dieſer, „der Kaiſer befiehlt mir, ihm die genaue, wörtliche Ueberſetzung der engliſchen Zeitungen vorzulegen; man muß ihm gehorchen, er will einmal alles ſelbſt ſehen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Nächſt Mad. Catalani nimmt unter den Gaſtſpielerinnen gewiß Dem. Schechner den erſten Platz ein. Von Wien kommend, trat ſie zuerſt in der Weigl'ſchen Schweizerfamilie auf. Die Oper hatte lange geruht, und wollte nicht mehr, wie früher, gefallen; deſto mehr aber die Sängerin, welche, durch die Größe des Hauſes getäuſcht, mit der ganzen Gewalt ihrer friſchen, klangreichen Stimme ſingen zu müſſen glaubte und nun, zunächſt durch dieſe Kraft des Tons und Fülle des Gefühls, bey dem nicht zahlreichen Publikum theils Erſtaunen, theils Entzücken erregte. So war denn das Haus, als Dem. Schechner ſich als Agathe im Freyſchützen hören ließ, gedrängt voll. Obgleich nun aber die Sängerin den vollen Klang ihrer Töne zurückhielt, durchbrach die natürliche Gewalt der Stimme dennoch den enggezogenen Kreis der unſchuldigen, immer geängſteten von Ahnung gequälten, und innerlich matten Agathe. Das „Herr ohn' Anfang und ohn' Ende" z. B. ſang Dem. Schechner mit der erhebendſten Stärke eines in ſich feſten, unerſchütterlichen Gemüthes, wovon die ſchwache Weber'ſche Agathe gerade das Gegentheil iſt. Für dieſe Rolle paßt nur Mad. Seidlers Stimme vollkommen, und die Sängerin hat ſich auch ſo ganz und gar in dieß Gemüth hineingefühlt, daß faſt in ganz Europa keine andere Sängerin ſie in dieſer Rolle übertreffen möchte. Dieſe leere Unſchuld und Geduldigkeit, das Gedrückte, die ſtille Klage, die Angſt ohne Gegenſtand, die kraftloſe Ergebung in den Willen Gottes, welche dennoch immer noch ſehnſüchtig nach der Erfüllung der eigenen Herzenswünſche verlangt, und an den Himmel appellirt, weil ſie auf Er-

den mit ihren Forderungen und Klagen abgewiesen wird, dieß innere moderne Gemüthsleben widerspricht der Frische und Kraft, mit welcher Dem. Schechner zu singen weiß; denn es ist ein Hauptcharakter des Freyschützen, daß der durchgehende Klang der Unheimlichkeit, der bis zum Schlusse hin das Mächtige und Waltende bleibt, mit seinem Teufelsspuck alle Gemüther in gleichfalls unheimliche Verzweiflung stürzt und sie zu Genossen des Bösen macht, oder wenigstens verschüchtert, und ahnend fühlen läßt, daß ihnen Schlimmes und Unglückseliges bevorstehe. Bis zum dritten Akt hin gibt es fast kein Musikstück, in welchem dieser Ton nicht vorwaltete. Der Kampf mit dem Bösen ist der recht eigentliche Inhalt der Oper, welcher dadurch so unangenehm wird, daß das Böse nur als eine unheimliche allgemeine Macht überall düster hineinklingt, ohne sich zu bestimmten Wünschen und Zwecken zu gestalten, denn der Kaspar zeigt sich immer nur als ein ganz alberner, zweckloser Geselle; der Lysiart in der Euryanthe dagegen ist eine viel bestimmtere Figur; und dennoch haben gerade die schwachen Seiten dem Freyschützen so allgemeinen Beyfall verschafft. So scheinen auch die hiesigen Weber'schen Freunde, wenn sie den Komponisten hauptsächlich auf Kosten von Spontinis Ruhm heraufzuloben wünschen, nicht zu bedenken, daß Weber ärger noch als sein Gegner das Unmusikalische mit großem Bedacht ausgebildet hat; denn wo finden sich wohl in Spontinischen Opern das Peitschengeknall und die verstimmten Hörner des wilden Heers, so wie überhaupt die ganze Zerrissenheit und Zerstückelung einer höllenmelodramatischen Musik? Wenn Spontini auch seine frühere Strenge und Kraft bis zum betäubenden Rauschen erschöpft hat, und die Töne der Julia jetzt theils zur bloßen Lieblichkeit, theils zu weinerlichem Schmerz heruntergesunken sind, so verläugnet seine Musik dennoch nie, daß sie ihren eigentlichen Inhalt aus jener größten Heldengestalt des neunzehnten Jahrhunderts geschöpft hat, während der Weber'sche Inhalt dem schwächlichen Innern eines in sich webenden Frauengemüths, das an allen Nervenschwächen des Jahrhunderts kränkelt, entnommen ist. Und je mehr dieß Frauengemüth der Typus für die deutsche Musik zu werden droht, um so mehr ist mit den Tönen dagegen anzukämpfen, welche uns Gluck und Mozart als ächtes Heilmittel gegen jede künftige musikalische Krankheit hinterlassen haben. Glaubten wir nun, daß nur äußerliche Zufälligkeiten Dem. Schechner hätten bewegen können als Emeline und Agathe aufzutreten, so zeigte sich dennoch auch in den Rollen der weißen Dame, des Fidelio, daß die Sängerin sich, im Widerspruch mit ihrer Stimme, gerade die Sentimentalität zu ihrer recht eigentlichen Sphäre erwählt habe. Denn Dem. Schechner liebt es, die Ueberfälle des Gefühls oft bis zum Schluchzen fortgehen zu lassen, was ihr freylich einen ungemessenen Beyfall erwirbt, doch eine Rolle wie z. B. Iphigenie, in welcher sie sich gleichfalls will hören lassen, oder auch Elvira vollkommen verderben würde. Als weiße Dame stand die Gastspielerin sicher hinter Dem. Sonntag zurück, denn die Reinlichkeit der Töne, die Lieblichkeit, Freundlichkeit und Heiterkeit sind ein Element, in welchem Dem. Sonntag als Königin herrscht. Leider ist ihr Reich bisher nur ein inhaltloses Rossinisches Feenreich geblieben. Dem. Schechner suchte sich durch eine eingelegte Arie zu retten, in welcher sie durch Fertigkeit und besonders durch ihre klangvollen tiefen Töne zu siegen versuchte, doch diese Arie zeigte auch wieder, daß sich die Sängerin nur in recht sentimentalem Lamento wohl und heimathlich fühle. Wir möchten ihr daher rathen, sich nach dem Wiener Aufenthalte nun auch einmal aus den heutigen Modegefühlen herauszureißen, und sich in frühere gediegenere Werke mit voller Liebe zu versenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Juli.

Als erste Oper auf unserem neuen Stadttheater sahen wir Spohrs Jessonda. Die Musik hat einen Jeden, dem nicht die faden Rossiniaden das Höchste in der Kunst dünken, wahrhaft erfreut, obgleich bey nüchterner Prüfung wohl manches darin entdeckt werden möchte, das in einem dramatischen Werke nicht an seiner Stelle ist. Einen Theil der Schuld mag wohl der, lebhafter Handlung entbehrende Text tragen. Eine Oper verlangt schlechterdings starke Farben zu ihrem Gemälde; heftige Gemüthsbewegungen, Kampf der Leidenschaften geben dem Tonsetzer Gelegenheit zu glänzen und seine Stärke in Darstellung des dramatischen Lebens zu zeigen. Der Stoff (die bekannte Geschichte der ostindischen Wittwe in der Lanassa, früher von Plümecke bearbeitet) ist durch Gebes Dichtung zu wenig belebt worden. Des Sanften, Klagenden ist zuviel, dagegen ist der Kontrast zu schwach. Tristan d'Acunha und Dandau, der Oberpriester, sind zu matt gehalten. Das Hamburger Publikum, durch des talentvollen Scribe Operntexte (Maurer und weiße Frau) zu lebhaftem Beyfall angeregt, fand sich hier abgespannt, obgleich es der größtentheils herrlichen Tondichtung die verdiente Anerkennung nicht entzog. Die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig; nur die Ballette wurden bey dieser Oper vermißt, die an sich durchaus auch nicht erforderlich sind. Mad. Kraus-Wranitzky (von der es leider noch immer nicht gewiß ist, ob unsere Bühne sie gewinnen wird) leistete als Jessonda das Vorzüglichste; ihr standen würdig Cornet (Nadori), Wolteneck (Dandau) und Mad. Cornet (Amazili) zur Seite. Herrn Reithmeyers Stimme eignet sich, da er sich in der neuesten Zeit mit dem freyen Gesange der Buffopartieen hat beschäftigen müssen, nicht mehr zu solchen Rollen, welche Portamente erfordern, daher sein Tristan d'Acunha nicht befriedigen konnte.

Dem. Peche, ein seltenes jugendliches Talent, ist nun die Unsrige geworden, und wir hoffen viel Gutes von ihrem ernsten Kunststreben, besonders für unsere, in so kläglichen Umständen sich befindende Tragödie. Die Schwäche unseres Personals in Leistungen dieser Gattung hat sich uns bey der Anwesenheit der Mad. Sophie Schröder aus Wien, welche wir einst mit Stolz die Unsrige nannten, bestätigt. Würdig hat diese große Künstlerin die Reihe der Gastspiele auf unserer neuen Bühne eröffnet; mögen ihr nur würdige Nachfolger werden! Denn wir sahen leider des Mittelmäßigen und Unwürdigen in den letzten Jahren unter den Zugvögeln, welche der Sommer uns brachte, genug. Mad. Schröder gab nur wenige, doch einige ihrer prachtvollsten Gastdarstellungen; wir nennen hier nur Merope, Königin Elisabeth, Phädra, Isabelle. Leider wurde sie in dieser letzten Rolle (mit Ausnahme der Dem. Peche als Beatrice) zu schlecht unterstützt. Der Chor wurde, besonders von dem ältesten Chorführer, auf die kläglichste Weise gemißhandelt; nicht viel besser erging es den feindlichen Brüdern, welche durch die Herrn Jakobi und Waldbach dargestellt wurden. In der Maria Stuart fanden wir mehr Gelungenes; die Herrn Schäfer (Melvil), Schmidt (Shrewsbury), Glov (Davison), Mädel (Paulet) verdienten Lob; das Uebrige war größtentheils vom Uebel. Ein Gastspieler von dem weiland Theater an der Wien, Hr. Forst, der den Mortimer gab, ist Anfänger und ließ viel guten Willen blicken. Mad. Schröder führt uns ihre beyden Töchter als neue Mitglieder unserer Bühne zu; die ältere ist als Sängerin nicht ohne Werth, doch bedarf ihr Gesang noch ernstlicher Nachübung, da sie vor Allem nicht rein intonirt; die jüngere gehört, nach dem zu urtheilen, was wir bey Gelegenheit ihrer vorjährigen Gastspiele von ihr sahen, da sie bis jetzt noch nicht wieder aufgetreten ist, zu den unbedeutenden Novizen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. August 1827.

— Dem Würdigen und Biedern
Winden wir vollkommne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen sich des Festes Tänze.

Goethe.

Vaterländisches,

von W. Müller.

4. Bey Ueberreichung eines silbernen Bechers an einen Jubellehrer *).

Wir bringen dir zur Jubelfeyer
Den ersten vollen Becher dar.
Heil dir, du Guter, du Getreuer,
Im ehrenreichen Silberhaar!
So trink' und laß den Trank dir sagen
Und unsrer Gläser hellen Klang,
Wie rein und warm die Herzen schlagen
Ringsum für dich in Lieb und Dank!

Schau' um dich in der Tafelrunde!
Erkennst du deine Schule nicht?
Die Väter, die aus deinem Munde
Geschöpft der jungen Weisheit Licht,
Sie, deren Kinder du empfangen
In deiner treuen Lehre Hut:
Wer frägt sie wohl, welch ein Verlangen
Sie vor den Lehrer wieder lud?

Aus ihren Augen strahlt es allen,
Was sie vereint, was sie bewegt;
Laß dir das Opfer wohlgefallen,
Das jeder dir entgegenträgt!
Und wie man an dem Erntefeste
Dem Säer reicht das volle Glas,
So weihen dir die Jubelgäste
Im Silberkelch das goldne Naß.

Du bist dem Säer zu vergleichen,
Der fünfzig Jahre lang geiä't
Auf vielen Aeckern, harten, weichen,
Mit Lust und Plage, früh und spät.
Und langsam reifen diese Saaten,
Der Säer schmeckt die Früchte nicht;
Es frägt die Welt nach lauten Thaten,
Und stille schafft des Lehrers Pflicht.

Sein Erntetag ist nicht hienieden,
Gott sammelt ihm die Aehren ein;
Die Arbeit, die ihm hier beschieden,
Wird dort das Maaß des Lohnes seyn.
Und gehst du diesem Ziel entgegen,
Geh langsam auf dem schönsten Pfad
Und ahnd' im kleinen Erdensegen
Die Himmelsernte deiner Saat.

5. Abendgesang zu demselben Jubelfeste.

Der Tag entweicht, das Fest verklingt,
Die Liebe glüht und wacht,
Und in der dunkeln Stille singt
Sie dir noch gute Nacht.

Du hast sie wohl verdient die Ruh':
Wer hat so treu geschafft
Mit unverdross'nem Muth, wie du,
Mit unerschöpfter Kraft?

Auf seinem Lorbeer schläft der Held.
Wo ist dein Ehrenkranz?
Du sahst ihn heut um dich gestellt
In jungem Lenzesglanz.

*) Herr Bornemann, Lehrer an der herzoglichen Hauptschule zu Dessau.

Dein Ehrenkranz, das iſt die Schaar
Der Schüler rund umher,
Der welkt nicht, wie ein Kranz im Haar,
Wird nie von Blüthen leer.

Die Blüthen wachſen fort und fort
In jeder Jahreszeit,
Und tragen Frucht von Ort zu Ort
Bis in die Ewigkeit.

Heil, den ein Kranz, wie dieſer, ſchmückt,
Heil, treuer Lehrer, dir!
Und trage lange noch beglückt
Die ſchöne Ehrenzier!

Schreckliches Ereigniß bey einer Nachgrabung in der Nekropolis von Theben.

(Beſchluß.)

Ich ſah mit dem Tag meine lezte Hoffnung ſchwinden; bedeckt mit Schweiß und Staub, völlig erſchöpft, trat ich einige Schritte zurück und überließ mich auf den Trümmern eines Grabs den traurigſten Betrachtungen. Da ließ ſich plözlich ein unerwartetes Geräuſch hinter mir hören; bald ſah ich mehrere bewaffnete Männer auf mich zukommen, es war Jannp d'Atanaſy, ein geborner Grieche; er hatte erfahren, daß ſich eine Verſchwörung gegen mich bilde, und kam mit mehreren der Seinen, mich vor der Gefahr zu warnen, der mich mein Vertrauen ausſezte, und mir edelmüthig ſeinen Beyſtand anzubieten; bereits hatte man bewaffnete Araber unter der bewegten Menge bemerkt, und vielleicht erwarteten ſie blos das völlige Einbrechen der Nacht, um, unter dem Vorwande einer blutigen Rache ihr heilloſes Vorhaben an meinem Leben und meiner Habe auszuführen. Man trieb mich zur Flucht; unter Begünſtigung der Dunkelheit ſchlich ich mich mit Nikolas, einem andern Griechen, über Trümmer und Abgründe nach Jannys Hauſe, der zurückblieb, um die Araber zu beobachten und zu beruhigen. Nach einer Stunde kam er zurück, gierig las ich in ſeinen Zügen, und las, daß keine Hoffnung mehr ſey! Man ſuchte mich zu erheitern, aber vergeblich; in einem Winkel des Zimmers ſaß ich in dumpfem Sinnen; ich ſah die vier blutigen Leichname aus der Gruft ziehen, ſah die wildeſten der Araber ihre Brüder zur Rache an mir auffordern, ſah mein Haus und die Früchte meiner mühſamen Forſchungen den Flammen, der Plünderung preisgegeben, und blizte die Hoffnung, mein Leben durch die Flucht zu retten, einen Augenblick in mir auf, ſo ſtürzte der Gedanke, daß der Vorwurf, am ſchrecklichen Ende dieſer Menſchen Schuld zu ſeyn, mein ewiger Begleiter ſeyn werde, mich wieder in Verzweiflung, und der Tod erſchien mir wünſchenswerth.

Es war halb drey Uhr Nachts; ſeit dem Einſturz waren bereits ſechs tödtliche Stunden hingeſchlichen, da ließ ſich in der Ferne ein verwirrtes Geräuſch hören; bald wuchs es zum furchtbaren Lärm; wir ſtürzten an die Fenſter und ſahen eine Menge Fackeln langſam auf uns zukommen, während andere ſich über die von den Arabern bewohnten Gräber zerſtreuten. Dieſe Bewegungen, das Geſchrey und mehrere Piſtolenſchüſſe ließen uns nichts Gutes ahnen. Man rüſtete die Waffen; doch wie hätte ich ſie gegen Menſchen führen können, denen gegenüber mich mein Gewiſſen ſchuldig ſprach! Plözlich ſahen wir eine Fackel ſich von dem Haufen trennen und mit Blizesſchnelle auf Jannp's Haus zueilen. Der Lärm kam immer näher; da fiel ein Strahl von Hoffnung in mein bekümmertes Herz, hatte es nicht wie Freudengeſchrey geklungen? Ich wagte es nicht zu hoffen, ſelbſt da noch nicht, als die Stimme eines herbeyrennenden Arabers an mein Ohr ſchlug: „Freuet Euch, ſie ſind gerettet!“ — Man riß die Thüre auf, der Araber goß Balſam in mein Herz, und alles Geld, das ich bey mir hatte, war ſein.

Durch verdoppelte, verzweifelte Anſtrengungen hatte man die Grube ſo weit wieder geleert, wie ſie dieſen Morgen geweſen war, und — o himmliche Vorſicht, die über unſerm Geſchicke waltet! — eine kleine, in den Felſen gebauene, mit Erde gefüllte Niſche, welche die ſorgloſen Araber übergangen hätten, war Tags zuvor auf meinen wiederholten Befehl ausgeleert worden, und dieſes Loch, das nach allen Richtungen nicht über viertehalb Fuß maß, entzog vier Menſchen einem gewiſſen, furchtbaren Tode, nachdem ſie ſechs Stunden lang mehr als vierzig Fuß tief verſchüttet geweſen waren. Sie hatten, als der Schutt über ihre Köpfe herabſtürzte, ſo viel Geiſtesgegenwart, ſich hinein zu flüchten; ſie drängten ſich ſo nahe als möglich zuſammen, zwey verſtopften den Eingang mit ihren Rücken und verhinderten damit, daß der Schutt ihnen die wenige Luft raubte, die allein ihr Daſeyn friſten konnte. Ein Freudengeſchrey erſcholl, als die Unglücklichen geſund und unverſehrt herausgezogen wurden, und einen Augenblick darauf ſtürzte vor ihren Augen die Erde wieder zuſammen, und die Grube war wieder verſchwunden.

„Sie ſind nicht todt, da ſind ſie, da ſind ſie!“ ſchrie der helle Haufen, der nun in's Haus drang; die vier Geretteten ſtanden vor mir; wären mir vier Brüder gerettet worden, ihr Anblick hätte mich nicht mehr rühren können. Jannp und ich ſchloſſen ſie in unſere Arme, ihre Thränen floſſen mit den unſrigen; aber es waren Freudenthränen.

Fortschritte in der Kultur unter den Indiern Nordamerikas.

Wilhelm von Humboldt theilt in der Hertha sehr merkwürdige Notizen über die Fortschritte der Kultur unter den auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten lebenden Indiern mit. — Die weisen Maßregeln der Regierung der Vereinigten Staaten, die Indier zu civilisiren, werden überall mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Seit die Kolonisten mit den Eingeborenen in Berührung kommen, hatten sie sich stets bemüht, dieselben für die Bequemlichkeiten des gesitteten Lebens empfänglich zu machen; allein ihre fruchtlosen Anstrengungen führten sie bald zu dem traurigen Glauben, die Indier seyen einer wahren Civilisation durchaus unfähig. Die neuern Erfahrungen haben nun aber deutlich bewiesen, daß diese vermeinte Unempfänglichkeit einerseits in den tiefgewurzelten Gewohnheiten der Indier, in der, in den Urwäldern so ergiebigen Jagd und den ewigen Kriegen der Stämme untereinander, anderseits in der Mangelhaftigkeit der zum Zwecke angewandten Mittel ihren Grund hatte.

Die Bestrebungen der früheren Missionäre führten fast zu nichts als zu der Bekehrung von verhältnißmäßig wenigen Indiern, und zu einer Art von Beaufsichtigung des wilden Lebens der andern. Statt die Eingebornen in der englischen Sprache zu unterrichten und durch dieses mächtige Mittel ihre Annäherung an die Weißen und ihren Geschmack an den Wohlthaten der Gesittung zu fördern, verfolgten die Missionäre den Plan, die indischen Sprachen zuerst zu lernen und in diesen ihre Lehren zu predigen; sie beschränkten sich übrigens hauptsächlich auf Lehren der Moral und der Tugend; so nothwendig nun diese einem zu civilisirenden, so wie einem civilisirten Volke sind, so wahr ist es, daß der Wilde, ehe er ihre Vortrefflichkeit zu schätzen vermag, in den Künsten des bürgerlichen Lebens unterrichtet und an die Wohlthaten gewöhnt werden muß, welche der Besitz und der Anbau des Bodens und die geselligen Tugenden, im Gegensatz zu dem ungewissen, heimathlosen Zustande eines bloßen Jägerlebens gewähren. Diese praktische Methode, die man in neueren Zeiten befolgte, wurde durch das Abnehmen der Jagd wesentlich unterstützt, und mehrere Stämme haben bereits ihre früheren Sitten und Gewohnheiten bis zum Unkenntlichen verändert. Von verschiedenen Nationen sind bey den Aufsehern der Schulen beträchtliche Jahrgelder niedergelegt worden; die Choctaws haben für die nächsten zwanzig Jahre jährliche 12000 Dollars bestimmt, und die Chikasaws ein Jahrgeld von mehr als 20,000 Dollars als Fond zusammengebracht.

Die Cherokees diesseits des Mississippi übertreffen alle andern Stämme, und können bey den reißenden Fortschritten, welche ihre Kultur gemacht hat, bereits als ein civilisirtes Volk angesehen werden; und noch vor nicht ganz dreyßig Jahren erregte der Missionär, der ihr Zutrauen sich erworben hatte, ihren Argwohn, als er ihnen rieth zwischen zweyen ihrer Dörfer einen Fahrweg anzulegen. Ein alter ehrwürdiger Missionär von den mährischen Brüdern, der noch unter den Cherokees lebt, hat zwar für ihren Unterricht in den Wissenschaften und häuslichen Künsten etwas geleistet, allein die erste Schule nach der neuern Methode wurde erst im Jahr 1817 angelegt.

Den besten Begriff von den segensreichen Folgen dieses Systems gibt uns wohl die Schilderung des jetzigen Zustandes der Cherokees aus der Feder eines jungen Mannes, eines gebornen Cherokee, der sich die Ausbreitung dieses Systems zur Pflicht gemacht hat, und der vor acht Jahren noch ein Wilder war, ohne alle Kenntniß der englischen Sprache, oder der Grundsätze der erhabenen Religion, deren Sache er sich zum Wohl seiner Landsleute widmet. Dieser Brief ist an den Herausgeber des Family Visitor in Richmond gerichtet.

Willstown. (Cherokee-Nation)
September 1825.

„In meinem lezten Briefe an Sie, von Creek Path, bemerkte ich, daß ich wahrscheinlich nach Arkansas zurück kommen werde u. s. w.

Ich mache mir nun das Vergnügen, lieber Herr, mein Versprechen zu erfüllen, und das, womit ich noch im Rückstand bin, zusammenzutragen und Ihnen zu schicken. Vor Kurzem habe ich einen großen Theil des Landes bereist, in der Absicht, meine schwächliche Gesundheit wieder herzustellen. Mit dem Willen meines Herrn im Himmel hoffe ich kommenden Oktober nach Arkansas zurückzukehren. Ich habe eine flüchtige Uebersetzung der vier Evangelien gemacht, die einer scharfen Kritik bedürfen wird. Nach meiner Ankunft in Dright will ich das ergötzliche Werk fortsetzen, und der Tag soll, hoffe ich, nicht mehr ferne seyn, wo die Cherokees, meine Brüder und Anverwandte im Fleische, die Worte des ewigen Lebens in ihrer eigenen Sprache werden lesen können. Ich will Ihnen hier eine flüchtige Schilderung des Cherokeelandes und seiner Bewohner geben. Indessen muß bedacht werden, daß die große Masse des Volkes den Charakter einer Nation bestimmt, und weder die Regierungsbeamten noch die unterste Stufe des gemeinen Volks.

Die Cherokeenation lebt, wie Ihnen bekannt ist, etwa unter dem 35 Grad nördl. Breite, begrenzt in Nord und West von dem Staate Teneſſee, in Süd von Alabama, in Ost von Georgia und Nord-Carolina. Das Land ist gut bewässert, reichliche Quellen reinen Wassers finden sich überall; hohe, majestätische Gebirge streichen durch das Land hin. Der nördliche Theil ist hügelig und bergig; im südlichen und westlichen Theile sind ausgebreitete

fruchtbare Ebenen, zum Theil mit hohen Bäumen bedeckt, zwiſchen welchen ſchöne Ströme dahin fließen. Dieſe Ebenen geben unermeßliches Weideland, und unzählige Viehheerden ſind auf ihnen zerſtreut. Pferde gibt es in Fülle, und ſie werden zum Dienſte gebraucht. Zahlreiche Heerden von Schaafen, Ziegen, Schweinen, bedecken die Thäler und Hügel. Auf den Flüſſen Teneſſee, Uſtanala und Canaſagi, treibt der Cherokeeſe Handel. Das Klima iſt köſtlich, himmliſch, die Winter ſind mild. Die Quellen bedecken den Boden mit dem reichſten Teppich; Blumen von ausgezeichneter Schönheit und mannigfachen Farben bezaubern das Auge in jeder Richtung. In den Ebenen und Thälern iſt der Boden im Allgemeinen fruchtbar; er trägt indiſches Korn, Baumwolle, Tabak, Weizen, Haber, Indigo, Küchengewächſe und iriſche Erdäpfel. Die Eingebornen treiben einen beträchtlichen Handel mit den benachbarten Staaten, und mehrere führen Baumwolle in Booten aus, den Teneſſee hinab in den Miſſiſſippi, und auf dieſem hinab nach New-Orleans. Aepfel und Pfirſchenpflanzungen ſind ganz gewöhnlich; es wird Gartenbau getrieben, und viele Sorgfalt darauf verwendet.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Beſchluß.)

Ein Herr Albert vom Kaſſler Theater, für den abgegangenen Herrn Veits als Tenoriſt bey uns angeſtellt, iſt ein kenntnißreicher Sänger mit einer klangvollen Stimme begabt, der nur die Höhe abgeht, welche gerade bey ihm um ſo wünſchenswerther wäre, da wir für tiefliegende Tenorpartbieen an Cornet einen trefflichen Sänger beſitzen. Das Spiel des Hrn. Albert hält nicht mit ſeinem braven Geſange gleichen Schritt, ſondern läßt Vieles zu wünſchen übrig. Der kürzlich erſt zu uns gekommene Schauſpieler, Hr. J. Köſter, erfüllt keineswegs die Erwartungen, welche man von ihm hegen durfte, da ihn die Direktion für den, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen von der Bühne abgegangenen trefflichen Schwarz angeſtellt hatte. Die beſten Mittel ſind zwar bey Hrn. Köſter vorhanden, doch fehlt der belebende Genius, ohne welchen ſie wie todtes Kapital zu betrachten ſind; er war es, der den erſten Chorführer in der Braut von Meſſina ſo ſchlecht gab.

Das zum erſten Mal gegebene Schauſpiel von P. A. Wolf: Pflicht um Pflicht, hat wenig Beyfall erhalten, woran zum Theil wohl die verkehrte Rollenvertheilung ſchuld ſeyn mag.

Die Koblerſche Tänzerfamilie erwarb ſich in einigen von ihr gegebenen Balletten verdienten Beyfall.

Wie aber eine kunſtreiche und gemüthvolle Sängerin, wie Mad. Kraus-Wranitzky unbeſtritten iſt, ein ſo elendes Machwerk wie die „Mathilde von Chabran" von Roſſini zu ihrer Benefizvorſtellung hatte wählen können, iſt uns unbegreiflich. Text und Muſik überboten ſich an Flachheit und Simloſigkeit, und nur die letzte hat einige Momente, in denen ſich das gemißhandelte Ohr zu erholen vermag. Es iſt als habe Roſſini in dieſem Paſticcio ſeine andern Opern parodiren wollen, und das wäre ihm dann auch gelungen. Der Text hat uns an Caſtelli's „Roderich und Kunigunde" erinnert. Gegeben wurde dieſe Oper vortrefflich, und wenn ſie irgend hätte zu Ehren gebracht werden können, wäre es gewiß durch die darin beſchäftigten trefflichen Künſtler geſchehen; doch nur ihrem Streben wurde die verdiente Anerkennung, im Uebrigen wenden ſich alle Muſikfreunde mit Unwillen von dieſer Roſſiniſchen Jammeroper ab.

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Von der Darſtellung des Fidelio kann mit kurzen Worten geſagt werden: Mad. Milder gibt den Fidelio als treue, muthvolle, liebende Gattin, Dem. Schechner als liebendes und durch Liebe bis zur Tapferkeit ermuthigtes Mädchen. Bey Mad. Milder blickt immer in Etwas die Alceſte, bey Dem. Schechner umgekehrt eher die Agathe, Emeline u. ſ. f. hindurch. Und freylich ſteht auch die Leonore den neueren Opern näher als den Gluckiſchen, aber wer wird nicht bey jeder liebenden Gattin gern an den Klang von Alceſtens Stimme erinnert? Was den Fidelio beſonders genießbar macht, iſt der eng abgeſchloſſene Kreis, in welchem dieſe Oper ſich bewegt. Wir werden durchaus heimiſch; jede Geſtalt läßt ihr ganzes Innere ertönen, und es bleibt nichts zurück, was wir noch kennen lernen möchten. Irren wir nicht, ſo hat Weber beſonders dieſe Oper oft vor Augen gehabt, aber eine Vergleichung des Freyſchützen und des Fidelio zeigt am beſten, wie wenig Weber je Beethoven zu erreichen vermocht hat. Gegen die Wahl des Inhalts möchten wir bey Fidelio nur erinnern, daß ſich das Hauptintereſſe um die bloße Spannung dreht, wie die Entwicklung ſich enden werde, ob der Gefangene denn in der That Floreſtan ſey, wie er die Gattin wieder finden, wie ſie ihn vom Tode erretten werde. Daher webt denn auch durch die ganze Oper einerſeits ein Klang des Geheimniſſes, der ſtillen Erwartung, und anderſeits einer vertrauungsvollen Zuverſicht, Gott werde Alles zum Beſten wenden. Denn Leonore muß abwarten, wie alles ſich fügen werde, und die Entwicklung führen Andere und nicht ſie herbey. Doch dieſer Klang der Heimlichkeit geht nirgends zu widerwärtiger Unheimlichkeit wie im Freyſchützen fort, ſondern es ſtellt ſich ein Gemüth dar, das von der Fügung der Umſtände erwarten muß, wie ſich das Schickſal ſeines Lebens beſtimmen werde. In dieſer Ungewißheit thut die Zudringlichkeit Jaquinos und die derbe fröhliche Redlichkeit des Kertermeiſters unendlich wohl. Nur Floreſtan gibt in ſeiner hinſterbenden Schwachheit das Bild einer Weltanſchauung, die in die Weberſchen Opern alles das hineingebracht hat, was in ihnen mißfallen kann, nämlich die einſt ſo beliebte Darſtellung verfolgter Unſchuld und des ſcheinbar ſiegenden Böſen. In der erſten Arie des Floreſtan iſt Beethoven die ſchwere Aufgabe zu löſen gelungen, das langſame Verſchweben eines weltloſen Gemüthes auszudrücken, wie es ſich abmüht und in die Verſtellung, ſchon jenſeits zu ſeyn, hinüberquält. Doch wir dürfen nicht anfangen ausſprechen zu wollen, was alles in dieſer Oper dem Komponiſten gelungen ſey.

Ueber die dritte Gaſtſpielerin, Dem. Heinefetter aus Kaſſel, halten wir unſer Urtheil noch zurück; es heißt, daß man ſie hier angagiren wolle, und es wäre auch nicht übel gethan, eine ſolche friſche, jugendliche, ſchöne Stimme bey uns ſich weiter ausbilden zu laſſen. Aber Dem. Schechner hier zu feſſeln, würde ſowohl der Bühne als auch der Sängerin zu größerm Vortheil gereichen, denn lebenslänglich in München, und zwar als Prima Donna zu bleiben, ſcheint uns für die Künſtlerin kein wünſchenswerthes Loos.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylagen: Kunſtblatt Nr. 62. u. Monatsreg. Juli.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 3. August 1827.

Freyheit liebt das Thier der Wüste,
Frey im Aether herrscht der Gott.
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reib'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frey und mächtig seyn.

Schiller.

Fortschritte in der Kultur unter den Indiern Nordamerikas.

(Beschluß.)

Es gibt viele öffentliche Straßen im Lande und Gasthäuser, die von Eingebornen gehalten werden; zahlreiche, blühende Dörfer sieht man in allen Theilen des Landes. Baumwollene und wollene Kleider werden daselbst verfertigt; Decken, von den Händen der Cherokees bereitet, sind sehr gewöhnlich. Fast jede Familie in der Nation pflanzt Baumwolle für ihren eigenen Gebrauch; Gewerbfleiß und Handelsunternehmungen breiten sich überall aus; fast alle Handelsleute im Lande sind geborene Cherokees. Die Beschäftigung mit dem Ackerbau (der festesten Grundlage unseres Nationalwohlstandes) nimmt vorzüglich die Aufmerksamkeit des Volks in Anspruch; verschiedene Handwerke werden getrieben.

Die Bevölkerung ist im raschen Steigen begriffen. Im Jahr 1819 wurde eine Schätzung aller Cherokees angestellt. Die westlich vom Mississippi wurden auf 5000, die östlich von demselben auf 10,000 Seelen geschätzt. Von letzterer Abtheilung wurde im Laufe dieses Jahrs wieder eine Zählung vorgenommen, und die Eintheilung folgendermaßen gemacht: — eingeborne Bürger 13563 (männliche 6736, weibliche 6827), weiße, in der Nation verheirathete Männer 147, weiße Weiber 73; afrikanische Sklaven 1277. Ist diese Angabe der Cherokeesschen Bevölkerung, die Fremden ungerechnet, richtig, so betrug der Zuwachs in sechs Jahren 3563 Seelen. Schätzen wir die Zukunft nach der Vergangenheit, zu welcher Zahl wird dann die Bevölkerung der Cherokees im Jahr 1850 angewachsen seyn?

Die Weißen unter der Nation genießen aller Freyheiten und Rechte des Cherokeesschen Volkes, ausgenommen, daß sie zu öffentlichen Aemtern nicht wählbar sind. Aus der obigen Zählung des laufenden Jahres ersehen Sie, daß sich eine Anzahl afrikanischer Sklaven unter uns befindet. Sie sind nach und nach von weißen Leuten eingeführt und verkauft worden; sie werden indessen im Allgemeinen gut behandelt, und die meisten ziehen das Leben unter der Nation dem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten vor; schwerlich gibt es eine Vermischung von cherokeeschem und afrikanischem Blut; es ist zu vermuthen, daß die Cherokees in Kurzem zu den menschenfreundlichen Bemühungen der Männer, die diesen verfolgten Menschenstamm frey machen und in das Land seiner Väter senden, mitwirken werden. Nationalstolz, Vaterlandsliebe und der Geist der Unabhängigkeit sind die Hauptzüge im Charakter des Cherokees.

Die christliche Religion ist die Religion der Nation. Presbyterianer, Methodisten, Baptisten und Moravianer sind die zahlreichsten Sekten. Mehrere der einflußreichsten Männer sind Glieder der Kirche und leben ihres Berufs würdig. Die ganze Nation ist durchdrungen von Dankbarkeit für die Unterstützung, die ihr von der Regierung der vereinigten Staaten und von verschiedenen religiösen

Gesellschaften zu Theil geworden ist. Die Schulen nehmen jedes Jahr zu; das Lernen wird aufgemuntert und belohnt. — Die Jüngern befolgen das englische, und das reife Alter das cherokeesche Lehrsystem. Der weibliche Charakter steht in hoher und gebührender Achtung; Faulheit wird nicht geduldet. Unsere Sprache steht in philosophischem Geist und Wohllaut wenigen Sprachen, vielleicht keiner auf der Welt, nach. Unsere Verhältnisse mit allen fremden, wilden und civilisirten Nationen sind von der friedlichsten Art; wir sind schuldenfrey und unsere öffentlichen Einkünfte in blühendem Zustande. Außer dem Einkommen durch die Auflagen sind die Vereinigten Staaten eine fortwährende jährliche Zahlung für früher abgetretenes Land schuldig. Unser Regierungssystem, auf republikanische Grundsätze gegründet, wobey Jeder gleicher Rechte genießt, sichert sich die Achtung des Volks. Newtown, anmuthig in der Mitte des Landes und an der Vereinigung des Canasage und Susuwati, zweyer schöner Flüsse, gelegen, ist der Sitz der Regierung. Mit der gesetzgebenden Gewalt ist, wie es in der Landessprache heißt, der Tsalagi Tinilawige bekleidet, der aus einem Nationalausschuß und einem Rath besteht. Die Mitglieder beyder Zweige werden durch das Volk und aus demselben gewählt. In Newtown wird nächstens eine Buchdruckerpresse errichtet werden, so wie eine Nationalbibliothek und ein Museum. Eine unermeßliche Volksmenge besucht den Sitz der Regierung, wenn der Tsalagi Tinilawige Sitzung hält, was einmal im Jahre geschieht."

Ein Cherokee ist der Cadmus seines Volkes geworden. Ein durchaus ungelehrter Eingeborner, Namens Sneß, hat ein aus sechs-und-achtzig Schriftzeichen bestehendes Alphabet erfunden, eine Sylbenschrift, mittelst welcher die ältern Indier, die in ihren frühern Jahren keinen Schulunterricht genossen hatten, in wenigen Tagen Lesen und Schreiben lernten. Der Nutzen dieses Alphabets ist sehr groß, besonders für den Theil der Nation, der nicht Englisch versteht.

Die skandinavische Nämbd.

Der geistige und religiöse Bildungsstand eines Volkes läßt sich aus nichts besser erkennen, als aus seiner Rechtspflege. Daß begangene Verbrechen bestraft werden müssen, darin kommen die Menschen aller Völker und Zeiten überein, aber über die Art, wie die Schuld zu entdecken und die Wahrheit auszumitteln sey, waren die Ansichten immer sehr verschieden.

Wenn die Völker noch in ihrem Werden und die Menschen weniger entwickelt und kindlicher sind, so ist es meistens die Gottheit, welche unmittelbar regiert und richtet. Hier sind Religion und Gesetzgebung eins, die Priester verkünden und vollziehen die Aussprüche der Gottheit. Bey den Juden war anfänglich der erste Priester auch der erste Richter; Gesetze und Urtheile beruhten auf dem Ausspruche Gottes. Als die Juden einen König verlangten, fielen sie ab von der Grundidee ihrer Verfassung, und es war dieß ein mächtiger Schritt zu dem Sinken der Theokratie.

In der homerischen Welt sitzen zwar die Fürsten, das Scepter in der Hand, zu Gericht; aber ein trauliches Band verknüpfte damals noch die Götter und Menschen. Manche Fürsten sind selbst gottentsprossene; Pallas wohnt ungesehen dem Rath der Helden bey, und faßt den königlichen Peleiden, nur ihm sichtbar, an den goldenen Locken, seinen Zorn zu beschwichtigen! Noch verkünden die Priester die Rathschlüsse der Götter, die Tochter des obersten Feldherrn soll auf Priesterswort den Opfertod sterben; der Muttermörder wird von den Erinnyen verfolgt; Minos, der weise Gesetzgeber, zum Richter in der Unterwelt erkoren. In Rom waren Recht und Gesetz lange Geheimniß der Priester. In Gallien und Deutschland verhängten die Priester im Namen der Götter die Strafen.

Hört diese innige Verwebung der Religion und Gesetzgebung auf, so wird doch noch öfters die Zuflucht zu dem Ausspruche der Götter genommen. Auch die jüdischen Könige ließen sich bisweilen durch die Priester den Willen Gottes verkünden. Lange bestand das Ansehen des delphischen Orakels. Die Ordalien (Gottesurtheile) haben die nämliche Bedeutung, und wir treffen sie auch bey, uns wenig bekannten, Völkern an.

So erzählen Missionarien, welche nach Congo in Afrika gingen*), daß ein Graf zu Pinda mehrere seiner Unterthanen, welche ihm verdächtig waren, der Bolonga unterworfen habe, welche darin bestand, daß man jene Leute einen aus gewissen Kräutern zubereiteten Saft trinken ließ, welcher bey den Schuldigen Ohnmacht und Zuckungen hervorbrachte. Eben so mußten sich verdächtige Personen über ein Wassergefäß bücken: fielen sie hinein, so wurde ihnen der Kopf abgeschlagen; wo nicht, so wurden sie für unschuldig erklärt.

Erst in einem Zustande höherer Aufklärung wird die Entscheidung über Schuld oder Unschuld von der Ueberzeugung der Richter abhängig gemacht; doch soll auch dieser etwas Höheres zu Grunde liegen. Dieselbe vertreten das ganze Volk, und wir treffen hier auf den Satz, daß die Stimme des Volks Gottes Stimme sey, daher der angeklagte Engländer auf die Frage, durch wen er gerichtet werden wolle? antwortet: „Durch Gott und mein Vaterland."

---

*) Historical account of discoveries and travels in Africa etc. by Hugh Murray, Esquire. London.

Diese Ansicht liegt zum großen Theile dem Geschwornengericht zu Grunde. Wie dasselbe und wo es zuerst entstanden sey, ist oft und vielfach besprochen worden. Wenige aber wissen, daß es allen Umständen nach in Skandinavien seinen Ursprung hat, von wo es ohne Zweifel durch die Dänen und Normannen nach England gekommen ist.

Die skandinavischen Schweden und Gothen hatten anfangs viele Fürsten, und im Frieden scheint sie, wie die alten Deutschen, ein lockeres Band umschlungen zu haben. Der uplandsche Fürst hatte aber eine gewisse Hoheit über die andern, welche, vielfach angegriffen und geneckt, sich endlich bestimmt aussprach und zur beschränkten Monarchie wurde. Sie hatten schon in dem zehnten und eilften Jahrhundert geschriebene Gesetze; das erste große Gesetz aber gab König Smek in einer allgemeinen Volksversammlung im Jahre 1347. Die Gerichte der ältesten Zeit hießen Hwarpf oder Hwarf (Wechsel, Veränderung), was wohl von deren Halten bey Sonnen- und Mondwechsel herkam. Dieselben bestanden aus zwölf Männern, Spekinojer, Oldunger, Sanomänn, oder auch Drotter, Diar, wisende Män genannt, und hießen: Nembd, oder Nämbd von Ernennen. Sie wurden unter freyem Himmel gehalten; der Vorstand saß in der Mitte auf einem großen Stein und die Nämbd auf zwölf kleineren in einem Kreise um ihn. Noch jezt finden sich in Schweden und Norwegen die Spuren solcher Gerichtsstätten, Dommering genannt.

Ein gemeinschaftlicher Gerichtsstuhl war zu Sigtuna oder Upsala, wo unter dem Vorsitze des upland'schen Fürsten alle neun Jahre in großer Versammlung Gericht gehalten und sowohl über die Gesetzgebung als über gottesdienstliche Angelegenheiten verhandelt wurde.

Als die kleinen Fürsten verschwanden, wurde das Reich in Grafschaften, Häreden (größere Gemeinden) und Viertel getheilt, welche je ihre besondern Vorsteher, Laghmän, Häradzhöfdinge und Fiederdingz- (Viertels)höfdinge hatten. Leztere entschieden nur in ganz geringen Sachen; die Laghmän (Vorsteher der Grafschaften) und Fiederdingzhöfdinge hatten aber besondere Gerichte neben sich, welche jedoch nur das Gesetz anwandten. Ueber die Thatfrage entschied die Nämbd, welche durch König Regner Lodbrogh einen andern Charakter erhalten hatte. Dieser König, welcher um das Jahr 800 nach Chr. regierte, verordnete nämlich, daß zwölf bejahrte Familienväter über die Thatfrage entscheiden, und die Richter auf den Grund ihrer Entscheidung das Gesetz anwenden sollten. — Nach Einführung der Feuerprobe ging die Nämbd ab, kam aber nach deren Verschwinden wieder auf.

Ursprünglich wurden die Nämbdmän von beyden Partheien für jeden einzelnen Fall gewählt. Später bildeten sie ein stehendes Kollegium. Sie urtheilten mit Stimmenmehrheit, und es fand von einer Nämbd zu der andern Appellation statt. Das Verfahren war sehr schnell. Die Entbietung zu Gericht geschah durch Sendbriefe. Einen Theil der ausgesprochenen Strafe bekam der Kläger, einen andern dessen Gemeinde, den dritten der König, und jede dieser Personen hatte daher einen Anwalt. Der Anwalt des Königs, Konungzsocknare, hatte auch außerdem manche Verwaltungsrechte, und seine Stellung kann mit der des öffentlichen Ministeriums in Frankreich verglichen werden.

Die höchste Instanz bildete das Gericht des Königs, welches sich nach der Verschiedenheit der Geschäfte in das Räfzthingh und Rättaretingh theilte; jenes urtheilte in Straf-, dieses in andern Sachen, und auch hier wurde ein Nämbd zugezogen.

Dieselbe erhielt sich, sogar bey den höchsten Gerichten, bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als zu welcher Zeit ein, mit lauter Rechtsgelehrten besezztes Hofgericht geschaffen wurde. In den niedern Instanzen aber blieb sie immer noch, und es sollen sich jezt noch Spuren davon in den sogenannten Bauergerichten finden.

Sr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfangs Juli.

(Fortsetzung.)

Die dritte Darstellung der Dem. Müller war Semiramis, in der von Raupach bearbeiteten Tochter der Luft. Ohne von dem Drama selbst, das auch durch diese geniale Darstellung nicht in der Gunst des Publikums gehoben werden konnte, oder von der Zulässigkeit der von Raupach in seine Bearbeitung gelegten Idee noch weiter sprechen zu wollen, beschränke ich mich hier nur auf das, was die Künstlerin, welche durch ihr Gastspiel die Wiederholung dieses Stücks veranlaßte, in demselben geleistet hat. Sie brachte uns nämlich zur lebendigsten Anschauung, wie Alles, was dieses großartige Mannweib, voll des ungezähmtesten Thatendranges thut und erfährt, sie immer weiter vorwärts an die Grenze menschlicher Unternehmungen treibt, wo sie, mit stolzem Unmuth dem Leben den Rücken kehrend, sich bey dem Scheitern ihrer träumerischen Plane mit dem Troste des unbestimmten Nachruhms begnügen muß. Der Einförmigkeit, welche mit der poetischen Ausführung dieser Aufgabe verbunden ist, wirkte die Künstlerin durch den Reichthum ihrer Kunstmittel kräftig entgegen.

Der Drang der gefesselten Kraft zur Freyheit, welcher durch die zu ihrer Höhle dringende Kriegsmusik so mächtig erweckt wird, geht in den reinen, fast sinnlichen Genuß der Freyheit über, als Menon sie aus dem dunkeln Gefängniß befreyt. Freyes Athmen, freudig rollender Blick, leichte, muthige Bewegung, ähnlich der des jungen ungezügelten Rosses, bezeichneten treffend den ersten, noch unausgebildeten Zustand dieser Tochter der Luft. In der nächsten Scene nehmen wir

schon wahr, wie ihr die bloße Freyheit nicht genügt, wie sie die friedliche Umgebung, in welche sie Menon, ihr Befreyer, gebracht hatte, einförmig und beschränkend findet, und, ein treffender Zug in der Darstellung der Künstlerin, wie sie sich unruhig und ungeduldig von Menon abwendet, als er ihr Liebe und ein friedliches Glück anbietet, aber mit fröhlich aufleuchtendem Blick die Nachricht vernimmt, daß er in den Krieg fortziehen werde. Nun haben die Worte: „nimm mich mit; gib mir ein muthiges Roß, das Flammen schnaubt," erst ihre volle Bedeutung erhalten. Einen Schritt weiter, und sie befindet sich im Lager (zweyter Akt). Wie sie früher die Freyheit „in durstigen Zügen" genoß, so jetzt die erhöhte Lust, den König in der Nähe zu schauen. Dieß sagte der entzückungsvolle Ausruf: „dieß ist Schlachtgesang!" der Trieb nach That erwacht machtig; dieß spricht sich in dem Ausruf an die Mutter aus: „o Mutter, leih' mir zum Rosse den Wirbelwind!" Das Glück ist günstig; Semiramis rettet den König in der Schlacht, und als sie ihn als solchen erkennt, erscheint ihr dieser König dem Blicke nicht gemäß, das sie von einem Fürsten der Erde sich gemacht hat. Dieß ließ uns der Vortrag der Worte: „o welchen Glanz verleihst du gnädig meiner Erstlingsthat, so menschlich hab' ich mir dich nicht gedacht," bestimmt empfinden. Nach dieser Erstlingsthat verlangt sie nach der höhern. Sie bittet: „laß Bactra mich erobern!" — besteht das kühne Unternehmen, zu welchem sie den Plan entworfen, siegreich, und bringt die gefangenen Könige vor des Ninus Thron. Hier ist uns die Ruhe der Siegerin als ein wohlthuender Lichtpunkt in dem einförmigen Tone der Handlung erschienen.

Die Siegerin verlangt nun auch die äußere Ehre des Siegs, den glänzenden Einzug im Triumphe. Höchst treffend war hier der Ausdruck der Verwunderung von Seiten der Künstlerin, als sie in den königlichen Pallast eintritt: „das also nennt man eine Königsburg ꝛc., ist das der Himmel, in dem der Gott der Erde wohnen soll?" Sie drückte nämlich trefflich, ohne die Umgebung herabzuwürdigen, die getäuschte Erwartung aus, welche auch zum weitern Fortschreiten antreibt. Bey der Wahl zwischen dem König und seinem Feldherrn war der Ausdruck der kühnen Unbefangenheit groß, welcher den Werth der Selbstständigkeit bezeichnet: „keinen von Euch beyden kann ich lieben, nur mir selbst will ich angehören!" wiewohl die Folge dem Eindrucke sehr schadet, wenn es heißt: „weil ich den Zwang nicht kann vermeiden ꝛc." und Semiramis dann, die äußere Größe vorziehend, mit den Worten endet: „und darum ist der König meine Wahl." Die Bitte, durch welche Semiramis den gegen Menon zürnenden König zu besänftigen sucht: „seine Freyheit, Herr, gewähre mir!" erschien bey unserer Darstellerin deutlich nur als Rester des eigenen Freyheitsgefühls, das sich auch kühn dem König gegenüber stellt. Sie fordert weiter Königin zu seyn: „doch milder zeigt sich dir des Weibes Sinn, trägt erst das Weib den Schmuck der Königin." (so ungefähr mögen die Worte lauten) und als Königin dem Volke vorgestellt, weiß sie die Furcht des Gemahls und des Volkes bey dem Drohen des Himmels zu beschwichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Ende Juni.

Die Himmelszwillinge schütteten, wie Sie wissen, reichlichen Regen unter Blitz und Donner auf uns, dafür war die Konstellation des Juni gar wohlthätig, denn dieser Monat brachte eine recht dauernde Sonnenhitze, die hoffentlich unsern la Côte und Chablais löslich auskochen und zu Reife und Gedeihen bringen wird. Mir scheint es, und Viele sind meiner Meynung, daß die Schreckensgewitter am Ende vorigen Monats unserer Vegetation einen wundersamen Trieb gegeben haben, so daß sie noch voller und reicher, ich möchte sagen wollüstiger scheint, als voriges Jahr. Welch' herrliche Blätterfülle, welche die Zweige bis zur Erde beugt, und herrliche Lauben bildet, an denen, die Kunst wenig nachzuhelfen hat, um traurliche Schattengänge zu wölben, die sichere Freystätte gegen die glühenden Sonnenstrahlen gewähren. So hat sich auch gar mancher Baum, gar mancher Strauch wieder aufgerichtet, gar manches ist wieder angewurzelt, was die furchtbaren Regenströme umgerissen, so daß der Schaden um einiges geringer ist, als es im Anfang schien. So auch in Savoyen, so um Vevay und Montreux. Bey diesem Nizza des Lemans sah ich vor einigen Tagen die Myrthen, Lorbeeren und Feigenbäume im Freyen ungestört fortgedeihen, wiewohl dort die Wetter arg gewüthet haben. Sie waren auch nahe daran, den schönen Wasserfall bey Montreux zu zerstören, oder ihm wenigstens einen Theil seines materiellen Charakters zu nehmen. Zwar haben sie daran manches geändert und gerüttelt, manchen Felsblock anders gewendet und geworfen, aber der anmuthsvolle Zauber ist geblieben, und die üppige Vegetation hängt ihre Blüthen, Zweige und Gräser von Neuem über und in das krystallene Fluthen-, Schaum- und Wellenspiel.

Dagegen hat sich in jenen Sturm- und Donnertagen Wunderbares in einer der Savoyischen Gemeinden am Fuß des Salève bey Genf ereignet. Ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren hütete da die Kühe, und war im Begriff sie beym Herannahen des Wetters nach Haus zu treiben, als ein Blitzstrahl auf die vorderste Kuh fällt und sie niederschlägt; zugleich reißt er unter ihr einen Schlund auf, in den die Kuh hineinstürzt, darauf schließt er sich wieder bis auf wenige Zolle. Das Mädchen ließ die andern Kühe im Stich und lief nach Hause, um den Vorfall ihren Eltern zu erzählen. Diese und einige Nachbarn eilen, trotz des furchtbaren Wetters, hinaus, und graben die Kuh mit vieler Mühe aus. Sie war todt, aber noch warm, und wurde in den folgenden Tagen ohne Nachtheil verzehrt, wiewohl sie der Pfarrer vindiciren wollte, meynend, Gott habe sie erschlagen, und sie sey dadurch der Kirche anheimgefallen. Ich bin selbst an Ort und Stelle gewesen, und glaube nach allen eingezogenen und verglichenen Erkundigungen und genauer Besichtigung der Versenkung, daß die Kuh gar nicht vom Blitz getroffen worden, sondern in die Höhlung, deren mehrere ähnliche in der Nähe sind, versunken, und die durch Regenströme losgeweichte und abgerissene Erde über sie gefallen ist. Andere denken darüber anders. Auch bey Meillerie, am Savoyischen Ufer, hat sich in derselben Zeit Wunderbares zugetragen. Es fließt dort in einem Hohlweg ein klares Gebirgsbächlein, das vom Dalon, am Fuß der Dent d'Oxes, herabkömmt. Durch die Wetter schwoll der kleine Bach zum wilden Strom an, und führte Felsenblöcke und entwurzelte Bäume mit. Bald hatte er die geringen Mauern der kleinen Häuser und Gärten in der Hohlung eingerissen. So brachte er auch einen herrlichen großen Kirschbaum voll Früchte mit, und stellte ihn in dem Hof eines armen Mannes so glücklich in einer Vertiefung auf, daß schon in den folgenden Tagen die Wurzeln in der Erde gefaßt hatten, die man um ihn anbäufte. Bis jetzt hat der Eigenthümer den Baum nicht zurück gefordert, und wenn er sieht, daß der armen Familie, besonders den Kindern, dadurch einige Hülfe geworden ist, wird er ihr denselben wohl lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. August 1827.

O, nicht das Land allein ist es; — den Menschen
Betrachtet man theilnehmend in der Wüste,
Und in bewegter See. — In heit'ren Fluren
Auf glattem Spiegel achten wir ihn kaum.

W. Scott.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung von Nro. 171.)

Ich befahl den Leuten mit dem Wagen mir zu folgen und ritt von Station zu Station voraus, um die Pferde für denselben zu bestellen; um ein Uhr Morgens erreichte ich San Luis. Ich war ganz allein, ohne Postillion, doch es war heller Mondschein, und da ich schon zweymal das Land durchritten hatte, so gelang es mir, den rechten Weg und die Hütte zu finden.

In der Provinz Santa Fe sind einige Plätze befestigt, um die Einwohner gegen die Indianer zu schützen. Die Befestigung ist sehr einfach: die Hütten sind mit einem schmalen Graben umgeben, der zuweilen inwendig mit einer Reihe Cactus besetzt ist. Gewöhnlich konnte ich den Graben zu Fuß überspringen, aber kein Pferd im ganzen Lande wird es wagen darüber wegzusetzen. Die meisten dieser befestigten Plätze sind oft von den Indianern angegriffen worden, und ich betrachtete einen mit besonderm Interesse, da er vor Kurzem fast eine Stunde lang von acht Gauchos gegen beynahe dreyhundert Indianer vertheidigt worden war. Die Weiber und kleinen Kinder von sechs Familien waren alle im Innern und Zuschauer eines Kampfes, von dem so viel abhing; sie beschrieben ihre Gefühle mit großer Wahrheit und Lebendigkeit. Die nackten Indianer ritten, wie sie sagten, mit einem fürchterlichen Geschrey auf den Graben los; da sie sahen, daß sie nicht herüber konnten, befahl ihnen der Kazike vom Pferde zu steigen und das Thor niederzureißen. Zwey waren abgestiegen, als eine Muskete, welche die Gauchos besaßen, und die bis dahin immer versagt hatte, endlich losging und einer der Indianer fiel. Alle galoppirten fort; allein in wenigen Sekunden führte der Kazike sie mit schrecklichem Geschrey und unglaublicher Schnelligkeit zurück; sie hoben ihren todten Kameraden auf und eilten dann fort, nachdem sie zwey oder drey Speere auf dem Boden zurückgelassen. Einer dieser langen Speere war gegen die Hütte gelehnt; und wie ich die Gauchos, welche den Platz vertheidigt, in ihre Ponchos gehüllt, daneben, zwey oder drey Weiber, welche Säuglinge an der Brust hielten, mehrere spielende Kinder und drey oder vier reizende Mädchen, die nach ihnen hinblickten, um sie versammelt sah, schien mir dieser Speer eine der ruhmvollsten Trophäen, die ich je gesehen hatte. Ich hörte niemals, daß einer dieser befestigten Plätze von den Indianern eingenommen worden ist; sie vermögen nichts zu Fuße und ihre Pferde springen nicht; allein die Gräben sind so seicht und so schmal, daß, wenn sie ein Paar Pferde tödteten und hineinwürfen, sie in wenigen Minuten in den Platz hineinreiten könnten.

* * *

Nachdem ich in der Hütte einige Minuten gestanden, hörte ich einen Seufzer, und als ich nach der Ecke hinschaute, von wo er kam, sah ich eine alte kranke Frau auf dem Boden liegen; ihr Kopf ruhte auf einem Pferdesch-

del, nahe an einer weiten Oeffnung in der Mauer, und da sie mich dringend fragte, ob ich nichts „por remedio" hätte, so rieth ich ihr, sich in einen wärmern Winkel zu begeben. Sie schien sehr unzufrieden, daß ich ihr keinen andern Rath gegeben; sie wußte nicht, was das Loch in der Mauer mit ihrer Krankheit zu thun habe, und fragte mich wieder, ob ich ein „remedio" hätte. Ich fand in meiner Tasche ein kleines schmutziges Papier mit Calomel und Jalappe, welches ich, ganz wider Willen, versprochen hatte bey mir zu tragen, und das schon zweymal die Reise durch die Pampas mit mir gemacht hatte. Ich wußte nicht bestimmt, wie viel es war, allein ich hatte große Lust, der alten Frau ein wenig davon in den Mund zu schütten, denn ich dachte, da sie gewiß niemals zuvor Calomel gekostet, so würde es wahrscheinlich Wunder an ihr wirken; doch war sie so krank, daß ich nach reiflicher Ueberlegung mich nicht berechtigt fand, ihr etwas zu geben, und so ließ ich sie in Ruhe, theils aus Gewissenhaftigkeit und theils aus Vorsicht. Ich muß hier bemerken, daß diese alte Frau die einzige kranke Person war, die ich jemals in Südamerika sah. Das mäßige Leben verleiht den Leuten hier den Genuß einer ununterbrochenen Gesundheit, und jene Liste von Krankheiten, mit welchen die alte Welt geplagt ist, bleibt hier gänzlich unbekannt. Das Rindfleisch, von dem sie sich fast allein ernähren, ist so mager und zähe, daß Wenige in Versuchung gerathen, mehr als das zur Erhaltung des Lebens nothwendige davon zu genießen, und wenn ein hungriger Gaucho zu viel von einer wilden Kuh hinuntergeschlungen hat, so hilft sich die Natur auf eine ganz einfache Weise; sie benimmt ihm nur durch einen Anfall von Fieber seinen Appetit auf ein Paar Tage, und er befindet sich wieder wohl.

Ich habe oft bemerkt, daß die Gauchos keine Heilmittel für kleine Fleischwunden kennen und sie nicht einmal rein halten; sie haben einen so gesunden Körper, daß die Wunde heilt, während sie über die Ebene hingaloppiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Volkspoesie der Russen.

Von P. von Göze*).

1. Eigenthümlichkeit der russischen Volksdichtung.

Die Anlage der Slaven zum Gesange ist ihnen gleichsam angeboren und wird durch den Wohlklang der Sprache noch vervollkommnet. Aeltere und neuere Schriftsteller thun dieser Gesangslust Erwähnung. Schon Prokop, der von einem Ueberfalle des slavischen Lagers durch die Griechen erzählt, meldet, daß die Krieger in jenem sich durch Gesang eingeschläfert und gar keine Sicherheitsanstalten getroffen hätten. Maperberg beschwert sich, durch das beständige Singen im Schlafe gestört worden zu seyn, und Leclerc (Histoire de Russie) schien die Schalksfröhlichkeit der Russen mit ihrer Knechtschaft im Widerspruche zu stehen . . . une gaieté bouffonne, qui contraste avec la servitude et qu'on ne trouve point chez les peuples du nord.

Die meisten russischen Lieder heben mit Allegorieen an. Es wird vor unser Auge ein Gemälde hingestellt, zu welchem die Erzählung selbst in irgend einer Beziehung steht. Von einigen Liedern hat sich nur der allegorische Anhang erhalten und die Erzählung selbst ist verklungen. Oefters steht auch der Eingang in gar keiner oder nur entfernter Beziehung zum Inhalte, aber der angeschlagene Laut tönt durch das ganze Lied fort.

Viele Lieder beginnen mit einem verneinenden Gegensatze, als ob eine Frage vorhergegangen wäre:

Nicht der Kukuk singt im kühlen Forste,
Keine Nachtigall schlägt in dem Garten:
In den Banden sitzt ein wackrer Jüngling
Und vergießet heiße Abschiedsthränen.

In andern Liedern singt der Dichter zuerst einen leblosen Gegenstand an, und leitet dann die Gedanken auf das eigentliche Thema des Gedichts.

Allegorische Liedereingänge sind überhaupt der Volkspoesie, und insbesondere der slavischen, eigenthümlich. Sie erwecken gleich anfänglich irgend ein sprechendes Gefühl in der Seele des Zuhörers und verleihen bisweilen dem unbedeutendsten Liedchen eine interessante Beziehung. Der Volksdichter begnügt sich aber nicht immer mit dem allegorischen Eingange, sondern spinnt diesen auch wohl zu einer ganzen allegorischen Erzählung aus, deren Verständniß er nachher mit wenigen Worten dem Zuhörer eröffnet.

Die epische Umschreibung eines Satzes durch Frage und Antwort und eine gewisse Gedehntheit der Erzählung, die durch das Wiederholen mancher, oft unbedeutender Verse entsteht, findet sich in jeder Volkspoesie wieder, und kann daher als keine besondere Eigenthümlichkeit der russischen angeführt werden.

Wenn die russische Sprache ohnehin an Diminutiven einen großen Ueberfluß hat, so ist sie auch außerdem noch an Schmeichelworten und Liebkosungen reich: meine Seele, Herzchen, meine Freude, Wonne, Hoffnung, Pförtchen, Beerchen, mein Licht (letzteres auch von leblosen Gegenständen), Ernährer oder Ernährerin, ein Schmeichelwort, das sich wohl aus den Zeiten der Hungersnoth herschreiben mag. Es fällt jedem Ausländer auf, wie freygebig

*) Herr P. v. Göze wird eine, nach den hier mitgetheilten Ansichten ausgewählte Sammlung, unter dem Titel: Stimmen des russischen Volks in Liedern, gesammelt und übersezt von P. v. Göze (in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) herausgeben.

die Russen mit den Benennungen „Väterchen" und „Mütterchen" umgeben, besonders gegen Personen, denen sie Wohlwollen oder Zutrauen schenken. Vielleicht verräth der Ursprung dieser sonderbaren Sitte einen Charakter, der den Russen zur Ehre gereicht: sie wußten zur Bezeichnung ihrer Zuneigung und Anhänglichkeit keine innigeren Ausdrücke zu finden als diejenigen, in welchen sich die kindliche Liebe ausspricht. Daher darf man sich nicht wundern, wenn sie auch Städten und Flüssen diese Benennung ertheilen.

Die Zärtlichkeit erschöpft sich im Vergleichen mit allen möglichen Gegenständen der Schönheit und Erhabenheit, als: Täubchen, weißer Schwan, heller Falk, meine schöne (rothe) Sonne, leuchtender Mond. Dagegen ist aber die Sprache auch nicht arm an Schelt- und Schimpfwörtern, obwohl sie darin andern Sprachen, und namentlich der italienischen, unendlich nachsteht.

Das einfache Volkslied verschmäht nicht Redensarten wie: eine Nacht übernachten, der schwarze Rabe, mit keinem Blick zu erblicken u. s. w., als wäre das Nennwort nicht bezeichnend genug und sollte erst durch Hinzufügung des entsprechenden Zeit- oder Beywords seine volle Bedeutung erhalten. Auf ähnliche Weise mögen die Wortspiele erklärt werden, in denen sich der Natursänger bisweilen gefällt. „Ihr Augen sahet euch um und versahet euch doch, ihr schautet euch um und schautet falsch." Der Sänger will hier dem Worte gleichsam einen verborgenen, tiefen Sinn ablauschen.

In den Liedern aller Völker finden sich immer wiederkehrende Beywörter; die meisten derselben haben die Russen mit andern slavischen Völkern gemein, wie: das schöne Mädchen, die herben Thränen, der scharfe Säbel, der getreue Diener, das blaue Meer, die schöne Sonne, der helle (leuchtende) Mond, die finstere Nacht, die stürmischen Winde, die goldene Trompete, die silberne Pfeife, die rieselnde oder kühle Quelle, der grüne Garten, der böse Gram. Andere Beywörter scheinen aber der russischen Volksdichtung eigenthümlich zu seyn.

Der Jüngling und das Roß heißen beyde wacker, ersterer auch wohl, zumal wenn er ein Held ist, der kühne, verwegene; die weißen Hände, der weiße Leib, die weiße Brust, wenn auch von einem Straßenräuber die Rede ist; die starken Schultern, das muthige (feurige, rasche, bewegte) Herz; das trotzige (widerspenstige) Haupt, besonders wenn die Person etwas begeht, wodurch sie sich den Tod zuzieht; dieser Ausdruck wird meistens von aufrührerischen Leuten gebraucht; die schwarzen Locken, wenn von Männern die Rede ist; denn die schönen Jungfrauen haben alle blonde Haarflechten.

Die zarische Schenke, weil das Recht, Schenken zu halten in den großrussischen Gouvernements ein Monopol der Krone ist; auch heißt die Schenke Schwindelmacherin, der Branntwein wird immer der grüne genannt, vermuthlich deßhalb, weil man sich ehemals in den Schenken grüner Trinkgläser (von gemeinem Bouteillenglase) bediente. Der starke Bogen, die seidene Bogensehne, der geglühte Pfeil, eigentlich der im Feuer durchglühte Pfeil u. s. w.

Flüsse führen gemeiniglich das Beywort reißend. Die Wolga heißt immer Mutter Wolga, so wie der Don, der stille, auch Don Iwánowitsch, weil er aus dem Iwanow'schen See im Gouvernement Tula entspringt.

Moßkwa heißt Mütter Moßkwa, und die mit weißen Mauern umgebene; andere Städte begnügen sich in der Regel mit dem Beyworte berühmt oder herrlich, welches die Volksdichter sehr freygebig auch wohl Dörfern beylegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfangs Juli.

(Beschluß.)

Zur Gemahlin des Königs erhoben, strebt Semiramis den König zu beherrschen; sie ordnet die Schlacht an. Ninus, des Krieges müde, und ihre Herrschsucht fürchtend, will den Frieden; er befiehlt den Rückzug. Semiramis, von Weltherrschaft träumend, fleht dringend, ja fußfällig um die Schlacht, und als dieß Mittel nicht wirkt, bedient sie sich ihrer Gewalt über die Heerführer, und erfaßt den Sieg. So kräftig und hinreißend diese Scene durch die Darstellung unserer Künstlerin wird, so überbietet sie dieselbe noch durch die Scene im Zelte des Königs, in welches sie abermals als Siegerin tritt, und wo der König mit dem Todesbecher ihrer wartet. Mit hoher Sicherheit und Ruhe, doch auch mit der Freude, welche das Gelingen ihres Willens erzeugt, entfaltet sie entzückt den Plan von einer weltherrschenden Stadt. Da sagt ihr der getäuschte König, daß ihr Lauf geschlossen und sie vergiftet sey. Ein sehr trefflicher und ergreifender Zug, welchen Fräulein Müller hier einflicht, ist der, daß sie das plötzliche Schrecken, welches dieses Wort in ihr hervorbringt, von dem König abgewendet zu verbergen, und zugleich auch wieder zu unterdrücken sucht, indem sie die Worte spricht: „auch der Freund, der unerwartet kommt, erschreckt nicht minder." Aber dem Könige ist der Becher bestimmt; er stirbt voll Zorn und Wuth. Die Königin nimmt kalt die Krone von seinem Haupte, und tritt nun als Alleinherrscherin unter die Feldherrn. Alles dieses führt die Künstlerin mit Würde und großartiger Haltung aus; nur das kann ich nicht billigen, daß sie in der Stelle, wo sie die Krone anredet, die hier nur als Symbol der höchsten Herrschaft gilt, zu lange an dem Anblicke der wirklichen Krone hängt.

Wie mit dem Sinken eines Charakters nicht die Darstellung selbst sinke, wenn dieß auch von der Menge häufig vermischt wird, dieß lehrte uns die Darstellung unserer Künstlerin in den zwey letzten Aufzügen. Von großer Wahrheit waren insbesondere diejenigen Scenen, welche dieß Zerfallen jenes Charakters mit der Wirklichkeit bezeichnen, vornehmlich

die erſte des vierten Acts, in welcher die Verachtung der Wirklichkeit, die ihre Plane nicht in ſich aufnimmt, dem Traume vom Oſten gegenüber geſtellt iſt, und die Scene des fünften, welche mit den Worten beginnt: „Ich bin gefahren über die Welt ꝛc.“ Doch veranlaßt mich die erſtgenannte Scene zu bemerken, daß Fräulein Müller bey ruhigem Vortrag, oder wo ſie Verachtung und Verdruß über einen Gegenſtand auszudrücken hat, ihr ſchönes, klingendes Sprachorgan zu einer Art von Naſenton zwingt, der eben ſo hart und unangenehm, als undeutlich wird.

Eine ſehr treffliche Scene unſerer Künſtlerin war ferner die, in welcher ſie die Wünſche des zudringlichen Satrapen (der aber gar zu unverſtändlich ſprach) zurückwieß; ſie war um ſo wirkſamer, da die hohe Haltung der Künſtlerin dem Zuſchauer das Gefühl mitzutheilen wußte, daß die Wendung des Glücks den Stolz eines großen Geiſtes nicht zu demüthigen vermag. In dieſer Stimmung erhält ſich Semiramis, nachdem ſie durch Liſt die Herrſchaft wieder gewonnen, und vor dem Inderfürſten ſteht; um ſo erſchütternder wirkte auf ſie und die Zuſchauer die Nachricht, daß der Todte gegen ſie fechte. Schade, — daß der Schluß der Rolle eine Tirade iſt, die dem Zuſchauer kein inneres Intereſſe abgewinnen kann. Der Ruf: „die Krone iſt gerettet,“ als Semiramis ſich blutend den Wellen des Indus entriſſen hat, (als letzte Anſtrengung der Kraft durfte demſelben wohl noch etwas mehr Kraft der Stimme beygegeben werden) wie die Worte: „Götter, nicht Menſchen haben mich beſiegt,“ und die oben genannte Zuverſicht des ſpäten Nachruhms, finden den Zuſchauer ungläubig, der auch ſchon früher überſättigt iſt. Dieß aber kann bey Vernünftigen der Darſtellerin nicht ſchaden.

Was nun dieſe Künſtlerin in den vorhergenannten Rollen, und vornehmlich an einem Stoffe, wie die erſte ihr darbot, geleiſtet hatte, machte auf ihre angekündigte Darſtellung der Olga (in Raupachs Iſidor und Olga) ſehr geſpannt. Mit großem Bedauern aber muß ich berichten, daß es mir nicht verſtattet war, dieſer Vorſtellung beyzuwohnen, und daß mir dieſes um ſo mehr leid gethan, da Jedermann nachher mit Entzücken von dieſer Darſtellung ſprach, und verſicherte, die Künſtlerin habe darin ihren entſchiedenen Triumph gefeyert, und den Charakter durch Ausprägung des religiöſen Grundzuges auf eine überraſchende Höhe geſtellt; ungewöhnlicher Enthuſiasmus habe ſich der ganzen Verſammlung bemeiſtert, und viele haben bedauert, daß ſie nicht auch jene früheren Darſtellungen geſehen, die leider nicht, wie ſie verdienten, beſucht waren. In der letzten Vorſtellung trat auch, wie ſchon früher bemerkt, Hr. Moritz als Wladimir, und ein anderer Gaſt, Hr. Paulmann, als Oſſip auf. Hr. Devrient, von ſeiner Kunſtreiſe nach Wien zurückgekehrt, ſtellte den Iſidor dar. Mit Freuden werden alle Freunde der Kunſt die Künſtlerin bey einer künftigen Wiederkehr nach Leipzig willkommen heißen. Ihr folgt jetzt unmittelbar als Gaſt unſerer Bühne Mad. Ereilingers Stich aus Berlin.

Genf, Ende Juni.

(Beſchluß.)

Aus der ſtürmiſch ernſten, nun wieder in vollem ſtillen Schmuck daſtehenden Natur führe ich Sie in das verwandte, aber ewig ruhige Gebiet der Kunſt. Wir haben zu ſprechen von der dießjährigen Generalſitzung der Geſellſchaft der Künſte. Sie wird jährlich Einmal, im Juni, im großen Saal des repräſentativen Raths der Republik gehalten. Schon dieſe Stelle iſt ehrenvoll, denn wo könnten die Künſte, ihre Freunde und Schüler ſich würdiger verſammeln als an dem Platz, wo die Stellvertreter des Volks ſich vereinigen? Der große und weite Saal war paſſend und feſtlich ausgeſchmückt, und faßte kaum die Zahl der in amphitheatraliſchen Reihen ſitzenden Gäſte. Beſonders waren die Damen zahlreich, und die fremden, hier lebenden Prinzen hatten nach ihrer Weiſe nicht verſäumt, in ihren Uniformen, Orden, Sternen und Bändern zu erſcheinen. Decandolle, der Präſident der Geſellſchaft, hatte keinen Stern, weil er in ſeiner Sphäre ſelbſt einer iſt. Er führte als Vorſtand das erſte Wort, gedachte zuerſt der verſtorbenen Mitglieder, und ging dann zur allgemeinen Entwicklung des günſtigen Einfluſſes über, den der Verein der Künſte in dieſem Jahr zunehmend in Genf gezeigt habe, erwähnte dann der anſehnlichen Schenkungen, welche von Freunden der Kunſt an Gemälden, Handzeichnungen, Kupferſtichen und Statuen gemacht worden ſeyen. Hierauf ſprach der Vorſtand der Sektion der Landwirthſchaft, erwähnte der für das laufende Jahr ausgeſetzten Preiſe, und der neuen Sammlung agrariſcher Inſtrumente neben dem botaniſchen Garten. Der Präſident der Sektion für Induſtrie gab ſehr anziehende Details über das Fortſchreiten derſelben in Beziehung auf Uhrmacherkunſt, Rubinſchneidekunſt, mechaniſche Muſik u. ſ. w. Hierauf wurden Preiſe an die Schüler der Induſtrie und Zeichnungsſchule vertheilt. In architektoniſchen Zeichnungen, Blumen und Figuren ſah man manches recht Gute, was in der Folge ausgezeichnet werden kann. Sehr richtig bemerkte Decandolle in ſeiner Rede, die Geſellſchaft der Künſte dürfe nicht als eine Akademie angeſehen werden, ſondern als ein freyer Verein von Bürgern, welchen die Künſte und ihre Beförderung in unſerer kleinen Stadt am Herzen lägen, und die ſie allein durch ihren thätigen Sinn, Beyträge und Geſchenke, ſo wie durch den Unterricht im Zeichnen pflegten, erweiterten und vervollkommneten. Es wäre daher unbillig und unpaſſend, die Leiſtungen unſerer Schüler und den Punkt, wohin der Unterricht führen ſoll, mit dem zu verwechſeln, was die Kunſtakademien des Auslands mit großen Hülfsmitteln und königlicher, reicher Unterſtützung leiſten, oder auch nicht leiſten.

Auflöſung der Charade in Nr. 180.

Eiferſucht.

Charade.

Das Erſte, Freund, wird ſicher dein,
Wenn du verſtehſt das Zweyte;
Doch darfſt du nicht das Ganze ſeyn,
Wenn einſt du Luſt verſpürſt zum Freyn.
Sonſt ſchreyn: „laßt euch mit dem nicht ein!“
Sogleich die weiſen Leute.

Drum ſey fein klug und wohlbedacht,
Das Ganze nicht zu ſcheinen,
Bis du das Zweyte haſt gemacht.
Wodurch du ſchon von ſelbſt, gieb Acht!
Vom Ganzen wirſt zurück gebracht,
Wie viele Ehrherrn meynen.

Fr. v. Elsholz.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. August 1827.

Nur Fabel — doch soll bey der Großen Bunde
Mit Kleinern sich bis auf diese Stunde
Der gleiche Fall geschichtlich erneu'n.

Fr. Haug.

Die drey Hunde.

Fabel.

Er ist ein Hund wie ich! Hört es, Ihr Hunde!
Ich bin so Hund wie er, vom Schweif zum Munde!
Wir Beyde sind nur Hunde, und nichts mehr!
Auch ich, ich ward von einem Hund gezeuget,
Auch mich hat eine Hündin aufgesäuget,
Ich bin und bleib ein Hund so gut als er! —
So schrie vor eines Bauernhauses Schwelle
Dorfrichters Hund, mit gellendem Gebelle,
Laut, unermüdlich, immerwährend fort.
Kaum denkt man, daß er schweigt, hört man vom neuen:
Ich bin ein Hund wie er! den Kläffer schreyen;
Und so den ganzen Tag dasselbe Wort.
Er konnt' und wollt' durchaus es nicht vergessen,
Daß ihm des Gutsherrn Spitz sein Brod gefressen,
Und ihm das Fell zerzaust noch obenein;
Und daß sogar, als er zur Wehr sich setzte,
Sein Herr, der Schulz, ihm einen Hieb versetzte,
Auf daß er künftig dulde Schmach und Pein.
Und noch — schon glänzt im ros'gen Abendschimmer
Das stille Dorf — schreyt immer er und immer:
Ich bin ein Hund wie er, und er wie ich! —
Da trat ein Windspiel, zwar noch jung an Jahren,
Doch ein gelerntes Thier und welterfahren,
Zu ihm heran, und sprach gar sänftiglich:
Du hast ganz Recht. Du mußt es aber tragen.
Darfst du dich wehren? kannst du ihn verklagen?
Drum laß den alten Streit doch endlich ruh'n. —
Drauf unser Hund: Nicht Kraft darf ich benützen,
Und kein'n Gerichtshof gibt es, mich zu schützen;
Doch will ich laut und immer Einspruch thun:
Er ist ein Hund wie ich! Hört es, ihr Hunde!
Ich bin ein Hund wie er, vom Schweif zum Munde!
Wir Beyde sind nur Hunde, und nichts mehr!
Auch ich, ich ward von einem Hund gezeuget,
Auch mich hat eine Hündin aufgesäuget,
Ich bin und bleib' ein Hund so gut als er!

Ludwig Robert.

Ueber die Volkspoesie der Russen.

(Fortsetzung.)

Wenn von Kosaken die Rede ist und ein Stamm derselben, z. B. der Donische, genannt wird, so geschieht gewöhnlich sogleich auch einiger andern Kosakenstämme, als der Saporóger, Grebénsker, Jaizker, Erwähnung; auch diese sollen dann an der erzählten Heldenthat Antheil gehabt haben. In der Regel ist diese Aufzählung mehrerer Kosakenstämme bloser Pleonasmus, und es gewinnt das Ansehen, als wollte der Sänger nur seine Kenntniß vom Daseyn mehrerer Kosakenstämme zur Schau stellen.

Sich selbst nennt das Volk das rechtgläubige,

auch Volk Gottes, und Rußland das heilige. Ein Bojar führt gemeiniglich die Beywörter: der große, zarische. Der Zar heißt der rechtgläubige oder der weiße. So nennen noch jetzt den Beherrscher Rußlands die asiatischen Völker. Iwán Waßiljewitsch der Große (starb 1505) fing zuerst an, sich Zar des weißen Rußlands, d. h. nach der ursprünglichen Bedeutung des großen oder alten Rußlands, zu nennen. (Karamsin's Geschichte Band V. S. 332.) Auch heißt der Zar in den Volksliedern der gestrenge, der schreckliche, ein Beyname, der aber Iwán IV. Waßiljewitsch fast ausschließlich beygelegt wird.

Kukuk und Nachtigall sind Vögel der Schwermuth; der Kukuk insbesondere, wenn von einem Verlassenseyn die Rede ist, — die Nachtigall, wenn es sich um Liebe handelt. In dem Epos vom Zuge Igor's heißt es von der Jaroslámna, da sie die Gefangenschaft ihres Gemahls Igor vernimmt: „Wie ein Kukuk wehklagte sie früh. Ich werde fliehen, sagte sie, wie ein Kukuk, längst der Donau." Auch den Serben ist der Kukuk vorzugsweise Vogel der Schwermuth und Traurigkeit. Der weissagende schwarze Rabe verkündet Blutvergießen.

Die Donau wird als unheilbringender Fluß geschildert. Dahin zogen Mann und Bräutigam öfters dem Tode entgegen; aus der Donau trank das Roß des wackern Jünglings, den sein Schwager erschlägt; in der Donau wusch sich die unglückselige Jungfrau, die wider Willen einem alten reichen Manne vermählt ward.

Der Galgen wird nie genannt, sondern immer umschrieben, als ein im weiten Felde stehendes Gebäude von zwey Pfosten und einem Ulmenbalken queer darüber gelegt, woran eine seidene Schlinge hängt.

Ein Mädchen, das träumt, der Verlobungsring löthe sich auf und entgleite ihrer Hand, oder ihre Haarflechte löse sich, hat irgend ein Unheil zu erwarten. Wer von Perlen träumt, wird Thränen vergießen. So sah Fürst Sswätoßlaw einen traurigen Traum, als ob man ihm eine große Perle in den Schooß schüttete.

Wird ein Räuber gefangen und wegen seiner Mitschuldigen befragt, so läßt ihn der Volksdichter gewöhnlich ironisch antworten: meine Gefährten waren das wackere Roß, die finstere Nacht, der starke (straffe) Bogen und das stählerne Messer, als Häscher dienten mir die geglühten Pfeile. Letzterer Zusatz fehlt jedoch bey einigen Liedern, und mag wohl eine spätere Verschönerung seyn.

Die Zärtlichkeit, mit welcher Eltern ihre Kinder liebkosen, wird vom russischen Volksdichter episch umschrieben: „Es ist keine Schwalbe, die sich schwebend an ihr warmes heimathliches Nest schmiegt, sondern eine Mutter, die sich an ihren Sohn schmiegt." Dieses Bild findet immer Anwendung, wenn die Eltern um das Schicksal des Kindes bekümmert sind oder dessen Tod beweinen.

In den russischen Liedern der Liebe liegt eigentlich mehr Weichheit als eine, den Begriffen der Romantik entsprechende Zartheit des Gefühls. Dieß thut aber dem Ausdruck der Leidenschaft keinen Abbruch, welche meistentheils wahr und treffend geschildert ist. In den Festspielliedern, mit denen sich auf dem Lande Chöre junger Dorfschönen vergnügen, schimmert oft eine Sinnlichkeit durch, wie sie nur unter südlichen Völkern angetroffen zu werden pflegt. Letztere Art Lieder ist indeß gemeiniglich ohne allen poetischen Gehalt, voll ermüdender Refrains und Wiederholungen. Man hört sie aber nicht ungern wegen der Musik und des lebendigen Gesanges. Ueberhaupt ist wohl im Ganzen das poetische Element in den Worten der russischen Volksdichtung weniger erheblich als in dem Gesange.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung.)

Die Pampas-Indianer.

Wer den Reichthum und die Schönheit dieses so interessanten Landes gesehen hat, kann nicht ohne Wehmuth an die Leiden denken, von welchen die Indianer gedrückt worden und wohl noch gedrückt sind. Was auch ihr physischer und moralischer Charakter seyn mag, mögen sie höher oder niedriger in geistiger oder körperlicher Hinsicht stehen als die Bewohner der alten Welt — sie sind die menschlichen Geschöpfe, welche der Schöpfer hierher versetzt hat; das Land gehört ihnen, und demnach haben sie ein Recht, Achtung von jedem Menschen zu fordern, der Religion genug hat zu glauben, daß Gott nichts vergebens erschaffen hat, und dessen Gefühl der Billigkeit ihn lehrt, die Person und die Ansprüche seiner Nächsten zu achten. Ich glaube nicht, daß es eine richtige Beschreibung dieser Indianer gibt. Nach der Entdeckung des Landes erschlugen die Spanier einen großen Theil dieses unglücklichen Volkes, den Ueberrest betrachteten sie als Lastthiere, und während der kurzen Zwischenzeiten der Ruhe, die man ihnen vergönnte, erklärten ihnen die Priester, daß ihr ganzes großes Land dem Papste in Rom gehöre. Die Indianer, unfähig diese Aussprüche zu begreifen und unter den Lasten erliegend, die man ihnen aufbürdete, starben in großer Anzahl dahin; und so fand man es denn bequem, sie als schwach an Geist und Körper darzustellen. Dieses Urtheil ward durch die gierige Stimme der Habsucht bestätigt und endlich als Grundsatz von den Geschichtschreibern aufgenommen.

Während ich durch Amerika galoppirte, hatte ich wenig Zeit oder Gelegenheit, viel von den Indianern zu sehen; doch nach dem Wenigen zu urtheilen, was ich hörte und sah, bin ich überzeugt, daß sie ein eben so kräftiger

Menschenstamm sind, als es jemals unter den Umständen, worin sie sich befinden, gegeben hat. In den Minen habe ich sie Werkzeuge gebrauchen sehen, von welchen unsere Bergleute sagten, daß ihre Kräfte nicht hinreichen, um damit zu arbeiten, und Lasten tragen, welche kein Mann in England zu heben vermocht hätte; ich berufe mich auf die Reisenden, welche von ihnen auf den Schultern über den Schnee getragen wurden, ob sie im Stande gewesen wären, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; und wenn nicht, kann es dann etwas Lächerlicheres geben, als einen civilisirten Menschen auf den Schultern eines andern getragen zu sehen, dessen körperliche Stärke er zu läugnen wagt!

Die Indianer, von denen ich am meisten hörte, waren die, welche die großen unbekannten Ebenen der Pampas bewohnen und die alle Reiter sind, oder vielmehr ihr Leben auf dem Pferde zubringen. Ihre Lebensweise ist besonders interessant. Ungeachtet des Klimas, welches im Sommer sehr heiß und im Winter sehr kalt ist, gehen diese, bis jezt niemals unterjochten Menschen ganz nackt und sogar ohne Kopfbedeckung. Sie leben in Stämmen zusammen, deren jeder durch einen Kaziken beherrscht wird, allein sie haben keine bestimmten Wohnplätze. Wo das Gras gut ist, da findet man sie, bis es durch ihre Pferde abgeweidet worden, worauf sie sogleich einen neuen Ort mit frischem Grün aufsuchen. Sie haben weder Brod noch Früchte, noch eßbare Pflanzen, sondern leben ganz von dem Fleische ihrer Stuten, welche sie niemals reiten, und der einzige Luxus, den sie sich erlauben, ist, ihr Haar in Stutenblut zu waschen. Der Zweck ihres Lebens ist Krieg, den sie als die edelste und natürlichste Beschäftigung betrachten, und sie sagen, die stolzeste Stellung, in welcher ein Mann erscheinen könne, sey, wenn er sich auf den Hals seines Rosses lehnt und auf die Feinde losjagt. Ihre Hauptwaffe ist eine achtzehn Fuß lange Lanze, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit bedienen und ihr eine Art zitternder Bewegung zu geben wissen, welche oft das Schwert den Händen ihrer europäischen Feinde entfallen macht. Die beständige Gewohnheit zu Pferde zu seyn macht die Indianer zu sehr schlechten Fußgängern, und von ihrer Kindheit an sind sie des Gehens ungewohnt. Da sie in einer endlosen Ebene leben, läßt es sich denken, daß fast alle ihre Beschäftigungen und Belustigungen auf dem Pferde betrieben werden, und dieses beständige Reiten schwächt die Beine, wodurch natürlich eine Abneigung gegen eine Uebung entsteht, welche jeden Tag ermüdender wird, und überdieß ist die Schnelligkeit, mit welcher ihre Pferde sie über die Ebenen dahin tragen, so groß im Vergleich mit der Zeit, in welcher sie dieselbe Strecke zu Fuß durchkriechen würden, daß dieß ihnen natürlich als eine unerfreuliche Anstrengung erscheinen muß.

Als ein kriegerisches Volk verdienen sie große Bewunderung, und ihre Art Krieg zu führen ist edler und vollkommener in sich selbst, als die irgend eines andern Volkes in der Kindheit. Wenn sie sich versammeln, sey es, um ihre indianischen Feinde anzugreifen, oder in das Land der Christen, mit denen sie jezt Krieg führen, einzufallen, so treiben sie einen großen Trupp Pferde und Stuten zusammen, und ihr wildes Kriegsgeheul erhebend, fliegen sie im Galopp davon. Wenn die Pferde, welche sie reiten, ermüdet sind, so springen sie auf den Rücken der frischen und sparen ihre besten auf, bis sie wirklich den Feind zu Gesicht bekommen. Das ganze Land gibt Gras und Weide genug für ihre Pferde, und wenn sie anhalten wollen, so brauchen sie nur einige Stuten zu schlachten, um Nahrungsmittel zu haben. Die Erde ist das Bett, auf welchem sie von ihrer Kindheit an ruhen, und so gehen sie ihren Feinden mit leichtem Herzen und vollem Magen entgegen, die einzigen Dinge, welche sie als wünschenswerth für einen Mann betrachten.

Wie verschieden ist diese Art Krieg zu führen von den Märschen eines Heeres unserer braven, aber oft lahmen Soldaten, die sich mit wunden Füßen, im Regen, unter ihrer Last gebeugt, durch die kothbedeckten Straßen hinschleppen, während hinter ihnen Maulthiere und Mundvorrath, Gepäck, Wagen und Weiber auf dem Boden liegen, und das Bild endloser Verwirrung und Unordnung darstellen. Unmöglich wäre es für europäische Truppen mit einem solchen luftigen Heere zu fechten; man möchte eben so leicht die Schwalben aus einem Lande vertreiben, als diese nackten Krieger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. Juli.

Den Parisern haben die Minister ein großes Vergnügen durch die einstweilige Wiedereinführung der Censur der Zeitungen und Zeitschriften entwendet; denn die Journale sind die Hauptlektüre eines großen Theils des Publikums, und ein wahres Bedürfniß für alle diejenigen, welche sich ein wenig um die öffentlichen Begebenheiten in und außer Frankreich, um die Tageschronik, um den Fortgang und die neuen Erscheinungen in der Literatur u. s. w. bekümmern, das heißt für beynahe alle diejenigen Menschen, welche lesen können, und ein wenig Muße haben, um ihr Journal in die Hand zu nehmen. Allen diesen nun ist auf Einmal ihre Freude an der Journallektüre verdorben, denn alle Journale sind entnervt, und wie todt und erstarrt. Noch vor wenigen Wochen war alles in den Pariser Journalen voll Leben und Bewegung; Freymüthigkeit und unerschrockene Erörterung der wichtigsten Angelegenheiten war die Seele der unabhängigen politischen Blätter, in den nicht politischen sprudelten Witz und leichter Muthwille. Eine eiserne Hand hat sich über sie ausgestreckt, und plötzlich ist alles, was die Pariser Tagesblätter auszeichnete, verschwunden. Zwar kann man noch nicht sagen, daß die Gewalt, die über sie ausgeübt wird, sich auf eine unsinnige Art äußere, wie das vorige Mal; das Ministerium geht dießmal besonnener und vorsichtiger zu Werke; der Zwang ist nicht so hart, man will noch einen Schein von Freyheit lassen; allein was man den Journalen wegschneidet, ist gerade dasjenige, was das Publikum zu erfahren nöthig hat, und da man die Preßfreyheit in ihrem ganzen Umfange einige Jahre lang gekostet hat, so ist jede Beschränkung derselben jezt unausstehlich; schwerlich wird sich dieser Zwang lange halten können; vor der Hand aber thut er der periodischen Literatur unendlichen Schaden, und richtet einen Theil der Journale zu Grunde. Denn wie sollte ein wahrheitliebendes Publikum an Tagesblättern Gefallen fin-

den können, welche keine wahre, sondern verstellte Gesinnungen an den Tag legen? wie sollte es eine Lektüre reizen, die nicht in alle seine Angelegenheiten greifen darf, und dasselbe mit unbedeutenden Dingen zu unterhalten gezwungen ist? Sonderbar ist es, daß zwey ministerielle Blätter, worunter eines der ältesten Pariser Tagesblätter ist, die ersten sind, welche die Folgen dieses Preßzwanges empfunden haben. Das Journal de Paris, welches schon vor der französischen Revolution bestand, und sich dadurch von den andern Blättern unterschied, daß es sich mit der Stadt Paris weit mehr beschäftigte als sie, hatte sich vor einigen Jahren an's Ministerium verkauft, und zwar sehr theuer, woran es wohl nicht Unrecht gehabt hatte, ich meyne am theuern Verkaufen; denn wenn man sich doch einmal verkaufen will, so kann man sich nicht theuer genug verhandeln. Seitdem aber war es mit der Achtung, die man dem Blatte gezollt hatte, aus; es konnte keine Abonnenten mehr bekommen, trieb sich in unrühmlicher Dunkelheit fort, und diente denjenigen, die es so theuer erkauft hatten, nur sehr wenig. Da nun die Minister, um einige Monate in gemächlicher Ruhe zubringen zu können, die Opposition gewaltsam zum Schweigen gebracht haben, so hat es ihnen unnütz geschienen, fernerhin ein Blatt zu unterstützen, das von ihnen die Weisung erhalten hatte, jene Opposition zu bekämpfen. Sie haben also ihre Hand von demselben abgezogen, und da es nun während des Censurzwanges auch nicht einmal als Oppositionsblatt auftreten kann, so ist es eingegangen. Die noch viel ältere Gazette de France, die vielleicht das älteste Tagesblatt in Europa ist, indem sie beynahe anderthalb Jahrhunderte erlebt hat, und von der man scherzend sagte, daß sie aus zu hohem Alter wieder in die Kindheit verfallen sey, hat ein anderes Schicksal gehabt. Denn da auch sie ein Ministerialblatt geworden war, und vom unabhängigen Publikum nicht häufiger gelesen wurde als das Journal de Paris, so hat man auch die Unterstützung dieses Blattes während des Preßzwanges für zwecklos und allzu kostspielig gehalten, und sich desselben dadurch entledigt, daß man es mit der berüchtigten Étoile oder die Étoile mit der Gazette de France vereinigt hat. Die Leserwelt hat dadurch nicht gewonnen; denn so altfränkische Zeitungen wie die Gazette de France, und so servile Blätter wie das Journal de Paris, behagen dem Geschmacke des jetzigen Geschlechts sehr wenig. Indessen ist dieß plötzliche Verschwinden von Tagesblättern, die sich durch die schwierigsten Zeitperioden Frankreichs durchgearbeitet hatten, doch etwas Auffallendes, und daß die alten Blätter den neuern und dem Zeitgeiste huldigenden den Platz räumen müssen, beweist doch klar, daß man dem Publikum keine Tagesblätter aufdringen kann, und daß es nur diejenigen Zeitungen unterstützt und unterhält, die freymüthig und aufgeklärt abgefaßt sind, und ihm keine andern Gesinnungen einzuflößen suchen, als die es selbst hat. Zu welcher erstaunlichen Höhe hat sich nicht der Constitutionnel seit zehn Jahren empor geschwungen, weil er dieser Maxime stets treu geblieben! In ganz Frankreich ist dieß Blatt in den Kaffeehäusern, Lesezirkeln, Restaurants u. s. w. zu finden. Es gibt Garküchen in Paris, die nur von Taglöhnern zur Mittagsstunde besucht werden, und wo während dieser Zeit der Constitutionnel vorgelesen wird. Hr. v. Villèle hat während der letzten Session der Deputirtenkammer bewiesen, wie wehe dem Ministerium das außerordentliche Ansehen des Constitutionnel beym Publikum thut, und wie gern man ihm dieses Ansehen benehmen möchte. Ein Versuch wurde in der That durch den berüchtigten Gesetzentwurf wider die Preßfreyheit gemacht; dieser mißlang, und deßhalb wurde, sobald die Session aufhörte, die gesammte periodische Literatur in die Acht erklärt. — Als das vorige Mal eine Censur verordnet wurde, blieben die Censoren geheim, und Niemand hat erfahren, welche Leute dazu gehörten; nur aus ihren Handlungen hat man eingesehen, daß sie des Verstandes eben nicht zu viel hatten. Man hat behauptet, es seyen Jesuiten oder sogenannte Frères ignorantins gewesen; Jedermann schrie wider sie, Chateaubriand schlug sie in seiner kräftigen Flugschrift danieder, nach einer sechswöchentlichen Ausübung ihrer Gewalt verschwanden sie, und die Presse ward wieder frey. Man hatte gefürchtet, dießmal werde wieder so ein heimliches Gericht entstehen, welches eigenmächtig aller Aufklärung und Freymüthigkeit entgegen arbeiten könne. Einige Leute hatten sich als Censoren annehmen lassen, weil sie vermutheten, ihre Namen würden verheimlicht werden, unter andern zwey Professoren der Geschichte an den hiesigen Gymnasien oder Kollèges; allein ihre Namen wurden im Moniteur ganz abgedruckt. Man denke sich den Schrecken der Leute! Auf die beyden Professoren stürmten Familie, Schüler, Freunde u. s. w. los; schon nach drey Tagen baten sie um ihre Entlassung, und übergaben die Censurscheeren in andere Hände. Aber das meiste Aufsehen erregte die Erscheinung von Cuviers Namen in der Zahl derjenigen, welche über die Censoren wachen sollten. Wie? Cuvier, der größte, oder doch einer der größten Naturforscher unserer Zeit, ein weltberühmter Mann, ein freyheitsliebender Gelehrter, ein Protestant sollte ein Mitglied eines Rathes geworden seyn, in welchem mehrere achtungswerthen Gelehrten einen Platz verschmäht hatten! So rief man allgemein aus; man überhäufte Cuvier mit Vorstellungen und Vorwürfen; Cuvier, um sich zu entschuldigen, behauptete, man habe ihn gar nicht zuvor benachrichtigt; erst um eilf Uhr in der Nacht habe ihm die Regierung zu wissen gethan, er sey in das Comité de surveillance berufen, und die königliche Verordnung werde am andern Morgen im Moniteur erscheinen. Wollte der Mann noch einiger Achtung beym Publikum genießen, so konnte er unmöglich in jenem Komité sitzen bleiben. Jedermann würde ihn verachtet haben. So sehr nun auch Cuvier um die Gunst der Regierung bubit, so mußte er dießmal doch der allgemeinen Gesinnung nachgeben, und um seine Entlassung anhalten. Der Regierung lag aber so viel daran, einstweilen seinen Namen gebrauchen zu können, daß seine Entlassung vierzehn Tage lang verheimlicht wurde, bis man doch endlich durch die Wiederbesetzung seiner Stelle dem Publikum kund thun mußte. Cuvier wolle mit dem Censurkomité nichts zu schaffen haben. Auch der Avocat Général de Broé zog sich daraus zurück, so daß das Komité jetzt nur noch aus unbekannten Leuten besteht. Unterdessen erschien Chateaubriands neue Flugschrift wider die Censur, und die beyden jungen Dichter, Méry und Barthélemy, hatten auch sogleich wieder eine poetische Epistel fertig über diesen neuen Schritt der Minister. Keratry und andere geschätzte Schriftsteller haben sich ebenfalls vorgenommen, durch Flugschriften mit der Nation zu reden, und wenn Männer wie Chateaubriand und Keratry reden, so vernimmt die ganze Nation zu. Dieß ist die kurze Geschichte dieses abermaligen Versuchs, die Presse in Ketten und Bande zu legen; glücklicherweise bleibt die eigentliche Bücherliteratur von diesem Zwange ganz frey, da kein Gesetz die Minister berechtigt, solche im Nothfall einer vorläufigen Untersuchung zu unterwerfen. In dieser muß man also jetzt den Gang der Begebenheiten, und den Kampf der Partheyen in Frankreich suchen, nicht aber in den Tagesblättern, die dem Publikum verstümmelt zu Gesichte kommen. Hoffentlich ist dieß aber auch der letzte Versuch wider die periodische Literatur, die einer vollkommenen Freyheit bedarf, um wirksam zu seyn, und die jetzt ein allgemeines Bedürfniß geworden ist.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. August 1827.

Möge dein Blick nie an der Oberfläche verweilen! steige nieder in ihre Hütten, betrachte ihre Gebräuche, ihre Sitten, lausche auf ihre Gesänge, auf ihre alten Sagen, und — dann erst hast du ein Volk gesehen.

F. K. Miller.

Ueber die Volkspoesie der Russen.

(Fortsetzung.)

Auffallend ist, daß sich in den russischen Volksliedern nicht, wie in den serbischen und slawakischen, Spuren vom Glauben an Geister, überirdische Wesen und an Wiederkehr der Verstorbenen finden. Daß hin und wieder in den Volksgesängen Namen heidnischer Gottheiten angerufen werden, ein Rabe weissagt oder Thiere Gespräche führen, stößt obige Behauptung nicht um. Dennoch sind bekanntlich die Russen, wie alle slawischen Völkerschaften, sehr zum Aberglauben geneigt; ihre Lieder sprechen viel von vorbedeutenden Träumen, und in ihren Mährchen kommen auch Zauberer und Geister vor. Diese Verschiedenheit der Lieder und Mährchen läßt sich kaum anders erklären, als daß man annehmen muß, der russische Volksglaube habe seine überirdischen Wesen aus den Sagen anderer Nationen entlehnt, der fremde Stoff sey aber in der volksthümlichen Poesie nicht heimisch geworden. Durch Zufall können alle dergleichen Lieder, in denen Geister und Zauberer erwähnt wurden, nicht verloren gegangen seyn. Wäre dieß auch der Fall, so hätten sich gewiß wieder neue Lieder erzeugt, gäbe es überhaupt im Volke eine solche Richtung zum Wunder- und Geisterglauben, die, wie die Erfahrung bestätigt, immer eine wahrhaft poetische Anlage beurkundet. Man denke nur an die Lieder der Galen, Dänen, Engländer und Deutschen. Sollte vielleicht die Einbildungskraft der Russen bey aller Beweglichkeit weniger schöpferisch, der Ausdruck ihrer Gefühlsweise weniger tief seyn?

Wir möchten nicht ohne alle Einschränkung den Ausspruch des berühmten Heeren in seiner Beurtheilung der ersten Bände von Karamsin's russischer Geschichte (Göttinger gel. Anzeigen 22. Aug. 1822) unterschreiben, daß das eigentliche Prinzip der ritterlichen Ehre, wie den Völkern des Alterthums, so auch den Voreltern der Russen unbekannt geblieben sey. In dem Heldenliede vom Zuge Igors sagt dieser von seinen kampflustigen Kriegern: „sie suchen sich Ehre und ihrem Fürsten Ruhm.“ Das Gemüth der Slawen war wohl nicht unempfänglich für das Prinzip der ritterlichen Ehre — davon zeugen die Lieder mehrerer slawischen Völker — aber bey den Russen ward die Anlage zum Ritterthum durch die Mongolenherrschaft gänzlich unterdrückt. Jene Schwärmerey des Gefühls, aus deren Boden bey den westlichen Völkern Blüthen des Ritterthums entsproßten, konnte sich den Russen später nicht mehr mittheilen. Die Tapferkeit wurde zwar hoch geehrt, als erste Tugend, aber sie blieb roh, weil keine milderen, ritterlichen Tugenden sie veredelten. Ohnehin standen die Russen bis zum Zeitalter Peters des Großen mit den civilisirten Staaten Europas in entfernterer Verbindung als manche andern slawischen Völkerschaften, z. B. die Polen. Man erinnere sich nur der Vorurtheile, welche noch Peter der Große in dieser Hinsicht zu bekämpfen hatte. Selbst das schöne Geschlecht konnte in der orientalischen Abgeschiedenheit und dem Zwange, worin es

leben mußte, wenig zur Milderung der Sitten und zur Veredlung der Geselligkeit beytragen; dennoch übte die Schönheit ihr Recht auch über die Herzen der alten Russen. Sie bewunderten die Reize ihrer holden Jungfrauen, ihr volles schneeweißes Gesicht, ihre rothen Wangen, ihre Zobelbrauen, ihre Falkenaugen, ihre blonden Haarflechten und — ihren Pfauengang.

Beseelt nun auch keine ritterthümliche Gefühlsweise die russischen Helden- und Minnelieder, und ermangeln sie in der Regel jenes kühnen Gedankenwurfs und der Lebhaftigkeit des dramatischen Dialogs, welche uns in den Romanzen der westlichen Völker entzücken, so leuchtet doch aus ihnen fast überall eine gewisse Beweglichkeit der Einbildungskraft hervor, die den slawischen Völkern überhaupt eigen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wichtige Entdeckung für die Schiffahrt.

In der dießjährigen französischen Industrieausstellung wird die Filzbekleidung zu sehen seyn, mit der Thomas Dobrée von Nantes die französischen Schiffe versehen soll. Man wird nicht ohne Interesse etwas Näheres über eine der wichtigsten Entdeckungen lesen, die je für Handel und Schiffahrt gemacht worden sind.

Seit 1760 kam die Verkleidung der Schiffe mit Kupfer allgemein in Aufnahme; mochte man dabey noch eine Verkleidung von Holz anwenden oder nicht, immer wurde der unter Wasser gehende Theil des Schiffes mit grobem, mit heißem Theer beschmierten Papier überzogen, auf welches erst das Kupfer aufgelegt wurde. Man wollte dadurch so viele Elastizität erreichen, daß die Kupferplatten beym Aufnageln nicht litten und sich so fest ans Schiff anlegten, daß das Meerwasser nicht hinter das Kupfer dringen konnte. Wäre lezterer Zweck vollkommen erreicht worden, so hätte das Kupfer ums Doppelte länger gedauert, weil es blos an der äußern Fläche geroſtet hätte; es wird aber auch innen angegriffen, und bey jeder neuen Verkleidung findet man das Papier völlig verfault. Dieses Verfahren ließ also noch Vieles zu wünschen übrig. — Im Jahr V. der Republik stellte man einen andern Versuch an; man bekleidete im Hafen von Brest eine Fregatte mit übereinander genähten und betheerten Stücken Segeltuch; aber die Leinwand faulte auch, und man stand von der Sache ab. — Man gerieth nun auf den Gedanken, Filz dazu anzuwenden. Ein aus Thierhaaren bestehendes Gewebe war nicht der Gährung unterworfen wie ein vegetabilisches, und es fand sich wirklich, daß es beynahe unzerstörlich ist. Dieses neue Verfahren wurde von den Engländern befolgt, und sie besitzen gegenwärtig an tausend mit Filz verkleidete Fahrzeuge; die französische Marine folgt jezt diesem Beyspiele, und hat mit Dobrée von Nantes einen Kontrakt zu Verkleidung ihrer sämmtlichen Fahrzeuge mit Filz abgeschlossen. Nach Dobrées Vorschrift aufgelegt, bildet der Filz eine wirklich undurchdringliche Hülle; er schüzt vor dem Wurmfraß, gegen den man so viele Mittel versucht hat; auf diese Art bedeckt, können die Fugen des Schiffes ihr Werg nicht mehr ausstoßen und die Kalfaterung unmöglich abspringen; der Filz verhindert durchaus jedes Eindringen des Wassers und die daraus entstehenden Unfälle, so daß ein mit Filz bezogener Schiffsbauch drey- bis viermal länger hält als ein gewöhnlicher, und häufiges Stilliegen und kostbare Ausbesserungen erspart; endlich, und das ist gewiß ein sehr großer Vortheil, ist diese elastische, undurchdringliche Hülle so stark, daß die Seiten eines Schiffs eingestoßen werden könnten, ohne daß Wasser eindränge und das Schiff aufgehalten würde.

Bereits hat die Erfahrung Dobrées Hoffnungen und Verheißungen bestätigt, wie man aus folgendem Auszug eines Berichts von John Opham, Kapitän des Wallfischfängers Triton, aus dem Hafen von Nantes ersehen kann: „Wir waren am Kap Vierge angelangt und segelten acht Knoten, da stieß das Fahrzeug plözlich auf die Spitze einer Sandbank; das Brustholz erhielt den Stoß und wurde fortgerissen; so stark aber auch der Stoß gewesen war, der Filz hatte die Schiffswand dergestalt geschüzt, daß sich kein Tropfen Wasser im Raum fand; die Mannschaft sezte beruhigt ihren Weg fort, und nach einigen Tagen lief das Schiff in die Magellansche Meerenge ein. Es war dieß zu der Jahrszeit ein tolles Unternehmen; man hatte auch zwey-und-vierzig Tage lang mit abscheulichem Wetter zu kämpfen, und das Schiff wurde am Feuerland, an einem Ort, wo spize Felsen sind, auf die Küste geworfen; schon gab man das Schiff verloren, doch bey der nächsten Fluth gelang es, mit Hülfe aller Anker dasselbe außer Gefahr zu bringen. Man meynte, es müsse bey dieser Gelegenheit viel Wasser eingedrungen seyn, und das erste war, daß man nach den Pumpen griff; doch war dieß hier so wenig der Fall als bey Kap Vierge; das Schiff ging nach den Sandwichsinseln, kreuzte ein halbes Jahr an der Küste von Japan, fischte dann an der Küste von Kalifornien und kam endlich nach Nantes zurück. Bey der genauesten Untersuchung fand man das Schiff ganz so wie es vom Werft gekommen war; Kalfaterung, Kitt, Filz, Holz, alles ist gesund, wie wenn es aus der Hand des Zimmermanns käme. Der Schiffsbauch kann wohl so lange dauern als das Schiff selbst, das erst fünftehalb Jahre alt ist."

Abgesehen von dem Einflusse auf die Assekuranzverhältnisse und die Kostenersparniß bey der Marine, muß dieses Verfahren, da es das Eindringen des Wassers selbst dann verhindert, wenn ein Fahrzeug angestoßen hat, jährlich eine große Zahl von Seeleuten am Leben erhalten, und es wird dadurch der Menschheit ein wahrer Dienst geleistet.

Jesuiten-Beichte.

Nach dem Französischen.

Die Jesuiten und die Minister, die Gegenstände der Erbitterung so mancher Franzosen, sind, dem Nationalcharakter gemäß, auch die Zielscheiben ihres Witzes. Der tägliche Pfeilhagel der Zeitungen, wo auch manches stumpfe Geschoß mit unterlief, mußte zwar diejenigen, die er traf, am Ende unempfindlicher machen, blieb aber immer unangenehm, und sie haben sich, wenigstens auf eine Zeit lang, dadurch etwas Ruhe geschafft, daß sie die Satyre aus den Tagesblättern verbannten, die sich nun in die Flugschriften geflüchtet hat, wodurch wenigstens den niedern Volksklassen der tägliche Lachstoff entzogen oder doch verkümmert wurde. Wir theilen eine Probe der französischen politischen Satyre in einer Uebertragung mit.

* * *

Ich liebte zwanzig Mädchen nach der Reihe,
Und jeder war mein ganzes Herz geweiht,
Und jede schwur mir heute ew'ge Treue,
Und brach schon morgen ihren heil'gen Eid.
Da schwur und flucht' ich keinem Weib zu trauen.
„Mein Sohn, wer flucht, der sündiget. Allein
„Die Schuld liegt dießmal wirklich an den Frauen;
„Du sollst versöhnet und entschuldigt seyn."

Weil ich Bestechung haßte wie die Hölle,
Fand mein Minister mich zu ungeschickt;
Und einem feilen Kerl gab er die Stelle,
Der sich vor seinem Kammerdiener bückt;
Da wünschte ich Herrn C . . . zum Teufel.
„Mein Sohn! welch' rohe Leidenschaft! Allein
„Bey kaltem Blut bereu'st du ohne Zweifel;
„Du sollst entschuldigt und versöhnet seyn."

Mit schönen Worten, blendenden Versprechen,
Hat ein bekannter Herr mich arm gemacht,
Und um mich für die Tausende zu rächen,
Um die mich der Verrätber hat gebracht,
Schalt ich Herrn B . . . einen Beutelschneider.
„Mein Sohn! das Wort war freylich grob. Allein
„Die Welt nennt ihn mit diesem Namen, leider!
„Du sollst entschuldigt und versöhnet seyn.

Das „Sakrileg," ich will's gestehen, nannte
Ich ein Gesetz für Sklaven nur gemacht,
Der Menschheit Schmach und des Jahrhunderts Schande,
Und P . . ., ihn, der es ausgedacht,
Schalt ich den Mörder aller freyen Seelen.
„Mein Sohn! das war ein derber Schimpf. Allein
„Du irrtest menschlich, irren heißt nicht fehlen;
„Du sollst entschuldigt und versöhnet seyn."

Und als ich diese arme Welt bedachte,
Und sah, wie alles schief und irrig geht,
Wie man die Tugend und das Recht verlachte,
Und wie jetzt Trug und Laster oben steht,
Da — hielt ich Gott für einen leeren Namen!
„Mein Sohn! du hast dich schwer verfehlt. Allein
„Gott ist barmherzig gegen Sünder, Amen!
„Du sollst entschuldigt und versöhnet seyn."

Ich liebte Eintracht in Pallast und Hütten,
Doch als ich schleichend wiederkehren sah
Die Zwietracht an der Hand der Jesuiten,
Da schwur ich ew'gen Haß Sankt Loyola,
Und ew'gen Haß und Rache seinen Söhnen!
„Mein Sohn! ich bin die Langmuth selbst. Allein
„Das heißt fürwahr das Heiligste verhöhnen!
„Vor Uns und Gott kannst du nicht schuldlos seyn."

W. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Anfangs Juli.

Einen schönen freudigen Tag feyert Genf jährlich in den heitern Junitagen. Was anderwärts nur in den engen Schulmauern vorgeht, und nur auf diese und in diesen Beziehung hat, das wird hier ein bedeutendes Fest der Nation, und durchdringt und erfreut sie auf vielfache Weise. Es ist durchaus nöthig in Republiken, daß der Sohn des armen Taglöhners und des Millionärs, daß des Staatsraths und Syndits Kind mit dem des Schmidts und des Hutmachers in die Schule gehen, daß sie mit einander spielen und sich raufen und dugen und einander vorgezogen werden, je nachdem Fleiß und Talente es fordern. Daher ist die Privaterziehung in Pensionen hier nur für Fremde, oder zur Nachhülfe in einigen Stunden. Alle Knaben gehen in eine Schule, und davon findet keine Ausnahme statt. Dadurch wird es nothwendig, daß die jährliche Preisvertheilung eine hohe festliche Bedeutung erhält, die fast Jeden auf diese oder jene Art anzieht oder ergreift. Jene Eltern haben einen Sohn, der sich schon voriges Jahr auszeichnete, also dieß Jahr eine eigene Dekoration in des Landes Farben trägt; eine Mutter freut sich, ihren Sohn, eine junge Schwester ihren Bruder in den festlichen Reihen zu sehen; eine ältere ist nicht weniger froh darüber, sie denkt dabey wohl auch schon an die Zukunft, berechnet dieß und das; für alle übrigen Knaben ist es ein sehr starker Antrieb, um den andern Mitschülern nachzustreben. Jedes junge Ehepaar blickt in die fernen Lebenstage, und die Mutter, die im Verborgenen weint, vergießt eine Thräne des Danks, der frohen Rührung oder auch des Schmerzes, denn voriges Jahr sah auch sie ihren gefeyerten Knaben Leichtgeben, den nun die Erde deckt. Für Alles, was Kind heißt, selbst für die Mädchen, ist dieß Fest ein mächtiger Impuls zum Fortschreiten. In den Schulsälen versammeln sich die Knaben, die Syndiken und Staatsräthe nebst den übrigen hohen Magistratspersonen und die Fremden, die an dem Fest Theil nehmen wollen. In den Straßen aber, durch welche der Zug gehen soll, ist die schöne Genfer Nationalgarde aufgestellt; alles ist festlich geschmückt. Da sind Väter, Brüder, Oheime der gefeyerten Knaben, und auf ihren Gesichtern strahlt Lust und Freude, oft auch Erinnerung an gleiche Auszeichnung in den jungen Jahren. Vom Schulhaus geht der Zug aus; zuerst das Hauptkorps unserer militärischen Musik, dann eine Abtheilung schöner Grenadiere, dann drey Weibel des Kanton Genf, mit ihren bald gelben, bald rothen Mänteln, dann unter Vortretung der Pedells der regierende Syndikus, und der Director der Akademie; hierauf folgen Paar und Paar, die Akademie, der Staatsrath und alle übrigen Behörden, hernach die acht Klassen des Kollegiums, vor jeder ihr Regent, und vor diesem ein Weibel, dann die gefeyerten Knaben der Klasse, jeder gekleidet nach Gutdünken, die Kleinern manchmal selbst in lächerlichem Soldatenkostüm, ungeheuren Hüten, Federbüschen u. s. w. Zur Seite der Knaben gingen rechts und links Ehrengarden. Hinter sämmtlichen Schülern schloß wieder eine Abtheilung Grenadiere und Musik den Zug. In allen Straßen drängten sich geputzte fröhliche Menschen,

Es war nur ein Ton der Freude. So lange der Zug dauerte, ertönte die Musik jedes aufgestellten Korps, durch dessen Reihen gezogen wurde. Durch die, dem römischen Pantheon nachgeahmte Façade der St. Peterskirche trat der Zug in die Kirche, die wieder voll gepuzter Menschen war. Die preistragenden Schüler nahmen einen Ehrenplatz ein, zunächst den Syndiken und den übrigen Staatsbehörden. Andere ausgezeichnete Plätze waren für die Eltern der ausgezeichneten Schüler und für die Fremden. Nun begannen akademische Reden, unter denen die des Akademiedirektors Chenevière besonders merkwürdig war. Sie handelte von den langsamen und unübereilten, aber sichern Fortschritten des Schul- und Unterrichtswesens in Genf, und von den Bemühungen der Akademie, eine Verbesserung nach der andern einzuführen, so viel ihre geringen Mittel erlaubten. Dabey warf er, was ich eben nicht lobe, einen tadelnden Seitenblick auf eines der hiesigen Flugblätter, wegen der häufig gegen die Akademie und das Kollegium ausgesprochenen Vorwürfe. Nach einer Stunde ging die Versammlung aus einander; der übrige Tag aber wurde in jeder Familie, auf dem Lande und in der Stadt, mit Freude, Gesang und Tanz beschlossen. Wenn man gegen Abend an den Gärten und Landhäusern vorüberging, so sah man auf allen Rasenplätzen tanzende Kinder, Spiele und kleine Gastmahle. Auf dem See durchkreuzten sich hundert buntflaggende Kähne mit Musik, zwischen denen der dampfende Wilhelm Tell, ebenfalls mit Menschen erfüllt, hindurch schritt. Dieß ist die uralte fête des promotions der Genfer.

Der Streit über die Griechen zwischen Lullin-Chateauvieux und dem Grafen Luizi hat sich Gottlob schon gelegt. Ersterer antwortete nicht auf den unpassenden Angriff des jungen Mannes, und lezterer sah ein, daß er zu weit gegangen war, und im Grunde Unrecht hatte. Nun ist De Gimbernat aufgetreten und hat dargethan, wie höchst bedeutend für die an Lebensmitteln nothleidenden Griechen die von ihm entdeckte Knochengallertbereitung durch chemische Mittel sey. Er thut dar, daß in Genf jährlich 1.980.765 Kilogramme Fleisch verbraucht werden, die 396,153 Kilogramme Knochen enthalten. Darin befinden sich 118,845 Kil. trockene Knochengallerte, die durch chemische Mittel (Salzsäure) gewonnen werden kann. Wenn nun auf den Menschen zu seiner täglichen Nahrung dreyßig Grammen gerechnet werden müssen, so könnten mit dieser Gallerte täglich 10.853 Menschen ernährt werden. Er hält für leicht erweißlich, daß mit den Knochen, welche täglich in den verschiedenen Kantonen der Schweiz weggeworfen werden, leicht 50 000 Menschen ernährt werden könnten. Dr. Gimbernat schlägt vor, eine Knochensammlung in der Schweiz anzustellen, und Gallerte daraus für die Griechen zu bereiten, auch einen geschickten Arbeiter mit dem gehörigen Apparat nach Griechenland zu senden. (Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Während auf der königlichen Bühne eine Oper die andere verdrängte, und jezt Mad. Catalani, Dem. Schechner und dann wieder Dem. Heinefetter sich fast denselben rauschenden Beyfall erwarben, feyerte das Drama gänzlich, wenigstens kam nichts vor, was nicht schon früher wäre in diesen Blättern besprochen worden. Dagegen zeichnete sich die Königsstädter Bühne durch mehrere neue Melodramen auf ihre Weise aus, und lieferte den Beweis, wohin jede Bühne kommt, welche nicht die Kunst, sondern die Zinsen im Auge hat, welche die Stiftungsgläubiger zufrieden stellen sollen. Aber der Kunstbankerott führt auch endlich den Geldbankerott nach sich. Dem. Sonntag soll einen neuen Kontrakt, in welchem ihr ein jährlicher Gehalt von 12000 Thalern und eine jährliche Abwesenheit von drey Monaten bewilligt ward, nicht angenommen haben, was aber eben so wenig, wie ihr Bleiben dieß Theater wieder emporbringen wird. Mit welchen Versprechungen ward diese Bühne eröffnet, und wie wenig hat sie gehalten!

Doch nicht Opern allein machten in diesem Monate die einzigen musikalischen Genüsse aus; vor wenigen Tagen ward auch in der Garnisonskirche, zum Besten der hiesigen städtischen Gewerbschulen, der Händel'sche Josua aufgeführt. Mad. Milder sang die Parthie der Achsah, Dem. Hoffmann den Othniel, Hr. Sieber den Caleb, den Josua Hr. Baber, und die Zelterische Singakademie die Chöre. Dieß Oratorium beschäftigt sich nicht mehr mit dem nur Göttlichen, wie der Messias, sondern es gehört zu dem Kreise derjenigen, welche die jüdische Geschichte zum Inhalte nehmen. Es ließe sich hier sogleich die Frage aufwerfen, warum denn der christliche Komponist sich gerade immer die jüdische Geschichte zum Gegenstande gewählt habe? Wir glauben, der Grund davon sey darin zu suchen, daß es ihm nicht mehr darauf ankam, sich nur immer mit Darstellung der göttlichen Geschichte zu beschäftigen, sondern daß es ihn drängte, nun auch menschlichen Inhalt, die Liebe zur Familie, zum Vaterlande, die Tapferkeit und alle die Hauptmächte, welche das menschliche Leben ausmachen, sich in Tönen ergießen zu lassen. Zugleich aber konnte er dieses Menschliche noch nicht selbstständig und frey für sich selber als nur Menschliches auftreten lassen, sondern er vermochte es nur zum Gegenstand zu nehmen in so fern es sich ganz und gar vom Hauch des Göttlichen beseelt und durchdrungen zeigte. Und dieß ist in der jüdischen Geschichte der Fall, wo Gott selber die Familie Abrahams unter seinen Schuz nimmt, dem Volke die Rückkehr in das Land seiner Väter gelobt, es zu allen seinen Thaten anfeuert und begeistert, so daß nichts geschieht, was nicht im Dienste und zur Ehre Gottes gethan wurde. Ueberall ist immer die Macht Gottes und das Preisen seiner Güte, Gerechtigkeit und Gnade der Hauptinhalt, und Gott das Leitende für alles Menschliche. Daher in den Händel'schen Oratorien die patriarchalische Familienfrömmigkeit, die Liebe für die Heimath, die das Land des Volkes Gottes ist, und die Tapferkeit, welche mit dem Flammenschwerte des Cherub gegen die Verächter Jehovahs kämpft. Was an diesem Inhalt nur rein national-jüdisch ist, hat die Musik nicht in sich aufgenommen, und stellt daher dem christlichen Zuhörer überhaupt nur die Familie, die Heimath, die Natur und ihre Schönheit, die Liebe, den Muth u. s. f. als von Gott gewollt, als einen Zweck Gottes, als geheiligte Lebensmächte dar, und dieser Heiligkeit wegen dringt denn in diese Töne kein Ausdruck ein, wie er sich wohl für einzelne, reinpersönliche Leidenschaften oder überhaupt für das Menschliche, herausgetreten aus diesem Dienste Gottes, eignen würde, sondern alle Empfindungen drücken sich als ganz allgemeine, allen theilhaftige, von Gott durchdrungene aus. Deßhalb aber erscheinen sie Jedem als langweilig, der nur überall das rein Persönliche und nicht den ewigen, wahrhaftigen Inhalt zu suchen gewohnt ist. Besonders aber ist der Josua als langweilig verschrieen. Und freylich ist nicht zu läugnen, daß in allen drey Theilen sich immer nur derselbe Gegenstand mit wenigen Modificationen wieder findet, denn ob Jericho zu erobern oder Debir zu befreyen ist, bringt keinen wesentlichen Unterschied herein; in allen drey Theilen ermahnt Josua zur Tapferkeit, und feuert in seinen Arien den Muth der Streiter Gottes an, in jedem Theile wird Gott als Schirmer und Retter angerufen und seine Güte und Gnade nach erkämpftem Siege gepriesen, und es ist daher gar nicht zu sagen, weßhalb das Oratorium nicht in ähnlicher Weise noch durch unendlich viele Theile durchgehen könnte. (Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. August 1827.

Kennt ihr das Land, wo die Orangen blühen, das Land, welches die Strahlen des Himmels mit dem Geist der Liebe befruchten? Habt ihr jene Wohlgerüche eingeathmet, die diese ohnehin schon so reine und angenehme Luft durchwürzen? Sagt, ihr Fremden, ist die Natur bey euch auch so schön und so bezaubernd?

Anne Germaine v. Staël.

Madera *).

Der Wind war günstig, die See still, die Sonne schien hell, wir segelten Porto Santo vorbey und aus den Wolken erhob sich Madera vor uns.

O Madera, Madera, köstlichster Edelstein im Ocean, Paradies des atlantischen Meeres! kaum fasse ich Muth, die Tage zu beschreiben, die ich auf dir zubrachte; zauberische Tage waren es, eingeschaltet in das Jahr der gemeinen Wirklichkeit, himmlische Augenblicke, wie du selbst, gleich einer Insel im weiten Meere der Zeit erscheinend! Geliebtes England! ein edles Land bist du, weise, mächtig, tugendhaft — doch jene dunkelblauen Wellen hast du nicht, welche die Küste von Funchal bespülen; nicht jene Zauberlüfte, welche meine Wange fächelten und mein Herz belebten; keine hohen Rebenlauben, keine goldenen Büschel von Orangen und Citronen, keine Quintas, keinen Corral! Zum ersten Male fühlte ich den, doch schnell vorüberschreitenden Wunsch, fern von meinem Vaterlande zu leben und zu sterben; einen Augenblick schien es mir dichterische Glückseligkeit, mit der Geliebten in jenen friedlichen Bergen zu leben und Abends auf das liebliche Meer und die einsamen Dezertas am Horizonte hinzublicken. Meine Wahl fiel nicht auf eins der glänzenden und üppigen Häuser, welche den Busen des Amphitheaters über der Stadt schmücken; wie Jedermann bewunderte ich ihre vollkommene Eleganz, ihr prachtvolles Ansehen; doch füllten sie nicht mein Herz mit jener Sehnsucht, die mir eine einfache Wohnung in dem entfernten Kirchspiel Camacha einflößte. Oft höre ich den murmelnden Bach in der Nacht und denke, ich sitze auf der Bank von grünem Rasen, neben mir die Flasche mit kühlem Weine und vor mir die Aussicht auf Rosa und die hübsche Kirche weiter hinaus. Hätten die Alten Madera gekannt, es wäre ihre plusquam fortunata insula gewesen, und die geselligen Geister der alten Heiden wären hieher verpflanzt worden, um ewig von Nektar und Orangen zu leben.

Mir scheint die Lage von Madera die wünschenswürdigste auf Erden. Es vereint die meisten europäischen Gemächlichkeiten mit beynahe allen tropischen Ueppigkeiten. Man kann alle Grade der Temperatur zwischen Funchal und dem Eishause genießen; die Jahrszeiten sind die Jugend, Reife und das Alter eines nimmer endenden und doch stets neubeginnenden Frühlings. Hier fand ich, was ich nur in Eden und in den zauberischen Lauben der Armida einheimisch glaubte. Myrthen, Geranium, Rosen und Veilchen blühen rechts und links in der verschwenderischen Fülle der einfachen Natur. Geranien besonders sind so gemein, daß der Honig, den die Bienen hier einsammeln, fast einem Extrakt dieser Blumen gleicht. Mein Geschmack ist aber von dem der meisten Leute verschieden, indem ich ihn nicht so gut als den englischen finde, obgleich er viel klarer und

*) Aus der Schrift: Sechs Monate in Westindien, von einem jungen Manne, welcher der talentvollen Familie des Dichters Coleridge angehört.

durchsichtiger ist. Vielleicht würde mich, nachdem ich mich in dem Bezirke von zehn Graden von dem Aequator befunden, ein zweyter Besuch in Madera nicht so entzücken als der erste; ich habe nun das Blau des Himmels und Oceans noch klarer gesehen, und Bäume und Blumen und Berge, deren Formen noch schöner und hehrer sind. Allein ich hatte England im Dezember verlassen, melancholisch und schaudernd während eines zweymonatlichen Regens; widrige Winde, ewiges Laviren, ein fürchterlicher Sturm in der Bay von Biscaya hatten mich unmuthig gemacht, und ich sehnte mich nach Madera wie nach dem gelobten Lande, und der erste Anblick von Porto Santo mit seinen zerstreuten Inseln, abgebrochenen Felsen und grünenden Thälern füllte mein Herz mit jenem Entzücken, das Niemand fühlt, als wer eine Reise auf dem Ocean gemacht.

Früh Morgens den 1sten Januar 1825 steuerten wir langsam in die Bay von Funchal hinein. Die Stadt, die Landhäuser und Nossa Senhora do Monte schimmerten wie Silber durch den dünnen Nebel, der über den Gebirgen lag. Bald begannen die Glocken vieler Kirchen das neue Jahr mit jenen Tönen zu begrüßen, welche den Seefahrer vor allen andern freundlich anklingen. Die Begrüßungsschüsse erschallten von unserm Schiffe und der Ilheo oder Loofelsen antwortete über dem Wasser. Ein plumpes Boot mit vier braunen Ruderern von Madera brachte mich an's Ufer, und als ich es betrat, fühlte ich eine Kraft, wie ich nie vorher empfunden.

Die Gastfreyheit der englischen Kaufleute ist fürstlich. Nie bringt man zu viel Gäste, nie bleibt man zu lange; die Häuser stehen den Freunden eines Jeden offen. Ich kann nicht glauben, daß sie uns blos als gute Kunden betrachteten, obgleich sie mächtig durch Malmsey, Tinta und Sercial in Versuchung führen und beym Abschiede das alte Haus nicht zu vergessen bitten. Alle, welche ich sah, zeigten Einsichten, eine Unabhängigkeit des Geistes und eine Gefälligkeit in den Sitten, welche die Wirkung und das Zeichen großer Wohlhabenheit und eines unerschütterlichen Kredits zu seyn schienen. Sie haben nichts von dem Höcker- und Mäklerwesen an sich, und sind wahre Abkömmlinge (fast hätte ich gesagt Ueberreste) der englischen Kaufleute voriger Zeiten.

Die Stadt Funchal erstreckt sich fast anderthalb Meilen längs der Bay hin, allein ihre Breite beträgt nur ungefähr ein Drittel hievon. Sie ist bey weitem nicht so schmuzzig als die Portugiesen es lieben, allein die englischen Bewohner haben so viel Einfluß hier, daß es ihnen möglich gewesen ist, eine Art von Despotismus in Betreff der Reinlichkeit auszuüben. Die Hauptkirche ist ein schönes Gebäude, die Haupt- und die Nebenaltäre sind reich mit Gold, Silber und Perlen verziert und frische Rosen hängen in Kränzen um und vor den Heiligenbildern. Sie hat kein Gewölbe, sondern das Dach, aus unangestrichenen Balken bestehend, ist sichtbar, wie in einigen unserer alten Kirchen in England, und der Fußboden besteht aus losen Brettern, die beständig aufgehoben und wieder hingelegt werden, um Leichen darunter zu begraben. Ich bemerkte diese abscheuliche Gewohnheit in noch andern Kirchen der Insel, und es ist wunderbar, daß sie in einem solchen Klima nicht die Gesundheit derjenigen zerstört, welche die Kirchen besuchen. Vor dem westlichen Eingange der Hauptkirche ist ein offener Platz, und weiter hinaus Terreiro da Se, ein sehr angenehmer Spaziergang mit vier oder fünf Reihen Bäumen besezt und mit einer ein Paar Fuß hohen Mauer umschlossen. Hinter diesem Spaziergange liegt ein artiger Marktplatz und eine große Masse von Gebäuden, die früher ein Franziskanerkloster bildeten; die Hälfte davon ist in Baracken und Wachthäuser verwandelt, das Uebrige noch in den Händen der Mönche. Die innern Verhältnisse der Klosterkirche sind außerordentlich schön, und in den Tagen ihres Glanzes muß sie einen erhabenen Anblick gewährt haben. Jene Tage sind vorüber; Schmuz, Schweigen und Elend, Folgen von Unwissenheit und Aberglauben, herrschen ringsum. Die Mönche sahen erbärmlich aus, und ein armer Schelm ohne Hemd und Schuhe erregte mein Mitleid so sehr, daß ich ihn mit einer Pistorine beschenkte, wofür er eine Dankbarkeit bewies, als ob ich ihm sein Brevier lesen gelehrt hätte, wozu er sich unfähig bekannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Volkspoesie der Russen.

(Fortsetzung.)

Wehmuth ist das vorherrschende Gefühl in den Liedern; man erstaunt über den natürlichen und wahren Ausdruck desselben. Ein russischer Schriftsteller (Gramatin) vermuthet, diese Wehmuth und Niedergeschlagenheit sey in Folge der Tatarenherrschaft in den Volkscharakter übergegangen. Karamsin sagt im fünften Bande seiner Geschichte: „Die Eigenthümlichkeit eines Volks läßt sich immer durch die Verhältnisse erklären, welche auf dasselbe „eingewirkt haben; indeß dauert die Wirkung oft länger „als die Ursache. Die Enkel haben einige Tugenden und „Fehler ihrer Voreltern, wenn sie auch unter andern „Verhältnissen leben. Vielleicht zeigt der jetzige Charakter „der Russen noch Fehler, die er durch die Barbarey der „Mongolen überkommen hat.“ Wer mag auch den Nachtheil verkennen, welchen der Druck dieser Barbaren auf ein edles Volk hervorbringen mußte? In jener beweinenswerthen Zeit befanden sich die Russen in einem Zustande der Erniedrigung und Unterdrückung, wie etwa zu unsern Zeiten das Volk der Griechen, nur daß die Tataren sich min-

der grausam ihrer Macht überhoben als ihre Halbbrüder, die Türken.

Außer der Schreckenszeit des Tatarenjochs mögen noch andere, zum Theil frühere Ursachen dazu beygetragen haben, der russischen Volksdichtung den Geist der Schwermuth einzuhauchen. Der mühsame Anbau des Ackers konnte wohl ein harmloses Nomadenvolk, welches die von der Sonne mehr begünstigten Donaugegenden mit einem nördlichern, unfreundlichern Klima vertauscht hatte, niederbeugen. Selbst der Druck ihrer Regierungsform kann nicht ohne Einfluß auf den Charakter der alten Russen geblieben seyn. Hierzu kamen die steten Bürgerkriege und später die Leibeigenschaft.

Indeß erkennt man leicht, daß auch bey einigen andern Nationen slawischen Ursprungs, z. B. den Serben, eine stille Wehmuth die Seele ihrer Lieder ist. Freylich ward und wird das serbische Volk von den Türken hart bedrängt und gedrückt, und daraus mag sich vielleicht die Richtung erklären, die dessen Poesie genommen hat. Die Lieder der Wenden sind meist scherzhaft und munter; eben so die Lieder der Böhmen, Kroaten und anderer slawischer Völker unter dem milden Scepter Oestreichs. Auch die Russen zeigen sich im gemeinen Leben als ein heiteres, lebensfrohes Volk *). Man ist fast versucht anzunehmen, daß aller Frohsinn des Nationalcharakters noch nicht vermocht habe, die Erinnerung an ehemalige Volksleiden zu verwischen, und daß die Wunden, welche vor Jahrhunderten die Geißel der Unterdrückung schlug, noch immer nicht vernarbt seyen.

Will man nun aus der Poesie des russischen Volks auf dessen intellectuellen Charakter schließen, wobey jedoch ein tiefes Eindringen in den Geist der Dichtungen vorausgesetzt werden muß, so wird der Schluß günstig und mit den Resultaten, welche eine genaue Kenntniß des Volks gibt, übereinstimmend ausfallen. Den Russen charakterisirt Anhänglichkeit und Treue für den angestammten Herrscher, Religiösität, Streben nach Kriegsruhm, Lust an den Genüssen des Lebens bey trotziger Todesverachtung, heldenmüthige Tapferkeit und Entschlossenheit, kindliche Gutmüthigkeit bey orientalischer Schlauheit, Verehrung der Eltern, Gehorsam gegen Obere, einschmeichelnde Höflichkeit im Umgange **). Frohsinn, Einbildungskraft und eine unwiderstehliche Gesanglust selbst in verzweiflungsvollen Lagen und bey den Thränen der Wehmuth, welche unerwiederte Liebe oder Mißgeschick dem Auge entreißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wer den russischen Landmann im Innern des Reichs kennen gelernt hat, seine Gastfreyheit, seine Thätigkeit, sein aufgewecktes Wesen, die Bereitwilligkeit, mit welcher er jedem auch unbekannten Hülfsbedürftigen beyspringt, der muß ihn liebgewinnen. Bey den Anwohnern der großen Poststraßen darf freylich der Reisende in keinem Lande die Tugenden der Gastfreyheit und Uneigennützigkeit suchen; aber die Anwohner der großen Poststraßen sind auch nicht das Volk.

**) Einem Reisenden, welcher die Rohheit der untern Volksklassen in manchen andern Ländern bemerkt hat, muß es auffallend seyn, zu sehen, daß russische Bauern, wenn sie einander begegnen, sich durch Abnehmen des Hutes begrüßen, dann höflich verbeugen und umarmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Juli.

Ich zweifle, ob auf dem Theater ein Stück vollständiger Kitte durchfallen können, als Walter Scotts Geschichte Napoleons in der Pariser Welt durchgefallen ist; der Fall war eben so schnell als entscheidend, und schwerlich wird sich das Werk in Frankreich wenigstens, je wieder erholen können. Wie konnte aber auch der phantasiereiche Dichter auf den Einfall gerathen, ein so ungeheures historisches Werk zu unternehmen, das jahrelange Arbeit und Nachforschung würde erfordert haben, und zu welchem die französischen Pressen noch immerfort neue Materialien liefern, wie dieß die eben erschienenen Memoiren des ehemaligen Napoleon'schen Pallast-Präfecten de Bausset beweisen. Gewiß werden noch manche andere Memoiren der Zeitgenossen erscheinen; manche fremde Minister, Hofleute, Staatsbeamte und dergl. wissen sicher Vieles über die Verhältnisse und Verhandlungen Napoleons mit den auswärtigen Mächten. Männer, die, wie Talleyrand, die Sachen im Kabinette mit angesehen und hinter den Koulissen zugeschaut haben, werden wohl nicht immer schweigen, und nach und nach die Welt mit ihren Beobachtungen beschenken. Manche Rücksichten mögen mehrere derselben abhalten, sobald mit denselben hervorzutreten; aber glücklicher Weise lockt das Geständniß des Einen die Geständnisse und Beobachtungen Anderer hervor; eine Beschuldigung zieht eine Vertheidigung, eine einseitige Ansicht anderseitige Ansichten herbey; die Presse ist frey, und jede Schrift, wenn sie nur interessant ist, findet ihr Publikum. Walter Scott scheint sich in seinen schottischen Gebirgen um die Quellen zur Weltgeschichte nicht sehr bekümmert zu haben. Er schrieb darauf los, in der Ueberzeugung, daß sein Schriftstellertalent den ihm mangelnden Forschungsgeist und die geschichtlichen Kenntnisse ersetzen würde; die Reise nach Paris, als deren Beweggrund man den Wunsch des Verfassers Materialien zu sammeln, angegeben hatte, ist nur ein Spaß gewesen. Einige Bücher mag er angekauft haben, aber die Schreibpulte haben sich sicher nicht vor ihm aufgeschlossen, und was er an Dokumenten über die Napoleonsche Geschichte mit aus Frankreich genommen, muß ihm auf der Reise keine Bürde gewesen seyn. Daß die Franzosen den Geschichtschreiber sehr scharf richten würden, war voraus zu sehen, denn erstlich werden sie schwerlich einem Schriftsteller aus einem Nebenbuhlerstaate das Recht zugestehen, über ihre eigene Zeitgeschichte abzuurtheilen, und zweytens sind sie befugter als andere Völker, über eine Regierung zu sprechen, woran so manche unter ihnen Antheil genommen haben. Man kann sich also die Empfindung der Franzosen denken, als sie von dem ersten Schriftsteller Englands ein bändereiches Werk erscheinen sahen, in welchem die Begebenheiten verdreht oder ganz unrecht dargestellt sind, und worin ein so großer Mangel an Kenntniß der Zeitgeschichte herrscht, daß man glauben sollte, der Mann müsse in seinem Edinburgh die Weltbegebenheiten gar nicht begriffen, oder niemals ernstlich darüber nachgedacht haben. Dazu kömmt nun noch, daß Walter Scott wie ein Steckenländer denkt und

urtheilt, und die Franzosen auch nicht im Mindesten schont, wenn sie mit seinen Landsleuten in Kollision gerathen. Schon dieß würde hinreichend gewesen seyn, ein Zetergeschrey wider den englischen Geschichtschreiber zu erregen. Aber nun zehn Bände solchen Stoffes, ohne hohes geschichtliches Verdienst, ohne Nutzen für die unpartheyischen Leser! Wie gesagt, vielleicht nie ist ein berühmter Schriftsteller auf eine so entschiedene und auffallende Weise gescheitert, als Walter Scott mit seiner Geschichte Napoleons, wenigstens in Frankreich. Man hat ihm sogar im Constitutionnel vorgeworfen, bloße Gewinnsucht habe ihn verleitet ein schlechtes Werk zu schreiben. Zwar hat das Journal des Débats behauptet, alle Beschuldigungen, die man gegen das bändereiche Werk erhoben habe, seyen nicht gegründet, und es sey doch in der That so mittelmäßig nicht, wie man allgemein behaupte; allein dieses Blatt steht mit dem Herausgeber der französischen Ausgabe, Hrn. Gosselin, in Verbindung, und diesem liegt natürlich viel daran, daß ihm die Auflage, die ihn eine bedeutende Summe Geldes gekostet hat, nicht im Laden bleibe. Das gesammte Pariser Publikum hat nun einmal die dickleibige Geschichte verdammt, und schwerlich wird es dieses Urtheil je wieder zurücknehmen. Vielleicht wird dieses offenbare Mißlingen des großen historischen Werkes noch eine andere Wirkung hervor bringen. Durch die Walter Scott'schen Romane war den Theoretikern ein Licht über die Geschichtschreibung aufgegangen. Seht, riefen sie, so muß man Geschichte schreiben! Walter Scott ist in seinen Romanen ein größerer Geschichtschreiber als die eigentlichen Historiker, er bringt uns Volk, Partheyen, Sitten der Vorzeit vor Augen, wogegen die Geschichtschreiber ein dürres Gerippe darstellen, an welchem die Begebenheiten wie Knochen an einander gereiht sind; wie Walter Scott seine Romane schrieb, so sollte man Geschichte schreiben. Sismondi behauptete ganz ernsthaft, es fehle in der von den Benediktinern veranstalteten Sammlung der Quellen zur Geschichte Frankreichs eine Hauptquelle, nämlich die heiligen Legenden, die einen Hauptplatz hätten einnehmen sollen, weil hier ächte Geschichte zu finden sey. Mehrere Schriftsteller begannen auch bereits die Geschichte nach Art der Walter Scott'schen Romane zu schreiben, und die Volkssitten bunt auszumalen. Es entstanden recht pittoreske Geschichtswerke, so wie auch dramatisirte Geschichten, die in Deutschland etwas Altes sind, aber in der französischen Literatur eine ganz neue Erscheinung waren. Jezt aber, da sich Walter Scott in seinem Versuche der Geschichtschreibung so mittelmäßig benommen hat, wird seine Manier auch ein wenig von ihrem Ansehen verlieren, und vielleicht wagt man nun in Frankreich, wo der Erfolg über den Werth der Dinge entscheidet, nicht mehr à la Walter Scott Geschichte zu schildern und zu malen.

Dg.

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Das lieblichste, frömmste, stillste, patriarchalischste Gemälde ist das von Othniels und Achsahs Liebe, und zwischen diesen vielfachen Hin- und Herzügen, Schlachten, Siegen, gewährt es die erfreulichste Beruhigung. Doch ehe wir nun dieß Oratorium für dießmal verlassen, mag uns erlaubt seyn, auch noch einen Blick auf die am Ende des zweyten Theils auf Josuas Ruf musikalisch stillstehende Sonne von Gibeon zu werfen. Denn hier wird dem Ohre dargestellt, was nur für das Auge sichtbar seyn kann, und die Musik pfuscht der Malerey in's Handwerk. Jede malende Musik ist gewiß zu verwerfen, wenn sie durch den musikalischen Ausdruck den sinnlich sichtbaren Gegenstand selber an unser Gefühl, und durch das Gefühl an die Vorstellung bringen will. Denn die Musik soll überhaupt nur unser geistiges Gefühl in Anspruch nehmen. Daher muß sie, wenn sie den allgemeinen Gefühlen einen bestimmten Inhalt geben will, das Wort, das zur Vorstellung spricht, zu Hülfe rufen. Ahmt sie nun z. B. das Summen der Käfer, das Wiehern des Rosses, das Gebrüll des Löwen, das Brausen des Sturms, das Toben der Schlacht nach, so ist das Nachgeahmte doch wenigstens selber schon ein Klang, der in seiner unmittelbaren Natürlichkeit in uns das Gefühl des Schreckens, der Freude u. s. f. erregt. Dem der Stillstand der Sonne über Gibeon kann nur unmittelbar gesehen oder vorgestellt werden, und es ist ein vergebliches Bemühen der Musik, uns durch Töne dieß Bild zur Anschauung zu bringen. Das Festhalten ein und desselben Tones, bey der Bewegung aller übrigen, gibt freylich das Gefühl eines Festen und ruhenden, und daß dieser Ton unter allen erklingenden der höchste ist, entspricht der hoch oben am Himmel stehenden Sonne, aber dieser Schluß von dem Gefühl, welches ein und derselbe hohe Ton erregt, auf das Stillstehen der Sonne, bleibt dennoch immer ein Schluß, den der Text erst vermitteln muß. Es ist dasselbe, als wenn z. B. der Schmerz Rinalds, als er die Geliebte fragt: „Armide, du enteilest mir," dadurch ausgedrückt werden sollte, daß die Bewegung des Forteilens nachgeahmt würde. Wie hier der Schmerz Rinalds der eigentliche musikalische Inhalt ist, hätte bey dem Stillstehen der Sonne über Gibeon auch besser das Erstaunen über dieß Wunder und die anbetende Verehrung der Macht Gottes an unser Gefühl erklingen müssen, und nicht das Stillstehen selber.

Da nun einmal der Malerey Erwähnung gethan ist, so dürfen wir nicht ein Gemälde übergehen, welches die Stadt vom Prof. Wach für die Prinzessin Luise der Niederlande hat malen lassen, und das seit mehreren Tagen im königlichen Schlosse aufgestellt ist. Zu der Breite von ungefähr sechs Fuß hat es vielleicht die Höhe von zehn bis zwölf Fuß, und wir glauben, es gehöre im Fache der Malerey zu dem Besten, was von neueren Künstlern seit langen Jahren bey uns zu sehen gewesen ist; ja wenn es überhaupt zu hoffen wäre, daß die seit Kurzem beginnende neue Epoche der Malerey, wie Einige meynen, eine längst vergangene noch zu erreichen im Stande seyn werde, so könnte dieses Bild solch eine schöne Hoffnung bestärken. Den Hintergrund des Bildes bildet eine Aussicht auf das ruhig daliegende Meer von bergigem Gestade begrenzt, der Mittelgrund ist mit dichtbelaubten Bäumen und Sträuchen erfüllt, gegen deren kräftiges, frisches Grün, so wie gegen den bläulichen Hintergrund, und den tiefblauen Himmel das Roth von Marias Gewand im Vorgrunde vielleicht mehr hervorleuchten sollte. Der meisterhafte Pinsel aber, die einsichtsvolle Behandlung des Lichts, die genaue und fleißige Ausführung, sind Hauptverdienste des Bildes. Im Vordergrunde sizt unter einem, von kandelaberartigen Säulen getragenen Marmordache Maria mit dem Kinde; reiche Blumengewinde schlingen sich um die Säulen, zwey Engel stehen auf den Postamenten, beyde in der Stellung und dem Ausdruck Raphaelischen Engeln nachgeahmt; doch sollten wir meynen der links lustig springende gehörte mehr in eine Arabeskenverzierung als in dieß Bild. Der andere rechts blickt mit besserem Ausdruck gen Himmel, als suche er die Stätte, von wo Christus herabgekommen und wohin er zurückkehren werde. Mit den Armen die Säule umfassend, ruht der obere Theil des Körpers angelehnt, doch indem für die Füße kaum ein Raum von der Breite eines halben Zolls übrig bleibt, steht der ganze Körper fast nur auf dem großen Zehen, und diese ängstliche, erzwungene Stellung widerspricht der Ruhe des oberen Theils auf unangenehme Weise.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. August 1827.

Laßt euch denn in ernsten Bildern
Aus den Tagen des Gesanges,
Aus der Zeit der Minne, schildern.

L. Uhland.

Ueber die Volkspoesie der Russen.

(Fortsetzung.)

2. Ursprung der russischen Volkslieder.

Wenn bey allen Völkern die Ereignisse des Lebens selbst sich als erster epischer Stoff dem Gesange dargeboten haben, so gewinnt die Vermuthung Gewißheit, daß die Thaten Wladimirs des Großen und seiner Helden schon früh besungen worden sind. Leider ist außer dem Epos von dem Zuge Igors gegen die Polowzer*) nichts von ältesten russischen Liedern auf unsere Zeit gekommen, und auch dieses Gedicht war wohl schwerlich unter dem Volke verbreitet. Danilow's altrussische Dichtungen, aus denen Herr von Buße den Stoff zu seinem „Wladimir und dessen Tafelrunde" (Leipzig 1819.) geschöpft zu haben scheint, sind neueren Ursprungs. Indeß dienen jene altrussischen Dichtungen zum Beweise, daß Sagen und Mährchen schon früh in Verse gebracht worden sind, denn offenbar hat Danilow ältere Muster vor Augen gehabt.

Ueberhaupt gibt es im Russischen keine erweislich sehr alten Volkslieder, wenigstens nicht in der ursprünglichen Form. Doch glaubt man in vielen oft noch den Nachhall eines frühern Jahrhunderts zu vernehmen und das Gepräge des Alterthums an ihnen zu erkennen. Meistentheils hat aber die Tradition die alten Lieder moderuisirt. Eine Ausnahme hievon machen vielleicht zum Theil die Hochzeit- und eigentlichen Festspiellieder. Das Volk wagt nicht leicht sie zu verändern, und zwar aus einer ganz eigenen Anhänglichkeit, welche Lwow für einen Ueberrest der Verehrung hält, die den alten heidnischen Hymnen gezollt ward. Als man vor etwa sechszig Jahren anfing russische Volkslieder zu sammeln, fanden sich wenige, deren Ursprung man über die Regierungszeit des ersten Zars aus dem Romänowschen Hause hinaussetzen mochte. Mehrere Lieder erinnern aber durch Ton und Sprache an ein älteres Zeitalter.

Das Zeitalter Peters des Großen, in welchem ein erhöhtes Leben die Nation mit dem Gefühl der inwohnenden Kraft und mit dem Bewußtseyn schöner Naturanlagen beseelte, war der Volksdichtung ausnehmend günstig. Damals hatten die Russen noch keine Literatur außer der kirchlichen, und sie kannten noch keine andere Poesie als die Volkslieder. Für eine Kennerin der leztern galt auch Peters Tochter, die Kaiserin Elisabeth, unter deren Regierung zuerst Lomonóssow, der sich nach den deutschen Dichtern gebildet hatte, die sogenannte moderne Poesie hervorrief. Elisabeth dichtete selbst einige Lieder, von denen hier eines in der Uebersetzung Platz finden möge.

Klare Quelle, mehr als Blumen lieb' ich,
Ueber alles dich,
Quelle! mehr als Berg und Auen glücklich,
Glücklicher als ich.

*) Die Handlung des Gedichts fällt in das Jahr 1185. Das Zeitalter des Sängers, vermuthlich eines kleinrussischen Geistlichen, ist schwerer auszumitteln. Das Gedicht gehört vielleicht dem vierzehnten Jahrhunderte an.

Glücklich nicht, ob leis die Wogen fallen
Ueber'n Sand so rein,
Ob der Vögel Lieder wiederhallen
In dem grünen Hayn;
Nein nur darum, daß die Schönste, Süße,
Hier sich badete,
Niedertaucht' in dich die weißen Füße,
Hier sich schmückete.
Selbst die Rosen voller Scham erbleichen
Vor den Wangen schön,
Lilien sich auf ihren Busen neigen
Solchen Reiz zu sehn.
Gelber Sand, wie bist du überglücklich,
Wo ihr Füßchen glitt,
O, wie seyd ihr leichten Gräser lieblich
Unter ihrem Tritt!
Leiser fließt ihr Wellen durch die Fluren,
Leiser allzumal!
Nehmt nicht mit euch meiner Thränen Spuren,
Nur die Liebesqual!

Von sehr wenigen Volksliedern kennt man die Dichter. Entsprungen aus dem Bedürfnisse des Gesanges, bald aus gepreßtem, bald aus überschwellendem Herzen, tönten diese Lieder fort im Munde des Volks, und wer mag ergründen, was noch für verklingende Weisen in demselben leben. Aus dem Inhalte einiger Lieder kann man ungefähr auf Stand und Gewerbe der Dichter schließen. So rühren manche unverkennbar her von jungen Weibern oder verliebten Mädchen, andere von Strjelzen, Kosaken, Soldaten, Mönchen, noch andere von Kaufleuten, Bauern, Raubgesellen u. s. w. Die neuern Dichtungen eines Karamsin, Shukówsky, Dmitriew u. a. sind nun zwar keine Volkslieder; mehrere Lieder dieser Dichter werden aber im Volke fortleben, so wie in Deutschland einige Lieder Schubart's, Overbeck's, Hölty's u. a. volksthümlich geworden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Madera.

(Fortsetzung.)

Man muß in der That eine flegmatischere Stimmung als die meinige besitzen, um mit Ruhe Madera zu durchreisen. Wenn man eine Ausflucht zu machen denkt, so schickt man einen Bedienten nach der Straßenecke, um die Maulthiertreiber zu rufen; auf das erste Wort rennen Männer, Knaben, Pferde, Maulthiere, Klepper herbey. Ich wollte mit einigen Freunden nach Cavalhars Villa reiten, und so wie wir nur den Kopf aus dem Hofe heraus steckten, begann ein Gefecht. Drey Männer bemächtigten sich meiner; mein linkes Bein ward auf ein Maulthier gelegt, das rechte über ein Pferd gestreckt und der Zaum eines Kleppers in meine Hand gegeben. Ich fluchte wie billig, allein zum größten Nachtheil für meinen Einfluß über die Menschen ist mir eine so unwiderstehliche Neigung zum Lachen bey den feyerlichsten Gelegenheiten geworden, daß Alles, was ich that oder sagte, den Burschen weder Reue noch Schrecken einflößte. Endlich gelang es mir doch, mein Recht zu behaupten und auf einem Pferde fortzukommen. Als wir alle aufgesessen und bereit zum Aufbruche waren, erscholl ein helles Pfeifen, welches von der ganzen Gruppe wiederholt ward; die Maulthiertreiber ergriffen die Schweife der Thiere mit der Linken, während sie ihre Seiten mit einer kleinen Pike, die sie in der Rechten hielten, spornten; „Cara, cara, cavache, caval," schrieen alle, und so ging es auf und davon in sausendem Galopp durch die mit Kieseln gepflasterten Straßen, die Pferde schlugen hinten aus, die Hufe klapperten, die Führer sangen, schrieen und spornten, und alle alten Weiber liefen uns aus dem Wege, so schnell sie nur konnten. Alle Wege außer der Stadt sind gepflastert, und es geht gut genug, wenn man bergan reitet, aber wieder herunter zu kommen ist in der That furchtbar. Wenn man versucht den Zaum straff zu halten, gleich ist der Führer da, um mit einem „larga Senhor" die Zügel wieder schlaff zu ziehen, und man muß sich mit Geduld in sein Schicksal ergeben. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit Maulthiere und Pferde über diese Abgründe hingehen; ein Fall auf dem Pflaster ist etwas sehr seltenes. Die Stärke der Maulthiertreiber und Sänftenträger ist erstaunlich; sie rennen, ohne müde zu werden, dreyßig englische Meilen neben den Thieren her, indem sie sich an den Schweifen desselben halten, und ich erinnere mich zwey junge Leute gesehen zu haben, welche eine Dame in einem Palankin fünf bis sechs Meilen eine steile Anhöhe nach Don Cavalhars Haus heraus trugen und während des ganzen Weges mit unsern Pferden Schritt hielten. Der Palankin ist eine nette Sänfte mit Kissen und Vorhängen, welche mit einer einzigen Stange getragen wird; ein Träger geht voran, der andere folgt; die Stange ruht auf der linken Schulter des Einen und auf der rechten des Andern; jeder stützt sich mit dem freyen Arme auf einen Stab, der unter einem rechten Winkel an der Stange befestigt ist, um auf diese Weise das Gleichgewicht zu halten.

Wir hatten einen entzückenden Spaziergang in den Gärten dieser oft gepriesenen Villa, und wandelten durch Alleen von grünen und goldenen Orangen, und blickten durch die Oeffnungen in den Laubgängen auf die blaue See hin. Das Haus ist zierlich, die Kapelle schön, und ein Sommerhaus in einer kleinen Entfernung beherrscht eine herrliche Aussicht über die darunter liegende Landschaft.

Als ich ruhiger denn zuvor durch die Stadt zurückritt, sah ich andern begegnen, was mir glücklicherweise nicht zugestoßen war. Einige Seekadetten hatten sich ihres unbezweifelten Rechtes, sich für das harte Leben, welches sie während des Sturmes geführt, schadlos zu halten, bedient;

sie wollten reiten, und so ging es denn auf die oben beschriebene Weise fort. Das Schicksal wollte, daß ihnen beym Umwenden um eine Straßenecke der Bischof von Madera in seinem Palankin begegnen mußte; die beyden ersten kamen glücklich vorüber, die beyden hintersten aber rannten über Hals und Kopf auf den Bischof los, überwarfen ihn, und die ganze Gesellschaft kam etwas unsanft in den Koth zu liegen. Dieß Abenteuer hätte leicht einen übeln Ausgang für die jungen Herrn nehmen können, allein Don Frei Joaquim de Menezes Ataide hatte keinen Schaden genommen, und da ihm die Vorrechte bekannt waren, deren die Seeoffiziere Sr. brittischen Majestät auf dem Lande genießen, so hoffte er höflicherweise, es werde Niemand ein Glied gebrochen haben, verfügte sich ruhig wieder in seinen Sitz und wünschte ihnen einen guten Abend. Dieß war in der That sehr gütig von Seiten des Bischofs, welcher wirklich ein guter und in seinen Sprengeln sehr geachteter Mann ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung von Nro. 139.)

Die deutschen Kosmopoliten achten zwar jeden Geschmack, aber den ihren doch am meisten. Was heißt denn Geschmack? Nicht etwa einige Regeln der Korrektheit, die alle Völker theilen. — Geschmack im höchsten Sinne gibt sich durch die Gesammtheit der Menschen, die nicht über einzelne, sondern wieder über die Gesammtheiten urtheilen, und daher sogar Fehler an der rechten Stelle nicht verurtheilen. Der Geschmack gehört mehr dem Herzen als dem Verstande. Nimmt die Dichtung alle Kräfte des Menschen in Anspruch, so muß auch das Urtheil über die vollen Kräfte ausgesprochen werden.

Rezensionen gleichen Kostbarkeiten, die Savoyardenjungen überbringen.

Die Kunst gleicht der Perlenmuschel, sie überzieht das Steinhaus mit Seelenmaterie; jede kleine Perle des Lebens überzieht sie mit neuen, größeren, und verschönert nicht blos das Schlechte, sondern auch das — Schönste des Lebens.

So wie Erfinden angenehmer als Ausarbeiten, so ist Sprechen süßer als Schreiben.

Es versuche ein Purist zwey Seiten aus dem Lichtenberg oder Musäus in seine Reinheit zu übersetzen, und suche dann nach dem Witze, der übrig geblieben.

Setze dich an die Stelle eines Jünglings, der eben einen Roman liest, damit deiner recht anfängt.

Die Kunst verwandelt das Leben in ein Bild. Durch Wahrheit verwandelt sich das Bild schöner wie vor Pygmalion in's Leben.

Im Schauspiel sollte es nie zum wirklichen Essen kommen.

Die wissenschaftliche Einseitigkeit liebe ich, aber nicht die ästhetische und menschliche.

Wir sollen nicht Wünsche aus andern Jahrhunderten borgen.

Wir leben in einer großen Zeit, und wer die werth ist, mag in ihr lieber als Zeitgenosse denn als Geschichtleser seyn.

Jeder berechnet die Weltgeschichte nach seinem Leben; nach der vorigen frägt er nichts, die ihn doch gepflanzt, und die künftige soll nicht über sein Leben hinausgehen.

Es ist Friedensruhe immer nöthig zum Aufgehen der Saat, welche der Krieg unter die Erde gelegt.

Worin besteht unser Thun, wenn wir nicht einmal etwas zu leiden vermögen?

Der Sonnenuntergang ist in Rom am gefährlichsten.

Jesuiten und Despoten werden nicht mehr gedeihen; ihr habt auch mehr von dem Nichtgebrauch, als dem Mißbrauch der Religion zu fürchten.

Die Hesperidengärten waren vor dem Gemache der Nacht, ein Draco bewachte die Aepfel, Luther war der Herkules.

Es waren zwey feindliche Anbetpartheyen; die einen beteten den Morgenstern an, die andern den Abendstern, bis endlich bey einer Sonnenfinsterniß beyde sich vereinen, da sie sehen, daß beyde nur ein Stern sind.

Licht! Licht! Nur die Fürsten haben die großen Diamanten. Die Diamanten, welche Sonnenlicht geben, sollten sie auch haben. Leidenschaft und Wärme war immer und bey allen Völkern auf der Erde, aber nur das Licht führte die Welttheile auf ihre jetzigen Stufen.

Man hat so im öffentlichen wie im Privatleben nur dafür zu sorgen, daß man bey allen leidenschaftlichen Umgebungen ruhig bleibe und auf sich selbst ruhe, als auf einem Berge zum Umschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Eine Maria zu einem Christuskind zu malen, ist gewiß jetziger Zeit die schwierigste, ungelöste Aufgabe. Zu den Zeiten der großen Meister lebte in den verschiedenen Epochen, und nach dem Charakter der verschiedenen Schulen und Lehrer in der Brust jedes Malers ein bestimmter Charakter der Maria und des Kindes; die Maler stellten das

bestimmte religiöse Bewußtseyn ihrer Zeit dar, und von diesem Bewußtseyn noch nicht abgetrennt, folgten sie willenlos dem Drange, der sie beherrschte. Die Entwicklung dieser Darstellungsarten ist jetzt aber, wie die Entwicklung des religiösen Bewußtseyns, vollendet, und als das gegenwärtige Resultat zeigt sich leider nichts als eine unendliche Zersplitterung; die einzelne Meynung des Verstandes oder Gefühls, und nicht der allgemeine Volks- und Weltglaube hat sich zur Richterin aufgeworfen, und der Künstler malt nur aus seinem partikulären Bewußtseyn, nach der Reflexion über die Meisterwerke entlegener Jahrhunderte, nach der Zufälligkeit seiner Bildung und religiösen Meynungen. Vergebens glaubt er Hülfe in der Rückkehr zum Katholicismus zu finden, der allen übrigen Formen seines Lebens widerspricht, und aufgehört hat der alleinseligmachende Glaube zu seyn. Fast überall in der gebildeten Welt ist jetzt der Glaube durch Denken und Reflektiren vermittelt, und diese Reflexion gibt jetzt dem Maler die Mariengestalt, welche sonst das unmittelbare Volksbewußtseyn dem Gemüthe des Künstlers reflexionslos aufdrang. Die Kunst ist überhaupt kein Bedürfniß mehr; es haben sich andere Formen des Bewußtseyns vom Höchsten und Besten geltend gemacht. Um nun zu unserer Maria und dem göttlichen Kinde zurückzukehren, so ist nicht zu läugnen, daß Herr Wach die besten Intentionen durchblicken läßt. Für den Ausdruck des Kindes scheint ihm die Raphaelische Epoche, für den Ausdruck der Maria eine frühere vorgeschwebt zu haben. Bescheiden, im Bewußtseyn, daß der gegenwärtige Gott in ihrem Schooße ruhe, blickt sie auf das Kind nieder; doch nicht in Schmerz und Freude gebrochen, wie die Leonardoschen Madonnen, oder im stillen Schmerz über die Unwürdigkeit des Menschen überhaupt, wie wohl Franciasche, oder im Schmerz der Buße, oder der starren Ruhe der Betrachtung, wie die Madonnen früherer Meister, sondern sie hat den allgemeineren Ausdruck überhaupt, die gottergebene Jungfrau zu seyn. Ihre Gestalt ist frey und voll, Hals und Brust von ungemeiner Schönheit, doch scheint es, hat sich der Künstler von der Erinnerung der sixtinischen Madonna verführen lassen, denn der violette Schleyer, anstatt ruhig, wie es dem Ausdrucke der Maria gemäß wäre, vom Haupte herabzufließen, flattert in die Höhe; ebenso fliegt das blonde Haar nach beyden Seiten hin. Diese Bewegung widerspricht der schönen heiligen Ruhe, welche über das ganze Bild verbreitet ist. In der sixtinischen Madonna gibt das Flattern des Gewandes, bey dem Schweben der Gestalt und dem ruhig, in ewigem, selbstgewissem, gotterfülltem Ernste hinausschauenden Blicke eine unendliche Hoheit und Macht, wie sie der Himmelskönigin, aber nicht der Wachschen Madonna ziemt. Auch der linke Arm, der in zierlicher Stellung frey schwebt und die Weltkugel hält, scheint uns zu sehr mit dieser Last, die doch nur Christus, dem Ausdruck des Bildes nach, kann überwunden haben, zu spielen und ihren Druck zu wenig zu empfinden. Die rechte Hand dagegen scheint uns in ihrer Verkürzung in etwas verzeichnet, wenigstens ist sie nicht schön, während doch das Streben nach den schönsten Formen überall im Bilde sichtbar wird. Das Christkind besonders zeichnet sich durch die Schönheit des Körpers aus. Es scheint in dieser Rücksicht den Andrea del Sartoschen nachgebildet, wenn man sich diese aus ihrer Beweglichkeit in Ruhe übergegangen vorstellt. Aber ein Hauptmangel des Wachschen Christuskindes ist, daß man einen solchen Uebergang durchblicken sieht; besonders die Augen, die in göttlicher Selbstgewißheit ernst und sinnig hinausschauen, scheinen sich in jedem Augenblicke zu irgend einem andern Ausdrucke umändern zu können, während es gerade ein Hauptvorzug der Christkinder der klassischen Meister ist, daß sie den bestimmten Ausdruck so streng festhalten, so durch alle Züge durchbilden, daß man sich nicht vorstellen kann, wie solch ein Gesicht je einen andern Ausdruck gewinnen könne. Und da Wach Christus als Weltlehrer mit aufgehobenen Fingern, die linke Hand auf die Weltkugel gelegt, und mit geöffnetem Munde darstellt, so müßte gerade der Ausdruck unwandelbarer göttlicher Einigkeit und Gleichheit recht hervorgehoben seyn. Die Stirn des Kindes aber ist auf jede Weise gelungen zu nennen; nur die drey gehobenen Finger der rechten Hand sind zu steif und gleichmäßig stark. Alles Nebenwerk dagegen, besonders die Blumengewinde und die Basreliefs an den Postamenten der Säulen, zeugen von einer Kunstfertigkeit, welche Herrn Wach gewiß den besten Malern jetziger Zeit an die Seite stellt.

Genf, Anfangs Juli.

(Fortsetzung.)

In den letzten Sitzungen des repräsentativen Raths war eine interessante Diskussion über die Frage, ob man nicht Versuchsweise und noch vor der Abfassung des neuen Genfer Kriminalcoder die Jury einführen solle. Es wurde viel dafür und dawider gesprochen, und dabey ungefähr Alles wiederholt, was in neuerer Zeit, auch außer der Schweiz über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Ein Mitglied wies darauf hin, daß Genf schon zweymal das Geschwornen-Gericht gehabt habe, zuerst vor der alten Genfer Republik vor der Revolution, und dann unter französischer Herrschaft; beyde Mal habe man uns angenehme Erfahrungen gemacht, die gegen die Sache sprächen. Dagegen äußerten sich Decandolle, Sismondi und Dumont vortheilhaft für das Institut und seine dereinstige Einführung mit Modifikationen. Am Ende ward beschlossen die Sache bis zur Abfassung und Diskussion des neuen Kriminalcoder zu verschieben; es wurde also jetzt noch nichts gegen die dereinstige Einführung entschieden.

Aus Lausanne und dem Waadtland habe ich aber nichts Erfreuliches zu berichten. Sehr unangenehm ist die Verwerfung der Jury, als Basis der neuen Kriminallegislation, aufgefallen. In Genf entschied man nur gegen deren Einführung vor der neuen peinlichen Gesetzgebung, in Lausanne aber ganz unbedingt. Dabey haben viele Umtriebe stattgefunden, und da diejenigen, welche über das Seyn und Nichtseyn des Geschwornen-Gerichts im Rath zu entscheiden hatten, zum großen Theil wenig unterrichtete Leute sind, so mußten sie sich auf die Meynung der Unterrichtetern verlassen, und unter diesen war eben ein gewaltiger, mit Lebhaftigkeit geführter Streit. Die Partheyen wurden warm und sogar bestia. Der edle General la Harpe stand an der Spitze der Juryisten, welche mit den Juristen in starkem Widerspruch stehen. Man hofft jedoch künftiges Jahr die Sache von Neuem auf's Tapet zu bringen, und dann die Einführung der Geschworenen durchzusetzen. Ich wünsche ihnen alles Glück dazu, zweifle aber, wie ich die Stimmung im Kanton Waadt kenne, sehr am günstigen Erfolg. Hier ist gerade das Gegentheil von Genf zu bemerken. Die Masse der Bildung und des Unterrichts im demokratischen Waadtland ist viel zu gering gegen die Masse der Unkultur; darum konnte auch kein botanischer Garten in Lausanne angelegt werden, wiewohl das Terrain schon bestimmt war. In Genf hingegen ist dieß ganz anders; da herrscht das Element der Bildung und der Wissenschaft im konstituirenden Rath und im Staatsrath. Darum erhebt sich auch hier, bey sehr geringen Staatsmitteln, ein Institut für Wissenschaft und Kunst nach dem andern.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 10. August 1827.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bey vielen Werken fällt er nicht ins Auge. —
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Beschritten seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde.

Goethe.

Vaterländisches,

von W. Müller.

6. Prolog,

gesprochen bey der Eröffnung des Gesellschaftstheaters im herzoglichen Schlosse zu Dessau, den 1. Januar 1827.

Wenn aller Anfang schwer ist, wie es heißt
Im alten Sprichwort — und kein Sprichwort lügt —
So ist der Anfang unsers Spieles heute
Fürwahr vor jedem schweren Anfang schwer.
Denn mit dem Anfang eines neuen Jahres,
Dem vielverheißenden, dem jeder gern
Das Schönste aus dem ganzen reichen Kranze
Der Zukunft reißen möchte, als ein Pfand,
Daß Tag auf Tag ihm so gewogen bleibe,
Mit solchem großen Anfang fangen wir
Ein kleines Spiel auf diesen Brettern an.

Ein kleines Spiel — und doch in Einem groß,
Verklärt im Lichte Deiner hellen Gnade,
Huldreiches Fürstenpaar, Du, dessen Wink
In diesen hohen Hallen uns versammelt,
Und Jeden zu Thalia's Liebling weiht,
Dem es gelingt, im Bilderspiel der Bühne
Das Leben, das dem Höchsten auch und Besten
Nicht immer seine heitre Stirne zeigt,
Mit leichtem Scherze bunt zu überweben.

Darum, ob Zeit und Ort uns schüchtern macht,
Wenn wir ermessen unsrer Kräfte Ziel,
Das kurz gesteckte und doch kaum erreichte,
So ziehen, zu beflügeln unser Werk,
Wir Trost und Muth aus jener Gnade Strahlen,
Die, wie die Sonn' in ihrer Majestät,
Das Veilchen auch, das bang verhüllte Blümchen,
Aufbrechen heißt und duften mit den andern.

Wir bringen Neues mit dem neuen Jahr,
Und Gutes, Fröhliches, Beglückendes,
Wie es die heitre Muse wechselnd beut.
Denn jene mit dem Dolch, dem blutbefleckten,
Ward nicht auf diese Bretter eingeladen.
Sie spiele draußen auf der großen Bühne
Der Welt ihr endlos großes Trauerspiel.
Wir bringen Jedem, was er wünscht und hofft,
Und machen Alles durch das Ende gut.
Der Liebe Hände werden hier vereint,
Der Freundschaft Opfer krönen wir mit Segen,
Die Ehe führen wir durch Wind und Wetter,
Die Grill' und Laun' am Horizont erregt,
Zum hellen Ziel, das Kind und Enkel kränzen.
Die ängstigenden Räthsel lösen wir,
Wir klären auf des Irrthums Nebelbild,
Zerstören die Gefahren, welche drohen,
Beschwichtigen die blinde Leidenschaft,
Belohnen jedes schweißende Verdienst,
Und wo's zu strafen gibt, da strafen wir
Mit leichter Hand den Sünder, wie den Narrn.
O, daß das neue Jahr so Frohes doch,
Wie hinter diesem Vorhang sich bereitet,
Für euch in seiner Zukunft Schooß bewahrte!
Das Edelste, das Höchste und das Reinste,
Die Gipfelblüthe jedes Erdenglücks,
Für Dich, geliebtes Fürstenpaar, und sie,
Die um Dich schlingt mit heilig engen Ringen
Des Blutes Kette, die Jahrhunderte
Wie Hand in Hand, wie Herz an Herz verbindet.

Dann einer jeden auch der schönen Frauen,
Der weisen Herren jedem, die zu schauen
Versammelt sind — von Allem, was sie schaun,
Das Leben selbst erfreue sie mit dem,
Was in des Lebens Spiegel sie ergötzt!
Wir wissen nach Verdienst nicht auszutheilen,
Ein Jeder nehme, wie's ihm ist gegönnt.

Ueber die Volkspoesie der Russen.

(Fortsetzung.)

3. Musik und Tanz.

Die glänzendste Seite der russischen Volksdichtung ist unstreitig die musikalische. Man wird kaum anstehen, den Russen hierin den Vorzug vor den meisten Völkern einzuräumen.

Lwow theilt die russischen Volkslieder in Rücksicht des Musikalischen ein in harmonische (gedehnte) und melodische (Tanzlieder). Erstere, fast alle in der Tonart minore, werden mehr langsam und ausdrucksvoll, letztere aber, in der Tonart maggioro, ihres fröhlichen Inhalts wegen mehr rasch und lebhaft gesungen. Die alten sogenannten harmonischen Weisen, meist melancholischen Inhalts, bilden den eigentlichen Volksgesang. Sie haben etwas Rührendes, Schwärmerisches, und sind dabey den höhern Anforderungen der Tonkunst so sehr entsprechend, daß der berühmte Paësiello nicht glauben wollte, daß sie zufällig im Munde des Volkes entstanden seyen, sondern sie für Kompositionen einsichtsvoller Musiker hielt. Er war der Meynung, die russische Nationalmusik sey von irgend einem alten gebildeten Volke entlehnt worden. Pratsche fand sogar eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Melodien der russischen Chorreiben und dem angeblichen Musikfragment aus dem ersten Pythischen Gesange, welches der Pater Kircher im siebzehnten Jahrhundert in der Bibliothek eines Klosters nahe bey Messina auffand und zuerst in seiner Musurgia universalis, Rom 1650, bekannt machte. Sowohl dieses Musikfragment als die Melodieen der Chorreiben sind in dem Styl, welche die Italiener canto fermo nennen.

Im eigentlichen russischen Nationaltanze liegt viel Anmuth. Das Frauenzimmer bewegt sich nur in kurzen geschobenen Schritten, die Mannsperson bald schneller, bald langsamer, je nachdem es das Gefühl erheischt, welches ausgedrückt werden soll. Das erste Schmachten des Liebhabers, die Schüchternheit der Geliebten, ihr Begegnen, seine Bitte um Erhörung, ihr Zurückziehen, das Wachsen der Leidenschaft, ihr Kokettiren, seine verstellte Flucht, ihre Reue und langsame Annäherung, wobey sie bald die Achsel, bald eine Seite der Brust ausdrucksvoll zuckt, zärtliche Blicke, endlich die glückliche Vereinigung — kurz der ganze Liebeskursus wird mit der natürlichsten Wahrheit dargestellt.

Den Reihen tanzen gewöhnlich Chöre von Mädchen und jungen Frauen ohne Mannsperson; sie brauchen dazu nicht immer musikalische Instrumente, sondern singen die Tanzmelodieen.

Einen besondern Hirtengesang haben die Russen nicht.

So wie die russische Kirchenmusik durchaus keine musikalischen Instrumente duldet, sondern nur in einem achtstimmigen Gesange besteht, wo aber jede Stimme mehrfach besetzt zu werden pflegt, eben so werden auch die Volkslieder am liebsten ohne Begleitung von Instrumenten gesungen. Dennoch haben die Russen mehrere musikalische Instrumente, denen man zum Theil einen sehr alten Ursprung zuschreibt.

Das, wenigstens ehemals, besonders unter der Klasse der Kaufleute, beliebteste Instrument der Russen ist wohl die Gußli oder liegende Harfe, an Form und Einrichtung einem Klavier ohne Tangenten oder dem sogenannten Halebrett nicht unähnlich; die messingenen Saiten werden mit den Fingern gegriffen. Die Zauberer der alten Slaven, von denen man glaubte, daß sie die bösen Geister vertreiben könnten, suchten, gleich den sibirischen Schamanen, durch Musik auf die Einbildungskraft der Leichtgläubigen zu wirken. Daher wurden diese Zauberer auch Gußlispieler genannt. Das Wort Gußli wird im Russischen nur in der Mehrzahl gebraucht. Die Serben bedienen sich beym Gesange der Gußla, eines Instrumentes, das nur mit einer einzigen aus Pferdehaar gedrehten Saite bespannt ist. — Da sich das Klavier auch unter den mittleren Klassen in Rußland verbreitet, so nimmt die Liebhaberey für das alte Nationalinstrument immer mehr ab; am häufigsten trifft man es noch bey den Kosaken am schwarzen Meere an.

Die Balalaika hat einige Aehnlichkeit mit der Cither und scheint der erste rohe Versuch derselben zu seyn. Sie besteht aus einem dreyeckigen, manchmal auch rundlichen Leib, etwa anderthalb Spannen lang und eine breit. Der lange Hals ist mit zwey Saiten an zwey Wirbeln bespannt. Nur die eine Saite wird mit der linken Hand befingert, die andere schnarrt aber als Baß- oder Grundton beständig mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Madera.

(Fortsetzung.)

Man muß nicht ermangeln Nossa Senhora do Monte zu besuchen. Es ist die zierlichste Kirche auf der Insel, und da sie auf einer Terrasse gerade auf der halben Höhe eines Berges liegt, so beherrscht sie eine der bezaubendsten Aussichten in der Welt.

Die Quintas oder Landhäuser der englischen Kaufleute sind reizend, und es ist eine höchst angenehme Lustpartie,

einen Nachmittag damit hinzubringen, in guter Gesellschaft von einem zum andern zu reiten. In jedem wird man köstlich mit Weinen, Orangen und Trauben bewirthet, an denen man, wenn man diesen sonnigen Himmelsstrich zum erstenmal betritt, gar nicht satt bekommt.

Die erhabenste Aussicht in Madera, vielleicht die erhabenste in der Welt, ist aber die auf dem furchtbaren Corral. Alle, welche gereist haben, wissen, was für eine unangenehme Empfindung es ist, sich ganz unfähig zu fühlen, ein Bild von den Dingen darzustellen, die uns mit Bewunderung erfüllten; ich fühlte dieß und fühle es noch jezt, und doch muß ich in ein Paar Worten zu sagen versuchen, was der Corral ist. Ich ritt sechszehn englische Meilen weit in das Innere der Insel; der Weg war steil, doch zuweilen auch sanft aufsteigend; zuerst wand er sich durch Weinstöcke und Orangenbäume, weiterhin ward er wilder und ließ sich wegen der abgefallenen Blätter der Baumgruppen kaum unterscheiden. Zulezt erreichten wir den Grund eines Thales, wo an der einen Seite ein üppiger Teppich von Heidekraut und Ginster ausgebreitet lag, an der andern Seite niedriges Gehölz; Berge, mit kurzem Gras bewachsen, schlossen es ein, und unzählige Massen von Granit und andern Steinen, die in sonderbarer Verwirrung umherlagen, machten die Straße unwegsam. Unser Weg ging über einen dieser Hügel und nur mit Mühe konnten wir vorwärts kommen, obgleich unsere Maulthiere ihr Aeußerstes thaten, einen Pfad zwischen diesen Felsentrümmern zu finden. Als wir den Gipfel erreicht hatten, fuhr ich vor Schrecken zurück, und so unerwartet war die Scene, welche sich uns plözlich darstellte, daß eine oder zwey Minuten vergingen, ehe ich vermögend war, darauf hinzublicken. Unmittelbar vor mir öffnete sich eine ungeheure Kluft, zwey Meilen oder vielleicht mehr lang, ungefähr eine halbe englische Meile breit und vielleicht 4000 Fuß tief. Der Grund der Kluft war ein schmales und ebenes Thal, wodurch ein Fluß rann und worin ein Nonnenkloster mit einer Kirche lag. Gerade mir gegenüber erhoben sich die Felsen wie eine Mauer und ihre Häupter ragten bis in die Wolken hinein; unten lagen die Wolken in bewegungslosen Schichten, höher hinauf schossen sie schnell zwischen den rauhen Gipfeln dahin, und verhüllten sie zu Zeiten ganz, oder ließen sie gleich einem schwarzen Eiland in ihrer Mitte erscheinen; zuweilen schienen sie für einen Augenblick ganz hinweggeschwunden, und die ganze wunderbare Masse erhob sich vor uns an dem blauen Horizonte. Die Schlucht zieht sich an beyden Enden in einen scharfen Winkel zusammen, und eine natürliche Brücke bildet einen Weg für Menschen und Maulthiere, welche nach San Vicente gehen; weiter hinaus liegt eine andere nicht völlig so tiefe, aber breitere Kluft; diese schließt sich fast am äußersten Ende und durch eine enge Oeffnung schimmert das Meer in der Entfernung. Einer meiner Freunde, der die Schweiz kennt, sagte, er habe nie in den Alpengegenden etwas so wunderbar Erhabenes gesehen. Von dieser Stelle blickten wir auf Funchal zurück und unterschieden deutlich die in der Bay vor Anker liegenden Schiffe. Nachdem wir einige Stunden herumgewandert, bereiteten wir ein köstliches kaltes Mittagessen auf dem Rasen. Nachdem wir uns gesättigt, überließen wir den Träuern und Maulthiertreibern den Platz, welche auch so völlig reinen Tisch machten, daß sie gleich Aesop nichts als leere Flaschen und Körbe nach Hause zu tragen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im Juli.

Ein Nationalvergnügen, dem die höhern Stände dieses Landes, nach der Beendigung des fashionable Season der hiesigen Hauptstadt sich hingeben, ist das Regatta oder die Seewettfahrten, welche mit dem Ende dieses Monats beginnen. Der reiche und unabhängige Britte theilt seine Zeit im Jahre in drey Hauptabschnitte ein: the fashionable season; the races and Regattas, und die sporting season. Ersterer dauert gewöhnlich vom Anfange Februars bis Anfang Julis, ihn zeichnen vorzüglich aus die Parlamentsversammlung, und folglich der Aufenthalt der großen Welt in der Metropolis, die öffentlichen Geschäfte der Nation, die innern Angelegenheiten, die tausend Privatversammlungen für staatsbürgerliche, politische und wohlthätige Zwecke mit ihren public dinners, die Zusammenkünfte der gelehrten Gesellschaften; auch die Kunstausstellungen, die Morgen- und Abendkonzerte, Theater, Bälle, große Privatgesellschaften, die Sonntagsschaufahrten der glänzendsten Equipagen in Hyde Park, gehören insgesammt dieser Epoche an. Für den Fremden, der keinen Anspruch machen kann, die Großen auf ihre Landsize zu begleiten, ist diese Jahreszeit die geeignetste nach England zu kommen. Aber schon vier Wochen vor der Beendigung des fashionable season, entwickelt sich der allmählige Uebergang zu der zweyten Abtheilung, den races und regattas, oder Pferde- und Seewettrennen. Als Einleitung von der Hauptstadt aus dienen hierzu die Epsomraces, nahe bey der Hauptstadt, die drey Tage dauern, und wohin das ungeheure Menschenmeer hunderttausende seiner Bewohner ausspeiet, die aber bald wieder nach ihrem Elemente zurückkehren. An den Aecottraces nimmt schon die königliche Familie (royalty), so wie Alles, was glänzend im Staate erscheint, Antheil, und von dem Zeitpunkte an machen diese Vergnügungen bis in die Mitte Octobers die Runde um ganz England. Fast jede große und mittlere Stadt hat in ihrer Nähe ihre Races, wie etwa viele Gegenden Deutschlands ihre Märkte. Diese Abtheilung könnte man auch füglich für die höhern Klassen the sea season nennen, während sie für London die deserted season ist; sie dauert vom Juli bis in die Mitte Septembers; es strömt in dieser heißen und warmen Jahreszeit dann alles, was sich nicht etwa in Cheltenham und Bath zum Gebrauche des Wassers aufhält, nach der Seeküste zu. Margate, Ramsgate und andere kleine Seeplätze nehmen die wohlhabenden Bürger der Hauptstadt auf, wogegen in Dover, Hastings, und besonders Brighton die ersten Familien sich wieder einfinden. Während nun das schöne

Geschlecht die sanften Erhölungen des Badens, des Wassertrinkens und des Einathmens der milden Seeluft auf dem festen Boden der Insel genießt, wagen sich die Männer auf das ungestümme Meer hinaus, und beginnen die Wasserwettfahrten. Diese Nationalspiele, bis jezt von keinem Volke der Erde nachgeahmt (Venedig ist schon längst untergegangen), die sich mit jedem Jahre immer mehr verbreiten, sind einem seefahrenden Volke so ganz eigenthümlich und so sehr auf der Seegröße desselben in mannigfachen Beziehungen einwirkend, daß eine kurze geschichtliche Darstellung von den Anfängen derselben nicht unwillkommen seyn wird, zumal, nach des Ref. Erachten diese weder dem Auslande noch dem hiesigen größern Publikum bis jezt bekannt geworden sind. So lange nämlich der Seekrieg die Fahrten nach den, England gegenüber liegenden Küstengewässern gefahrvoll und oft unmöglich machte, konnte die angeborne Neigung der höhern Klassen dieses Inselvolks für die See nicht hinlänglich befriedigt werden. An größere Exkursionen zur See zum Privatvergnügen wurde nicht gedacht; auch waren die Matrosenbände für den Staat zu nothwendig, so daß sie in großer Anzahl zu bloßen Exkursionen nicht erlangt werden konnten. Kaum war aber der Friede hergestellt, und mit ihm die vollkommene Sicherheit für Seefahrten, als mehrere Liebhaber an der Küste des Kanals Yachten ausrüsteten, um einen großen Theil der Insel segelten, und manchem verabschiedeten Matrosen eine neue Beschäftigung gaben. In allem gab es damals ungefähr dreyßig solcher Liebhaber; der Zufall brachte im Jahre 1815 die meisten derselben zu Cowes auf der Insel Wight zusammen. Die malerischen Naturschönheiten dieses Ortes, die Ruhe des Meeres zwischen dieser lieblichen Insel und der Küste von Hampshire, das hier mehr einem Salzsee ähnlich ist, und die große Anzahl natürlicher und sicherer Häfen und Buchten, die sich in allen Richtungen auf der gegenüberliegenden Küste finden, machen diesen Ort besonders zum Sammelplatze von Privatyachten geeignet. Kaum waren sie beysammen, so faßte ein reicher Bewohner von Cowes, und selbst ein großer Seeliebhaber, den Gedanken, die Anwesenden zu einem Klubb zu vereinigen, den Verkehr zur See unter sich zu erleichtern, und eigene Signale zu gebrauchen. Der Plan fand Beyfall, und sogleich erging an alle Großen, die Yachten besaßen, die Einladung, sich anzuschließen und einen Yachtklubb zu bilden, der sich auch im August 1815 konstituirte. Jedes Mitglied muß ein schnellsegelndes Schiff, auf das Eleganteste eingerichtet, ausrüsten, und während drey Monaten des Jahres bemannt halten. Der Urheber des Plans, Richard Stevens, wurde zum lebenslänglichen Ehrensekretär der Gesellschaft ernannt.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Anfangs Juli.

(Beschluß.)

Der Wunsch, Geschwornen-Gerichte mit passenden Modifikationen im Waadtland eingeführt zu sehen, führt mich zu einem abscheulichen Verbrechen, das vor einiger Zeit am Ufer des Neuenburgersees begangen wurde, und dessen Bestrafung in den lezten Tagen des Juni ganz anders ausgefallen wäre, wenn eine Jury bestanden hätte. Ein Vater hatte drey Söhne, wovon einer durch verwahrloste Erziehung sehr roh, unthätig, lügenhaft und liederlich war. Der Vater äußerte oft den Wunsch, Franz möchte sterben, umkommen, er wolle wohl mehrere Louisdor darum geben, wenn ihn einer todtschlüge u. s. w. In der Folge gewinnt er zwey katholische Fischer, und beredet sich mit Jedem besonders und ohne Zeugen, daß an einem bestimmten Tage Franz betrunken gemacht, dann eingeschifft, und auf dem See über Bord geworfen werden solle; wer ihm dessen Mütze und Jacke bringe, solle drey Louisdor haben; es sey gar keine Sünde, denn Franz sey ja Kalvinist ꝛc. (auch des Vaters Religion). Nach mancherley Schwierigkeiten gehen die Schiffer den Blutkontrakt ein; Franz wird am abgeredeten Tage wirklich betrunken gemacht, ins Boot gebracht, und ertränkt. Die Schiffer bringen Mütze und Jacke, und erhalten durch eine dritte Hand ihr Geld in der Schenke. Später wurde die Sache verdächtig, endlich ruchbar, und die Schiffer wurden eingezogen. Bey der Untersuchung ergab sich nun das Ebenerzählte. Der Rabenvater hatte sich klug immer so zu stellen und zu benehmen gewußt, daß er nirgends als handelnde Hauptperson und als Anstifter erschien; alles ging durch die dritte und vierte Hand, durch Leute, die nun in fremdem Soldatendienst fern sind. Bey der Konfrontation mit den Schiffern läugnete er unverschämt; Zeugen waren nicht vorhanden. So kam es denn endlich vor einigen Tagen zu Payerne zu der Sentenz, welche die beyden Fischer zum Tode, den Vater aber nur zu zehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Das Gericht wurde, wie unsere alten Centgerichte in Deutschland, im Freyen mit Schöppen gehalten, und war sehr interessant anzusehen. Alle waren empört, den Vater mit Gefängnißstrafe durchkommen zu sehen, dieser aber lächelte den unglücklichen Fischern hämisch zu. Ein Geschwornen-Gericht hätte wahrscheinlich anders über diesen Verbrecher erkannt, den noch eine Menge kleiner Nebenumstände graviren, die hier nicht angeführt werden konnten.

Wenn man nur einige Zeit bey uns am Genfersee lebt, glaubt man, Genf und Lausanne verdienen allein nach ihren Beziehungen des Lebens, der Gesellschaft, der Natur, der Kunst und der Wissenschaft gekannt zu seyn, und nur hier habe das Fortschreiten oder Andersgestalten einiges Interesse, das ganze übrige Uferland sey nur geringe Nebensache. Mit Nichten. Schon die kleinen Städte des Waadtlands sind in gar mancher Beziehung interessant, und haben, so nahe sie auch bey einander liegen, ihr eigenthümliches Kleid und ihre eigenthümliche Farbe. Besonders aber ist Savoyen ein Land, das in sittlicher Hinsicht, selbst am Ufer, ein fast räthselhaftes Land genannt werden kann. Nur mager und armselig ist das, was wir in Reisebeschreibungen darüber lesen. Und doch ist Savoyen nicht nur im Innern, sondern auch in seinen Uferstädten reich an interessanten Beziehungen, zumal wenn diese Orte mit den Städten des West- und Nordgestades zusammengehalten werden. Ich behaupte sogar, daß es in ganz Europa keinen Punkt gibt, wo die Nachbarländer so schlagende Kontraste darbieten als am Leman. Wir sehen bey heiterem Wetter vom Waadtuser die Zeiger an den Thurmuhren Savoyens blinken; der Klang ihrer Glocken dringt über die Wellen zu uns, aber es breitet sich ein Ocean zwischen dem sittlichen und bürgerlichen Wesen beyder Länder aus. Ich spreche nicht von Regierung und politischer Beziehung, sondern von dem Reflex, den sie ins Leben und auf das gesellige Treiben werfen.

Wie ganz anders stellt sich schon die Natur beyder Ufer dar! Diese grobartige Wald-, Baum- und Felsennatur an der Savoyischen Küste, und dagegen das offene, lachende, reichangebaute, geschmückte Ansehen des Waadtlands. So ist es auch in der gesellschaftlichen und Bildungswelt.

Wir werden künftig diese verschiedenen Farben anzudeuten suchen, und damit verbinden, was sich zu Chamounie und auf dem Montblanc, desgleichen auf dem St. Bernhard und dem interessanten Hospiz zuträgt. Dieß sind Punkte, die mit in den Bereich des Genfersees gehören.

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. August 1827.

Wo in seines Wagens Strahlen
Sich der Menschen Hütten malen,
Ueberall, von Pol zu Pol,
Schafft auch Helios Apoll
Mit dem Klange seiner Leyer
Eines frohen Tages Feyer;
Ueberall schlingt sich der Reihn
Bey dem Tone der Schalmeyn.

Quinault.

Ueber die Volkspoesie der Russen.

(Fortsetzung.)

Der Gudók ist eine Art schnarrender, mit drey Saiten bespannter Geige, welche aber nicht unter dem Kinne, sondern am Leibe, oder, wenn der Spielende sitzt, zwischen den Knieen gehalten wird. Gewöhnlich pflegt nur eine Saite befingert zu werden, der Bogen fährt aber über alle drey Saiten. Der Gudók ist am meisten bey den Matrosen und auch wohl bey den Kosaken beliebt.

Das Kuhhorn, welches ein eben solches Mundstück wie das deutsche hat, ist gewöhnlich aus Baumbast gemacht und mit Messingdraht stark umflochten. Die Zahl der Grifflöcher ist unbestimmt von drey bis sieben. Unter dem obersten Grifsloche befindet sich auf der entgegengesetzten Seite, etwa einen Zoll höher, ein einzelnes Grifsloch, welches mit dem Daumen befingert wird. Der Ton klingt rauh und durchdringend. Nicht nur die Hirten bedienen sich desselben, es begleitet auch bisweilen den Gesang der Arbeiter auf dem Felde, der Ruderer auf dem Wasser und der Bauern in der Schenke.

Das sibirische Jagdhorn findet Guthrie der Salpinx der Griechen ähnlich. Es besteht aus zwey gekrümmten, aneinander gefugten Holzröhren, die mit Baumrinde künstlich überzogen sind.

Die Schalmey oder Rohrpfeife wird gewöhnlich aus Rohr oder im Frühling aus Weidenrinde verfertigt, indem man das Holz herauszieht. Bisweilen ist sie mit einem Mundstück versehen, bisweilen wird sie durch die oberste Seitenöffnung wie eine Flöte gespielt. Noch jetzt paßt auf die russische Rohrpfeife die Beschreibung, welche Horaz von der altgriechischen Schalmey entwirft:

Tibia non, ut nunc, orichalco vincta tubaeque
Aemula, sed tenuis simplexque foramine pauco
Adspirare et adesse choris erat utilis.

Nach der Vossischen Uebersetzung:

Nicht war die Tibia sonst mit Metalle gefügt und Drometen
Gleich an Getön; nur dünn, einfach und mit weniger Oeffnung
Hauchte dem Chore sie Muth, hülfreiche Begleiterin.

Die Doppelflöte besteht aus zwey, bisweilen von einander um einige Töne unterschiedenen, bisweilen auch gleichstimmigen Schalmeyen, welche nach der Willkür des Spielenden loser oder fester zusammengebunden werden. Man findet auf alten griechischen und römischen Gefäßen und Münzen, vornehmlich bey Opfervorstellungen, einen Knaben abgebildet, der mit jeder Hand eine solche Rohrpfeife hält und darauf bläst.

Die Panflöte ist ganz die Syrinx der Alten; sie besteht aus sieben ungleichen Rohrpfeifen.

Die Sackpfeife oder der Dudelsack heißt bey den Großrussen wolynka, weil sie dieses Instrument in Wolynien kennen gelernt haben; die Kleinrussen nennen es kosá (Ziege). Der Dudelsack ist das Lieblingsinstrument bey den finnischen Völkerschaften.

Die Löffel, loshki, bestehen aus zwey hölzernen Löffeln, die am obern Ende mit Schellen besezt sind und zur Begleitung anderer Instrumente, wie bey der Janitscharenmusik, zusammen geschlagen, oder einzeln schnell in die Höhe gehoben werden. Guthrie findet dabey eine Aehnlichkeit mit dem Crotalum der Alten, wo die Schellen an einem kreisförmig gebogenen Metallstabe befestigt waren.

Stählin thut noch einer auf den sibirischen Bergwerken üblichen Musik Erwähnung, wonach die Schmiedeknechte und die Bauermädchen tanzen. Zwey Schmiedeknechte machen die Musikanten, deren einer mit einem stumpfen Messer oder Stück Eisen auf einer dünngeschlagenen Eisenplatte nach dem Takte der Tanzmelodie schabt und schwirrt, der andere aber mit einem Knittel auf einer schwebenden dickern Eisenplatte oder an einem großen eisernen Kessel den Baß stampft.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kieaans von Arrakan*).

Die Siege der Engländer über die Birmanen und die von leztern gemachten Abtretungen versprechen eine reiche Ernte für Erd- und Völkerkunde. Das ungeheure Asien birgt noch Völker, deren Namen zu keinem europäischen Ohre gedrungen sind, und zu diesen gehörte bisher auch das wilde Gebirgsvolk, von dem wir hier eine flüchtige Skizze geben.

Die Kieaans bewohnen in Haufen von dreyßig bis vierzig Seelen die unzugänglichsten Gebirge von Arrakan, in gänzlicher Unabhängigkeit. Ihrer eigenen Sage nach bewohnten ihre Vorfahren einst die Ebenen von Ava und Pegu, bis eine Tartarenhorde vom Norden in dieselben einbrach und sich dort niederließ, anfangs unter der Herrschaft der Landeskönige, aber nachher unter ihren eigenen, welche die Urbewohner zwangen, sich in die Gränzgebirge von China, Siam und Arrakan zu werfen. Die lezteren, von denen hier die Rede ist, wissen nicht, ob noch irgendwo Zweige ihrer alten Herrscherfamilie leben; sie selbst wählen sich in jedem Dorfe ein Haupt, unter dessen Leitung sie leben. Sie erzählen weiter: kurz nach der Flucht ihrer Vorfahren aus den Ebenen von Ava habe der König dieses Landes sie auf alle mögliche Weise zu unterjochen gesucht; er zwang sie, jährlich alle ihre schönen Mädchen nach Ava zu liefern, wo sie in des Königs Harem gebracht wurden; zulezt aber entschlossen sich alle mannbaren Frauen ihre Schönheit der Erhaltung ihres Geschlechtes aufzuopfern, und sich durch das Tatowiren des Gesichtes so zu entstellen, daß der Monarch ihnen mit Ekel entsagte und keine Weiber mehr von den Kieaans verlangte. Der Gebrauch ist indessen geblieben, doch wird das Tatowiren jezt selten vor dem fünf-und-zwanzigsten oder dreyßigsten Jahre und selbst dann nicht allgemein vorgenommen. Die Zeichnung besteht aus einer Menge blauer Zirkelsegmente, welche das ganze Gesicht mit Ausnahme eines blassen Kreises um die Augen bedecken, und demselben, da der Hals ganz frey davon ist, das Ansehen einer Larve geben, was diese Weiber sehr häßlich macht, obgleich sie von Natur nicht mißgestaltet sind. Sie haben eine Priesterschaft, die Priester sind zugleich Wahrsager; sie nennen sie Passein, und ihr Ansehen ist so groß, daß man ihnen alle wichtigen Sachen zur Entscheidung vorlegt, und ihr Wort unbedingten Gehorsam findet. Sie stammen alle von einem Oberpriester her, welcher ehemals auf dem Berge Poijou an der Quelle des Mohflusses wohnte, und sind von beyden Geschlechtern. Die Kieaans sagen, sie seyen von den Bergen und der Natur entsprungen, und die Natur, oder eigentlich jeder Gegenstand des Nutzens genießt ihre Verehrung, besonders ein dicker, buschiger Baum, welcher eine Beere trägt, welche die Birmanen Subri nennen. Unter den schattigen Zweigen desselben versammeln sie sich zu gewissen Jahrszeiten mit ihrem Vieh, und opfern Schweine, Ochsen und Getreide, das sie nachher verzehren. Die Donnerkeile genießen gleichfalls einer besondern Verehrung bey ihnen; nach einem Gewitter suchen sie sorgfältig darnach unter den vom Blitz getroffenen Bäumen in der Erde; und wenn sie einen finden, der ihrer Angabe nach eine Hand groß ist, so opfern sie sogleich ein Schwein oder einen Farren und verzehren dessen Fleisch. Der Stein selbst aber wird dem Passein übergeben, der den Talisman sehr sorgfältig aufbewahrt. Sie haben keinen Begriff von der Entstehung der Welt. Hinsichtlich des Guten und Bösen glauben sie, daß dem, der seine Eltern ehrt, seine Kinder und sein Vieh in Acht nimmt, viel Fleisch ißt und am meisten Branntwein trinkt, nach dem Tode die Belohnung wird, daß seine Seele in eine Kuh, einen Farren, oder ein Schwein fährt; während diejenigen, welche nicht all des Guten genießen, das ihnen in den Weg kömmt, vernachläßigt werden. Obgleich sie demnach an die Seelenwanderung glauben, schlachten sie doch ihr Vieh, aber nur mit der besondern Erlaubniß eines Passein.

Wenn ein Kieaan stirbt, so scheint sich alles zu freuen, und die ganze Nachbarschaft wird zu einem Feste eingeladen. Die Reicheren werden verbrannt und ihre Asche auf dem Pehantoungberge begraben, der sehr hoch ist und für besonders heilig gehalten wird. Ueber dem Graben eines Oberhauptes wird ein Schuppen errichtet, und es wird eine Zeit lang bewacht; auch wird ein Klotz, dem sie eine menschliche Gestalt zu geben suchen, dabey aufgestellt, um die bösen Geister abzuschrecken. Die Aermeren, welche von jenen Bergen entfernt wohnen, werden in der Nähe ihrer Wohnungen begraben. Wenn zwey Personen sich verhei-

*) Aus: Zwey Jahre in Ava, von einem britischen Offizier.

rathen wollen, so fragen sie erst den Passein um Rath; ist sein Spruch günstig ausgefallen, so schickt der Bräutigam dem Brautvater ein Schwein, einen Ochsen, einen Speer, einen Dolch und etwas geistiges Getränke, von Reis gebrannt, und nach einem tüchtigen Gelage ist die Ehe als geschlossen betrachtet. Wird eine Frau ihrem Manne untreu, so muß der Liebhaber dem Gatten ein Geschenk mit einem Ochsen, Schwein und Speer machen, und die Gattin mit einem schönen Perlenhalsband zieren, und alles bleibt wie zuvor. Ueberhaupt scheint eine Buße von Vieh die schwersten Vergehungen auszugleichen. Ein Ochse entschädigt für die Entführung eines Mädchens, dem es hernach freysteht den Entführer zu heirathen. Im Fall das Mädchen die Tochter eines Oberhauptes ist, so ist die Strafe drey Ochsen. Eine Ehescheidung kostet einen Ochsen; ein Mord wird mit dreyßig Rupien (ungefähr 9 Pf. St.) oder drey Verwandten als Sklaven gebüßt. Im Fall es dem Verbrecher an Mitteln fehlt, so wird er selbst ein Sklave, und sollte er sich in ein anderes Dorf flüchten, so liefern ihn die Einwohner fast immer aus, da sie im Weigerungsfall einen Krieg zu befürchten haben, und das Vergießen menschlichen Blutes ist von den Passeins streng verboten. Der Diebstahl wird als kein besonderes Vergehen betrachtet, jedoch scheint das Getreidestehlen beynahe dem Mord gleich bestraft zu werden. Der Passein ist auch der Arzt bey den Kieaans; seine Heilkunde besteht aber blos in Zauberformeln und Talismanen. Das Gebirge der Kieaans liefert Eisen, welches sie gegen die kostbareren Metalle vertauschen; auch führen sie Honig, getrocknete Fische und grobes Zeug, das sie selbst verfertigen, in die Thäler zum Verkauf. Sie kennen den Gebrauch des Feuergewehrs nicht, und fürchten sich sehr davor. Ihre Waffen sind Speere, Säbel, Dolche, Bogen und Pfeile. Die lezteren sind aus Rohr verfertigt, mit doppelten Widerhaken versehen und mit einem so starken Gifte getränkt, daß die geringste Verletzung damit zu augenblicklichem Tode führt.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsezung.)

Symbolisch geben wir auf dem Wintereis in die Lenzauen über, und hinter den aufgegangenen Wolkenvorhängen liegen die Blüthengärten und Aehrenfelder.

Der Sprudel der Zeit kann dich verwässern, versteinern, aber auch heilen und wärmen.

Im Strome der Zeit rinnt die Mücke und die Sonne neben einander, keines schneller.

Sieht man den Sternenhimmel an, so freut man sich, in einer so unendlichen Welt auch als Funke zu fliegen.

Wer weinend gen Himmel schaut, hat nichts verloren, denn das Oben ist eben Alles, was er hienieden wünscht; nur der verlor, wer seidein in die Länge der Gegenwart schaut.

Die höheren Wolken scheinen langsamer zu gehen; so geht für unsere Augen alles Höhere.

Der Merkur ist durch die Nähe der Sonne uns unbekannt; so stellt der Sonnenschein uns Manches ins Unsichtbare.

Die Gottheit scheint uns so unbeweglich als der Sternenhimmel; aber gerade an ihm ist die höchste Bewegung.

Alle Planeten streben nach der Sonne zu fallen; aber Fallen und Steigen ist in dem weiten All dasselbe, sobald man nur die Centralsonne kennt.

Am Himmel ziehen die Gestalten hinauf und herab, und rathen den Sterblichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im Juli.

(Beschluß.)

Alle Jahre im August versammelt sich der Verein in Cowes, wo die Wettfahrten angestellt, und nach Beendigung derselben die verschiedenen Geschäfte in Ordnung gebracht werden. Wegen der Kostspieligkeit eines solchen Unternehmens zählte aber die Gesellschaft bis zum Jahre 1819 nur erst fünfzig Mitglieder. Ein günstiger Zufall brachte sie aber bald zu größerem Flore. Der gegenwärtige König, zu jener Zeit noch Prinz Regent, zeigte eine große Neigung für Seefahrten, und kreuzte in der königlichen Yacht, in Begleitung eines Geschwaders von Kriegsschiffen, im Kanal; er hielt sich eine Zeitlang zu Cowes auf, und die Beweise der Hochachtung und Aufmerksamkeit, welche die versammelten Mitglieder des Yachtklubbs ihm gaben, veranlaßten ihn, bey seiner Abreise den Wunsch auszudrücken, selbst ein Mitglied der Gesellschaft zu werden. Von diesem Augenblick an erschien der Name des Königs an der Spitze der Mitglieder, und die Herzoge von Clarence und Gloucester wurden bald darauf ebenfalls zu Mitgliedern erwählt. Die Gesellschaft erhielt sogar Privilegien von fremden Mächten; auf Verwendung des Herzogs von Wellington bey der französischen Regierung ist den Schiffen des Yachtklubbs freyes Einlaufen ohne Tonnen und Hafenabgaben in den französischen Häfen gestattet. Jährlich wird daher eine Liste mit den Namen der Mitglieder und ihrer Schiffe an den General-Zolldirektor in Paris eingeschickt, der hierauf Abschriften derselben nach den Küstenhäfen absendet. Aehnliche Privilegien hat die Gesellschaft im vorigen Jahre (1826) von Sr. Majestät dem Könige der Niederlande erhalten. Seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs genießt sie auch die Auszeichnung, sich „königl. Yachtklubb" nennen zu dürfen. Wirkliche Mitglieder kann sie nach ihren Statuten nur 200 zählen, Ehrenmitglieder 1800. Von Ersteren befanden sich am Ende des vorigen Jahrs 130 darin, unter denen die Ersten aus dem Adel und der Gentry gezählt werden; sie besaßen 89 Schiffe von 5967 Tonnen, mit 690 Mann Besazung. Das größte der Schiffe gehört Lord Yar-

borough; es hält 351 Tonnen, und hat 45 Matrosen an Bord. Im Durchschnitte zählt jedes Schiff 8 Matrosen, sie sind alle mit Geschütz und kleinen Waffen versehen. Unter den Ehrenmitgliedern zählt die Gesellschaft, außer dem um die Beförderung dieser Nationalspiele sehr verdienten königl. Oberzollinspektor John Ward in Dover, 8 Admiräle, 26 Vice-Admiräle, 20 Contre-Admiräle, und 221 Kapitäns, außer einer großen Anzahl Kommandeurs, Lieutenants, und andern mit dem Seedienste wissenschaftlich verwandten Personen. Während der Wettfahrten befinden sich fast alle wirkliche Mitglieder und eine große Anzahl der Ehrenmitglieder am Bord der Schiffe, deren vortreffliche Einrichtung und Eleganz jede Schilderung hinter sich zurücklassen. Den Schiffen von ungefähr gleichem Tonnengehalte werden Preise, gewöhnlich große silberne Gefäße, für das anzustellende Wettsegeln ausgesetzt, und das Fest wird, wie gewöhnlich, mit großen Gastmahlen und einem öffentlichen Balle für die Mitglieder und Besuchenden beschlossen. Nur wenig Nachdenken ist hinreichend, um die Wichtigkeit dieses Nationalvergnügens zu erkennen; in fünfzig Jahren werden die Seewettfahrten für England das werden, was die olympischen Spiele für Griechenland waren. Schon haben viele Städte an der Küste, wie Portsmouth, Falmouth, Plymouth, Dover, Weymouth u. a. m., das Beyspiel der Muttergesellschaft nachgeahmt und eigene Regatten gebildet; nicht selten werden manche dieser Schiffe, bey deren Bau keine Kosten gespart werden, von der Regierung als Muster für den Bau der Nationalschiffe benutzt. Die Schiffsbaukunst vervollkommt sich, und wird dadurch aufgemuntert; Seeleute an der Küste, denen der Sommer zum Fischfange ungünstig ist, erhalten in dieser Jahreszeit ihre Lieblingsbeschäftigung auf dem ihnen eigenthümlich gewordenen Elemente; auch der Gesetzgeber, die Magistratsperson, werden zu einer gewissen Zeit mit dem Seedienste vertraut, und wird die Nation zum Kampfe gerufen, so steht ihr eine Anzahl schnellsegelnder, mit Geschütz vortrefflich bewaffneter Schiffe zu Gebote, die der Patriotismus auf den Altar des Vaterlandes legt. — Wohl kann man mit einem Britten ausrufen: „Auch in seinen Spielen ist England groß.“ Als ein schönes Beyspiel der öffentlichen Achtung für Religiosität darf hierbey nicht unangeführt bleiben, daß die Gesellschaft einen eigenen Kaplan besoldet, der für die Mitglieder und die Besatzungen während der Exkursionen an jedem Sonntage auf einem der Schiffe Gottesdienst hält.

Paris, 13. Juli.

Wie wohlthätig äußert sich doch der Einfluß einer freyen Verfassung auf den Charakter einer Nation! Ein Engländer ist gewohnt überall nur nach den Gesetzen beherrscht zu werden; und wenn er kein Gesetz als Beweggrund des Verfahrens seiner Obern erblickt, so widerstrebt er ihren Befehlen, weil ihm seine Verfassung dieß Widerstreben als eine rechtliche, ja als eine patriotische Handlung erlaubt. Bekannt ist es, daß in Frankreich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zehn Franken für die Ausfertigung eines Passes nimmt. Hunderte von Reisenden aus allen Gegenden bezahlen diesen Tribut, ohne die geringste Klage zu erheben, denken, der Zoll ist ein bischen theuer, hüten sich aber wohl, dieß dem Ministerium laut zu sagen. Nun wurde neulich dieser Tribut einem reisenden englischen Privatmann abgefordert; dem rechtlichen Manne aber dünkte es ungerecht, daß man ihn zwingen wollte einen französischen Paß zu nehmen, und dafür zehn Franken zu zahlen, da in England Niemand verbunden ist, ein solches Stück Papier bey sich zu tragen, und noch weniger es theuer zu bezahlen. Der Reisende weigerte sich also die zehn Franken zu geben, und da man ihm nunmehr das Stück Papier nicht herausgeben wollte, so konnte er nicht fort, und blieb daher in Paris, blos um das französische Ministerium zu zwingen, von dem übermäßigen Zolle abzulassen. Dieß kündigte er in den Zeitungen an, und meldete es auch der englischen Gesandtschaft, die sich aber nicht für ihn verwenden wollte. Der Engländer hatte die Standhaftigkeit mehrere Wochen lang in Paris zu bleiben und in einem Gasthofe sein Geld zu verzehren, nur um nicht gezwungen zu seyn einen Paß zu erkaufen. Dieser Charakterzug ist originell; allein wenn es viele solcher originellen und festen Charaktere gäbe, so würden manche Mißbräuche in der Staatsverwaltung nicht stattfinden. Freylich würde man in gewissen Staaten die Sache bald beendigt haben; man würde den Engländer in Zeit von vierundzwanzig Stunden aus der Stadt verwiesen, und ihn am Aeußern seiner Klage in den Zeitungen verhindert haben. Allein glücklicherweise ist das rechtliche, verfassungsgemäße Betragen der Obrigkeit in Frankreich schon gewissermaßen zur Pflicht geworden. So blieb denn der Engländer ruhig in Paris, und Pariser Zeitungen sowohl als Londoner Blätter nahmen sich seiner an und zeigten, daß das französische Ministerium nicht berechtigt sey den englischen Reisenden Geld abzufordern, wenn man in England den französischen Reisenden keines abfordere. Bey dieser Gelegenheit erörterten sie die Frage über die Rechtlichkeit des Paßzwanges, der in manchen Ländern zu einer wahren Plage für die Reisenden geworden ist, indem man sie zu hundert zwecklosen Gängen, zum Geldzahlen, zum unaufhörlichen Vorzeigen ihres Signalements und andern unangenehmen Dingen zwingt, die einem Reisenden einen beträchtlichen Zeit- und Geldverlust verursachen, ohne noch die Grobheit in Anschlag zu bringen, womit die Unterbehörden einen zu behandeln sich berechtigt glauben. Ein Paß soll eigentlich ein Schutz für den Reisenden seyn; in manchen Ländern wird beynahe eine Qual daraus, und Reisende haben schon oft die Erfindung der Pässe als das größte Hinderniß des Reisens verwünschen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 186.

Wildfang.

Räthsel.

Ich bin ein Haus,
Doch weiß kein Mensch mich zu erbauen;
Will, der drin wohnt, heraus,
Muß er das Haus in Stücke hauen.

Ich bin ein Faß,
Doch ohne Spund und ohne Bänder;
Zwar ist mein Inhalt naß,
Doch just kein Witz- und Freudenspender.

Ein Ofen bin ich dann,
Der Wärme von sich strömt und Leben;
Doch schürt man mich nicht drinnen an,
Von außen wird mir Glut gegeben.

Und bin noch vielerley.
Sogar die Zuflucht mancher Frommen,
Zu der allwöchentlich sie kommen.
Nun sagt, was Ofen, Faß und Haus wohl sey?

Fr. v. Elsholz.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. August 1827.

Trocknet, milde Frühlingslüfte,
Meine vielen Thränen auf!
Send', o Abend, deine Düfte
Zu der Zelle mir herauf! —
Menschen, die mich schlau betrogen,
Kennen kein Erbarmen mehr;
Augen, die mir Liebe logen,
Sind von Mitleidsthränen leer!

Miller.

Madera.

(Fortsetzung.)

Leser, sollten deine Laune oder dein Schicksal dich nach Madera führen, so geh' nach dem Nonnenkloster Santa Klara. Es liegt an dem westlichen Ende von Funchal, und hier kannst du die niedlichsten Blumen kaufen, um die Haare deiner Geliebten zu schmücken, und die artigsten Wachsspielereyen von der Welt. Die Nonnen verkaufen sie sehr wohlfeil, und Alles, was man ihnen gibt, wird zu wirklich wohlthätigen Zwecken für sie oder ihre Kostgänger verwandt. Vielleicht magst du auch die arme Maria sehen, wenn sie nicht gestorben ist; wenn du sie siehst, rede freundlich mit ihr und grüße sie von mir; doch du kennst weder mich noch die arme Maria.

Maria Klementina, Pedro Apostinho's jüngste Tochter, war in Madera geboren. Ihre Eltern hatten eine ungewöhnlich zahlreiche Familie, und der ungünstige Ausgang eines bedeutenden Rechtshandels hatte sie in eine drükkende Lage versezt. Was für ein unglücklicher Stern bey ihrer Geburt waltete, ist mir unbekannt; allein Maria ward von ihrer frühesten Kindheit an weder von Vater noch Mutter geliebt. Ihre Brüder vernachlässigten sie, um dem Willen ihrer Eltern zu gehorchen, und von ihren sehr häßlichen Schwestern ward sie wegen ihrer Schönheit gehaßt. Sonst ward sie von Jedermann in Funchal und in der Nachbarschaft geliebt, und schon in ihrem dreyzehnten Jahre warben manche Freyer um sie, welche die lose Kleine verlachte und an ihre ältern Schwestern verwies. Je mehr man ihr außer dem Hause schmeichelte, desto mehr quälte man sie daheim. Sie ward zulezt völlig wie Aschenbrödel behandelt und hatte keine Hoffnung auf die Hülfe einer freundlichen Fee. Unter andern Einrichtungen, welche Pedro Apostinho machte, um Offiziersstellen für zwey seiner Söhne zu erkaufen und zwey seiner Töchter auszusteuern, beschloß er auch sein bestes und reizendstes Kind, Maria, aufzuopfern. Im achtzehnten Jahre ward sie als Novize in dieß Kloster gesandt, im neunzehnten nahm sie den Schleyer und entsagte der Welt auf ewig. Zu dieser Zeit war sie das schönste Mädchen auf der Insel und hatte, was bey einer Portugiesin selten ist, eine feine, weiße Haut, frische Farben, blaue Augen und langes, glänzend braunes Haar.

Nach einem Jahre ward die Konstitution in Portugal eingeführt, und eine der ersten und weisesten Handlungen der Kortes war der Befehl, alle Klöster zu öffnen. Santa Klara ward von Freunden und Fremden besucht; Einige kamen, um die Kirche zu sehen, Andere den Garten, und noch Andere die Nonnen. Unter andern kam ein damals in Funchal liegender portugiesischer Offizier — er sah und liebte Maria; es war ein schöner Jüngling von guter Familie, und Maria erwiederte seine Liebe mit einer Wärme, an welcher der Wunsch nach Freyheit vielleicht noch mehr Antheil als die Leidenschaft hatte. Eine Nonne ist von dem Willen ihrer Eltern unabhängig, und das Gesetz hatte das Gelübde des ledigen Standes für aufgehoben erklärt. Die Heirath ward beschlossen, ihr Haar wuchs, die Braut-

gewänder wurden bereitet und der Hochzeittag beſtimmt; aber Maria erkrankte, und der Arzt empfahl für eine Zeitlang vollkommene Ruhe. So wurde unglücklicherweiſe der Hochzeittag verſchoben, und ehe er erſchien, war das Parlament aufgelöſt, das Geſetz der Kortes aufgehoben, aus Furcht, der Himmel möchte eine ſeiner Töchter verlieren, und ein Kourier ward nach Madera geſandt, um auch hier dieſe Veränderung bekannt zu machen. Maria erſtand von ihrem Krankenlager, um in ihre Zelle und zu ihrem Roſenkranze zurückzukehren; ihre Locken, welche ſich kaum zu ringeln begannen, fielen aufs neue unter der unbarmherzigen Scheere; der Schleyer und das härene Gewand lagen vor ihr, ſtatt des bräutlichen Schmuckes, und ein Paar alte Hexen, denen die Welt keine Freuden mehr verſprach, ermahnten ſie dem Himmel zu danken, daß ſie der nahen Gefahr entronnen, ſich wieder in den Strudel irdiſcher Eitelkeiten geſtürzt zu ſehen.

Wenige Stunden vor unſerer Abreiſe ging ich mit einer liebenswürdigen Engländerin, um das Kloſter Santa Klara zu beſuchen. Ich wünſchte ſehr Maria zu ſehen, deren Geſchichte ich gehört hatte. Nach einigen kleinen Bedenklichkeiten von Seiten zweyer oder dreyer ehrwürdiger Schweſtern, die zuerſt am Eingange des Hauſes erſchienen, ward Maria herbeygerufen. Sie kam mit lächelnder Miene und umarmte zu wiederholten Malen meine Gefährtin. Ihre Farbe war erblichen, aber blendend weiß, und die herrliche Form ihres Halſes und ihre edle Stirne erſchienen ſichtbar ſelbſt unter der unzierlichſten Kleidung, die jemals erfunden ward, um weibliche Eitelkeit zu demüthigen. Sie ſprach mit jenem artigen Liſpeln, wovon, wie ich glaube, die Liſſaboner Kritiker behaupten, daß es ein den Eingebornen von Madera eigenthümlicher Fehler ſey, allein zugleich mit einer Richtigkeit und Kraft, in der ſich ein ſtarkes Gemüth und Verſtand zeigte. Ich nahm die Hälfte eines Veilchenſtraußes, den ich in der Hand hielt, und gab ſie meiner Gefährtin, um ſie Marien zu überreichen. Blumen bilden einen Dialekt der portugieſiſchen Sprache, der ſchnell erlernt wird. Sie nahm ſie, verneigte ſich tief, öffnete die Falten ihres Halstuchs und ließ ſie loſe in ihren Buſen fallen.

Die Veſperglocke läutete, das Thor ſchloß ſich zwiſchen der Welt und der Nonne, allein ſie winkte uns in die Kirche zu gehen; wir thaten es. Die Kirche iſt eine der ſchönſten auf der Inſel und auf eine ſehr ſonderbare Weiſe mit einer Art Porzellan getäfelt; am weſtlichen Ende iſt die Kapelle der Nonnen, mit einem doppelten Eiſengitter umgeben. Maria kam mit einigen Blumen in der Hand, die ſie im Garten gepflückt hatte, ſie nahm vier davon und reichte ſie mir durch die Eiſenſtäbe.

„Sao immortaes," fragte ſie; es war Immergrün.

„Wie alt ſind Sie?" fragte ich.

„Ein und zwanzig."

„Und Ihr Name?" ſetzte ich hinzu.

„Maria."

„Und Klementina?"

„Sim, nos tempos passados." (Ja, in vergangenen Zeiten).

Ich bückte mich dicht an das Gitter und ſagte ein Paar Worte in leiſem Tone, welche ſie nicht zu verſtehen ſchien. „Nao entende," (ſie verſteht mich nicht) ſagte ich.

„Sim, sim," unterbrach mich Maria; „entendo bem; diga." (Ja, ja, ich verſtehe; reden Sie).

„Estu vms felis, Señhora?" (Sind Sie glücklich?)

Die Aebtiſſin, welche im Geſpräch mit meiner Gefährtin begriffen war, wandte ſich in dieſem Augenblicke, und Maria antwortete mit heiterer Miene: „O sim, muito felis." (O ja, ſehr glücklich.)

Ich ſchüttelte zweifelhaft den Kopf; eine Minute verging, die Aebtiſſin hatte ſich abgewandt und Maria ſtreckte ihre Hand durch das Gitter, ergriff die meinige und ließ mich einen kleinen goldnen Ring an ihrem Finger fühlen; dann ſagte ſie, meine Hand drückend, mit einem Tone, der noch jezt in meinem Innern wiederhallt: „Nao, nao, nao; tenho do coracao!" (Nein, nein, nein, das Herz thut mir wehe).

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Volkspoeſie der Ruſſen.

(Beſchluß.)

4. Sagen und Mährchen.

Vorzüglich reich iſt die ruſſiſche Volkspoeſie an Mährchen, und es wird vielleicht einige Leſer unterhalten, bey dieſer Gelegenheit ein Paar kleine Sagen aus dem Munde des Volks zu vernehmen.

Die Phyſiognomie der Gerichtsſchreiber.

Ein Gerichtsſchreiber (Poljatschei) gerieth einſt mit dem Teufel in Streit. Der Herr ſandte den Erzengel Michael ab, ſie auseinander zu bringen. Dieſer hieb in der Uebereilung beyden Partieen die Köpfe ab. Der Herr befahl darauf Raphaeln, die Köpfe wieder zu befeſtigen. Aus Verſehen ſetzte aber der Engel des Schreibers Kopf auf des Teufels Rumpf, und fügte des Teufels Kopf an den Rumpf des Schreibers. Seit der Zeit ſoll den Gerichtsſchreibern etwas Teufliſches in der Phyſiognomie geblieben ſeyn.

Fieber.

Es gibt unter den böſen Geiſtern neun Schweſtern, die das menſchliche Geſchlecht mit Fieber plagen. Dieſe Fiebermuſen werden in Erdhöhlen an Ketten feſtgehalten. Wenn man ſie los läßt, fallen ſie ohne Gnade über die Menſchen her. Sie ſind ſo ſchädlich, daß, wenn ſie einen Menſchen auch nur in der Einbildung küſſen, dieſer ſo

gleich von einem Schauer befallen wird. Glücklich ist noch derjenige, den die Fieberschwester zu einer Zeit, wo viele Menschen krank liegen, heimsucht. Weil nämlich alsdann die Schwestern mit vielen Kranken zu thun haben, fehlt es ihnen an Muße, dem Einzelnen gar zu arg mitzuspielen. Bey den Fieberepidemieen kommen die Schwestern auch wohl nur einen Tag um den andern, oder erst den dritten, vierten Tag wieder. Sie fürchten sich übrigens vor Strikken, mit denen Hunde erdrosselt worden sind, auch vor einer Sau, die ihre Ferkel säugt. Die kranken Sibirier, wenn sie den Anfall des Fiebers verspüren, schwärzen sich das Gesicht, auch wohl den ganzen Körper und bedecken sich mit allerhand Lumpen, in der Hoffnung, daß der böse Geist sie in dieser Verkleidung entweder nicht erkennen, oder doch, über ihren Anblick erschreckend, sie mit seinen Quälereyen verschonen werde.

Ursprung des Spiegels.

Ein Mönch saß in seiner Zelle und las die heilige Schrift. Wie er zu den Worten kam: „Bittet, so wird euch gegeben," fing er an zu zweifeln, und es stieg der Wunsch in ihm auf, die Wahrheit jener Verheißung zu prüfen. Er ging also zum Könige und bat um die Hand seiner Tochter. Der König wunderte sich gar sehr über ein solches Begehren und sagte es seiner Tochter, die darüber eben so sehr in Verwunderung gerieth; die Höflinge aber verspotteten den Mönch. Nach vieler Ueberlegung sprach endlich die Prinzessin: „Diese Bitte ist so unerhört, daß der Mönch auch etwas Unerhörtes vollbringen muß, um meine Hand zu erlangen; er schaffe mir ein Ding, in dem ich mich ganz von Kopf bis zu Fuß beschauen kann." Ueber dieses Verlangen gerieth nun der Mönch seinerseits in Bestürzung und große Betrübniß, denn damals war die Erfindung des Spiegels noch nicht gemacht worden. Er begab sich aber dennoch auf die Wanderung, um das Begehrte zu suchen, und durchstrich Wälder und Fluren, Städte und Dörfer, aber nirgends war es anzutreffen. Eines Tages kam er im Walde an eine leere Einsiedeley und ging hinein; da hörte er ein dumpfes Wehklagen, und eine Stimme ließ sich also vernehmen: „Ehrwürdiger Vater! erbarme dich über meine Leiden. Schon seit Jahren bin ich von dem Einsiedler, der hier sonst wohnte, in ein Waschbecken eingeschlossen. Befreye mich aus meinem Kerker, und ich will dir gern einen Gegendienst erweisen." Der Mönch, welcher an nichts anders dachte, als wie er zum Besitz der schönen Prinzessin gelangen möge, trug dem gefangenen Dämon (denn wer hat nicht schon errathen, daß der Klagende nur ein böser Geist seyn konnte?) seinen Wunsch vor, dessen Erfüllung der Dämon auch sogleich gelobte. Nun hob der Mönch das Kreuz vom Waschdecken und befreyte den Geist. Dieser hielt auch wirklich sein Versprechen, und schaffte einen Spiegel herbey. Ein solches Ding schien dem Mönch über die Maßen wunderbar, und voll der angenehmsten Hoffnungen eilt er damit zum Könige. Doch wie jetzt seine Wünsche in Erfüllung gehen sollten, befiel den Mönch plötzlich eine bittere Reue, an der Verheißung der heiligen Schrift gezweifelt zu haben. Darum entsagte er der Königstochter und zog in die Wüste, um seine Sünden abzubüßen. Weil nun der Spiegel dem Mönch durch einen bösen Geist gegeben war, so beschauen sich die Altgläubigen der russischen Kirche (die Raskolniken) nie darin, und dulden bis auf den heutigen Tag keine Spiegel in ihren Häusern. Die Aufgeklärteren des schönen Geschlechts unter den Raskolniken bedienen sich aber bey vorkommenden Gelegenheiten ohne Furcht des Spiegels, wohl wissend, daß vor dem Zauber weiblicher Reize jeder andere Zauber schwinden müsse.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Ich träumte in der Sylvesternacht; der ganze Himmel zitterte, alle Sterngestalten erbebten; ihre Lichter erloschen, da trat die Sonne hervor, die Sonne des neuen Jahres, und ich erwachte. Aber die Sonne blieb da, und sie versprach ihre größere Wärme und ihr Leuchten. Ich sagte: was bist du weiter als der matte Abglanz der Allsonne, welche auch in allen unendlichen Erden und Sonnen nach deiner Weise den Frühling, den Winter und Sommer gibt?

Du guter Himmel bleibst uns treu, wie auch die Erde sich wandle; du stehst mit Blau über dem Schnee und den Blüthen, blau über Grönland und blau über Italien.

Mehr frohe Augen schauen in die untergehende Sonne als in die aufgehende. Lasten werden abgelegt der Armen, die die Sonne beruhigt, und mehr als der Reichen. Die aufgehende verkündigt kein Stern und kein Mond, und läßt uns nicht die untergehende, wie eine Geliebte, ihr Bild im Mond zurück? Ich sehne mich nach ihr, wenn sie untergeht, nicht wenn sie aufgeht. Untergehend ist sie uns mehr verwandt, und sie schaut nach ihrem Abendstern, den sie aufgehend kriegerisch vernichtet. Der Mond und der Stern der Liebe schimmern ihr nach. Sie stirbt und geht unter die Erde, uns selig zu machen. Und wenn ich sterbe, gehe sie eine halbe Stunde später unter als ich. Mit der Sonne möchte ich von der Erde scheiden, aber sie sollte doch eine halbe Minute länger stehen und anschauen als ich.

Die Leichen sind die Gedächtnißsäulen der höhern Welt für die schlechte.

Der Mensch hängt zwey Welten aneinander, um zur dritten zu kommen.

Die Zeit ist die Larve der Ewigkeit.

Die Erde ist ein Treibhaus, das für manche Stämme höher gebaut seyn sollte.

Alle Höhlen erscheinen, der Leere der Dunkelheit wegen, um die Hälfte größer; so das — Grab.

Sonnen sind Sonnenblumen höhern Lichtes.

Wie das Göttliche im menschlichen Herzen wohnt, so wohnt das Geisterreich auf der Erde.

Ists nicht mit der Gegenwart so wie mit den großen Wüsten, die alle, nach Humboldt, mit ewig grünenden Ufern umgeben sind? Nur daß der, welcher die Ufer sieht, schon über die Wüsten hinüber ist.

Was Gott auf der Erde ist, wird er hinter ihr noch mehr seyn.

Der Tod ist ein Schlaftrunk, d. h. ein Freudentrunk.

In der Todesstunde gibt es keine Uebertreibung mehr, denn das Sterben ist die höchste.

Warum quälen zuletzt in der Sterbestunde die Guten, wie Anfangs die Bösen? Vorhaltung der Sünde kann sogar in der Sterbestunde nicht so gut belehren, wenn einmal davon die Rede ist, als Vorhaltung des Guten. Kennt ihr denn die organische Welt hinter euch, die Träume, die im sterbenden Gehirn im Sarge fortleben, die Hölle, die ihr in den Sarg gepflanzt? Soll denn immer Schmerz seyn, am Aus- und Eingang des schreyenden Kindes? Man sollte Hebammen für die zweyte Welt halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Juli.

(Beschluß.)

Nachdem nun der Engländer einige Wochen lang in einem Wirthshause in Paris gelegen, und einige Hundert Franken verzehrt hatte, um nicht die zehn Franken ungerechten Tributs zu zahlen, begab er sich (ob mit oder ohne Paß, weiß ich nicht) nach England zurück, und da er die Sache nicht wollte auf sich ruhen lassen, brachte er seine Klage beym englischen Ministerium an. Die Londner Blätter haben versichert, er wolle die Sache auch beym Parlamente anbringen. Für eine solche edle Beharrlichkeit werden ihm gewiß Reisende aller Nationen Dank wissen. Manchmal bedarf es nur des festen Sinnes eines einzigen Bürgers, um die gänzliche Verbesserung einer, in Mißbrauch ausgearteten Staatseinrichtung zu bewirken. So ist denn auch jezt schon bey der englischen und französischen Regierung die Frage über die Befugniß der Obrigkeit, Pässe zu ertheilen und zu verkaufen, in Erörterung gekommen. Bey den Engländern leidet diese Frage keine Schwierigkeit. Sie haben nie auf einen Paß großes Gewicht gelegt; bey ihnen kann Jedermann reisen, wann und wohin er Lust hat, ohne deßhalb erst mit der Obrigkeit Rücksprache nehmen zu müssen. Die englische Regierung hat daher auch nie den Bürgern die Last eines Passes aufgelegt, noch unter diesem Vorwande eine Geldsteuer von den Unterthanen erhoben. Aber auf dem Kontinente, wo so manche kleine und große Staaten es für nöthig erachten sich gegen einander zu verwahren, und wo allerley Zwangsmittel gegen die Bürger erfunden worden sind, um sie zu verhindern davon zu laufen und ein besseres Land aufzusuchen, ist ein Paß eine Erlaubniß zum Reisen, oder doch wenigstens ein Schutzbrief, der den Reisenden vor der Gefahr, als ein Scheim behandelt zu werden, beschirmen soll. Wenn nun die englische Regierung auch solche Schutzbriefe ertheilte, so wäre die Reziprozität bald eingeleitet; allein sie sieht keinen ihrer Unterthanen als einen Scheim an, wofern ihn nicht die Gerichte dafür anerkannt haben; daher meynt sie auch, sie brauche keinem derselben einen Schutzbrief zu ertheilen, folglich auch kein Geld von ihm zu erpressen, als dasjenige, was vom Parlamente als Steuer aufgelegt worden ist. Aber auf dem Kontinente läßt sich kein Schritt ohne ein so wichtiges Papier thun, und dieß ist ein reicher Quell für die Kasse der Behörden. Wer soll aber die Fremdenpässe ausstellen? Die Polizey ruft: dieß Recht gebört mir! Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antwortet: mit nichten! nur wir können bezeugen, daß der Fremde Schutz verdient; ihr Polizeyleute kennt ja den Menschen nicht, und habt kein Mittel in Händen über ihn Auskunft zu geben. Polizey und Ministerium liegen also im Streite, und vielleicht, wenn man die Sache genau besähe, würde sie eine bloße Munizipalsache werden, wie es wirklich in Staaten geschieht, wo das Munizipalwesen völlig ausgebildet ist. Ueberhaupt bedarf das ganze Paßwesen einer durchgängigen Verbesserung, wenn es, wie es seyn muß, eine nützliche Anstalt und nicht ein lästiger Zwang für den Reisenden seyn soll. Dazu wird vielleicht der kühne Widerstand jenes reisenden Engländers beytragen.

Dg.

Schweiz, Juli.

Die in Zürich von den HH. Schultheß und Schuler vor ein Paar Monaten angekündigte Ausgabe der sämmtlichen Schriften von Huldreich Zwingli, hat in der Schweiz selbst bereits so viele Theilnehmer gefunden, daß ihre Erscheinung keinem Zweifel mehr unterliegt. Jezt ist darüber auch eine, für Deutschland berechnete Einladung ausgegeben worden, mit der Aufschrift: „Die evangelischen Schweizer, die eben im Begriffe sind dem ersten gemeinsamen Anführer ihres Volks in Erkämpfung der geistigen Freyheit das seiner würdigste Denkmal zu errichten, allen den biedern Deutschen, denen Huldreich Zwingli ein verehrlicher Name, ihren freundlichen Gruß.“ Wohl darf es mit Wahrheit und treffend gesagt werden, es sey das Aneinanderreihen und gemeinsame Erforschen von Luthers und Zwingli's Schriften das wahrhafte Symbol der jezt beynahe allenthalben bewerkstelligten Union der beyden protestantischen Kirchen. Kein Gegensatz ist mehr vorhanden, wo irgend höhere Vernunft waltet; keiner wird auch durch dieß Denkmal gesucht. Das Zufällige und Zeitliche ist auf immer dahin; es bleibt die Geistesreinheit beyder Helden, erhaben über jeden kleinlichen Streit, und nunmehr durch das kräftige Wort neu in's Leben eintretend, schließen sie beyde mit den ihnen Verwandten, den Todten und den Lebenden, einen heiligen Bund gegen das Joch der Hierarchie.

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. August 1827.

Die Zeit macht Menschen; sie nur, sie allein
Ist's, die mit leiser Hand humanisirt.
Was waren unsre Vordern? Was sind wir?
Und, o wie weiter wird die Nachwelt seyn!
Wie weiter wirken!

Herder.

Der Greis.

Du sagst, die Toleranz sey keine Tugend?
Ich weiß, wie dieses Wort entstand;
Und ich verzeih' es deiner Jugend,
Denn ich ward Greis und tolerant.

Auch ich bin mit dem Strom der Zeit geschwommen,
Hab' dämmend gegen ihn gebau't,
Aufflammend Vieles unternommen,
Und mehr noch ruhig angeschau't.

Die Einzelnen, ich habe sie betrachtet:
Groß, Klein, Mann, Weib, Herr und Gesind';
Und da sie gar nicht mich beachtet,
So zeigten sie sich wie sie sind.

Ich sah, hinwendend mich zum Allgemeinen,
Bald die, bald jene Herrlichkeit
Als Ideal der Zeit erscheinen,
Und auch verschwinden mit der Zeit.

Sah bauen gestern, heute niederbrechen,
Und das Zerstörte dann beweint;
Das Einigste — sich widersprechen,
Das Widersprechendste — vereint.

Ich sah die Despotie bey Sitt' und Milde
Kaum in der Form noch Willkühr seyn;
Ich sah die Freyheit, jene wilde,
Die Schrecklichste der Tyranney'n.

Ich sah den Weltbezwinger Bonaparte
Ohnmächtig auf Sankt Helena;
Sah, was in Frankreich mit der Charte
Geheim und öffentlich geschah.

Sah früherhin den Adel fast sich schämen,
Wenn man von edlem Blut nur sprach,
Und nun für Hochverrath es nehmen,
Sieht man in Blut nicht Ehr' und Schmach.

Zuerst nach Geist, dann wieder nach den Schollen
Sah ich entscheiden ob dem Mann;
Sah Waaren längs dem Rhein verzollen,
Verzollen sie querüber dann;

Dort neue Staaten im entlegnen Westen,
Wie Inseln aus dem Meer, entsteh'n,
Dort Kreuzes Fahnen von den Festen
Des alten Griechenlandes weh'n;

Durch Mönche hier, durch ihre wilden Kämpfe
Die Welt entzweyt — und hier die Welt
Durch stille Riesenkraft der Dämpfe
Zu innigstem Verkehr gesellt;

Verfolgen hier, dort schützen und belohnen
Das, was so dort wie hier geschah,
Und für dasselbe von dort oben
Bald Segen und bald Fluch erfleh'n;

Anrufen und als heilig benedeyen
Den Geist der Zeit und seine Macht,
Dann fliehend vor dem Zeitgeist schreyen,
Als wär' er ein Gespenst der Nacht.

Vertrieben sah ich finstern Aberglauben,
Sah' Forschung und Gewissen frey,
Verwandeln dann von Blind' und Tauben
Aufklärung in Aufklärerey.
Ich sah sie dichten, einen Goethe, Schiller,
Ich sah ihn lehren, einen Kant;
Und Hohenloh' alsdann und Müller
Durch Wunder heilen vom Verstand.
Ich sah das Ich erst die Natur erbauen,
Das Ich erbaut dann von Natur,
Bis endlich rings in Herrn und Frauen
Die Mystik enthusiastisch fuhr.
Ich sah aus altem übertünchten Grabe
Selbst Jesuiten auferstehn.
Kurz, ich darf sagen wohl, ich habe
Gar Manches in der Welt gesehn.
Und stieg' ich in den eig'nen Busen nieder
Und stellte da mich vor Gericht,
So fand ich in mir selber wieder
Auch Manches, was sich widerspricht.
Faß ich dieß Alles nun in Eins zusammen,
So zeigt sich mir der Menschheit Bild;
Das schützt mich, Menschen zu verdammen,
Das stimmt mich immer menschlich-mild.
Du sagst, die Toleranz sey keine Tugend.
Ich sah, wie dieses Wort entstand;
Und ich verzeih' es deiner Jugend,
Denn ich ward Greis und tolerant.

Ludwig Robert.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter *).

Unter allem Wunderbaren und Räthselhaften, woran das alte Aegypten so reich ist, hat nichts so sehr die Köpfe der Gelehrten beschäftigt, als die Hieroglyphen derselben, oder ihre Bilderschrift. Sie sind das große Räthsel, welches Aegypten Jahrtausende lang aufgegeben hat, ohne daß ein Oedipus erschienen wäre, der es vollkommen gelöst hätte.

Räthsel und Geheimnisse sind verführerische Waare. Wer an ihnen vorübergehen will, den zwingen Eitelkeit und Wißbegierde stille zu stehen, um zu versuchen, was er über sie vermag. Kein Wunder also, wenn wir finden, daß Geschichtsforscher und Antiquare jederzeit die räthselhaften und ehrwürdigen Denkmäler Aegyptens zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben. Dazu kommt noch: die Hieroglyphen sind kein gewöhnliches Räthsel; aegyptische Weisheit war bey den Alten ein Sprichwort; und mögen Zweifler auch selbst die Thatsache abläugnen wollen, daß das Land der Pharaonen das Mutterland der Künste und Wissenschaften gewesen sey, so viel ist sicher, Griechen und Römer zeugen in unzähligen Stellen ihrer Werke vom Gegentheil. Sie sagen freylich nicht, wie Einige gewollt haben, daß die Künste und Wissenschaften, so wie sie nachmals in Griechenland blühten, von Aegypten gebracht worden seyen; aber sie sagen, was sich mit der Vernunft und der Entwicklung der Völker vereinigen läßt, daß die Keime ägyptisch und die Früchte griechisch waren. Nicht also der Ruhm allein, gelöst zu haben, was lange nicht gelöst worden war, sondern auch Weisheit, das hohe Ziel aller Bessern, war die verheißene Belohnung, welche der neue Sphinxbezwinger zu erwarten hatte.

Und dieses große und wichtige Räthsel ist, zum Theil wenigstens, gelöst.

Schon die Alten, wie uns, beschäftigte das eigenthümliche Wesen ihrer afrikanischen Zeitgenossen. Herodot, Diodor, Strabo und Andere reden von den Gebräuchen derselben, ihren Einrichtungen, Gesetzen — nur über einen Gegenstand schweigen sie theils gänzlich, theils geben sie nur unverständliche und unzulängliche Notizen. Ich meyne über die Schriftarten und die Literatur Aegyptens. Eine Nachlässigkeit, die um so schmerzlicher von uns gefühlt wird, je interessanter gerade dieser Gegenstand für Geschlechter seyn muß, die sich nur noch schweigend mit dem Alterthum zu unterhalten im Stande sind. Eine einzige Stelle *), eben so bekannt in unsern Tagen, als die beyden berühmtesten der Männer, die sie benutzt haben, Champollion und Young, gibt eine kurze, aber vollständige Uebersicht aller Schriftarten, welche bey den Aegyptern üblich waren, insbesondere auch der Bilderschrift. Sie ist eines der Hauptbülfsmittel gewesen, welche zur theilweisen Aufklärung über diesen Gegenstand beygetragen haben, und die Bekanntschaft mit ihr daher nicht ohne Interesse. Folgendes ist die Uebersetzung:

„Wer bey den Aegyptern," sagt Clemens, „wissenschaftliche Bildung erhält, lernt vor allen Dingen die gemeine (oder landesübliche) Art zu schreiben, die epistolographische; zweytens die hieratische (priesterliche), deren sich die geistlichen Schreiber bedienen; und zuletzt die am meisten ausgebildete, die hieroglyphische. Diese hieroglyphische Schrift, oder Bilderschrift, zerfällt in zwey Arten, wovon die eine durch die ersten Buchstaben bestimmt wird**), die andere aber symbolisch ist. Die symbolische Bilderschrift hat wieder drey Unterarten, nämlich die erste, welche die Gegenstände, wie sie sind, in Bildern darstellt,

*) Dieser Abhandlung liegt ein Artikel der Edinburgh Review (Nr. LXXXIX. und XC) zum Grunde; der jedoch nur mit gewissenhafter Berücksichtigung aller in der königl. Bibliothek zu München vorhandenen Hülfsmittel benutzt worden ist.
Dr. Hermes.

*) Clemens Alexandrinus Strom. V. 647.

**) διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογεῖται.

„die zweyte, oder die tropische, welche die Gegenstände „durch einen andern ähnlichen Gegenstand indirekt bezeich„net, und die dritte, welche sich auf allegorische und my„stische Lehren gründet. Z. B. die Aegypter zeichnen einen „Kreis und verstehen darunter die Sonne; dieß gehört „zur ersten Art symbolischer Hieroglyphen. Sie zeichnen „Gegenstände, um einen andern ähnlichen Gegenstand zu „bezeichnen, versetzen, verändern sie dabey, oder geben ih„nen eine andere Gestalt; dieß ist die tropische Art zu „schreiben. Sie bezeichnen endlich z. B. den unregelmäs„sigen Lauf der übrigen Sterne mit dem Leib einer Schlange, „den Lauf der Sonne mit dem Scarabäus, und dieß ist ei„gentlich symbolisch."

Diese Stelle ist deutlich, allein sie würde für uns noch deutlicher seyn, wenn wir in den Tagen lebten, worin sie geschrieben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schenken von Paris.

(s. Nr. 17. d. J.)

Die Lakayen.

Das Haus, in welches ich trat, war ein Mittelding zwischen Café und Estaminet; man rauchte, spielte Dame und Domino, trank Wein, Bier, kurz Alles, und aß, was zu haben war; ebenso hielt es das Mittel zwischen bedeutendem Schmutz und erträglicher Reinlichkeit, so sehr auch das Publikum, das sich hier erfrischte, zum Departement der lezteren gehörte. Denn Anfangs schienen mir im Halbdunkel des großen Zimmers die verschiedenen Gruppen sehr verschiedenen Standes; Farben aller Art fielen in mein Auge, aber bald erkannte ich sie als Brechungen Einer Farbe, der Farbe der Dienstbarkeit. Federbesen und Bürsten, Striegel und Kardätschen, die auf Tischen und Bänken zwischen galonirten Hüten umherlagen, verhalfen mir zu diesem Schluß; da saßen Kammerdiener von Bankiers und Generalen, dort Jokeys englischer Milords, Kutscher mit gepuderten oiseaux de pigeons, Dickbäuchen und Schnurrbärten; hier Stallknechte, Portiers und Neger; sie waren ganz unter sich und schienen sich mit andern Klassen nicht gemein machen zu wollen.

In einem Winkel hinter einem Blatt des Constitutionnel verschanzt, galt ich für einen brodlosen Lakayen; man ging ab und zu, und spaßhaft klang das ewige: comment vous portez vous, monsieur? — et madame votre epouse? da flog von Mund zu Munde: mein Herr, dein Herr, meine Frau — mein Herr will den Wagen bis vier Uhr — meine Frau will baden um zwölf Uhr — zwey Pferde müssen gesattelt werden nach Tivoli — und hast du die Braunen noch, und was haben deine Schimmel gekostet, und hast du den Constitutionnel gelesen? Ich lese ihn seit drey Wochen nicht mehr; la maudite censure! — und hast du die Giraffe gesehen? — Schwarzer, du bist ihr Landsmann, weißt du nichts von diesem artigen Thierchen? — Der Angeredete nimmt eine Prise und meint verächtlich, auf Martinique, wo er das Licht der Welt erblickt, mache man von diesen Bestien, die da wild herumlaufen, gar kein Aufsehen.

„Siehst du wohl, La Rose, sagte Jasmin zu seinem Nachbar und schenkte ihm ein Glas alten Maçon ein, täglich segne ich mich, daß ich zu meinem Wechselagenten gekommen bin." — „Warum?" — „Warum? darum, weil ich bey meinem alten Ultra von Gascogner die verdammte Livree, die, ohne Uebertreibung, sechszig Pfund wog, und in der eben so viele meiner edlen Vorgänger gesteckt hatten, von fünf Uhr Morgens bis eilf, ja zwölf Uhr Abends nicht vom Rücken brachte; er verlangte von mir die Unterwürfigkeit eines afrikanischen Sklaven; ich sollte Alles sehen, nichts sprechen; sollte vor seiner Frau auf dem Bauche kriechen, und die Ohrfeigen, die sie mir zuzutheilen beliebte, in Unterwürfigkeit hinnehmen; es sezte Hiebe mit der flachen Klinge, ich war eine Kanaille, ein elendes Geschöpf, weil ich die Gläubiger nicht gehörig abzufertigen verstand, die dem edlen Herrn viel zu schaffen machten. Welche Unverschämtheit, einem Junker vom Ufer der Garonne mit St. Pélagie zu drohen! Als ich einst mit der Hetzpeitsche den Feldzug in der Antichambre eröffnen wollte, ergriff ein Tapezier die Offensive, und deckte mich erbärmlich zu; er war dekorirt und hatte zehn Jahre in unsern Armeen gedient, als Europa ihre Garnison war; da ging ich; aber nun mein neuer Herr! er nennt mich nicht anders als, mein Freund, oder, mein lieber la Tulipe, denn ich bin jezt nicht mehr Jasmin; und seine Frau! sie ist herrlich! wenn ich ihre Poulets bestelle, und ihr das Kabriolet anspanne, ohne daß der Herr es erfährt, kann ich im Hause schalten und walten, als ob es mein gehörte."

Allermittelst riß ein Kammermädchen, das Rahm, Milchbrod und Eyer zum Frühstück für Madame trug, die Thüre des Café-Estaminets auf und rief: „la Tulipe, der Herr verlangt seine Stiefeln, er klingelt schon seit einer halben Stunde." — „Nun, wenn er schon so lange klingelt, so wird er den Schluß gemacht haben, daß ich anderwärts zu thun habe." Und la Tulipe trinkt ruhig seinen Wein aus und macht sich dann gemächlich auf den Weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Cagliari, 11. März 1827. *)

Die Flora ist hier sehr schön, ich habe daher Tag und Nacht zu arbeiten, so daß mir nicht einmal Zeit übrig bleibt

*) Geschrieben von Hrn. Müller, dem Reisenden des Eßlinger naturhistorischen Reisevereins in Sardinien.

mein Tagbuch gehörig zu führen, und an das Studium der italienischen Sprache darf ich nicht denken. Ich bin sehr gesund, und wenn ich es bleibe, so hoffe ich, daß die Mitglieder des Vereins vollständiger werden befriedigt werden können als im vorigen Jahre. Es ist ein wahres Vergnügen hier zu botanisiren, aber es muß mit vielem Schweiße erkauft werden; denn schon einige Mal bin ich zehn bis zwölf Stunden in größter Hitze ausgewesen, ohne einen Tropfen Wasser zu finden; das Einzige, was mich auf den Exkursionen labt, sind die Orangen, aber auch dieses Labsal muß man sehr vorsichtig und sparsam genießen, weil der starke Genuß derselben schädlich ist. Auf den hiesigen Hügeln, welche im Frühjahr so reichhaltig waren, ist bereits alle Vegetation verbrannt; ich bin daher genöthigt meine Exkursionen mehr auszudehnen. Ueberhaupt geht hier die Vegetation sehr rasch vor sich; die Bäume, welche vor vierzehn Tagen kaum sich zu regen anfingen, geben nun schon Schatten und stehen in Blüthe; die Gerste ist reif, der Weinstock blüht. Jezt fangen die Sarder schon an den Kopf sich zu bedecken, denn es verhält sich hier gerade umgekehrt wie in Deutschland; im Winter bedeckt man nämlich den Kopf nur mit einer einfachen Mütze, im Sommer aber mit zwey und darüber noch mit einem großen Filzhut, und es ist mir strenge untersagt worden, jemals in bloßem Kopfe zu gehen, was sonst meine Gewohnheit ist. Meiner Ansicht nach könnte die hiesige Luft um Vieles verbessert werden, wenn man die vielen Vertiefungen, welche sich in der Nähe des Meers befinden, mit Steinen und Sand ausfüllen ließe; denn diese Löcher füllen sich im Winter theils mit süßem theils mit salzigem Wasser, im Sommer vertrocknen sie allmählich, wobey dann eine Menge vegetabilischer und thierischer Körper in Verwesung übergeht und die Luft verpestet; ich war unlängst in dieser Gegend, konnte es aber vor Gestank kaum kurze Zeit aushalten; daher ist das Klima von Sardinien so verrufen. Die gefährlichsten Monate sind Juli und August, besonders in der Ebene um Cagliari, in der Stadt selbst nicht. Ich gehe daher um diese Zeit in die Gebirge, entweder nach Arizzu oder Fonni; daselbst werde ich bleiben, bis die Luft um Cagliari wieder besser wird, was im September der Fall ist. Würde ich früher zurückkehren, so würde ich Gesundheit und Leben aufs Spiel setzen, zum wenigsten mich einem Fieber aussetzen, das mehrere Monate, ja Jahre lang anhält. Wenn die Hitze zunimmt, so nimmt auch das Ungeziefer zu, von dessen Menge man sich in Deutschland kaum einen Begriff macht; vor allen plagen die Flöhe, wo man nur geht und steht, trifft man diese Plagegeister, daher sie auch in Gesellschaften nicht selten einen großen Theil der Unterhaltung ausmachen; ja es fällt hier gar nicht auf, wenn eine Dame in Gesellschaft, während der Unterredung, einen Gefangenen auf der Tabaksdose (alle Damen schnupfen hier) tödtet. Als ich kürzlich in St. Rocco war, wo ich bey einem Bauer übernachtete, war ich den andern Tag so voll von diesen Thieren, daß mir nichts übrig blieb als ans Meer zu gehen und meine Kleider ausklopfen zu lassen.

Das Reisen ist hier lange nicht so gefährlich, als man es mir geschildert hat, indessen ist es auch nicht ganz sicher, und man darf beständig auf seiner Hut seyn; denn die Sarder haben eine ordentliche Neigung zum Stehlen, obgleich die Gesetze strenge sind. Erst vorgestern wurde ein hiesiger Krämer ermordet, und zwar in einem nahen Dorfe, um ihn seiner Waaren berauben zu können. Es werden daher von den Karabiniers, welche die Stelle der Gensdarmen versehen, jährlich wenigstens vierzig bis fünfzig erschossen. Es vergeht selten ein Tag, an welchem nicht ein oder zwey Menschen auf die Galeeren verurtheilt werden, und die Strafhäuser wimmeln von Verbrechern. Wenn man übrigens kein Geld blicken läßt und die Sarder nicht reizt, so hat man wenig zu befürchten; reizt man sie aber, so ist man verloren, da sie sich vor keiner Strafe fürchten. Ob sie schon nicht von der Insel entfliehen können, so wissen sie sich doch in den Gebirgen zu verstecken; so wurde vor zwey Jahren ein Verbrecher eingefangen, welcher sich fünfundzwanzig Jahre verborgen gehalten hatte.

Die Gastfreundschaft der Sarder ist sehr zu rühmen. Kommt man in ein Dorf, so erhält man von einem Einwohner Essen und ein Nachtlager, wofür man eine Kleinigkeit bezahlt. Als ich in Rocco übernachtete, erhielt ich Nachtessen und Lager umsonst, und bezahlte für Wein einen Real, worüber die Leute sehr erfreut waren und meine Gesundheit tranken. Im übrigen kann ich von den Sitten und Gebräuchen des Landes nicht viel berichten, da ich noch nicht in das Innere der Insel gekommen bin. Indessen dürfte vielleicht die Beschreibung eines Volksfestes, welches ich mit angesehen habe, nicht uninteressant seyn. Der erste Mai ist nämlich den Sardern ein heiliger Tag; er ist das Fest des heiligen Ephisio, des Schutzpatrons von Sardinien. Es wurde dieser von den Römern hierher geschickt um die Sarder zu bekriegen, allein er ging zu den Sardern über und wurde Christ. Durch einen zweyten römischen Heerführer wurde er gefangen genommen (noch zeigt man sein gut erhaltenes Gefängniß) und endlich in Pula enthauptet. Man erzählt von diesem Heiligen viele Wunder, unter andern soll er bey der Beschießung von Cagliari durch die Franzosen alle Kugeln aufgefangen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 28. Juli.

Endlich ist der zweyte Band von Mgrs. Mais Bruchstücken alter Klassiker erschienen, welche er in der Bibliothek des Vatikans entdeckt hat. Er scheint Hoffnung zu haben noch Vieles aufzufinden. Sein Gegner Abbate Lanci kündigt ein Werk an, welches im Oktober erscheinen und großes Aufsehen erregen wird, wenn es hält, was das Programm verspricht. Der Titel ist: La sacra scrittura illustrata con monumenti fenico-assiry ed egiziani. Rom bey Bocortié, 4, mit sieben Kupfertafeln; der Preis ist noch nicht bestimmt.

Die von Sir W. Gell und Nibby gearbeitete Karte des alten Latium wird demnächst erscheinen.

Die Bauten zu Wiederherstellung der Stauung des Lacus Varrone bey Tivoli haben begonnen, und werden eifrig betrieben. Ob sie so bald vollendet werden können, als man hoffte, ob sie überhaupt den Erwartungen entsprechen werden, darüber sind die Meynungen verschieden. — Die Nahrungslosigkeit, besonders unter den Wollenspinnern, ist sehr groß. Es scheint, die Regierung wolle die Gewerbsfreyheit, welche die Franzosen einführten, beschränken.

Die Schauspielhäuser sind geschlossen, dagegen hat das Hoftheater großen Zulauf, und die Preise werden nun unter Trompetenschall in einer Art Triumphwagen am Morgen vor der Hetze durch die Stadt geführt. — Der Handel leidet durch Algierer, und durch die noch immer dauernde Ungewißheit, ob die Freyhafen von Ancona und Civitavecchia eingeschränkt werden oder nicht. Lezteres ist wahrscheinlicher. Die Transporte zu Lande haben seit Verpachtung der Unterhaltung der Lokalstraßen mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als zuvor. Jedoch erhält sich die Anstalt der Diligencen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. August 1827.

— Gott vertilgte den sichern Verbrecher,
Der seines Namens Ehr entweiht;
Da war er König, und Dräuer, und Rächer;
Und das ist Gott in Ewigkeit.

Cramer.

Sagen aus den Religionsbüchern der Cingalesen.

Zu einer Zeit, wo die Geschichte und Literatur Indiens die ausgezeichnetsten Männer beschäftigen, und der Weg zu tieferen Forschungen in der Geschichte der großen Geistesbewegung in Hinterasien bereits gebahnt ist, muß die Erscheinung authentischer Quellen der Buddhuh-Religion von großem Interesse seyn. Wir verdanken dieselben Sir Alexander Johnston, Oberrichter auf Ceylon, der die Religionsschriften der Cingalesen von den Priestern hat sammeln und durch einen englischen Prediger, der lange in Indien gelebt, hat übersetzen lassen*). Aus dem Cyclus heiliger Sagen, die einfach und schön das rächende und versöhnende Prinzip der Gottheit verbildlichen, theilen wir einige der kürzeren mit.

* * *

1. Schicksal des Bambadal Rajah.

Buddhuh war einst in dem Lande Baranas in einem Kaufmanne geboren. Eines Tages fuhr er mit seinem Ehgemeide in einem Wagen durch die Residenzstadt des Königs Bambadal, Rajagaha Nawara genannt. Der König, welcher von seinem Pallaste aus den jungen Kaufmann und seine Frau erblickte, ward von der Schönheit der leztern so eingenommen, daß er sogleich den Gedanken faßte, sich ihrer zu bemächtigen. Er rief daher einen seiner Hauptleute zu sich, gab ihm einen köstlichen Edelstein mit dem Auftrage, denselben unbemerkt in den Wagen des Kaufmanns zu werfen. Einem andern seiner Beamten befahl er, den Kaufmann zu beschuldigen, daß er des Königs Edelstein gestohlen habe, ihn dann zu ergreifen und Beyde, den Mann und seine Frau, mit Vorbringung der Anklage vor sein Angesicht zu führen. Die Diener des Königs thaten wie ihnen befohlen worden; und als der des Diebstahls angeschuldigte Kaufmann mit seiner Frau vor den König gebracht wurde, stellte er zum Scheine eine Untersuchung an, und befahl, daß man den Kaufmann hinrichten und seine Frau im Pallaste zurückbehalten solle. Er war aber damit nicht zufrieden, sondern ritt selbst auf seinem Elephanten nach dem Hinrichtungsorte, um Zeuge von der Ausführung seines Befehles zu seyn. Als aber der Scharfrichter sein Beil aufhob, um dem Schlachtopfer den tödtlichen Streich zu versetzen, und schon sein Ziel nahm, da verrückte der Gott Sakkrava, erzürnt über diese ungerechte und grausame Handlung des Königs, ihn mit der Schnelligkeit eines Augenblicks auf die Stelle des Kaufmanns, und diesen in den Sitz des Königs auf dem Elephanten. Kaum hatte der Scharfrichter den lezten Streich gegeben, als er seinen Irrthum gewahr wurde, sein Beil auf die Erde fallen ließ und stumm und unbewegt dastand; aber wie das schauende Volk, das schon lange seines Königs überdrüssig war, und ihn wegen seiner tyrannischen und grausamen Auf-

*) Näheres über Johnstons Unternehmen theilt in Kurzem die Korrespondenz mit.

führung faßte, den Irrthum gewahr wurde, da freute es sich über das Ereigniß, führte die Frau des Kaufmanns zu ihm auf den Elephanten, brachte sie Beyde unter lauten Freudenbezeugungen nach dem Pallaste zurück und setzte sie auf den Thron. Von diesem Tage an wurde er als der König des Volkes anerkannt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Erst durch die Bemühungen Champollions und Youngs wissen wir, was es heißen soll, wenn Clemens sagt: die erste Art der Hieroglyphen bezeichnet Gegenstände direkt „durch, oder vermittelst der Anfangsbuchstaben," oder, wie Andere wollen, „vermittelst der Grundelemente, oder des Alphabets;" diese kyriologischen Hieroglyphen sind die phonetischen Bilder Youngs und Champollions, deren Namen in der üblichen Landessprache mit demjenigen Laute anfangen, welchen sie selbst bezeichnen sollen. Ein dergleichen phonetisches Zeichen also würde bey uns z. B. für A. ein Adler seyn, für E. eine Eule, für F. ein Fisch u. s. w., eine Entdeckung, welche zu Resultaten geführt hat, die, wie wir bald sehen werden, eben so befriedigend als überraschend sind.

Aber um diese Entdeckung zu machen, reichte auch die genaueste Prüfung der angeführten Stelle nicht hin. Die Zeit selbst und wunderbare Fügungen leisteten mehr als alle Bemühungen menschlichen Witzes.

Bekanntlich sandte Frankreich während der Okkupation Aegyptens eine Kommission aus, um alles auf die alte Geschichte des Landes Bezügliche genau zu untersuchen. Keine geringere Person, als Napoleon selbst beförderte dieses Unternehmen mit Eifer. Die Kunstgeschichte und die Alterthümer Aegyptens erhielten dadurch neue Aufklärungen, nicht so, ungeachtet großer Anstrengung, Sprache und Literatur. Ueber diesen Punkt sollte der Zufall entscheiden. Während die Franzosen Rosetta besetzt hielten, wurde bey der Arbeit am Fort St. Julien ein Block von schwarzem Basalt ausgegraben. Er enthielt die Reste dreyer verschiedener Inschriften und wurde daher sorgfältig bewahrt. Als nachmals die Britten siegten, fiel er in ihre Hände und wurde im brittischen Museum aufgestellt. Dieser Stein hat vier Seiten. Ein beträchtlicher Theil der ersten fehlt; die zweyte und dritte sind ebenfalls beschädigt; die vierte enthält in griechischer Sprache unter andern die Nachricht, daß das Dekret, welches auf den Stein eingeschrieben ist, auf Befehl in drey verschiedenen Schriftarten bekannt gemacht werden solle, in der Bilderschrift, in der enchorischen (oder landesüblichen) und in der griechischen; man war also jetzt im Besitz einer Bilderschrift mit griechischer Uebersetzung.

Die erste Forderung, die gemacht werden mußte, um fernere Aufklärung zu erhalten, war eine genaue Uebertragung der griechischen Uebersetzung. — Der englische Verein der Alterthumsforscher ließ deßhalb eine genaue Abschrift von der Trippel-Inskription machen, und Porson und Heyne unternahmen es, den Text der griechischen Inschrift herzustellen und zu übersetzen. Heyne vollendete diese Arbeit glücklich. Dadurch war der erste Schritt geschehen; aber der zweyte schwierigere blieb nun noch übrig. Wie war es möglich, drey Inschriften zu vergleichen, von denen zwey auf eine ganz unbekannte Art abgefaßt waren? War irgend eine Vergleichung denkbar, so konnte sie nur dadurch möglich werden, daß man die Inschriften neben einander stellte, und, wenn gleiche Zeichengruppen in der einen Inschrift eben so weit von einander standen als gleiche Namen in der griechischen, daraus schloß, daß jene Zeichengruppen diesen Namen entsprächen. Namen sind unveränderlich; gelang es also, dergleichen Gruppen zu finden, und war eine von den beyden unbekannten Schriftarten eine Buchstabenschrift, so konnte man mit Gewißheit erwarten, die Bedeutung wenigstens einiger Zeichen oder Buchstaben zu erhalten. Sylvester de Sacy fand auf diese Art, daß in dem enchorischen Texte zwey ähnliche Gruppen eben so weit von einander stehen als in dem Griechischen die Wörter Alexander und Alexandria, und schloß daraus auf Identität derselben. Auf eben diese Art glaubte er, die Gruppe im enchorischen Texte angeben zu können, welche dem grichischen Ptolomäus entspricht; aber weiter kam er nicht; er gab seine Arbeit auf.

Ackerblad, damals in Paris, fuhr fort wo Sacy aufgehört hatte. Er bewies, was Sacy als Konjektur behauptet hatte, daß der enchorische Text griechische Namen mit ägyptischen Buchstaben geschrieben enthält. Er versuchte es nun, ein enchorisches Alphabet aufzustellen, aber daran scheiterte auch er. Die Grundsätze, von denen er dabey ausging, waren falsch, theils weil er, wie sein Vorgänger, die ganze Inschrift für Buchstabenschrift hielt, theils weil er das Demotische wie eine europäische Sprache behandelte, und nicht auf den Gedanken kam, daß Vokale in orientalischen Sprachen häufig nicht geschrieben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Soll denn unser ewiger Widerspruch in Todesanzeigen, daß endlich der Mensch selig geworden und man alles Beyleid verbitte, den armen Sterbenden selbst treffen, dem man durch die Gesticulationen in den Krankenzimmern die

Bahre als ein Blutgerüſt vorſtellt, nur, daß hier früher das Leid als der Troſt gezeigt wird? — Du zieheſt in ein höheres Land — wir weinen, weil du geheſt, aber nicht als ob du ſtürbeſt.

Mir träumte, ich wäre in Staub gehüllt! Welcher Staub? Todtenſtaub, Straßenſtaub? — Als ich erwachte, war's Blüthenſtaub, und die fernen Blüthen trugen ſchon.

Je mehr ſich der Körper verhüllt, deſto mehr enthüllt ſich die Seele.

In der Maſſe oder Menge regiert die Gottheit die freyen Geiſter ſo beſtimmt nach feſten Geſetzen als die unfreyen Körpertheilchen; nur aber, daß der Menge wegen, durch die die Freyheit bezwungen wird, größere Räume und Zeiten nöthig ſind.

Im engliſchen Garten ſind lauter gebogene Gänge, aber auch in dem — Gottes.

Urtheile über die Vorſehung ſind wie die zitternde Sonne im Waſſer und der Kampf derſelben bey Sonnenfinſterniſſen.

Die Menſchen vergeſſen, daß ſie in jeder Nacht ihre Monde über ſich haben, von denen ihnen die überdeckte Sonne herabſpricht — die Planeten. Gerade der nächſte uns unterthane Planet ſoll uns die Sonne geben, und ohne ihn iſt uns der ganze Himmel getödtet. Ob ſich Gott nah oder fern ſpiegelt, er leuchtet doch nah oder fern. Unglückliche beraubte Seele! Alles am Himmel ſey dir untergegangen, aber der matte Uranus blicke in dein Auge — wiederſtrahlet er nicht dieſelbe Sonne, die vom Mond herab dich mit Schimmer umgibt?

Wir denken an Gott am meiſten bey der Geburt und beym Tode. So fällt die Sonne beym Aufgange mit dem Meere zuſammen, entfernt ſich immer weiter, und begegnet endlich wieder dem Meere. Gott erſcheint uns daher nur zweymal gewaltig: neben dem Neugebornen und neben dem Alten.

Du Unendlicher, du haſt über alle Erden und Sonnen deine Himmel gebreitet aus Licht! In unſerm dunkeln Herzenswinkel erſcheinſt du uns! Keine Erde, keine Sonne thut einem endlichen Herzen genug, wohn' es auf der Sonne oder dem Saturn.

Der Himmel vernichtet die Erde, und iſt doch nur der Halbhimmel; könnten wir den ganzen ſehen!

Nur die Sonne iſt das Gleichniß Gottes, ſie wird bedeckt von Wolken, von dem Monde, der Erde, der Nacht; immer kommt ſie doch jeden Morgen als der Held des Lebens hervor. Wie? wollt ihr Gott nicht früher anbeten, als bis er, wie im Morgenland, ohne Wolken kommt?

Die Schmerzen fliegen um und an den Menſchen wie Bienen; ſie ſchweben und ſtechen und — entfliegen; und am Ende haben ſie Honig gemacht.

Die Feuerwerke der Erde ſind nahe am Waſſer; ſo Freude an Schmerzen. Jeder unverdiente Schmerz wird ein Vater der Freude, aber ſolche Tochter lebt lange.

Freudenthränen ſind der Thau, worin die Sonne, Gott, ſich ſpiegelt.

Der Menſch weint oft im Schlafe; wenn er erwacht weiß er kaum, daß er Thränen hatte. Dafür halte das Leben. Im zweyten weißt du nicht mehr, daß du im erſten geweint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

Die Muſikfeſttage, welche ſchon ſeit drey Wochen ſich ſtets vermehrt hatten, dauern noch immer fort, und beginnen faſt ſchon alltäglich zu werden. Nachdem Mad. Catalani ſich als Königin hatte bewundern laſſen, trat ſie jetzt auch in Scenen aus der komiſchen Oper il fanatico per la musica auf, und ſtellte die junge Dichterin ſo lieblich, kindlich, mit allen Nüancirungen der Schalkhaftigkeit, Munterkeit, des jugendlichen Uebermuths, des Gehorſams als Tochter der Liſt und Liebe dar, und ſuchte die Inhaltloſigkeit ihrer Rolle durch fortdauerndes Spiel, der jedesmaligen Situation gemäß dergeſtalt zu erfüllen, daß wiederum die Schauſpielerin mit der Sängerin gleichen Schritt hielt. Auch Benincaſa, der Dresdner Buffo, that das Seinige, ſo daß die beyden Fremden in ihrer Beweglichkeit, ihrem Feuer, ihrer ſteten Gegenwärtigkeit in der Rolle ſeltſam mit unſern einheimiſchen Sängern kontraſtirten. Beſonders Herr Stümer wußte ſich auf keine Weiſe zu benehmen. Bey Mad. Catalani dagegen war an dieſem Tage vorzüglich die vollendete Herrſchaft über die Muſik und die Keckheit und der Uebermuth zu bewundern, mit welchem ſie die höchſten Schwierigkeiten ſpielend überwand. Sie ſang oft mit überaus ergötzlichem Humor.

Eine der glänzendſten Darſtellungen war wenige Tage darauf die Aufführung der Veſtalin. Dem. Schechner verſuchte ſich als Julia, und entwickelte in dieſer Rolle zum erſten Mal die ganze Fülle ihres Talents, ihrer unvergleichlichen Stimme, aber zugleich zeigte ſich auch, was ihr noch alles zur vollendeten Künſtlerin mangelt. Der Beyfall war betäubend, und beſonders ward er, wie gewöhnlich, da laut, wo man der jungen Sängerin durch Stillſchweigen hätte ſollen zu erkennen geben, daß ſie Mißgriffe gethan habe. Wir glauben mit Recht ſagen zu dürfen, die Julia ſey ſelten ſo vortrefflich in den einzelnen Theilen dargeſtellt worden, aber wir müſſen auch Dem. Schechner wie das Publikum daran erinnern, daß zu einem Kunſtwerk mehr als nur fragmentariſche Schönheiten gehöre, und daß die Verbindung der einzelnen Glieder, die Unterordnung des minder Wichtigen, die richtige Vertheilung des Lichtes und des Schattens, und der belebende Hauch, der die beſondern Situationen und Gefühle, den Schmerz, die unterdrückte Klage, die heftig hervorbrechende Leidenſchaft, den heroiſchen Muth, die Angſt und Sorge, die tiefe Innigkeit und Selbſtverläugnung eines liebenden Herzens, wie die überraſchte Freude, zu dem einen, ſchönen, lebendigen Gemälde Juliens vereinigt, faſt gänzlich zur Vollendung der dießmaligen Darſtellung gemangelt haben. Nur wenn Dem.

Schechner diejenigen, welche sie warnen, sich durch den diesigen Beyfall nicht irre machen zu lassen, für die wahren Verehrer ihres Talentes hält, wird sie diejenige Stufe der Kunst erreichen, durch welche allein die Kunst überhaupt verehrlich wird. Doch gelang die bald darauf folgende Darstellung schon um Vieles besser.

Im Schloßgarten von Monbijou sind seit mehreren Tagen die Glasmalereyen aufgestellt, welche die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses für das restaurirte Marienburger Schloß haben malen lassen. Die Zeichnungen sind größtentheils von Herrn Maler Kolbe, die Glasmalerey aber hat Herr Müller ausgeführt. Wenn die technischen Geschicklichkeiten dieser Kunst, die Bereitung der Farben u. s. f. der jetzigen Zeit zum Theil noch immer Geheimnisse geblieben sind, welche die frühere den Nachkommen scheint vorenthalten zu haben, so muß diese Verheimlichung nur so verstanden werden, daß die Nachkommen das Interesse für die Uebertragung gänzlich verloren hatten, weil die Glasmalerey nach der Reformation von gar keinem Interesse mehr seyn konnte. So ist denn auch das Wiederaufwachen dieser Kunst in neuester Zeit nicht etwa ein tiefes Kunstbedürfniß, sondern mehr nur antiquarische Neugier. Diese Neugier und Nachahmungslust bestraft sich denn auch in den neugemalten Marienburger Schloßfenstern auf charakteristische Weise dadurch, daß gleich von Anfang an in ihnen der Charakter der alten Glasmalerey verkannt ist. Daß jeder beschränkte Kreis jezt alles leisten will, und der Baßposaunenbläser nicht zufrieden ist, wenn er nicht das ganze Tongebiet der Hörner und Trompeten durchposaunen kann, zeigt sich in diesen Fenstern auf die Weise, daß der Maler sich alles darzustellen gequält hat, was nur der Oelmalerey gelingen kann; wir finden ausgeführte Landschaften, Fackellicht, Mondschein und alle möglichen Lichteffekte, die mannigfaltigsten Farbennüancirungen, Eichbäume, an denen jedes Blatt sich von dem andern unterscheidet, und nur das Durchschimmern, die Gluth, die Reinheit, das Vorherrschen der Farbenpracht, die langen Gewänder, die ruhig dastehenden Gestalten, genug alles, was eigentlich für den Charakter dieses Kunstgebietes passend ist, finden wir ganz und gar vernachläßigt. In einigen Bildern zeigt sich fast nichts als Grau, schmutziges Gelb, Braun u. s. f., aber weder blau noch roth, noch schimmerndes grün; die Schatten sind alle grau und undurchsichtig, die Lichter oft wie geschliffen, das Gelb nur hin und wieder goldig, die meisten Farben deckend, und nur das ziemlich sparsam angewandte Blau von leuchtender Pracht. Zum Gegenstande sind die Hauptmomente aus der Geschichte des Ordens der deutschen Ritter gewählt, ein Gegenstand, der schon wegen der vielen grauen Helme, Panzer u. s. f. höchst ungünstig erscheinen muß. Wenn man überhaupt den ganzen Kreis der jetzigen Werke der bildenden Künste durchgeht, und einige Bauwerke, vaterländische Denkmale, Porträts und Landschaften ausnimmt, so wird der Wunsch verzeihlich, daß doch alle gegenwärtigen Künstler sich zunächst zu Restauratoren und treuen Kopisten vergangener Jahrhunderte erheben möchten, damit uns die Meisterwerke erhalten und vervielfältigt würden, und wir mit der Anforderung verschont blieben, da anzustaunen, wo wir mit einem Rückblick auf die Vergangenheit nur bedauern können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cagliari, 11. März.

(Fortsetzung.)

Schon vor dem Tage des Festes fällt sich die Stadt mit Landleuten aus allen Gegenden der Insel, und am Morgen des Festes selbst kommen sie in ganzen Schaaren herbeygezogen, die meisten zu Pferde, und oft sind zwey auf einem Pferde; die Frau sizt dann immer hinter dem Manne. Zu Hamgare, einer Seestadt mit einem großen freyen Platze, versammelt man sich, um zehn Uhr fand ich schon ein ungemeines Gedränge; dabey bot hier Einer Wein, der Andere Brod, ein Dritter Pomeranzen, ein Vierter Nüße feil. Hier saß ein Haufen beysammen und verzehrte das einfache Mittagsmahl aus Brod und Orangen, dort tanzte eine Parthie; allein wegen des Gedränges konnte man nicht beykommen. Dieser Tumult machte mir wenig Vergnügen, wohl aber die Beobachtung der verschiedenen Trachten. Wenig verschieden ist die der Weiber, sie tragen auf dem Kopfe ein rothes, weißes oder buntes Tuch, unter welchem zwey farbige Bänder hervorgehen; die meisten gehen mit bloßen Armen, andere tragen ein rothes Wamms, und die Reichen darüber noch einen schwarzen, mit Stickereyen verzierten Sammt; oben ist das Hemd mit einem oder zwey großen goldnen oder silbernen Knöpfen geschlossen. Der Rock ist weiß und roth, unten gelb eingefaßt, über diesen wird eine größere oder kleinere, oben bogenförmig ausgeschnittene grüne und ebenfalls gelb eingefaßte Schürze getragen, welche sie im Gehen in den Händen halten. Ihr größter Schmuck besteht in Fingerringen und Halsketten, und nach diesem wird auch ihr Reichthum geschäzt. Ich sah eine Frau, welche an einer Hand wenigstens zehn Ringe, wie es mir schien sehr kostbare, und um den Hals fünf, theils goldene theils silberne Ketten trug. Die verschiedenen Trachten der Männer aufzuzählen, würde zu weitläufig seyn; am meisten zeichnen sich die Mezger und Verkäufer aus. Sie tragen eine kurze rothe Müze, äußerst feine und weiße Hemden, welche oben mit zwey Paar goldnen Knöpfen geschlossen sind, ein rothes Wamms, welches auf den Aermeln schwarz gestickt, und mit einer langen Reihe von Knöpfen versehen ist; sehr weite, kaum bis an die Kniee reichende Hosen, welche nicht, wie sonst gewöhnlich schwarz, sondern braun sind. Ueber diesem Anzug tragen sie ein Kleid von gegerbtem Leder ohne Aermel, und um den Leib einen breiten Gürtel, worin gewöhnlich ein sehr großes Messer steckt. Verschieden wird der Kopf der Männer geputzt; Einige tragen auf dem Kopfe eine schwarze oder rothe wollene Müze, Andere haben den Zopf über die Müze geflochten; Andere haben eine doppelte, nämlich eine schwarze, seidengestickte, welche mit einem Band auf dem Kopfe befestigt ist, und auf dem Rücken herunter hängt, über diese eine rothe wollene, welche auf der Seite herabhängt; über beyde tragen einige noch einen großen Hut. Einige hatten Röcke mit einer Kapuze versehen, welche auf den Aermeln und an den Enden bunt verziert ist; Andere weiße oder schwarze, lange oder kurze Pelze ohne Aermel. — Es war zwölf Uhr, ehe der Zug kam, auch war der Vicekönig bereits eine halbe Stunde da, welcher, wenn er ausfährt, voraus von zwey Karabiniers, mit vorgehaltnen Flinten, und hinten von zwey andern mit gezogenen Säbeln begleitet wird. Wenn der Heilige seine Kirche verläßt, so wird eine Kanone gelöst; eben so wenn er zum Stadtthor heraus geht, und endlich wenn er die Stadt selbst verläßt. Vorne eröffnet den Zug eine Kompagnie Milizen, dann folgt die sogenannte Brüderschaft, eine eigene kleine Gesellschaft, welche gewisse Vorrechte besizt. Einer derselben trägt eine Fahne, und dieser muß die Uebrigen zwey Tage lang in Puta frey halten; hierauf folgt der sogenannte Fasternas oder Re di Pola, von einigen Andern begleitet.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

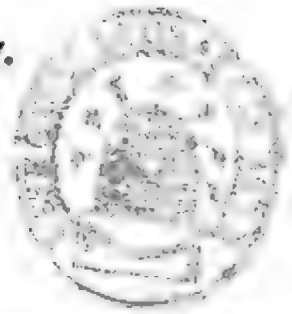
Nro. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. August 1827.



Deckt ewige Nacht die Wiege der Menschheit? Geht
Das weise Volk der Erde, wie Fische gehn
Im Meer, wie dort des Himmels Vögel
Ewig in Wüsten der Lüfte schweifen?

Herder.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Mit einem Steinabdruck.

So standen die Sachen, als Doktor Young seine Arbeit begann. Im Jahre 1814 untersuchte er die Bruchstücke eines Papyrus, las das Schriftchen Ackerblads und theilte der Londoner antiquarischen Gesellschaft anonym einige Bemerkungen darüber mit. Noch im Sommer desselben Jahres arbeitete er eine „muthmaßliche Uebersetzung" der beyden ägyptischen Inschriften aus, und theilte die Zeichengruppen so bestimmt ab, als bey den damaligen Hülfsmitteln möglich war. Einige Stellen blieben indeß noch ganz ungewiß. Um größere Fortschritte zu machen, lernte er Koptisch, in der Hoffnung, mit Hülfe desselben ein Alphabet der demotischen Schrift aufzufinden; und obgleich er nachmals diese Hoffnung aufgab, machte er doch bald darauf seine muthmaßliche Uebersetzung in dem brittischen Museum von Cambridge, und später nochmals im Supplementband der brittischen Encyklopädie (S. den Artikel Aegypten) bekannt, worin er seine Entdeckungen wissenschaftlich ordnete, und gegen zweyhundert entzifferte Hieroglyphen und demotische Wörter gab *).

Doktor Young begann seine Arbeit, als noch keine Hieroglyphe entziffert und im enchorischen Text nichts angegeben war, als der Ort der Wörter Alexander, Alexandria; Ptolomäus. Eine demotische Zeichengruppe, dreyßig Mal wiederholt, fiel ihm zuerst auf, und da im Griechischen kein Wort so oft vorkam, außer das Wort König (βασιλευς), so schloß er daraus auf ihre Identität. Eben so fand er die Zeichengruppe für Aegypten, Land, Ptolomäus. Eine andere kleine Zeichengruppe, die fast in jeder Zeile vorkommt, schien und zu seyn, und eine entscheidende Stellung des Wörtchens zwischen zwey entzifferten Gruppen bestätigte diese Vermuthung. Jetzt konnte der enchorische Text schon interpunktirt werden, der entsprechende griechische Text wurde darüber gesetzt, und die Untersuchung so in engere Räume zusammengedrängt und die Möglichkeit der Entzifferung um so viel näher gerückt. Dasselbe Verfahren, auf kleineren Räumen wiederholt, gab endlich die muthmaßliche Uebersetzung der einzelnen Theile.

Ebenso gelang es, den hieroglyphischen Text zu entziffern, von dem die Hälfte fehlt, und ein bedeutender Theil undeutlich geworden ist. Bald war entschieden, wo die Zeichen für Ptolomäus, König, Gott, Priester, stehen müssen, und als auch die Hieroglyphen abgetheilt waren, setzte Young alle drey Texte übereinander. Das Resultat seiner Untersuchungen war unter andern, daß die enchorische Schrift, wie Herodot sagt, zwar allerdings von der Rechten zur Linken gelesen werden muß, daß aber die Hieroglyphen nach der Rechten oder linken Hand des Lesers gehen, je nachdem die Person, auf welche sie sich beziehen, dahin gerichtet ist; daß sie immer von oben nach unten in

*) Aegypt. (in the Supplement to the Encyclopaedia britannica 1819.)

natürlicher Ordnung gelesen werden müssen, und, wenn sie auf kein Bild Bezug haben, immer nach der Rechten stehen.

So viel war jezt gewiß, Zeichengruppen der Bilderschrift entsprachen griechischen Wörtern; aber unentschieden war, ob einige Bildergruppen, oder alle oder keine Buchstabenschrift seyen. Zu bedauern ist, daß Young an der Lösung dieser Aufgabe zum Theil scheiterte, da er von der Wahrheit nicht ein Haar breit entfernt war. Ein Anderer mußte vollenden, was Young der Vollendung so nahe gebracht hatte.

Young war der Meynung, daß zwar die Schriftarten der alten Aegypter eigentlich ideographisch seyen, aber daß auf eben diese Weise, wie bey den Chinesen unserer Tage, einige Bilder einfacherer Art, die im Grunde Ideen bezeichneten, gebraucht wurden, um einzelne Laute auszudrücken, daß also eine Art „hieroglyphisches Alphabet" angewendet worden sey, aber nur, um die Zusammensetzungen von Lauten aus fremden Sprachen zu bezeichnen.

Er versuchte es deßhalb, zwey Namen, in Bilderschrift dargestellt, zu analysiren, den einen aus der Rosettainschrift, Ptolomäus, dessen Stelle durch Vergleichung mit den zwey andern Texten im hieroglyphischen gefunden war; den andern, Berenice, aus einer Inschrift an dem großen Tempel zu Karnak. Außerdem machte diese beyden Gruppen noch der um sie gezogene Ring kenntlich, der, wie Young bewiesen hat, nur bey Namen gefunden wird.

Die Zeichengruppe, welche Ptolomäus bedeutet, besteht aus einem Quadrate, einem Halbzirkel, einer Art von Blume, einem Löwen, zwey Parallelen mit einer Verbindungslinie am Ende, zwey Federn und einer oberhalb umgebogenen Linie. (Vergleiche Nro. 1. in dem beyliegenden Steindruck.)

Von dieser Zusammenstellung gab nun Dr. Young folgende Erklärung:

„Das Quadrat und der Halbzirkel, sagt er, sind den „Zügen in der enchorischen Schrift ähnlich, die nach Acker„blad P und T heißen, weil sie an der Spitze der Gruppe „stehen, welche dem griechischen Ptolomäus entspräche. „Das folgende Zeichen, einer Blume ähnlich, ist überflüs„sig; es wird oft in der Bilderschrift, immer in der en„chorischen weggeworfen. Der Löwe entspricht dem Lo „bey Ackerblad und scheint Ole ausgesprochen worden zu „seyn. Das fünfte Zeichen gleicht einem Platze (τόπῳ) „koptisch Ma, vielleicht blos M gelesen. Die zwey Federn „entsprechen den drey Strichen im Demotischen, die wie „I oder E gelesen werden; die krumme Linie heißt groß, „koptisch osh oder os. Setzen wir diese Elemente zusam„men, so haben wir gerade den Namen Ptolomäus." (Πτολομαίος.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Sagen aus den Religionsbüchern der Cingalesen.

(Beschluß.)

2. Erzählung von Yubsihratanahm-Rajah.

Es lebte einst ein Kaiser zu Dambadiwa, mit Namen Yubsihratanahm, der ein Feind der Religion war und einen schlechten Lebenswandel führte; er schwelgte, tödtete Thiere und verübte viele andere ungerechte Handlungen gegen sein Volk; zulezt wurden seine Unterthanen, angesteckt von seinen bösen Grundsätzen, eben so schlecht wie er. Buddhuh, welcher damals als Gott Sakkrava geboren war, sah den schlechten Zustand, worin sich das Reich befand, hatte Mitleid mit dessen unglücklicher Lage und nahm die Gestalt eines Jägers an, so wie der Gott Mahtalih die eines furchtbaren Hundes von außerordentlicher Größe. Sie stiegen beyde vom Himmel herab, und der Jäger führte den Hund an einer eisernen Kette nach der Hauptstadt des Reichs. So wie sie die Stadtmauern erreicht hatten, fing der Hund an zu bellen mit einer Stimme, die lauter als der Donner war. Die erschrockene Thorwache lief davon und benachrichtigte den Kaiser, von diesem Ereignisse, der schon ebenfalls die Stimme gehört hatte und nicht minder erschrocken als die Schildwache war. Während diese noch beym Kaiser sich aufhielt, erschien der Jäger mit seinem Hunde selbst vor dem Kaiser, und das Bellen wurde noch lauter. Der Kaiser, außerordentlich erschrocken hierüber, konnte sich kaum noch aufrecht erhalten, sammelte allen seinen Muth und fragte den Jäger, was er wolle und warum sein Hund mit einem so schrecklichen Gebrülle belle? Der Jäger antwortete, der Hund belle aus Hunger also, und dieß sey auch die Ursache seines Kommens. Der erschrokkene Kaiser, der gern alles, was in seiner Macht stand, thun wollte, dem Bellen des Hundes ein Ende zu machen, versprach sogleich den Hunger desselben zu stillen und ließ die für seine Tafel zubereiteten Speisen ihm vorsetzen. Der Hund aß sie alle auf und begann gleich darauf wieder zu bellen. Der Kaiser sandte immer noch mehr und mehr Speisen, bis Alles, was sich in seiner Küche vorfand, aufgezehrt war; und als er den Hund noch nicht gesättigt sah, ließ er die für andere Leute zubereiteten Speisen holen, bis Alles, was in der Stadt und der umliegenden Gegend sich vorfand, ebenfalls verzehrt war. Da er aber bemerkte, daß er des Hundes Hunger dennoch nicht stillen konnte, fragte er den Jäger, was er denn noch mehr erwarte, da alle Speisen in der Stadt und Umgegend schon herbey gebracht und verzehrt seyen? Der Jäger erwiederte darauf, diese Art von Speise werde niemals den Hunger seines Hundes stillen, da ihm nur nach dem Fleische seiner Feinde lüste. Als ihn der Kaiser darauf fragte, was er mit den Worten: seine Feinde meyne, erwiederte der Jäger: Meine Feinde sind diejenigen, welche keine Religion haben, die, welche der Trunkenheit ergeben sind,

Thiere tödten, gewaltsame Handlungen gegen das Volk verüben, und endlich alle diejenigen, welche eine lasterhafte Lebensweise führen, wofern sie nicht versprechen, von diesen Sünden abzustehen und zu einem tugendhaften Lebenswandel zurückzukehren. Der Kaiser, welcher einsah, daß er selbst davon nicht ausgenommen werden würde, und die Folgen fürchtete, versprach sogleich diesen Lehren nachzukommen, und sein ganzes Volk folgte unverzüglich diesem Beyspiel. Der Jäger nahm darauf seine wahre Gestalt als der Gott Sakraya an, wie auch der Hund, und nachdem sie dem Könige und seinen Unterthanen die Religion des Buddhud überreicht hatten, stiegen sie gen Himmel, von woher sie gekommen waren.

Aus Jean Paul's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

So viele Blüthen des Lebens fallen ab, später so viele halbreife Früchte. Ist nur dein Herbst daran leer? Der Mensch kann, wie der Baum, nicht alle Blüthen zu Früchten vollenden, die er treibt.

Nie dufteten die Blumen so süß und stark als vor dem Gewitter. Schöne Seele! wenn zu dir ein Gewitter herzieht, sey eine Blume und dufte sanft.

Wollen die Bäume nicht blühen, so muß man sie nur stärker verletzen.

Auch in der kleinen Stube findet der Vogel seine Luft zum Tragen; so auch ich zur Freude.

Freude ist so leicht zu finden wie eine Mühle; man geht nur dem Wasser nach.

In jedem menschlichen Unglück wohnt ein Gott; und ein augenblickliches ist vielleicht der Gott eines Jahrhunderts.

Eine Geschichte der Vorsehung wünsche ich; nur kein Prediger gebe sie.

Jeder Mensch sollte die Geschichte des Tags aufschreiben, wo er ungewöhnlich glücklich geworden. Wir haben zu viele Geschichten von Unglücklichen und wenige von Glücklichen.

Nicht das Unglück, das selten kommt, sondern die Leidenschaften, die immer wiederkehren, verfinstern; nicht die Verfinsterung der Sonne durch den Mond, sondern durch die Wolken ist uns unangenehm.

Die Freude ist gleich einer Rauchsäule, wenn der Rauch nicht steigt, ist schlecht Wetter.

Das Schicksal reißt oft Blätter an uns ab, wie beym Weinstock geschieht, damit die Früchte früher reifen.

Himmel, wie wenig liegt zwischen Verzweiflung und Entzückung im Menschen? und wie heißt das Wenige? — Zeit. Aber diese Zeit, sobald sie da war, ist noch weniger als wenig.

Wenn ein Menschenjahr vorüber, und oft mit Vielem davon gezogen, so bleiben die guten Thaten die Schutzheiligen des nächsten, welche nicht wie der Schmerz durch die Zeit kleiner werden, sondern die schön ins zweyte Jahr führen, bis sie dahin leiten, wo es kein Jahr mehr gibt, sondern nur Ewigkeit.

Wer fremde Wünsche zu erfüllen sucht, der hat wenig eigene nöthig.

Im Moralischen gibt es keine Tag- und Nachtgleiche, so wenig wie eine Gott- und Teufelgleiche.

Der Mensch hält fälschlich jeden Glückstag für einen Grenzanfang eines ganzen Glücksjahrs, für den Merktag einer steigenden Sonne, Sonnenwende für Frühlingswende. Ein großer Glücksfall ist so selten wie ein großer Unglücksfall, nach beyden folgen immer wieder gemeine Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Dem. Heinefetter trat zum Abschiede als Sextus in dem Mozartschen Titus auf, und erndete den lebhaftesten Beyfall ein. Jung, wohlgestaltet, mit frischer, kraftvoller, gebildeter Stimme, ohne Auswuchs irgend einer bestimmten Manier, zum Lernen willig, im Bewußtseyn, auf keine Weise schon alle Stufen zum Gipfel aufwärts erstiegen zu haben, wird die junge Künstlerin auf würdige Weise sich dem Kreise unserer Sängerinnen anschließen, und bemüht seyn bald als gefährliche Nebenbuhlerin zu höherer Anstrengung anzureizen. Auch ihr Spiel als Sextus war nicht zu verwerfen; die große Arie im zweyten Akt gelang vollkommen. Die Oper aber, obgleich voll der schönsten einzelnen Züge, ist als Ganzes gewiß das schwächste Mozartsche Werk; denn was dem großen Meister fast ausschließlich gelingt, ist der Klang der tiefsten Innigkeit, durch welche das Gemüth zeigt, daß es nicht mehr ganz in seinen Inhalt, wie z. B. die Gluckſche Alceste in die Liebe der Gattin, versenkt sey, sondern ertönen läßt, daß es durchweg das Gefühl seiner selbst gewonnen habe, und eine ganze volle Welt im Innern trage. Diese Fülle, dieser Reichthum des Gefühls gibt dem Ausdrucke seine Tiefe; denn wir sehen, wie mit dem Verlust dieses Reichthums in Opern jetziger Zeit die Tiefe wegfällt, und sich z. B. zur leeren Unschuldigkeit und Sehnsüchtigkeit Euryanthens, oder zur Gedrücktheit und muthlosen Klage Agathens, oder zur verschwebenden, inhaltslosen, weinerlichen Innigkeit der Jessonda verflacht. Mozart aber hat sich in seinen ersten Opern die jugendfrische, kräftige Innigkeit der Liebe, wie sie den ganzen Reichthum eines erfüllten Gemüthes zu einem Gefühle concentrirt, zum Inhalte genommen, und in Belmonte und Constanze, im Figaro und in der Weibertreue alle Seiten dieses Inhaltes in ihren verwickeltsten Beziehungen aufs Meisterhafteste ausgedrückt. Im Don Juan aber setzt sich dieses Selbstgefühl, das in der Innigkeit liegt, schon für sich gegen alle wesentlichen Verhältnisse fest, die aus der Liebe hervorgehen, und sie mit ihrem wahrhaften Inhalt, mit der Familiengesinnung, erfüllen. Und hier ist es denn, wo sich der Mozartsche Geist in seiner ganzen Tiefe zeigt. Die liebende

Tochter, welche durch den Tod ihres Vaters ihr ganzes Lebensglück zerstört sieht, indem ihr die kindliche Liebe verbietet sich des eigenen Familienglücks zu erfreuen, bevor der väterliche Geist der Sittlichkeit Rache gefunden habe, und nun, da diese Rache sich weiter und weiter hinausschiebt, in immer tiefere und rührendere Klagen versinkt, die verlassene, betrogene und dennoch liebende Gattin, welche, in Liebe und Rache gebrochen, im steten Kampf und Schmerz dieses Bruches lebt. Anna und Elvira sind Gestalten, wie sie in der musikalischen Welt nicht zweymal geschaffen werden. In der Zauberflöte haben sich die beyden Seiten, jene Innigkeit nämlich, welche Mozart zu allem wahrhaften Inhalte hinzubringt, so wie anderseits die Töne dieses wahrhaften Inhaltes selber schon zu zwey entgegengesezten Reichen konstituirt, die jedoch in dieser Trennung nicht beharren, indem der Verlauf der Oper darin besteht, daß jene zunächst noch unerfüllte Innigkeit den vollen und wahrhaftigen Ernst des Lebens in sich wirken lasse, und dieser Ernst, der jedoch hier eines bestimmteren Inhaltes entbehrt, nun auch in den Tönen jener Innigkeit erklinge. Die Zauberflöte ist schon in den Gegensatz leererer Melodieen und melodieloserer Harmonieen auseinander getreten, und da dieses Zerfallenseyn den Grundklang ausmacht, vermag der Zauber der innigsten, melodievollsten Fiktentöne nicht wieder eine Vereinigung zu Stande zu bringen, wie sie in den früheren Opern ihre Vollendung erreicht hatte. Im Titus nun endlich beginnt alles auseinander zu fallen, was Mozart früher so meisterhaft zusammengehalten hatte. Die Reinheit der Liebe ist vom Hauche der Selbstsucht, des Stolzes und der Herrschgier vergiftet, und hat die Tiefe ihrer früheren Innigkeit mit der größeren Künstlichkeit ihres Ausdrucks vertauscht; ihre Arien sind vollkommene Bravour Arien geworden, oft koncertirend von einzelnen Instrumenten begleitet; die Melodie beginnt schon hin und wieder für sich frey zu werden, und ist um ihren Inhalt weniger als sonst bekümmert; wie die Sängerin und nicht was sie zu singen versteht, soll sich zeigen können, und den früher so naturgemäßen Fluß der Melodie hemmt schon hin und wieder die gelehrte musikalische Reflexion; der Künstler ist gänzlich Herr seines Materials geworden. Musik und Inhalt beherrschen nicht mehr ihn, sondern er sie, und er läßt nun die Freude über diese Herrschaft durch die Absichtlichkeit der Verwendung des Materials ans Licht treten. Wie grell z. B. schmettern die Dissonanzen im Finale des zweyten Aktes und auch schon in der Ouvertüre. Der wahrhaftere Lebensinhalt, der sich früher in dem beleidigten Vatergefühl, in der Kindesliebe Annas, in der Treue Elvirens ausgedrückt hatte, und seinen Ernst und seine stille Größe in Sarastros Arien und in den Priesterchören ertönen ließ, ist in Titus Arien und Recitativen zu einem unbestimmteren Gerede von Tugendhaftigkeit, Güte, Großmuth und Klage über die Schlechtigkeit der Menschen herabgesunken, und indem auch dieser Inhalt sich in Tönen der Innigkeit ausspricht, ist diese Sprache für Liebesarien zu kalt, für moralische Reflexionen zu warm, und vermag in dieser Lauheit nur wenig zu interessiren. Was aber Mozart in dieser Oper Neues geschaffen hat, ist der Ausdruck der Verzweiflung und klagenden Reue, welche in ihrem tiefen, innigen Schmerz sich der Großmuth werth zeigt, und in Betreff auf musikalisches Interesse diese langweiligere Elemenza sogar siegreich überwindet. Der Hauptmangel der Oper bleibt doch immer der, daß die Nebenpersonen mit dem eigentlichen Inhalte nur in äußerlichem, zufälligem Zusammenhange stehen, und indem sie auf gar kein Interesse Anspruch machen können, auch von ihrer Seite her das Zerfallen der einzelnen Theile sichtbar werden lassen, das als der musikalische Charakter des Titus muß angesehen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cagliari, 11. März.

(Beschluß.)

Der Re di Pula wird alljährlich neu gewählt, erhält von der Stadt 400 Scudi, und hat dafür die Verbindlichkeit, Jeden in Pula frey zu halten, er mag seyn wer er will. Jeder Arme, der sich dort einfindet, erhält ein Pfund Fleisch und ein gewisses Maaß Wein. Natürlich muß der Re di Pula gewöhnlich noch vieles aus seinem Beutel zulegen. Er hat, so lange er König ist, das Recht, einem Gefangenen die Freyheit zu geben. Auf den König folgt eine Menge Volks, an dessen Spize der Pfeifer geht, mit einer eigenen Art von Pfeifen, welche aus drey, neben einander befestigten Röhren bestehen. Sie blasen ein solches Instrument Stundenlang, ohne auszusetzen, wobey die Backen beständig wie ein Blasebalg sich dehnen und senken. Endlich folgt der Heilige selbst, gekleidet wie ein römischer Feldherr, dabey hält er in der rechten Hand ein rothes Kreuz, zum Zeichen seines Märtyrertods, in der linken einen Palmzweig; er steht in einem Glaskasten und ist mit brennenden Wachskerzen umgeben; dieser Kasten steht auf einer Art kleiner Kutsche, welche von zwey Ochsen, die mit Bändern, Tüchern und Blumen so sehr überladen sind, daß man nur Maul und Füße sieht, gezogen wird. Hierauf folgt wieder eine Kompagnie Milizen, und endlich eine ungeheure Menge Volks, größtentheils Weiber, welche wegen ihrer weißen und rothen Kopftücher einen sonderbaren Eindruck machen. In der Kirche à la Scaffa, eine halbe Stunde von Cagliari, werden dem Heiligen seine Staatskleider ausgezogen, und er wird auf einen andern Wagen gesezt. Von hier kehrt die Miliz und der größte Haufe des Volks zurück, der Heilige aber geht bis nach Rocco, wo er von den starken Strapazen ausruht. Den andern Tag kommt er endlich nach Pula, wo er zwey Tage bleibt. Hier wird Messe gelesen, gepredigt, und von dem Volke gegessen, getrunken, getanzt und lustig gelebt, was alles nichts kostet. Nach zwey Tagen kehrt der Heilige wieder zurück; in Magdalena, einem Landgut, wird Mittag gehalten, und gegen fünf Uhr kehrt er nach der Stadt zurück, wobey ebenfalls drey Kanonen gelöst werden; zuvor erhält er seine Staatskleider und seinen Staatswagen wieder. Die Rückkehr erfolgt in derselben Ordnung wie der Auszug. Der Versammlungsplaz des Volks ist aber nicht die Stadt, sondern in der Scaffa, einem großen freyen Plaze zwischen dem Meere und dem großen See, wo es noch weit toller zugeht als in der Stadt. Ich beobachtete auch hier den Tanz besser als früher; er ist ganz einfach und langsam, die Leute bilden zwey Reihen, zwischen welchen der Pfeifer geht, der Schritt ist etwa wie unser Walzerschritt. Die Tanzenden drehen sich steif wie die Puppen herum, und machen dabey die ernsthaftesten Gesichter, die ich je gesehen habe, nur die Mädchen lächelten dann und wann. Auch auf dem Wasser ging es lustig zu; in einem Kanal, über welchen eine Brücke führt, waren alle Schiffer von Cagliari, deren nicht wenige sind, mit ihren Weibern versammelt, fuhren durch die Brücke auf und ab, und sangen unter Trommelschlag und Pfeifen.

Der Heilige ist auch zugleich der Fürbitter um Regen. Wenn daher Regen nothwendig ist, so wird er mit einer grossen Prozession aus seiner Kirche geholt und in die Hauptkirche getragen, wo er so lange bleibt, bis es regnet. Eine solche Prozession war am 6ten d. M.; obgleich Prozessionen hier nicht selten sind, so war diese doch die größte, welche ich je gesehen habe. Der Regen war sehr nothwendig, denn der Boden ist steinhart ausgetrocknet. Seit ein Paar Tagen hat es schon einige Mal zu regnen angefangen, allein erst heute (am 11ten) fiel starker Regen.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 66. u. ein Steindruck.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 17. August 1827.

Ausgelitten hast du, ausgerungen,
Armer Jüngling, deinen Todesstreit;
Abgeblutet die Beleidigungen.
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit.

Reitzenstein.

Liebe und Wahnsinn.

Nach der Erzählung eines Reisenden im Orient.

Bey unserer Rückkehr in den Gasthof zu Smyrna fanden wir den Wirth in einem heftigen Streit mit zwey Engländern, welche so eben gelandet waren. Der eine war ein schöner junger Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, welcher sich im lezten Grade der Auszehrung zu befinden schien, und sein Gefährte ein gesunder, starker Mann, welcher den Wirth zu bewegen suchte, sie Beyde aufzunehmen. Dieser aber schlug es hartherzig ab, indem er fürchtete, der junge Mann möchte in seinem Hause sterben, welches ihm viele Unannehmlichkeiten zuziehen und in einem so gefahrvollen Klima wie Smyrna sein Haus in übeln Ruf bringen könnte. Sie mußten sich also bequemen, anderwärts ein Unterkommen zu suchen, das sie auch bey einem Franzosen unweit des St. Katharinengartens fanden, wo der junge Mann am folgenden Tage auch wirklich den Geist aufgab. Er hieß W., und sein Vater, ein vermögender Mann, lebt noch zu Dublin, wo der Jüngling als Mediziner studirte. Das Hospital, in welchem er Vorlesungen zu hören pflegte und einen grossen Theil seiner Zeit zubrachte, stieß an eine Privatanstalt für Wahnsinnige, deren Garten eine nicht hohe Mauer vom Garten des Hospitals trennte. Eines Tages, während er in dem lezteren spazierte, vernahm er neben an eine schöne Stimme, welche mit klagendem Ton ein trauriges irländisches Lied sang. Neugierig erkletterte er die Mauer und sah am Fuße derselben ein schönes Mädchen sitzen, das in trauriger Zerstreuung eine Rosenknospe zerpflückte und sang. Sie hob das Gesicht in die Höhe, lächelte und winkte den Jüngling zu sich, der, von der Neuheit des Abenteuers angezogen, auch wirklich hinabsprang und sich neben die schöne Unbekannte sezte. Ihre Geisteskrankheit schien sie zum unschuldigen Kinde gemacht zu haben; sie sah den Fremden an, lächelte, streichelte ihn und sang ihr Lieblingslied, welches sie mitunter durch Seufzer und Thränen unterbrach. Dieß trieb sie fort, bis er es für nöthig fand, sie zu verlassen, wo sie ihm das Versprechen abdrang, daß er wiederkommen wolle. W. that es gerne; er wiederholte seine Besuche Tag für Tag, und fand das liebliche Kind beständig an seinem Posten, wo er es schon in der Ferne singen hörte. W. glaubte keine Wahnsinnige in ihr zu erblicken; sie kam ihm vor wie ein unschuldiges Geschöpf, das sich noch nie in die Welt gemischt hat und mitten unter der Verderbtheit derselben in reiner Schönheit und arglose Liebe hinlebt; sie war bald traurig, bald heiter, meistens das lezteres, sonst aber konnte er kein Zeichen der Geistesverwirrung an ihr entdekken. Unbemerkt ward sie seinem Herzen theurer, und ehe er es sich selbst gestanden, fühlte er sein Herz mit Banden an sie gefesselt, die nur der Tod zerreißen sollte. Auch auf das Herz der Wahnsinnigen hatte seine Erscheinung einen tiefen Eindruck gemacht, der auf ihren Geist wohlthätig wirkte, und in kurzer Zeit eine solche Veränderung in demselben hervorbrachte, daß ihre Aufseher, die sich

dieses nicht zu erklären vermochten, die Schritte ihrer Patientin genauer zu beobachten anfingen. Dieß führte sie natürlicherweise zur Entdeckung der geheimen Zusammenkünfte im Garten, und sie glaubten sich verpflichtet, dieselben dadurch zu verhindern, daß sie des Mädchens Spaziergänge auf eine andere Gegend des Gartens beschränkten. Die Entfernung vom Geliebten aber wirkte so nachtheilig auf ihr Gemüth, daß man sich gezwungen sah, die Eltern von dem Vorfalle zu benachrichtigen, und diese ließen, nachdem sie die befriedigendsten Erkundigungen über den jungen Menschen eingezogen, denselben bitten, seine Besuche bey dem armen Mädchen zu erneuern. Er that dieß nur zu gerne; er sah seine Geliebte so oft als zuvor, und die Heilung ihres Gemüthes ging so schnell vor sich, daß in kurzer Zeit die Eltern sie wieder nach Hause bringen konnten. W., als anerkannter Bräutigam, fuhr fort seine Geliebte zu besuchen, deren Geist immer mehr und mehr zu seinem regelmäßigen Gange zurückkam. Indessen machten es Umstände nothwendig, daß er sie eine Zeit lang verließ. In dieser Zeit befiel sie eine körperliche Krankheit, die sie an den Rand des Grabes brachte; aber auch von dieser genaß sie, und erlangte mit der wiederkehrenden Gesundheit des Körpers auch den vollkommenen Gebrauch ihres Verstandes wieder; aber — alles Vorhergehende, die Zeit ihrer Geistesverwirrung und die damit verknüpften Umstände, die Art ihrer ersten Bekanntschaft mit ihrem Bräutigam und diesen selbst, alles hatte sie rein vergessen! An ihre unglückliche Krankheit wollten sie ihre Eltern nicht gerne erinnern und berührten den Punkt nur ganz leise; aber sie sprachen von ihrem Bräutigam, von seiner baldigen Wiederkunft, und sein Name klang ihr ins Ohr wie der eines Fremden. Er kam — sie empfing ihn mit kalter Höflichkeit, seine verzweifelnden Geberden erregten ihr Erstaunen, sein Mahnen an ihre vorige Liebe ihren Unwillen; und als er, auf den Rath ihrer Eltern, alles Vorhergehende übergehend, sich aufs Neue um ihre Liebe zu bewerben anfing, fand er kein Gehör, und sie erklärte am Ende, daß ihr sogar sein Anblick verhaßt sey. Mit gebrochenem Herzen gab endlich der Jüngling eine Bewerbung auf, die ihm keine Hoffnung ließ; er schied von seinem Vaterland und wanderte durch Europa ohne Aussicht, ohne Zweck und in Verzweiflung, da er bald nach seiner Abreise erfuhr, daß sie einen Advokaten zu Dublin geheirathet habe, mit dem sie noch jetzt lebt. Er kam endlich nach Griechenland, und sein Name wurde oft unter den Gefährten Byrons zu Missolunghi genannt. Im Sommer von 1825 wurde er zu Sphacteria verwundet. Schlechte Behandlung, üble Pflege, Mangel und Noth brachten den Armen, dessen Gesundheit schon früher der Gram zerstört hatte, an den Rand des Grabes. In diesem Zustande hatte ihn ein Landsmann in einem Dorfe in Maina gefunden und sich des Verlassenen angenommen. Mit großer Schonung und in kleinen Tagreisen hatte er ihn zuerst nach Hydra und dann nach Smyrna gebracht, in der Hoffnung, ihn von hier aus zu den Seinigen schicken zu können. Aber er starb, wie gesagt, einen Tag nach seiner Ankunft. Seinem Wunsche gemäß ward er mit einem Ringe, den er zum Andenken seiner Mutter getragen, und einer schwarzen Haarlocke, die ihm auf der Brust hing, begraben. Fremde begleiteten ihn zu seiner lezten Behausung, und unter den fernen Barbaren ruht sein Gebein.

Die Schenken von Paris.

(Fortsetzung.)

Weiterhin tranken zwey oder drey Stallknechte mit einem Heu- und Haderhändler, und legten den Grund zu einem Komplott gegen die Beutel ihrer Herrn und die Magen ihrer Pferde. An einem Tische in meiner Nähe beliebte es einem Haufen von Lakayen sich mit den Namen ihrer Herrn anzureden und ihre Manieren nachzuäffen; einer war der Chevalier von Fatenville, ein anderer der Baron von Croupignac u. s. w. Der Garçon bediente sie als solche, warf mir aber von Zeit zu Zeit einen spöttischen Blick zu und höhnte sie durch sein Achselzucken. Namentlich der Ritter von Fatenville, sonst Essuye-main genannt, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; seine Kleidung war fein und sorgfältig, seine Figur hübsch, seine Manieren voll Anstand; nur wenn er sich gehen ließ, verrieth die Sprache der Antichambre und der Stempel der Dienstbarkeit, der alle seine Geberden bezeichnete, den Menschen, der beym leisesten Tone der Klingel instinktmäßig ruft: on y va, dessen Hände unwillkürlich nach der Bürste greifen, die ihm im Wege liegt, und nach der Lichtputze, wenn ein Licht des Schneuzens bedarf; wollte er aber nicht Essuye-main, sondern Chevalier seyn, machte er der Dame du comptoir den Hof, warf er sich in die Brust, strich er sich den Schnurrbart, oder doch die Stelle, wo sein Vorbild einen trug, so war er der Herr Ritter von Fatenville von Kopf bis zu den Füßen, tout craché, wie die Franzosen sagen. — Wo bist du herrlicher Scharlachrock, einst der blendende Verkünder von Rang und Stand, jezt kaum mehr in trüberen Tinten die Tracht von Gerbern und kalembergischen Bauern! Lichtenberg, wo sind deine langen, kurzen, dicken, dünnen, geraden, gewundenen Auswüchse des menschlichen Nackens, nach denen man einst, wie jezt nur noch die Racen der Hunde, die Racen der Menschheit schäzte! Homme comme il faut, dein Großvater zeigte sich nie anders der Welt als steif gebunden mit Goldschnitt und Arabesken, und du gehst brochirt umher comme tout le monde, und hast nichts zur Unterscheidung vom Pöbel als dein — certain je ne sais quoi und deinen Schnurrbart!

Die Ritter vom Regenbogen *) waren ganz in ihrem Element; der Geruch der Speisen und Getränke durchwürzte die Luft, die kleinen Gläser mit Extrait d'Absynthe wurden ausgeschlürft wie Austern, der weiße Wein floß in Strömen, Freude und Ueberfluß herrschten ringsum; da machte ein unerwarteter Schlag den süßen Täuschungen ein klägliches Ende. Ein Jemand, in einen reichen Garrik gehüllt, mit einem feinen Schnurrbart en chat faché ließ sich in einem Winkel nieder und verlangte ein Glas Scubac. Vor seinem tief ins Gesicht gedrückten Hut konnte man kaum die Nasenspitze sehen; ich betrachtete ihn neugierig; seine Haltung, sein ganzes Wesen drängten mir die Ahnung auf, daß er etwas Unheimliches sinne. Die Ritter und Barone hörten und sahen nichts vor Austern und Chablis. — „Mein Herr," sagte Cirant, indem er mit wichtiger Miene seinen Kaffee schlürfte, „hat herrliche Augenblicke, aber abscheuliche Viertelstunden. Hat ihm das Spiel umgeschlagen, so ist es nicht mit ihm auszuhalten; er will ein hübscher Junge seyn und ich schmeichle ihm in dieser Sucht; war aber das Roulette gegen uns, so hilft alles nichts; erst gestern fühlte ich die Hetzpeitsche, als er aus Nro. 113. heimkam; wahrhaftig, wüßte ich nicht was sich schickt, ich hätte ihm den Stiefelzieher an den Kopf geworfen; aber seine Pistolen à la Werther und seine Gesundheitschokolade haben dafür büßen müssen; sie sind diesen Morgen, ihr wißt wohin, rue des colonnes gewandert." — „Ja," sagte der Baron von Croupignac, „unsere Herrn müssen das Recht, grob zu seyn, theuer bezahlen; der unsterbliche Figaro ertheilt uns darüber vortreffliche Lehren, und wahrhaftig, wenige große Herrn können sich der Eigenschaften rühmen, die wir besitzen." — „Indessen," fing der Chevalier von Fatenville an, „stehen unsere Sachen gegenwärtig ziemlich gut: wir handeln ein wenig mit den Banken von Hamburg und Danzig, wir stehen ein wenig in Wechselgeschäften mit Perrigaux-Lafitte . . . er nimmt unsere Papiere. . . ." — „Da hast du hundert Prozent," brüllte auf einmal der Schnurrbart en chat faché und ließ das Scepter der Hetzpeitsche auf seinem Rücken spielen. Essuye-main, dem es war, als ob ihn der Donner träfe, warf aufspringend Stühle, Gläser und Flaschen um; vernichtet von dem plötzlichen Angriff, floh die ganze Rotte, und einer flüsterte der Dame du comptoir zu, sie solle die ganze Zeche auf Rechnung des Herrn Chevalier von Fatenville schreiben. „Schon gut, schon gut, Herr Baron von Croupignac," sagte diese spöttisch, „ich bin ganz ruhig bey Personen, die mit Hamburg in Verbindung stehen und mit Perrigaux-Lafitte zu schaffen haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Spottname der Lakayen.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Siebenkäs tröstete sich über seinen Schmerz immer bey einer beschränkten Seele, die gar keinen Trost kannte.

Wer unerwartet Glück, hat auch unerwartet Unglück.

Wenn du zu deiner schönen Gegenwart Hoffnung auf eine schöne Zukunft brauchst, so kann dir doch jene Zukunft, wenn sie als Gegenwart eintritt, wieder nur schön werden durch die Hoffnung einer zweyten schönen Zukunft, und so geht es fort; und du forderst in der gegenwärtigen Minute weiter nichts als ein fortgehendes ewiges Frohleben. Jeder aber sollte sich eine Zukunft zuzählen, wo er einen Theil Schmerzen als gewiß vorausnähme zum jetzigen Glück, und so einem Theil Freude zum künftigen Schmerz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im August.

Ein interessantes Werk, eine Uebersetzung der Religionsbücher der Buddhisten auf Ceylon, wird nächstens in drey Bänden erscheinen; es zerfällt in die drey Abtheilungen des Mahahwansi, des Raja-wali und Raja-ratnacari in der Cingalesischen Sprache, und enthält die Geschichte des Ursprunges, die Lehren und die Einführung der Religion des Buddhuh auf der Insel Ceylon. Wir danken diese wichtigen Bücher dem schönen und rastlosen Eifer des vortrefflichen Sir Alexander Johnston, dessen Verdienste um ihr Vaterland die Bewohner Ceylons so zu würdigen wußten, daß sie ihm auch ihren größten Schatz, ihre Religionsbücher, anzuvertrauen kein Bedenken trugen. Dieser weise Mann, dem diesen Titel verdient er in vollem Sinne des Wortes, drückt sich in einem, an die Direktion der ostindischen Kompagnie gerichteten Schreiben über die Erlangung dieser Religionsbücher so aus: „Nach einem sehr „langen Aufenthalte auf Ceylon, als Oberrichter und erstes „Mitglied Sr. Maj. hohen Raths auf jener Insel, und nach „einem ununterbrochenen vieljährigen literarischen und amtlichen Verkehr mit den Eingebornen aus allen Kasten und Religionen im Lande, hielt ich es für meine Pflicht, der Regierung Sr. Maj. meine amtliche Meynung vorzulegen, daß „es, um den Einwohnern Ceylons eine volksthümliche und wesentlich wirksame Gerechtigkeitsverwaltung zu sichern, durchaus „nothwendig sey, für ihren besondern Gebrauch einen speziellen „Gesetzkodex abzufassen, welcher auf den allgemein anerkannten abstrakten Grundsätzen der Gerechtigkeit ruhte, zu gleicher Zeit aber „auf das Gewissenhafteste den Lokalverhältnissen des Landes und „der eignen Religion, den Sekten, Gebräuchen und Gefühlen des „Volkes angepaßt seyn müßte. Sr. Maj. Regierung billigte meine „Ansicht vollkommen, und gab mir die offizielle Ermächtigung, „die nothwendigen Schritte zur Abfassung eines solchen Gesetzbuches zu thun. Nachdem ich alle Eingebornen der Insel von „der Natur des wohlthätigen Zweckes öffentlich in Kenntniß „gesetzt hatte, forderte ich die gelehrtesten und berühmtesten „Priester des Buddhuh, sowohl die, welche in Ceylon als diejenigen, welche im birmanischen Reiche ihre Erziehung erhalten hatten, auf, mit mir zu der Ausführung der gnädigen Absicht Sr. Maj. mitzuwirken, und mir sowohl aus Büchern als

„aus andern Quellen die authentischsten Nachweisungen zu „verschaffen, die über die Religion, Gebräuche, Sitten und „Ansichten des Theiles der Bevölkerung Ceylons, der sich zu „der Religion des Buddhuh bekennt, nur erlangt werden könn„ten. Die Priester überreichten mir darauf, nach vieler Ueber„legung unter sich selbst und häufigen Berathschlagungen mit „ihren Glaubensverwandten auf allen Theilen der Insel, die „Abschriften der jezt in meinem Besize befindlichen Mahah„wansi, Raja wali und Raja-ratnacari, die nach dem Ur„theil der gelehrtesten Buddhuh-Priester Ceylons den wahrhafte„sten Bericht enthalten, der jezt über den Ursprung der Budd„huhreligion, ihre Lehren, ihre Einführung in Ceylon vor„handen ist, so wie über die moralischen und politischen Wir„kungen, welche jene Lehren von Zeit zu Zeit auf das Betra„gen der inländischen Regierung und die Sitten und Gebräuche „der Eingebornen hervorgebracht hatten. Da die Priester so „wohl als das Volk die Absicht, welche ich im Augenmerke „hatte, kannten, und sie unmittelbar bey der Authenticität der „mir gegebenen Auskunft interessirt waren, auch alle über die „Glaubwürdigkeit und den Werth der in den Werken enthal„tenen Lehren und Erzählungen übereinstimmten, so habe ich „nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Bericht der wahre „ist, welcher von allen Buddhistischen Religionsgenossen Ceylons „als allgemein wahr erkannt wird.“ Sir Alexander ließ dann diese Abschriften mit allen andern in den Buddhuh-Tempeln zu Ceylon aufbewahrten durch zwey der gelehrtesten Priester der Insel vergleichen, und unter der Aufsicht des ersten Kenners der Pali und Cingalesensprache, eines Eingebornen auf Ceylon und ersten Beamten des Gewürz-Departements, durch den Prediger, Herrn Fox, der sich viele Jahre in Ceylon aufgehalten hat, und, nach dem Zeugniß des Sir Alexander Johnston, the best european Pali and Cingalese Scholar at present in Europa ist, übersezen. Bey dieser, in der Anschaffung der Werke, ihrer Vergleichung und Uebersezung gebrauchten Vorsicht, läßt sich demzufolge etwas Klassisches über die Religion des Buddhuh erwarten, deren Kenntniß nicht blos in philosophisch-geschichtlicher Hinsicht Jeden, sondern auch in politischer Beziehung dem hiesigen Lande besonders anziehend seyn muß, seitdem auch Buddhuh im Reiche der Britten verehrt wird, und große Länderstriche, von jenen Glaubensbekennern bewohnt, erst vor Kurzem von dem Fürsten des weißen Elephanten, dem Könige der Birmanen, den Britten abgetreten worden sind. Ein Cyclus von Zeichnungen, nach den Originalbildern getreu dargestellt, wird mehrere der heiligen Sagen erläutern.

Ein sehr einsichtsvoller brittischer Offizier gibt in einem sehr interessanten Buche, zwey Jahre in Ava genannt, eine Uebersicht der in der neusten Zeit von den Birmanen an England abgetretenen Besitzungen. „Assam, das wir dem Namen nach unter die Herrschaft seiner eingeborenen Fürsten setzen sollen, müssen wir in der That selbst beherrschen. Ohne Bevölkerung und Hülfsmittel könnte dieses Schattenkönigreich, sich selbst überlassen, nicht bestehen; und die Unkosten und Mühe, es zu behaupten, müssen daher auf die brittische Regierung fallen, welche dafür ein Paar Hundert Quadratmeilen Berge, Waldung und Sümpfe bekömmt. Auf den Thron von Munnipoor haben wir Gumbheer Singh, ein Mitglied der ehemaligen königl. Familie, gesezt, welcher uns gänzlich ergeben ist, und seine Erhebung blos unseren Bemühungen zu verdanken hat; er wird sich gewiß als ein treuer Vasall zeigen, und einiger Maßen dazu dienen, einen Einfall in unser Gebiet von Sylhet zu verhindern. Eigentlich aber ist das ganze Königreich Munnipoor eine so vollkommene Wildniß, daß es von selbst schon einem Einfalle von jener Seite her viele Schwierigkeiten entgegensezen würde. In jeder andern Hinsicht ist es unnüz. Arracan hat sich als das Todesthal bewährt; und nachdem es General Morrissons Armee gänzlich aufgerieben, zeigt es sich, daß es selbst für die an der Küste und auf den Inseln liegenden Regimenter zu ungesund ist. Es ist mit undurchdringlicher Waldung und Gestrüppe bedeckt, und so gänzlich von Flüssen, Buchten und Seearmen durchschnitten und überschwemmt, daß es eine Masse von Inseln bildet, und die Dörfer nur durch das Wasser eine Verbindung mit einander unterhalten können. Es hat nur sehr wenige Einwohner, und das einzige Erzeugniß, das es zu verheißen scheint, ist Salz. Indessen ist die Provinz mit bürgerlichen und militärischen Beamten belastet, und wirft nur sehr wenige Einkünfte ab. Das Yomatoung oder Anomectoupiougebirge bildet freylich eine genau bestimmte Grenze zwischen derselben und Ava, und in dieser Hinsicht ist der Besiz von Arracan vortheilhaft für uns; sonst ist es nur eine Last für unsere Finanzen. Im Besiz von Tenasserim, Yeh und einem Theil von Martaban sind wir glücklicher, und diese Provinzen scheinen den Hauptvortheil in dem Traktat auszumachen, da wir durch dieselben eine Verbindung mit Siam und Malaya gewinnen, die unsern Handel mit denselben, welcher jezt vorzüglich auf Sincapore beschränkt ist, sehr vermehren muß. Man hat vortreffliche Teakholzwälder am Tahuyenfluß (unserer Grenze an jener Seite) entdeckt, welche uns in diesem wichtigen Artikel von Rangoon unabhängig machen werden. Auch vermehrt sich die Bevölkerung auf dieser Küste, welche jezt freylich nur auf 40,000 Seelen geschäzt wird, täglich durch Einwanderungen aus Pegu.“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

Der Tag des 23sten und 27sten Juli werden in den Jahrbüchern der großen Oper stets eine Epoche bilden. Fräulein Maria Taglioni trat an diesen Tagen mit ihrem Bruder in den Ballets: der Sicilianer und Cendrillon auf. Der Ruf ihres schönen Talentes hatte sich dergestalt hier verbreitet, daß ihr erstes Erscheinen lauten Beyfall erregte. Wer in die Ränke und Kabalen der ersten Tänzerinnen zu Paris eingeweiht ist, wird sich einen Begriff von dem feindseligen Neide derselben machen können; und in der That sind die Ausnahmen, welche hinsichtlich der Fräul. Taglioni gestattet wurden, vollkommen geeignet, den innersten Grimm der sogenannten ersten Sujets hier zu erregen; denn es besteht ein Gesez an der großen Oper, welches festsezt, daß ein zum ersten Mal auftretendes Individuum nur nach einer Prüfung vor dem ganzen, aus etwa 900 Personen bestehenden Personale der großen Oper auftreten darf; Fräul. Taglioni wurde von diesem Gesetze entbunden. Es besteht ein zweytes Gesez, daß eine zum ersten Mal auftretende Tänzerin nur die sogenannten Pariser Pas tanzen darf; der Fräul. Taglioni wurde gestattet ihre eigenen Pas zu tanzen. Endlich verlangt ein drittes Gesez, daß eine Tänzerin sich zum ersten Mal nur allein dem Publikum zeige, und Fräul. Taglioni erhielt ohne allen Anstand die Erlaubniß, mit ihrem Bruder, der ebenfalls sehr günstig aufgenommen wurde, ein Pas de Deux zu tanzen. Referent, der bey den beyden ersten Debüts der Fräul. Taglioni zugegen war, hat den Jubel der Pariser bey dem Erscheinen der lieblichen Künstlerin getheilt. Die ältesten Mitglieder der großen Oper erinnern sich keines so vollständigen, aber auch so verdienten Erfolgs. Aller glänzenden Anerkennungen ungeachtet glaubt man, daß die verehrte Künstlerin, die den deutschen Charakter nach seinem wahren Werthe zu schäzen weiß, diesen Winter nach Stuttgardt zurückkehren werde. Referent behält sich vor, die weiteren Debüts der Fräul. Taglioni dem deutschen Publikum mitzutheilen. — s —

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. August 1827.

Ein König, und in Kerkerluft zu enden! —
Sprich, wär's in deine Wahl gelegt,
Stürzt' du nicht lieber jetzt, das Schwert in Händen?

Otway.

Der gefangene König *).

Der König war gefangen,
Und saß im alten Thurm;
Die Eisenfesseln klangen,
Durch's Gitter schlug der Sturm.

„Weh mir! am finstern Orte
Seufzt schwer mein Herz empor;
Wer bricht die Eisenpforte?
Wer sprengt das Gitterthor?"

„Einst waren hundert Zimmer,
Von Gold und Edelstein,
Bestrahlt mit buntem Schimmer,
Zu dunkel mir und klein."

„Nun schlingt die feuchte Mauer
Um mich ein enges Band;
Und Nacht und Leichenschauer
Enthaucht die Felsenwand."

„Mein Reich war mir zu enge,
Zu klein mein eigen Land;
Nun hält drey Schritt' in Länge
Mein Reich von Wand zu Wand."

„O Roß, das mich getragen,
Wenn ich mir Sieg erstritt,
Warum fielst du erschlagen,
Als mich der Feind umritt?"

„O Schwert, das ich geschwungen,
Oft satt vom rothen Trank,
Warum bist du zersprungen,
Als mit dem Feind' ich rang?"

„O Kranz der Schwertgenossen,
So stark an Treu' und Muth,
Umsonst hast du vergossen
Für mich dein bestes Blut."

„Ihr konntet mich nicht retten,
Nicht Schwert, noch Mann, noch Roß;
Den Herrn umklirren Ketten,
Den König zwingt dieß Schloß."

Die Hände wund er ringet,
Die Thräne dricht hervor;
Ach! seine Klage dringet
Zu keines Menschen Ohr.

Der König saß viel Jahre
Gefangen auf dem Schloß;
Grau wurden Bart und Haare,
Die Nägel krallengroß.

Da kratzt' er mit den Händen
Tief in den Mauerstein;
Er kratzt' an feuchten Wänden
Wohl diesen Spruch hinein:

„Dieß schrieb mit seinem Finger,
Der einst ein König hieß;
Ihm ward der feste Zwinger
Zum ewigen Verließ."

*) Waldemar II., König von Dänemark, wurde 1223 von dem Herzoge von Schwerin besiegt, und gefangen in einem festen Thurme der Grafen zu Dannenberg verwahrt. Noch steht dieser sehr dicke runde Thurm, und das Gefängniß ist noch zu sehen, wo der König mit seinen Fingern in die Mauer soll gegraben haben. — Ant. Fr. Büschings Erdbeschreibung, Theil 9, S. 167.

Hier trug die Hand die Fessel, _____
Bis sie der Tod zerschlug,
Die einst auf goldnem Sessel
Den Stab des Herrschers trug."

„Hier beugte tief den Scheitel
Der Eisenringe Druck,
Den einst erhob so eitel
Des goldnen Ringes Schmuck."

„Wund drückten ihn die Bande,
Gram bleichte früh sein Haar,
Der einst im Dänenlande
Hieß König Waldemar."

Fr. Helms.

Besuch eines Engländers im Serail.

Vor einigen Jahren brachte ein Genfer eine goldene, emaillirte Vase nach Konstantinopel, auf welcher sich auf den Druck einer Feder ein Baum entfaltete, wo zwey Vögel die Flügel schüttelten und sangen; am Fuße desselben saß ein altes Weib und spann, und ein Mann blies die Flöte, wozu ein Mädchen tanzte, während in der Ferne eine Ziege zu grasen schien. Wenn die Feder abgelaufen war, fiel das Ganze ins Gefäß zurück, dessen Deckel sich augenblicklich schloß. Da keine Privatperson die große Summe geben wollte, welche man dafür verlangte, so ward das Spielzeug dem Sultan zum Verkauf angeboten; dieser ließ einen Tag bestimmen, wo es in das Serail gebracht werden sollte. Indessen war aber das Eigenthumsrecht an dieses Gefäß zwischen dem Genfer und einem Andern streitig geworden, und der Herr, welchem die Sache zur Entscheidung vorgelegt worden war, hatte gesprochen, es solle vor der Hand einer der Gesandtschaftskanzleyen zur Aufbewahrung übergeben werden. Der erste Kanzellist ward nun beauftragt, dasselbe zum Sultan zu tragen, und da er mir gerne einen Gefallen thun, und sich auch zugleich meiner als Dollmetscher bedienen wollte, so lud er mich ein, ihn in den Pallast zu begleiten. Zur bestimmten Stunde erschien ein Offizier, um uns abzuholen. Wir fuhren in seinem Boote von Top-hanne ab und landeten ungefähr eine englische Meile jenseits der Seraillspitze bey einem Eingange, der sich beynahe am Ende der Gärten befindet. Wir gingen langsam durch die Alleen von Orangen- und Citronenbäumen hin, welche eben in voller Blüthe standen und die angenehmsten Wohlgerüche verbreiteten. Die Räume zwischen den vielen Gängen waren geschmackvoll in Beete vertheilt, welche von blühenden Myrthen- und Rosenstauden eingefaßt waren; das Ganze erinnerte an die bezauberten Gärten in den arabischen Erzählungen. Als wir eine Zeit lang fortgegangen waren, erschien plötzlich ein Bostanai (Obergärtner), der uns in vollem Laufe und mit den Armen winkend schnellen Rückzug gebot. Unser Führer faßte uns beym Arme und schleppte uns hinter ein Gebüsch, wo er außer Athem verkündigte, der Sultan komme so eben denselben Gang herunter, in dem wir eben gewandelt waren. In wenigen Minuten sahen wir ihn auch wirklich allein und ganz langsam daher schreiten; er hatte die Hände auf dem Rücken liegen und hielt in denselben, dem orientalischen Gebrauche gemäß, einen Rosenkranz von Perlmutter oder Perlen. Wir hatten ihn schon über zwanzig Minuten aus dem Gesichte verloren, als einige Pagen unserm Führer meldeten, wir könnten jezt weiter gehen, ohne Gefahr dem Monarchen noch einmal zu begegnen. Wir wurden demnach zu einer Gruppe kleiner Gebäude geführt, welche eher einem Haufen Sommerhäuser als einer regelmäßigen Wohnung glichen, und an deren Thüre einigen weißen Verschnittenen übergeben, die uns durch zwey kleine Vorzimmer in ein großes inneres Gemach führten, wo man uns in der Mitte stehen und mit Muße die Pracht ringsum betrachten ließ. Ein großer, reich mit Gold und Perlen gestickter, weiß atlasner Divan lief an drey Seiten des Saales hin. Auf demselben lagen in gleichen Entfernungen, aufs sorgfältigste ausgebreitet, seidene Leibröcke von mannigfaltigen Farben, welche mit dem kostbarsten weißen Hermelin gefüttert waren. Das Getäfel und die Decke waren reich vergoldet, und der Boden mit kleinen vielfarbigen Marmorstücken, wie Mosaik, obgleich ohne anscheinendes Muster ausgelegt. Um den ganzen Saal herum, etwa in der Mitte zwischen dem Boden und der Decke lief eine Gallerie, ungefähr von der Art, wie man sie in einigen unserer großen Bibliotheken sieht, aber so eng mit vergoldetem Drahtwerk verschlossen, daß man Niemand dahinter sehen konnte. Wir schlossen daraus, daß wir uns in der Nähe des Harems befanden, und die Gallerie für die Frauen bestimmt war, wenn sie der Sultan irgend etwas wollte sehen lassen, wobey Männer zugegen seyn mußten. Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde gewartet, öffnete sich eine kleine Thüre, derjenigen gegenüber, durch welche wir gekommen waren, und der Sultan trat allein mit schnellen Schritten auf uns zu. Er fragte, ob Einer von uns Türkisch spreche, und als ich es bejahte, sagte er: der Sultan habe ihn geschickt, ein gewisses Kästchen zu sehen, das wir haben bringen sollen. Da ich hieraus schloß, er wolle nicht erkannt seyn, erklärte ich meinem Gefährten auf Französisch, was er gesagt, und sezte hinzu: C'est le Grand Seigneur, mais ne paraisses pas y faire attention. Der Sultan warf mir hierauf einen so unzweideutigen Blick des Verständnisses zu, daß ich nicht zweifeln konnte, er habe die Gelegenheit, Französisch zu lernen, die er in früher Jugend gehabt, nicht unbenuzt gelassen. Indessen packten wir unsere Waare aus, wobey wir das leise Auftreten vieler Füße in der Gallerie vernahmen. Ich konnte nicht umhin, ein Paar Mal darnach hinzublicken, worauf der Sultan halb lächelnd zu mir sagte: „Nimm dich in Acht, daß der Sul-

tan dich nicht dorthin blicken ſiehst, er dürfte ſonſt böſe werden.“ Er betrachtete das Gefäß ſehr genau, that viele Fragen darüber, ließ es ſich zweymal aufziehen und entfernte ſich damit, nachdem er es zum zweyten Mal geſehen, durch die Thüre, durch welche er hereingekommen war. Gleich darauf hörten wir, daß die in der Gallerie befindlichen Perſonen dieſelbe räumten, was uns vermuthen ließ, daß man ſie herabgerufen, um ſie das Kunſtwerk in der Nähe beſchauen zu laſſen. Auch wurde es uns drey Mal durch einen Verſchnittenen zum Aufziehen gebracht, aber zuletzt mit dem Beſcheide zurückgegeben, daß der Sultan es nicht kaufen wolle. Hierauf wurden wir in ein anderes Gebäude geführt, wo man uns in einem kleinen niedlichen Zimmer niederſitzen hieß und auf einem niedrigen Tiſch ein gutes Eſſen auftrug, das wir uns herrlich ſchmecken ließen, und wobey eine zahlreiche Dienerſchaft mit ſtummer Aufmerkſamkeit aufwartete. Nach geendigtem Mahle führte man uns wieder zur ſelben Gartenthür hinaus, durch welche wir gekommen waren, und wir fuhren in einem für uns in Bereitſchaft geſetzten Boote allein zurück.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortſetzung.)

Auf eben dieſelbe Art wurde der Name Berenice gefunden. Neuere Unterſuchungen haben aber bewieſen, daß in dieſer Erklärung Manches fehlerhaft iſt. Z. B. in dem Namen Ptolomäus iſt das blumenähnliche Zeichen nicht, wie Young ſagte, überflüſſig, ſondern bedeutet ein O, der Löwe bedeutet nichts als L, Youngs Ma nichts als M; ſein I oder E das griechiſche Eta (η) und ſein os nichts als S; daß alſo ſtatt Ptolomäus in der Bilderſchrift nichts ſteht als Ptolmes. Aber bey allen dieſen Fehlern muß doch die gelehrte Welt geſtehen, daß er es war, der zuerſt ein tauſendjähriges Räthſel gelöſt hat. Seine Methode, die enchoriſche und hieroglyphiſche Schrift zu entziffern, iſt ein Meiſterſtück des menſchlichen Scharfſinns, und ihm allein gebührt die Ehre, zuerſt gezeigt zu haben, daß einzelne Zeichen der Bilderſchrift gebraucht worden ſind, um Laute zu bezeichnen. Dieſe Reſultate des engliſchen Gelehrten wurden Champollion, der ſich gleichfalls mit dem Studium des ägyptiſchen Alterthums beſchäftigte, bekannt, und veranlaßten ihn zu weitern Forſchungen. Er ging bey ſeiner Unterſuchung von der angeführten Stelle des Clemens aus, die er noch einmal genau prüfte. Er überzeugte ſich, daß eine Gattung der Hieroglyphen phonetiſch (lautbezeichnend) ſeyn müſſe, und ſchloß daraus, daß, wenn es möglich ſey, ein Alphabet von ihnen zu bilden, wahrſcheinlich die übrigen Hieroglyphen ſich auch würden erklären laſſen. Die erſte und Hauptaufgabe war ihm demnach, ein ſolches Alphabet zu erhalten, eine Aufgabe, die indeß Champollion vielleicht ſo wenig als Young gelöſt haben würde, wenn nicht das Glück dem Franzoſen günſtiger geweſen wäre als dem Engländer. Während Young nichts vor ſich hatte als die Roſetta-Inſchrift, unvollſtändig und undeutlich, erhielt Champollion ein anderes Monument, einen Obelisk von der Inſel Philae, worauf nicht allein der Name Ptolomäus mit denſelben Bildern wie auf der Roſetta-Inſchrift verzeichnet war, ſondern auch der Name einer weiblichen Perſon, wie Champollion an den Zeichen erkannte, die am Ende eines weiblichen Namens das Geſchlecht bezeichnen. Der Obelisk ſteht auf einer Baſis mit griechiſchen Inſchriften, welche eine Petition der Iſispriester zu Philae enthielt, an Ptolomäus, an Cleopatra ſeine Schweſter, und an Cleopatra ſeine Gemahlin, gerichtet. Wahrſcheinlich alſo hieß der weibliche Name neben Ptolomäus in der Bilderſchrift Cleopatra.

Die Zeichen des Namens Ptolemäus ſind von oben bekannt. Der Name Cleopatra iſt in Nro. 2 des Steindrucks abgebildet. Bey näherer Betrachtung ſah Champollion, daß der vierte, ſechste, dritte, erſte Charakter des Namens Ptolomäus an der zweyten, dritten, vierten, fünften Stelle in dem andern Namen ſtehen. Dieſe Charaktere zuſammen heißen leop, ein Theil des Namens Cleopatra, und Champollions erſte Konjektur war daher beſtätigt. Da nun in dem hieroglyphiſchen Cleopatra neun Zeichen ſtehen, und im griechiſchen gleichfalls neun, ſo war es leicht, den Werth der übrigen Bilder, nachdem vier gefunden waren, zu beſtimmen, und eilf verſchiedene Zeichen aus den Namen Ptolomäus, Cleopatra, Berenice, in ein Alphabet zuſammen zu ſtellen.

Außerdem bewies Champollion durch vielfältige Beyſpiele, daß zu dieſen phonetiſchen Hieroglyphen Bilder von Gegenſtänden gebraucht werden, deren Namen mit dem Buchſtaben anfangen, welcher bezeichnet werden ſoll. Der Laut A bezeichnet alſo einen Adler, Achom; B eine Art von Gefäß, Berbé genannt; T eine Hand, Tot u. ſ. w.

Ein fortgeſetztes Studium leitete endlich Champollion zum Ziele. Er löſte die erſte Aufgabe, und fand ein phonetiſch-hieroglyphiſches Alphabet. Beyliegende Tafel enthält in der erſten Reihe das griechiſche Alphabet, in der zweyten die entſprechenden demotiſchen oder enchoriſchen Zeichen, in der dritten die gleichbedeutenden phonetiſchen Bilderzeichen, mit den neueſten Zuſätzen von Champollion ſelbſt und von Salt. Dieſer Schlüſſel, und eine korrekte Abbildung von Hieroglyphen, die man in Zoëgas Werk (über den Gebrauch und die Bedeutung der Obelisken), und in der Description de l'Egypte findet, ſetzen den Leſer in Stand, ſich von dem Werthe dieſes Alphabets ſelbſt zu überzeugen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Vor kurzer Zeit kam Mad. Sessi hier an, und ein Konzert, in welchem diese Sängerin mit der Milder, mit Mad. Schulz und den Demoiselles Schechner und Heinefetter ein Quintett sang, gehörte zu den merkwürdigsten, die seit lange hier waren gehört worden; denn jede der Sängerinnen suchte theils durch die Frische der Stimme, durch den Glanzpunkt, wo die höhere Kunstfertigkeit die schon fliehende Jugendlichkeit ersetzt, so wie durch überwiegende Geschicklichkeit, oder kunstlos durch den reinen Klang des Tones zu siegen, und es ist schwer zu sagen, welcher von allen der Sieg gelungen sey. Doch durch die Ankunft der Dem. Müller aus Wien wurde die ununterbrochene Reihenfolge der Opern endlich einmal unterbrochen, und das Drama vermag wieder hervorzutreten. Freylich ist Isidor und Olga, worin sich Dem. Müller als Olga zum ersten Mal dem Publikum zeigte, nicht geeignet, der Oper den Sieg zu entreißen, und die Künstlerin fand ein leeres Haus. Denn Isidor und Olga, trotz der einzelnen effektvollen Scenen, und der Theaterkenntniß, mit welcher das Stück bearbeitet ist, gehört, wie wir gegen die Meynung vieler Bewunderer fest glauben, zu den mißlungensten der neuesten Literatur, und scheint uns seinen Ursprung nur von Grund aus falschen Reflexionen zu verdanken. Wenn nämlich Herr Raupach überzeugt ist, daß man dem Publikum gegenwärtige Interessen vorführen, und deßhalb auch z. B. Richard den Dritten, der jetzt einstudiert wird, ohne die Geister in der Traumscene darstellen müsse, weil kein Mensch mehr an Geister glaube, so folgt er zwar theilweise diesem Grundsatze ganz konsequent, wenn er, wie z. B. in dem Fürsten Chavansky, rein nur gemachte, nicht aus der Natur des Gegenstandes hervorgehende Kollisionen in erkünstelter Tragik darstellt, oder in seiner Raphaele den türkischen Zustand mit seinen türkischen Denkweisen vor die Anschauung bringt; denn es ist zum Theil der Charakter des neuesten Kunstgenusses überhaupt, daß wir bey der Kunstbetrachtung erkennen wollen, wie die Reflexion, das Denken über den Inhalt das Kunstwerk geboren hat. Aber dann muß dieß Reflektiren des Künstlers nicht Geburten zu Tage fördern, welche unserem ganzen übrigen Denken schlechthin widersprechen, so wie z. B. in der Raphaele, wo das Christenthum sich vor Allahs Macht schweigend und duldend in's Kloster flüchten muß, und nur Allah groß ist; denn sonst bleibt uns für den Kunstgenuß nur die Gewißheit übrig, daß der Künstler reflektirt habe, während wir das Resultat dieser Reflexionen für schlechthin irrig anerkennen müssen, oder wenn wir einsehen, daß der dargestellte Inhalt nicht des Dichters eigene Lebensansicht, sondern nur die Schilderung bestimmter, ausgedachter oder einst wirklicher Zustände sey, müssen wir den ganzen Reichthum unseres gegenwärtigen Lebens zurückdrängen, und uns mit dem formellen Genuß begnügen, die Darstellung dem vorausgesetzten Inhalt entsprechend zu finden. Am deutlichsten tritt dieß in Isidor und Olga hervor. Deßhalb sey es uns vergönnt das Stück näher zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, im August.

(Beschluß.)

Das erste Heft des Foreign Quarterly Review ist so eben erschienen. Es enthält: 1) einen langen Artikel über die Geschichte Spaniens unter der Herrschaft der Mauren, welchem das spanische Werk des Dr. Conde, und das Französische des M. de Marlès über denselben Gegenstand zum Grunde liegt; 2) über unsern Hoffmann und seine Werke, und über das Uebersinnliche in den Werken der Einbildungskraft; 3) über die Feldzüge der Franzosen von 1799 bis 1814, nach Dumas; 4) eine derbe Züchtigung des Kapitän Deville wegen seiner Lettres sur le Bengal; 5) über das italienische Trauerspiel, mit besonderer Rücksicht auf Manzoni's Werke; 6) über die französischen Kochkunstwerke; 7) über den Einfluß der Civilisation auf den öffentlichen Gesundheitsstand, nach Bernards Werk über diesen Gegenstand; 8) über Schweden und dessen Literatur, mit Berücksichtigung von Schuberts Reise und M. Ehrenströms Werk über die schwedische Literatur; 9) über die Lebensbewegung in Thieren und Pflanzen; 10) über Rigos Vorlesungen über die neugriechische Literatur; und 11) über Bottas italienische Geschichte. Nebst diesen längeren Aufsätzen findet man eine reichhaltige Sammlung vermischter literarischer Nachrichten, nebst einem Verzeichniß der vorzüglichsten in diesem Jahre auf dem Kontinent erschienenen literarischen Werke. Auch ist eine sehr reichhaltige Anzeige von den neuesten, in England erschienenen Schriften beygegeben, welche für den Leser auf dem Kontinent nützlich seyn muß und beweist, daß der hiesige Buchhandel von dieser Zeitschrift etwas Gutes erwartet. Die Gegenstände scheinen meistens gut gewählt, anziehend wegen ihrer Mannigfaltigkeit, und größtentheils umfassend geschrieben zu seyn. — In der Kritik über Hoffmanns Schriften heißt es unter andern: „Die Vorliebe der Deutschen fürs Geheimnißvolle hat eine andere Art von Werken geschaffen, welche vielleicht in keiner andern Nation oder Sprache Eingang gefunden hätte; man kann sie die phantastische Schreibart nennen, worin einer ungeregelten Einbildungskraft die wildeste und unbeschränkteste Freyheit gegeben ist, und man jede Art von Zusammenstellung, wie lächerlich oder widersinnig sie auch seyn mag, ohne Anstoß versucht und ausführt. Der phantastische Styl hat keine Fessel, außer derjenigen, welche er am Ende in der erschöpften Einbildungskraft des Verfassers findet. Er steht in demselben Verhältniß zu dem regelmäßigen Roman, in welchem die Posse oder vielmehr Pantomime zum regelmäßigen Trauerspiel oder Schauspiel steht. Physische Verwandlungen von der sonderbarsten Art werden angebracht, und durch die unzulänglichsten Mittel ausgeführt; man macht keinen Versuch die Abgeschmacktheit derselben zu mildern, oder ihre Widersprüche auszugleichen; der Leser muß es sich gefallen lassen den Purzelbäumen des Verfassers zuzusehen, wie er die Luftsprünge und widersinnigen Verwandlungen Harlekins sieht, ohne eine weitere Meynung oder einen ferneren Zweck darin zu suchen, als blos die Ueberraschung des Augenblickes. Unsere englische Strenge des Geschmacks wird wohl nicht leicht diesen wilden, phantastischen Ton in unsere eigene Literatur aufnehmen; ja vielleicht dürfte sie dieselben kaum in der Uebersetzung dulden;" u. s. w. Sonst ists sehr still hier in allen Fächern des Wissens, öffentlichen Belustigungen u. s. w., alles ist auf dem Lande, und in der Stadt wächst das Gras.

Auflösung des Räthsels in Nr. 192.
Das Ey.

Räthsel.

Wen Wasser stomm' ich her, doch auch von Erde,
Ich bringe Frost, doch Glut auch auf dem Heerde,
Ich schade stets, und nütz' auch stets dem Wein,
Leb' einen Nu, und werd auch alt wie Stein.
Auf Kugeln bin ich, nirgends sonst zu finden,
Hier löse ich auf, dort dien' ich zum Verbinden,
Hier bring' ich Unheil mit, und dort Gewinn;
Nun rathet, lieben Leute, was ich bin?

Fr. v. Elsholz.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. August 1827.

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Herzen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.
Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Und jeder hat auch seine Last.

Gellert.

Die Schenken von Paris.

(Fortsetzung.)

Die Lumpensammler.

Auf den ersten Blick scheint der Chiffonier mit seinem kleinen Hackenstock das elendeste Wesen in der Schöpfung zu seyn; durch Regen und Koth, mit Lumpen bedeckt, den Kopf bis zur Erde gebückt, wühlt er im Unrath und hackt jeden Fetzen auf, der einst zu Papier werden kann, oder, wenn er es schon ist, in verjüngter Gestalt als solches wieder auferstehen soll. Seit sich die Buchdruckerey in Frankreich so ungeheuer ausgebreitet hat, ist sein Geschäft von großer Wichtigkeit; er legt täglich den Grundstein zu jenem bewundernswürdigen Gebäude, dem Vehikel des menschlichen Wissens; er ist die emsige Biene, welche unscheinbare Elemente zu dem Stocke zusammenträgt, aus dem der Honig der Literatur fließt, den er wenigstens nicht vergiftet schilt, einmal, weil er ihn nicht kostet, und dann, weil der Handel mit demselben ihm sein Brod gibt. Unermüdlich ist sein Fleiß; hat er am Abend seinen schmutzigen Korb geleert, so wird er häufig porte-falot auf dem Platze des Palais-Royal. Findet er Niemand, der sich mit seiner rothen Laterne will nach Hause leuchten lassen, so sucht er, ob unvorsichtige junge Leute oder heimkehrende Spieler nicht etwas in der Straße verloren haben, und in der Revolution nannte man die Lumpensammler membres du comité des recherches. Er ist arm, er ist elend, aber wer wollte glauben, daß es ihm an Genüssen fehlt? Freundlich nimmt ihn mit dem vollem Korbe das warme Cabaret auf, wo er seine Kleider trocknet; in rosenfarbigem Schimmer schwebt ihm die Schenke außerhalb der Barrière, das Ziel seiner ganzen Woche, vor, und jener Chiffonier war der Sprecher seines ganzen Standes, der, als er einen Betrunkenen am Eckstein niedergesunken sah, ihn lange ernsthaft betrachtete und dann den Ausspruch that: so wird es am Sonntag mit mir aussehen (voilà comme je serai dimanche). Aber auch Fortuna hat nicht alle Thüren ihres Tempels vor ihm verschlossen, er kann reich, sehr reich werden, und als Beyspiel diene folgende wahre Geschichte:

„Ein Holländer, der nach Paris reiste, nahm Wechsel auf 100,000 Thaler mit; er läßt sich in einem Fiakre rue Copeau, Faubourg St. Marceau zu dem Manne führen, auf den seine Papiere lauten; er erkundigt sich, und ein zerlumpter Mensch, der in einem schmutzigen Hofe einen Haufen Lumpen auslas, sagt zu ihm: „Ich bin es, mein Herr, was steht zu Diensten?" Der Holländer erschrickt, das Aussehen seines Gläubigers weissagt ihm nichts Gutes, und er denkt: „der soll geschwind 100,000 Thaler honoriren können?" Der Krösus der Lumpensammler las die Unruhe auf der Stirne des Fremden und weidete sich innerlich an seiner Angst. „Aber," sprach der Holländer, „die Summe ist ziemlich stark. . . ." „Ich weiß es aus meinen Büchern," antwortete der Lumpensammler, „treten Sie ein, Sie sollen befriedigt werden." Der Fremde dachte ernstlich, es sey ein schlechter Spaß,

und wußte nicht, ob er sich auf eine enge, schmutzige Treppe wagen sollte; aber die Winke und Geberden der im Hofe arbeitenden Chiffoniers sprachen ihm Muth ein; er wagte es. Zuerst gingen sie durch eine Reihe hoher Zimmer, angefüllt mit Ballen von Lumpen. „Dieß ist meine Musterkarte," sagte der Führer, „meine Magazine sind anderswo." Je weiter sie kamen, desto reinlicher, eleganter wurden die Zimmer, am Ende waren sie prachtvoll. Der Fremde befindet sich in einem geschmackvollen Hôtel mit einem englischen Garten umgeben; ein reizendes Mädchen, die Tochter des zerlumpten Herrn, steht auf, bietet Stühle und unterhält den Holländer, während ihr Vater ein anständigeres Kleid anzieht. Dieser kommt bald mit einem Paket Bankzettel zurück und spricht: „Wenn Sie lieber spanisches oder holländisches Gold wollen, dürfen Sie es nur sagen." Der Holländer war zufrieden, man wechselte die Papiere aus und sprach von Allerley; endlich sagte der Kapitalist lächelnd: „Gestehen Sie, es war Ihnen entsetzlich bange." — „Ich kann es nicht läugnen; verzeihen Sie, als ich Sie in einem so bescheidenen Anzug . . ." — „Das ist nicht das Wort; ekelhaft wollten Sie sagen; aber was wollen Sie? Jeder hat sein Steckenpferd, und die Vorwürfe meiner Tochter wegen dieser lächerlichen Originalität vermögen nichts über meinen unüberwindlichen Hang. Ich bin im Elend geboren und trug von meiner zarten Kindheit an den Korb und den Hackenstock; eines Tages finde ich in einem Haufen Unrath einen prächtigen Schmuck; meine Ehrlichkeit wird reichlich belohnt, ich sehe mich im Stande eine Werkstätte zu eröffnen, ich suche mich zu unterrichten, spekuliere und werde mächtig reich. Wäre ich aber nicht ein Undankbarer, wollte ich die ersten Werkzeuge meines Glücks verachten? Nein," fuhr er gerührt fort, „niemals! mein erster Korb, der kleine Hackenstock, den meine schwachen Hände trugen, sollen mir ewig die theuersten Schätze seyn! Sie sollen sie sehen, hier sind sie;" er öffnete einen Schrank von Mahagoniholz; „es ist mein kostbarstes Geräthe." Der Fremde war tief gerührt, er erkannte in diesem Gemische von Dürftigkeit und Glanz, in dieser erhabenen Gesinnung, die bey Emporkömmlingen so selten ist, den Stempel einer schönen Seele, und in dem Herzen, das schon unter den Lumpen des armen Knaben geschlagen hatte, den wahren Adelsbrief."

Bey aller Achtung vor dem Gewerbe dieser niedrigsten, wenn auch nicht unnützesten Diener der Literatur, trieben mich doch die Gerüche der dampfenden Lumpen nur zu bald aus der Schenke in der Vorstadt St. Viktor, wo sich eben eine bedeutende Zahl dieser Herrn gütlich that. Die bleichen Gesichter, nur von dem Kreise geröthet, den der verderbliche Purpurtrank um ihre Lippen zog, die Lumpen, mit denen die Figuren bedeckt waren, und diejenigen, die als Früchte der heutigen Arbeit aus den kothigen Körben sahen, die düsteren Wände des halben Souterrains, alles zerfloß in düstern Tinten zu einem wahren Bilde, grau in grau gezeichnet. Ich bezahlte den unberührten Wein und hörte nur noch einen Veteran, mit einem verächtlichen Blick auf eine Gruppe raisonnirender Holzschuhmacher, zu seinem Nachbar sagen: „Kommt es solcher Kanaille zu, von Politik zu sprechen? à la bonne heure, wir! — vive la presse, quand même . . .!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Bis hieher ist man also in der Entzifferung der ägyptischen Schrift im Allgemeinen, der Bilderschrift im Besondern gekommen. Alles, was Clemens die hieroglyphische Art zu schreiben, vermittelst der Anfangsbuchstaben der Wörter, nennt, ist vollkommen nachgewiesen. Alle Namen ägyptischer Könige und Gottheiten, und griechischer und römischer Kaiser auf den Denkmälern Aegyptens können gelesen werden. Auch in der Entzifferung der demotischen Schrift sind große Fortschritte, besonders in neuester Zeit von Young, gemacht worden. Aber freylich ein Hauptzweig der Bilderschrift, der symbolische, ist noch wenig aufgehellt. Was Klaproth ganz neuerdings für die Entzifferung gethan zu haben glaubt, und gethan hat, soll weiter unten ausführlicher behandelt werden.

Das phonetische System der Aegypter kann zwar auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen oder wohl gar gänzlich bezweifelt werden. Allein jede Bedenklichkeit muß verschwinden, wenn nicht allein eine Analogie unserer Tage dafür spricht, sondern auch die Hieroglyphen sich selbst vertheidigen. Die chinesische Schriftsprache ist syllabisch und ideographisch; aber um fremde Kombinationen fremder Laute zu bezeichnen, werden diese Charaktere genau wie im Aegyptischen in phonetische Zeichen umgewandelt, d. h. sie bezeichnen nur die Anfangsbuchstaben derjenigen Worte, deren Bedeutung sie vorher repräsentirt hatten. — Ferner, die Elemente, aus denen unser jetziges phonetisches Alphabet entwickelt worden ist, sind, wie wir oben gesehen haben, keinem Zweifel unterworfen, was also daraus entwickelt worden ist, eben so wenig. Aber den gültigsten Beweis liefert die vollkommene Uebereinstimmung aller bis jetzt gewonnenen Resultate mit der Mythologie, mit der Sprache, mit der Geschichte, nicht blos Aegyptens, sondern auch Griechenlands und Roms. Ein kurzer Auszug aus den vorzüglichsten Werken über diesen Gegenstand wird darüber die genügenden Aufschlüsse geben.

Als das phonetische Alphabet gefunden war, unternahm Champollion die Namen an den Gebäuden und Denkmälern Aegyptens zu entziffern. Die Resultate seiner Untersuchungen, die griechische und römische Periode der ägyp-

tiſchen Geſchichte betreffend, machte er in einem Briefe an Herrn Dacier bekannt *). Dieſer enthält die Erklärung der Inſchriften auf den Denkmälern von Dendera, Theben, Esneh, Edfou, Ombos und Philae.

Die Namen aus der griechiſchen Periode, die in denſelben gefunden werden, ſind: Alexander der Große, einmal; Ptolomäus mit der ideographiſchen Legende: Ewiglebend, Geliebter des Phtha, oder Geliebter der Iſis, vielmal; Berenice, einmal; Kleopatra; Ptolomäus, genannt Alexander, zweymal; endlich ein anderer Ptolomäus, der Sohn Cäſars und der Kleopatra, Cäſarion, hier Neocäſar genannt, mit den ideographiſchen Symbolen: Ewiglebend, und dem phonetiſch geſchriebenen Titel: Geliebter der Iſis.

Aus der römiſchen Periode lieſt man folgende Namen: den Titel Autocrator ohne Beynamen, dabey ideographiſch; Ewiglebend, von Phtha geliebt, von der Iſis geliebt, auf den Gebäuden von Philae, Dendera ꝛc.; Cäſar, eben ſo wie der vorige betitelt; Auguſtus Autokrator, Ewiglebend, Geliebter der Iſis; Tiberius Autokrator, Ewiglebend; Autokrator Cäſar Domitianus Germanikus, dabey ideographiſch: Ewiglebend. Neben einer Abbildung Trajans, wie er vor dem Bilde der Iſis betet: Autokrator Cäſar Trajanus, und auf demſelben Gebäude, es iſt das öſtliche auf Philae, Cäſar, der ewige Sohn der Iſis; Germanikus Cäſar, Cäſar Trajanus, dabey ideographiſch: Ewiglebend; Autokrator Trajan, ideographiſch: Ewiglebend; endlich Autokrator Cäſar Nerva Trajan, Germanikus, Dacicus; Autokrator Cäſar Antoninus, Ewiglebend (ideographiſch).

Dieſe Namenliſte aus der griechiſchen und römiſchen Periode bereicherte Salt **) mit den neuen Namen: Philipp, Vater Alexanders, auf einem Denkmal von Karnack; auf demſelben: Alexander, daneben Mai-Amun, der Geliebte Ammons.

Aus der römiſchen Periode, Nero, Kommodus, Hadrian, Antoninus, und Markus Antoninus, Auguſtus, Imperator Cäſar.

Eine Konjektur Salts, daß phonetiſche Hieroglyphen ſchon lange vor der griechiſch-ägyptiſchen Periode im Gebrauch müſſen geweſen ſeyn, beſtätigte ſich vollkommen. Er las auf der Inſel Abydos den Namen Sabako, oder Sabakophi, mit der Endung des Namens Amenophi, der anderwärts vorkommt; auf einem Denkmal aus Medinet-Habu den Namen Tiraka, wahrſcheinlich der äthiopiſche König Tirhaka, im zweyten Buche der Könige (Kap. 19. V. 9.), und auf dem großen Tempel zu Karnak den Namen Pſammetik, welcher auch auf andern Denkmälern gefunden wird, ſo daß 700 Jahre v. Chr. ſchon phonetiſche Hieroglyphen ſcheinen geſchrieben worden zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Lettre à M. Dacier, Secrétaire perpetuel de l'Académie des belles Lettres, relative à l'alphabet des Hieroglyphes Phonetiques etc. Par. M Champollion le Jeune. Paris 1822.

**) Essay on Dr. Young's and M. Champollion's Phonetic System of Hieroglyphics, with some additionel Discoveries etc. by H. Salt, Esq. London, Longman 1825. 8.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Fortſetzung.)

Jeder, der Iſidor und Olga kennt, wird zugeſtehen, daß der Boden, auf welchem ſich das Drama bewegt, das Verhältniß der Herrſchaft und Knechtſchaft ſey. Dieß Verhältniß iſt unſerem Geiſte, unſerem politiſchen, moraliſchen und religiöſen Leben ſo fremd, daß wir es nur ertragen können, wenn es als ungerecht, der Natur des Staats und der Sittlichkeit auf jede Weiſe zuwider, und nur für Barbaren gültig dargeſtellt wird. Und dieß hat denn Herr Raupach einerſeits auch gethan; ſowohl Iſidor als auch Olga ſind von der Nichtigkeit und Wahrheitloſigkeit dieſes Verhältniſſes feſt überzeugt, ihnen gilt in ihrer modernen Bildung der Menſch nicht als was er geboren iſt, ſondern als das, wozu er ſich durch eigene Energie gemacht hat. Aber ſie ſind in dieß Verhältniß der Freyheit und Leibeigenſchaft hineingeworfen, und weil es exiſtirt, geben ſie an der zufälligen Macht dieſer Exiſtenz unter; wollten ſie ihre Wünſche nicht gerade in Rußland ins Leben treten laſſen, lebten ſie in einem andern Lande, ſo ſtände ihrem höchſten Glücke nichts entgegen. Hier iſt nun die falſche Reflexion die, ſolch ſchmählichem Zuſtande, wie der dargeſtellte der Knechtſchaft, darum, weil er irgendwo beſtanden hat und beſteht, ein unumſtößliches Recht zu verleihen, und dieſes Recht auf die gleiche Stufe mit dem entgegengeſetzten göttlichen und menſchlichen Geſetze zu ſtellen, das alle Menſchen für frey erklärt. Sowohl Oſſip als alle übrige Leibeigenen ſtehen in dem Glauben, die Sklaverey ſey göttliches Recht, und gegen dieß Gottesurtheil, das ſchon bey der Geburt über den Leibeigenen ausgeſprochen ſey, dürfe keine Appellation an den höchſten Richter gelten; wer Sklave geboren ſey, müſſe Sklave bleiben. Und dieß ſcheint nicht nur der Sklaven, ſondern Herrn Raupachs eigene Meynung zu ſeyn, denn ſonſt dürfte er weder Iſidor unterliegen laſſen, noch Olga ins Unglück ſtürzen. Denn Herr Raupach ſucht alles hervor, um klar zu machen, daß Iſidor ganz vernünftig handle, wenn er von Olgas Liebe nicht ablaſſen wolle, und daß der Fürſt ein verliebter Barbar ſey; dennoch aber verleiht er dieſem Barbaren, den beſtehenden Verhältniſſen nach, ſolches Recht, ſolche Gewalt, daß er Iſidors Glück zu zertrümmern im Stande iſt. Dadurch zeigt er entweder, daß er dem beſtehenden Verhältniß der Sklaverey Gültigkeit zuſchreibt, und nur den ſchändlichen Gebrauch des Herrenrechts verdammt, wenn es willkürlich, und nur um der Leidenſchaft zu fröhnen, den Sklaven zu Grunde richtet, oder er will uns darſtellen, welche Kollisionen hervorkommen können, wenn barbariſche politiſche Zuſtände noch durch ihr Beſtehen gelten während die höheren Forderungen und Wünſche einer weiteren Bildung in ſie einbrechen, und mit ihr in Kampf und Widerſpruch gerathen. In beyden Fällen müſſen wir Herrn Raupach nach Nordoſten hin verweiſen, und den Wunſch hegen, er möge ähnliche Tragödien für Sibirien, aber nicht für Deutſchland ſchreiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, 23. Juli.

In der Kommerzschule wurde neulich eine öffentliche Sitzung veranstaltet, um dem Publikum Rechenschaft über den Zustand dieses Instituts abzulegen. Solche öffentliche Sitzungen sind es, welche in dem großen Paris die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine nützliche Anstalt lenken und heften. Von der Kommerzschule habe ich schon im vorigen Jahre gesprochen; seitdem hat diese Anstalt, die schon lange ein wahres Bedürfniß für diese Hauptstadt war, guten Fortgang gehabt. Chaptal, welcher dießmal den Vorsitz bey der öffentlichen Versammlung hatte, bemerkte in seiner Rede, Paris habe schon längst Tanz-, Musik-, Zeichnungs-, Kriegsschulen u. s. w. besessen, allein eine Kommerzschule habe immer noch gefehlt, und dieß sey die erste derartige Anstalt. Zu verwundern ist es in der That, wie man so lange den alten Schlendrian befolgt, und alle jungen Leute in die Kollegien, Gymnasien oder Lyzeen geschickt hat, gleichviel, ob der darin ertheilte Unterricht ihnen im künftigen Leben von irgend einem Nutzen seyn konnte oder nicht. Die Regierung kümmerte sich wenig um den Unterricht für den Handelsstand, der ganz unabhängig von ihr lebt, und der Handelsstand dachte auch nicht daran, daß man eine Anstalt errichten könne, worin der Unterricht einzig für diesen Stand berechnet sey. Das Bedürfniß hat endlich hervorgebracht, was Vorsicht und Nachdenken nicht zu Wege gebracht hatten. Einige reiche Handelshäuser in Paris haben ihre Unterstützung beym Anlegen einer Handelsschule angeboten. Es hat sich Jemand gefunden zur Leitung des Instituts, und so besteht dasselbe nun bereits seit einigen Jahren. Der erste Unternehmer desselben hat zwar eine Art von Fallissement erlitten, und es schien mit der Anstalt zu Ende zu gehen. Allein sein Nachfolger hat die Ordnung wieder hergestellt, und jezt scheint das Institut in ziemlich blühendem Zustande zu seyn. Es enthält über 100 Jünglinge aus Frankreich, Spanien, Amerika u. s. w., die hier alle zum Handel erforderlichen Kenntnisse erhalten, sich in den lebenden Sprachen üben (sogar ein Professor der orientalischen Sprachen ist da), Handels- und Wechselgeschäfte im Kleinen treiben, die Börse täglich besuchen u. s. w. Chemie und andere, dem Handel nützliche Wissenschaften werden auch vorgetragen, und so scheint die Anstalt ganz zweckmäßig eingerichtet zu seyn. Es ist kein Leichtes, so viele, bereits erwachsene Jünglinge in Zucht zu halten, und es mag mit der, schwer ins Werk zu setzenden Aufsicht nicht immer am besten bestellt seyn; indessen thut man doch viel um Unordnung zu vermeiden, und die Jünglinge nicht allzusehr in Paris herumschwärmen zu lassen. Ein aus angesehenen Handelsleuten und Gelehrten bestehendes Komité führt den prunkenden Titel: conseil de perfectionnement de l'École de commerce; dieser Rath beschränkt sich aber wohl nur auf eine unbedeutende Uebersicht des Zustandes der Schule, und versammelt sich wahrscheinlich nur, um den öffentlichen Sitzungen beyzuwohnen, und dem Institute durch das Ansehen der Namen seiner Mitglieder einiges Gewicht zu geben. Er beweist dem Publikum wenigstens, daß sich ehrenwerthe Männer der Anstalt annehmen, und sie für etwas Nützliches ansehen. In der ersten Zeit hatte sich die Regierung um dieses Privatunternehmen nicht bekümmert. Da indessen bey den öffentlichen Sitzungen derselben sehr freysinnige Reden gehalten werden, wie dieß von dem ganz unabhängig lebenden Handelsstande zu erwarten ist, so ist sie aufmerksam geworden, und vor Kurzem hat sie die Kommerzschule der Oberaufsicht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts oder der sogenannten Université untergeben. Das Wohl der Schule wird das Ministerium wohl nicht befördern, denn für solche Anstalten hat es gar keinen Sinn, und ist auch dem Handel nicht hold genug, um mit Vergnügen das Aufblühen einer Handelsschule zu fördern; dieß verlangt nun auch Niemand von ihm; das Einzige was man wünscht ist, daß die ihrem Schlendrian folgende Université wenigstens der Ausbildung des Instituts keine Hindernisse in den Weg legen, noch sie mit abgeschmackten Verordnungen quälen, und zum Rückwärtsschreiten nöthigen möge, denn dieß würde bald den Untergang derselben nach sich ziehen. Bey der öffentlichen Sitzung hielt einer der Professoren, Blanqui, eine Rede, worin er den industriellen Zustand Englands, Frankreichs und Spaniens vergleichungsweise darstellte. Blanqui hat seine Reise nach England beschrieben, und im vorigen Jahre ließ er auch die Beschreibung seiner kurzen Reise nach Spanien erscheinen. Bekanntlich war seine Absicht, in Spanien den Zustand des Gewerbfleißes zu studiren, wie er in England gethan hatte; der Bankier Lafitte scheint ihm dazu die Mittel verschafft, und ihn zu dem Behufe an seine Handelskorrespondenten in Spanien gewiesen zu haben. Allein als Blanqui in Madrid ankam, wußte die Polizey schon, weßhalb er hinkomme und was er in Spanien suche, und gleich den stolzen Leuten, welche nicht gern haben, daß man die in ihrem Hause herrschende Armuth näher besehen möge, befahl sie ihm, sogleich die Hauptstadt zu verlassen, und verhinderte ihn auch weiter in Spanien vorzudringen. Er hat in seiner Reisebeschreibung seine sonderbare Unterredung mit der Polizey mitgetheilt, und sich an dieser Polizey durch eine getreue Darstellung des häßlichen Zustandes von Spanien völlig gerächt. Die spanische Polizey hätte bedenken sollen, daß in Frankreich die Presse frey ist, und daß ein so unsinnigerweise weggewiesener Reisender nicht ermangeln werde, dem Publikum haarklein zu erzählen, wie man in Spanien die Reisenden behandelt, welche sich nach dem staatswirthschaftlichen Zustand des Landes erkundigen. Die Rede, welche Blanqui bey der öffentlichen Sitzung in der Kommerzschule hielt, die im Journal de Commerce ganz abgedruckt steht, auch von andern freysinnigen Blättern auszugsweise mitgetheilt worden ist, war gleichsam ein Nachtrag zu seiner Reisebeschreibung. Es ist wahrlich ein wenig lieblos, Spanien mit Frankreich und England zu vergleichen; denn das ist gerade, als ob man, um das Elend eines Bettlers und Verschwenders in ein helles Licht zu stellen, ihn neben den reichsten und angesehensten Bürger einer Stadt setzte. Einerseits sagte er, was England und Frankreich Nützliches und Schönes besitze, und wie Vieles in diesen beyden Reichen geschieht, um die Wohlfahrt der Einwohner zu befördern, und dagegen führt er an, was in Spanien mangelt, und wie sich hier negativ vorfindet, was die andern positiv haben. Einerseits Fabriken, anderseits Klöster; hier Handelskompagnien, dort Brüderschaften; einerseits Preßfreyheit, Einsicht, Aufklärung, anderseits Andachtsbücher statt allen Buchhandels, Unwissenheit, Faulheit. Blanqui hätte hinzusetzen können, daß jezt in Frankreich mehr spanische Bücher gedruckt werden als vielleicht in Spanien selbst, und daß nicht das Mutterland, sondern Frankreich und England die weiland spanischen Länder in Amerika mit gedruckten Sachen versehen. Indessen darf man sich doch den Zustand Frankreichs in gegenwärtigem Augenblicke nicht allzu glänzend vorstellen; denn es hinkt an manchen Orten. Landleute klagen, Kaufleute murren, und Fabrikanten sind unzufrieden, und erst vor wenigen Wochen hat man den sonderbaren Zufall erlebt, daß ein Reichsmarschall, der im vorigen Jahre bey der Kaiserkrönung zu Moskau als französischer Gesandter glänzende Feste gab, beynahe fallirt hätte wegen verfehlter Fabrikspekulationen, und daß seine Frau, um das ihrige zu retten, eine Güterscheidung vor den Gerichten bewirkte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. August 1827.

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn;
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Schiller.

Die Vorurtheile.

Novelle von Georg Döring.

I.

Es war ein düsterer und stürmischer Sommerabend, an dem zwey junge Männer am Ufer der wildströmenden Maira zusammen trafen und dann vereint ihrem Wohnorte, dem reichen Flecken Plurs im Graubündnerlande, zuschritten. Der eine von ihnen, Ambrosio Crusca, kam das Innthal herauf aus dem Tyrolerlande, der andere, Leo Tanni, über den Berg Septimer von der Stadt Tusis her, wo er Zeuge schrecklicher Auftritte gewesen war. Sie besaßen Beyde ansehnliche Seidenfabriken in dem obengenannten Handelsorte, sie genossen Beyde der Achtung ihrer Mitbürger, und wenn die Jungfrauen zusammensaßen im traulichen Kreise, dann wurde wohl von mancher schönen Lippe der Name des einen oder des andern in einer Weise genannt, welche den besondern Antheil der Sprechenden an den Besprochenen an den Tag legte.

Nachdem die beyden Männer sich wechselseitig, aber kurz und nicht in der traulichen Weise begrüßt hatten, die wohl bey dieser zufälligen Begegnung zu erwarten gewesen wäre, schien keiner von ihnen geneigt, weiter mit dem andern ein Gespräch anzuknüpfen, und Beyde hüllten sich tiefer in ihre Mäntel, als sollten diese nicht allein zur Schutzwehr gegen das Wetter, sondern auch gegen die Annäherung des Nebenmannes dienen. Die Mairaschlucht, in der sie hinabstiegen, verengerte sich und machte eine Wendung, so daß der Sturm, der sie bisher durchbraust hatte, mit einem Male schwieg und nur noch das Rauschen der niederschäumenden Wellen hörbar war. Oft sahen sich die beyden Wanderer genöthigt, da wo der Pfad auf der einen Seite von hervortretenden Felsen, auf der andern von dem Abgrunde, in welchem der Strom tose, eingeengt wurde, hintereinander herzugehen, und immer war es dann Ambrosio Crusca, der, stehen bleibend und harrend, seinem Begleiter den Vortritt ließ.

Dieser letztere unterbrach endlich, nachdem sie Stundenlang, ohne ein Wort zu reden, ihre Wanderung fortgesetzt hatten, dieses peinliche Schweigen und sprach mit sanfter, fast schwermüthiger Stimme:

„Ihr kommt herauf aus den kaiserlichen Landen, wo Ihr, wie ich hoffe, gute Handelsgeschäfte gemacht habt. Was bringt Ihr Neues von dort mit, Ambrosio? Der Segen des Friedens beglückt das weite Reich, und die Gewerbe müssen dort herrlich blühen, wie es immer da ist, wo Zwietracht und Raubsucht nicht den Verkehr mit den Nachbarn hemmen und stören."

Er hatte die letzten Worte mit einem Seufzer begleitet, als gedenke er hierbey einer Gegend, die in diesem Augenblick unter der Geißel der Uneinigkeit und blutiger Zerwürfnisse litt.

„Der Segen des Friedens beglücke das Reich?" fragte der andere hart und höhnisch. „Freylich könnte das seyn," fuhr er dann bitter fort, „wenn nicht alle Bande, welche

seit einem Jahrtausend die Christenheit in Liebe und Einigkeit einander nahe gehalten, durch die dreiste Empörung eines Einzelnen, der so viele Andere in den tollen Strudel mit hinschwindelte, zerrissen worden wären. Der Mann ist nun schon lange todt und hat die Strafe für sein zerstörendes Werk von dem empfangen, der uns Alle richtet. Aber die Saat, welche er ausgestreut, ist giftig aufgegangen und drängt sich scheidend zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Bruder. Das kann auch nicht anders seyn bey einer Sache, welche aus Haß gegen den Stellvertreter Gottes auf Erden und gegen den ächten christlichen Glauben entstanden ist. Euresgleichen, Leo Tanni, haben umgestürzt, was für das Heiligste galt auf Erden, und die Gewissen gelöst zum Abfalle davon, so daß nun die Sünde gegen Gott und gegen die Kirche für keine gilt bey euch und Alles erlaubt ist, wonach es den sündig Gebornen gelüstet."

„Ich kenne Eure Gesinnungen, Crusca," erwiederte, ohne aus seinem ruhigen Tone zu fallen, Leo, „und das Vergnügen, das Ihr daran findet, Alles, was den evangelischen Glauben, zu dem auch ich mich bekenne, angeht, in einem schwarzen Lichte zu sehen. Aber das ist mir gleichgültig. Ich bin mit mir selbst im Reinen, und mehr brauche ich nicht."

„Toller Hochmuth, der diese Verstockung begleitet!" sagte Ambrosio ingrimmig für sich hin. „Sie sind sich selbst genug, diese Sünder, und denken nicht daran, daß sie ohne Beichte und Absolution geradezu in die Hölle fahren."

„Meinetwegen wird Eure Besorgniß wohl nicht groß seyn!" versetzte lächelnd Tanni. „Aber wir kommen von dem Hauptgegenstand unsers Gespräches ab. Auf welches neue Schreckensereigniß zielten Eure Worte? Oder bergen sie vielleicht ein Geheimniß, das mir nicht enthüllt werden darf?"

„O nein!" hohnlachte Crusca; „Ihr und die ganze Welt könnt es hören und Euch daran ergötzen, oder darüber fluchen, oder auch jammern, wie es Jeder für gut findet. Ein angenehmes Triumphgefühl wird sich vielleicht Eurer bemächtigen, wenn Ihr die hohe That Eurer Glaubensbrüder vernehmt; aber es ist noch nicht Alles am Ende und viel Blut dürfte noch fließen, ehe Ihr im Ernst und in Wahrheit Viktoria rufen könnt. Wißt denn: zu Prag im Böhmerlande waren kaiserliche Abgeordnete eingetroffen, um den Zwiespalt zwischen den Rechtgläubigen und den Abtrünnigen in Frieden zu schlichten. Aber die Eurigen machten die Sache kürzer ab, warfen die Gesandten durchs Fenster, vertrieben die gesalbten Diener der Kirche und brachten ein Kriegsheer auf, mit dem sie nun das Land verwüsten, und sengen und brennen gleich Räubern und Mördern. Nicht wahr, das klingt lieblich in Euer Ohr? So weiß man jezt die Altgläubigen rasch aus dem Wege zu schaffen und auf dem blutgedüngten Boden errichten dann die Neuerer den ketzerischen Baalstempel, den sie mit ihren Gotteslästerungen zu erfüllen gedenken."

„Sprecht minder hart zu mir, Ambrosio," entwortete Leo, „denn Ihr kennt mich genug, um zu wissen, daß ich solche Ausschweifungen nicht billige. Aber," sprach er seufzend weiter, „zeigt uns nicht die Geschichte unzählige Beyspiele, wie das Edelste und Höchste in der Hand Irrender und Wahnsinniger verderblich geworden ist und blutigen Haß statt liebevoller Vereinigung hervorgebracht hat? Ach, und welchen Zwang, welche Beschränkung in der Uebung ihrer gottesdienstlichen Handlungen haben nicht jene vielleicht, die Ihr Räubern und Mördern gleichstellt, mit Geduld und Ergebung erlitten, ehe sie zur Verzweiflung gedrängt, zur Empörung aufgerufen, nach den Waffen gegriffen, um das Recht der Gedankenfreyheit zu vertheidigen!"

„Was Ihr nicht sagt!" fiel Crusca spöttisch seinem Begleiter, der noch weiter sprechen wollte, in die Rede. „Nach solchen Grundsätzen gäbe es freylich keine Verbrechen mehr, denn jeder Frevler dürfte sich ja nur einbilden, durch sein Schicksal zum Bösethun gedrängt zu seyn, um nicht nur vor seinem Gewissen, sondern auch vor den Augen der Welt ohne Flecken dazustehen. Dann freylich ist alle Religion überflüssig, und Ihr mit Euern Glaubensgenossen braucht keine andere Richtschnur Eurer Handlungen anzuerkennen, als das Verlangen nach dem, was Euch eben lieblich dünkt und nützlich, was Euch erfreut und bereichert und Eure Gegner an Ehre, Vermögen und Leben beschädigt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Zu den phonetischen Charakteren selbst setzte Salt über zwanzig neue Zeichen und behauptete, daß der Gebrauch des phonetischen Alphabets nicht auf die Namen der Gottheiten, Könige und heiligen Orte beschränkt sey; eine Bemerkung, die zu der Zeit, als sie gemacht wurde, bereits von Champollion, ohne daß Salt davon wußte, bewiesen war in seinem Précis du Système Hieroglyphique *), einem Werke, das in mehr als einer Hinsicht von dem höchsten Interesse ist. Es gibt nicht allein eine klare und gedrängte Uebersicht der frühern Resultate, sondern enthält auch einen Reichthum von wichtigen Untersuchungen über

*) Der vollständige Titel ist: Précis du Système Hieroglyphique des anciens Aegyptiens, ou recherches sur les élémens premiers de cette écriture sacrée, sur leur diverses combinaisons, et sur les rapports de ce système avec les autres methodes graphiques Aegyptiennes. Par Champ. le Jeune. Paris 1824.

alle Schriftarten Aegyptens und über Zweige der alten Geschichte, über die bis dahin nur gezweifelt oder gerathen worden war. Was Champollion in diesem Werke beweisen will, ist in der Hauptsache folgendes:

1. Das phonetisch-hieroglyphische Alphabet ist anwendbar auf die Königsnamen jeder Periode der ägyptischen Geschichte.

2. Das phonetische System ist der einzige wahre Schlüssel zur Entzifferung der ganzen übrigen Bilderschrift.

3. Die Aegypter haben dasselbe nicht allein angewendet, um Namen von Individuen jeder Zeit und jedes Standes, sondern auch von Begriffen zu bezeichnen.

4. Alle hieroglyphischen Inschriften enthalten theilweise alphabetische Hieroglyphen.

5. Es sind verschiedene Gattungen von Charakteren, welche zur Bilderschrift gehören.

Nachdem jeder dieser Sätze bewiesen ist, versucht es der Verfasser von ihnen eine allgemeine Theorie der Schriftarten Aegyptens zu abstrahiren. Ein Versuch, der, bey der mangelhaften Kenntniß der symbolischen Zeichen, fast zu frühzeitig unternommen zu seyn scheint.

Ohne auf den polemischen Theil, welcher höchst ungerecht mit Young über die Priorität der Entdeckung rechtet, einzugehen, begnügen wir uns, einen kurzen Auszug von dem zu geben, was diese Schrift über den Gebrauch phonetischer Hieroglyphen zur Bezeichnung von Wörtern, grammatischer Formen und Götternamen, und über ihr Alter enthält.

Die phonetischen Hieroglyphen, sagt Champollion, sind nicht allein gebraucht worden, um einheimische und fremde Namen zu schreiben, sondern auch um eigentliche Wörter darzustellen, und besonders um die Endungen grammatischer Formen zu bezeichnen. Beyde Arten phonetische Bilder zu gebrauchen finden sich auf allen Denkmälern.

Zu der ersten Art gehören die Bildergruppen, welche Sohn, Tochter, Kind, Nachkommen, Vater, Mutter, Schwester, König, Ort bezeichnen. Z. B. ein Geyer, m, und ein anderer Charakter, soviel als ou, also phonetisch gelesen mou, ist die Bildergruppe, welche Mutter bezeichnet, gleichlautend dem koptischen meon, maou oder mau, Mutter, bey Plutarch, mit dem angehängten ägyptischen Artikel t, mont angegeben. Eine Eule, m, und eine ausgestreckte Hand, a, also ma, bezeichnet das koptische ma, Ort, Platz, τόπος.

Zur zweyten Art, phonetische Hieroglyphen anzuwenden, gehören die phonetischen Zeichen für Geschlecht, Zahl, Person und Zeit der Nennwörter und Zeitwörter. Z. B. um das weibliche Geschlecht eines Nennwortes anzugeben, wird ein Halbkreis (⊂), das Zeichen für t, beygegeben. Dasselbe findet sich im Koptischen wieder, T ist der Artikel weiblichen Geschlechts, als: mon, Mutter, tmon, die Mutter, sen, Schwester, tsen, die Schwester u. s. w. Um ferner in der Bildersprache ein Nennwort adjektivisch brauchen zu können, wird eine Vase, n, und der Halbkreis, t, also nt, hinzugesezt. Eben so werden im Koptischen Adjektiva aus Substantiven gebildet, wenn man zu den Nennwörtern das Fürwort nt, welcher (qui), sezt. Auf gleiche Art werden der Plural und Dual, die Zeiten und der Genitiv ausgedrückt. Es ist also leicht erklärlich, wie Champollion behaupten kann, daß ein grosser Theil aller Bilderschrift auf alten Denkmälern phonetisch zu entziffern sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

1. Ich liebe dich.

Traurig wandelt' ich im Walde,
Harmvoll auf den grünen Auen,
Pflückt Vergißmeinnicht zum Strauße,
Rief in Thränen diese Worte:
Nicht vergiß mein, du Geliebter,
Nicht vergiß mein, traute Seele!
Freund! vergilt mir meine Liebe,
Nicht vergilt sie mit Geschenken!
Ach, was soll dein Gold mir helfen,
Was sind Perlen, was Geschmeide?
Du vergilt mit süßen Worten,
An dein treues Herz mich drückend,
Sprich: ich lieb' dich, traute Seele!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Wollen wir uns für den Inhalt interessiren, so können wir über die Gewaltthätigkeiten der Macht nur empört werden, und über den rechtlosen Untergang der übler Berechtigten nur bedauernd die Achseln zucken. Indignation und Achselzucken aber sind nicht die Gefühle, die ein ächtes Kunstwerk erwecken soll. Zurückstoßender nun wird die Herrensucht und Leibeigensucht in unserem Stücke noch durch die Motive, welche das Feuer des Widerstreits anfachen: die Maßlosigkeit nämlich einer wilden Liebe, und die Niederträchtigkeit einer schändlichen Rachsucht. Der Vater des Fürsten hatte dem Ossip seine Geliebte geraubt, einem Stallknecht verheirathet, und sie dadurch ins Grab gestürzt, alles weil er meynte, sein Mährchenerzähler und Narr Ossip werde als Gatte weniger Narrenstreiche begehen, und die geläufige Zunge verlieren. In der inneren Empörung nun, daß der alte Fürst als Herr über den von Gott selbst Verworfenen Recht zu solchen Gewaltthätigkeiten gehabt habe, kann sich dies niedrige Gemüth nicht anders befriedigen, als wenn es nun auch das Glück jedes andern Leibeigenen zu zerstören

droht. Zugleich aber im Gefühl, das tiefste Unrecht erlitten zu haben, will es die ganze Herrscherfamilie meuchlings verderben, und richtet deßhalb durch seine Rathschläge sowohl den Fürsten als auch Isidor und Olga zu Grunde. Diese Gestalt beweist am deutlichsten die Erbärmlichkeit des dargestellten Zustandes, weil sie eben aus dem Widerspruch handelt, den er enthält, nämlich die Sklaverey für eben so gültig, als das gegen sie revoltirende Selbstgefühl anzuerkennen. Widerwärtig aber wird der Knecht, weil das Unrecht, das ihm geschehen ist, außer dem Stück liegt, und durch Personen begangen ist, die schon im Grabe modern, so daß seine Rache die trifft, welche nichts verschuldet haben, während er zum Ekel oft von seiner Liebe schwatzt, zu welcher wir solch feiles Sklavengemüth auf keine Weise fähig halten können. Und gerade dieser Malefikant erreicht seinen Zweck, indem er gleichsam das Prinzip beyder Zustände in sich vereinigen, und aus diesem Prinzip das Ganze bewegen soll. Aber eben dieses Prinzip ist falsch und niedrig. Auch der Fürst spielt eine schlechte Rolle; denn seiner sklavischen blinden Leidenschaft, in so fern er selber nichts als nur diese eine Leidenschaft in sich fühlt, fehlt es an Tiefe und innerlicher Kraft, und sie bringt daher eine desto unangenehmere Wirkung hervor, je weniger Olga sein Gefühl erwiedert. Olga aber gehört zu den schon früher von Herrn Raupach aufgestellten weiblichen Charakteren, welche, jener maßlosen, orientalischen Wildheit männlicher Barbarey gegenüber, nicht etwa die Kraft in sich fühlen ihre eigenen Wünsche durchzusetzen, sondern nur dahin kommen, sich weitlos hinzuopfern, alle Wünsche in sich zu ersticken, und, indem sie auf Erden sehnsüchtig nur an den Himmel denken, durch diese in sich verschwebende, blasse, stille, nervenschwache Frömmigkeit zu rühren versuchen. Den Ton, den Blick, die Miene dieser Frömmigkeit und Prüderie, welche den Geliebten nur immer „Freund" nennt, wußte Dem. Müller aufs Meisterhafteste zu treffen. Dieser Freund, Isidor, in Italien Maler, in Rußland plötzlich Leibeigener, Bedienter, Gefangener und Freygelassener, hat von Herrn Raupach gerade so viel Bildung erhalten, um die Knechtschaft für unerträglich, und sich des Höchsten und Besten würdig zu halten, und gerade so wenig, um im Mangel innerer Ruhe und Selbstgewißheit dahin gebracht zu werden, wohin die Gewaltthätigkeit ihn führen will, nämlich zur unmächtigen Wuth und unverständigen Selbstvergessenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 23. Juli.

(Beschluß.)

Die großen Bauten in Paris sind in Stocken gerathen, und die nach einem großen Plane angelegten neuen Stadtreviere sehen erbärmlich aus; denn hie und da steht ein neues Haus, das vergebens seine Nachbarn erwartet. Die Häuser bleiben einsam stehen, wie mitten in einer Wüste, als traurige Denkmäler einer Zeit, da man Großes im Sinne führte, und keinen Zweifel in das Gelingen ungeheurer Bauoperationen setzte. Die Bauunternehmer sind zum Theil bankerott geworden, zum Theil haben sie, um doch etwas zu retten, das Angefangene schnell verkaufen müssen. Nur der Herzog v. Orleans baut kühn, und verschönert das Palais royal, das eigentlich nie fertig geworden war, und sich jetzt allmählich seiner Vollendung nahet. Eine Seite des ungeheuren Vierecks war nämlich nicht gebaut worden, und man hatte statt des vierten Bogenganges zwey bedeckte Gänge mit hölzernen Buden angelegt, worin besonders Modehändlerinnen und Buchhändler ihre Waaren zur Schau stellten. Dieser hölzerne Theil des Palais royal war häßlich anzusehen, aber nicht so häßlich war das Einkommen desselben, denn es beläuft sich auf 100,000 Franken, einige behaupten auf 200,000. Dieß war eine der besten Revenüen von der Welt, denn die Unterhaltung der hölzernen Buden kostete fast gar nichts, und der Gewinn war rein und baar. Daher kam es denn auch, daß man die Buden immer stehen ließ, obschon Jedermann eingestand, daß sie das Palais royal verunstalteten, so wie man alte Mißbräuche beybehält, wenn sie diesem oder jenem Stande ein Tüchtiges einbringen. Jetzt aber sollen die Baracken doch endlich fortgeschafft, und statt derselben ein Säulengang errichtet werden, unter welchem Buden in größerem Style angebracht werden sollen, die der Herzog wahrscheinlich sehr theuer vermiethen wird; und über dem Säulengange wird eine Terrasse angebracht, auf welcher er einher spazieren kann. Kein orientalischer Fürst besitzt einen Bazar wie der Herzog von Orleans einen an seinem Palais royal besitzt. Dieß Palais royal, in welchem sich Hunderte von Menschen auf die mannigfaltigste Weise ernähren oder zu Grunde richten, bringt dem Besitzer mehr ein als ein Fürstenthum. Die neue Gallerie, deren Bau nun beginnt, wird zwar mit den drey übrigen nicht übereinstimmen; allein sie wird sich doch wenigstens hundert Mal besser ausnehmen als die hölzerne Budenreihe, die einem russischen Kaufhofe nicht unähnlich sah. Vor der Hand vertreiben aber die neuen Bauten eine Menge Kaufleute aus dem Palais royal; sie flüchten sich zum Theile in die neuen Passagen, die man in der Umgegend des Palais royal mit vieler Pracht angelegt hat, die aber auch theilweise, wegen des Stockens des Handels, leer bleiben; denn wo sollen Kaufleute, die keinen Absatz für ihre Waaren finden, das Geld hernehmen, um die Miethe so kostbar eingerichteter Buden zu bezahlen? Indessen bereitet man doch jetzt dem Publikum wieder das Schauspiel einer öffentlichen Ausstellung der Produkte des französischen Gewerbfleißes vor. Wenn es auch in einigen Zweigen steckt, so schreitet der Gewerbfleiß doch nichts destoweniger vorwärts, und sicher wird sich bey dem Glanze der ausgestellten Waaren keine Spur von dem leidenden Zustande des Handels und der Gewerbe kundgeben. Einige merkwürdige Resultate sollen sich jedoch, wie man behauptet, bey dieser Ausstellung ergeben; so z. B. hat ein Fabrikant Proben von dem feinsten Zucker, den er aus Runkelrüben verfertigt, eingeschickt. Er versicherte, er habe einige tausend Pfund fabrizirt, und er könne das Pfund zu achtzehn oder neunzehn Sous liefern. Man setzt noch Zweifel in seine Versicherung, und man hat die Belege dazu von ihm gefordert, falls er auf eine der Belohnungen bey der Ausstellung Anspruch macht. Bestätigen die Belege seine Aussage, so würde dieß eine große Aufmunterung für den Landbau werden; des Korns wird so viel hervorgebracht, daß man nicht weiß, wo man damit hinaus soll; der Merinoschafe sind auch so viele angeschafft und verbreitet worden, daß schon die feine Wolle bemahe weniger gesucht wird als die gemeine. Könnte man es nun dahin bringen, guten Runkelrübenzucker eben so wohlfeil zu liefern als guten westindischen, so würde der Landmann am besten thun, sich auf den Runkelrübenbau zu legen; bey Kriegen mit Seemächten würde offenbar ein großer Vortheil aus diesem Baue entspringen. Vielleicht gelangt also dieser Erwerbszweig in Kurzem zu einer großen Vervollkommnung, und bringt es so weit, daß eines der wichtigsten ausländischen Produkte nicht mehr unentbehrlich seyn wird. Dieß wäre eine der auffallendsten Erscheinungen im Landbau, die unser Jahrhundert erlebt hätte.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 201.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 22. August 1827.

Mit jeder neuen Aufklärung alter Sprachen und Charaktere binden sich die Völker; Länder und Zeiten rücken zusammen, so daß man fast sagen kann: „das Alterthum kommt zu uns!“

Herder.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Was die Namen ägyptischer Gottheiten betrifft, welche Champollion zu entziffern unternommen hat, so sind die Resultate seiner Untersuchung folgende.

Den Bildnissen der ägyptischen Gottheiten sind stets Legenden, Erklärungen in Bilderschrift, beygegeben. Sie fangen an mit drey oder vier Charakteren des Inhalts: „dieß ist die Gestalt,“ oder: „der Zustand,“ oder: „das Bild,“ worauf der gebrochene Strich, e, das Zeichen für den Genitiv, folgt, und diesem der Name der Gottheit selbst, phonetisch geschrieben, wie die Namen der Könige, Priester u. s. w.; nur daß, statt wie bey den letztern die Gestalt eines Menschen, bey ihnen in symbolischen Zeichen, Gott, Gottheit, am Ende der Zeichen gefunden wird.

Ein neuer Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit der phonetischen Hieroglyphen ist, daß eben dieselben Namen, welche uns Griechen und Römer von Gottheiten, die sie beschrieben, angeben, auch neuerdings wieder gelesen worden sind. Name und Gestalt stimmen genau mit den Nachrichten der Alten überein. Griechische Schriftsteller berichten uns, daß der Sonnengott mit einem Sperberkopf, von einer Scheibe eingefaßt, abgebildet wurde, und nennen ihn Ré, Ra, Ri und Phré. Champollion liest über derselben Gestalt in phonetischen Zeichen Ré. Eben so stimmen die Gestalten, über denen die Namen Amn (Ammon) Amon-Ra (Knouphis), Phtha, Pthó, Satis stehen, genau mit der Beschreibung der Griechen zusammen. Auch die Namen der mehr bekannten Gottheiten, als Anb (Anubis), Ousré (Osiris), Aroéri (Arueris), Hórus, Apis, Anucis, Bsa, Sochacis und Thermoutis hat Champollion entziffert.

Eine andere Untersuchung, nicht weniger interessant, betrifft das Alter der phonetischen Hieroglyphen. Die Namen der Könige und ihrer Titel auf den ältesten Denkmälern Aegyptens haben es bewiesen, daß lange vor der Eroberung Aegyptens durch die Perser Bilder zur Bezeichnung von denjenigen Lauten gebraucht wurden, mit denen ihre Namen in der Landessprache anfangen; und nicht allein daß sie gebraucht wurden, sondern, daß es gerade dieselben an Gestalt und Werth sind, welche nachmals die Namen der griechischen und römischen Kaiser phonetisch bezeichneten.

In die Einzelheiten dieses Beweises einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht. Wir begnügen uns daher schließlich eine synoptische Uebersicht von den Resultaten zu geben, welche Champollion aus seinen Untersuchungen gezogen hat; und gehen sodann zu dem über, was neuerdings Klaproth über ärologische Hieroglyphen geliefert hat.

Die Schrift der Aegypter zerfällt, gerade wie bey Clemens Alexandrinus angegeben war, nach den bisherigen Entdeckungen in drey Gattungen: 1. die hieroglyphische; 2. die hieratische oder geistliche; und 3. die demotische oder gemeine, auch enchorische oder epistolographische genannt.

Die hieroglyphische Gattung der Schrift, oder die Bilderschrift, hat drey Unterarten: 1. die figurativen

Charaktere, welche die Gegenstände direkt oder so darstellen, wie sie sind; 2. die symbolischen, tropischen, oder ideographischen, welche indirekt durch das Bild eines physischen Gegenstandes eine Idee bezeichnen; 3. die phonetischen, welche, wie oben erklärt worden ist, weder Gegenstände, noch Ideen, sondern Laute vorstellen.

Die figurativen und symbolischen Charaktere, sagt Champollion, sind weit seltener als die phonetischen. Sie drücken nichts aus als Laute, welche in der Landessprache Aegyptens gefunden werden.

Die phonetischen Charaktere bilden Worte, eben so wie die Buchstaben anderer Alphabete, aber die Ordnung, deren sie fähig sind, ist verschieden. Horizontal geschrieben, werden sie von der Linken zur Rechten gelesen oder umgekehrt, je nachdem die Hauptfigur, auf welche sie sich beziehen, die Vorderseite zur Linken oder Rechten wendet; perpendikulär werden sie, von der Vorderseite der Figuren aus, immer rückwärts gelesen, und zwar von oben nach unten. Man vergleiche Nro. 2. Vokale in der Mitte der Worte werden oft ausgelassen, wie in den meisten andern Schriftsprachen des Orients. Jeder Laut kann durch mehr als ein Bild bezeichnet werden, z. B. A durch einen Sperber, eine Gans, eine Feder u. s. w.; aber die Wahl dieser Zeichen ist nicht willkürlich; vielmehr scheint es, daß der Gebrauch des einen oder andern Bildes für denselben Laut Bezug auf die Bedeutung des Wortes hat, zu dessen Repräsentation es beyträgt. Daher kommt es auch, daß häufig Abkürzungen phonetischer Zeichengruppen gefunden werden.

In einem und demselben Texte finden sich häufig gewisse Ideen, bald figurativ, bald symbolisch, bald phonetisch ausgedrückt. Andere dagegen können nur durch eine Vereinigung figurativer und ideographischer Zeichen, andere wieder durch Gruppen phonetischer und figurativer, oder phonetischer und ideographischer Charaktere repräsentirt werden.

Die hieratische oder geistliche Schrift ist geradezu eine Tochter der Hieroglyphen. Sie ist die Cursivschrift der Bilderschrift, abgekürzt und nicht selten unkenntlich, enthält aber nichtsdestoweniger figurative, symbolische und phonetische Charaktere. Nur daß die symbolischen und figurativen Zeichen bey weitem seltener sind als in der eigentlichen Bilderschrift. — Manuscripte in dieser Schrift geschrieben, sie mögen nun der pharaonischen, griechischen oder römischen Periode angehören, scheinen nichts als Abschriften hieroglyphischer Denkmäler zu seyn, die sich auf Religion beziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Während die beyden Wanderer dieses Gespräch führten, hatte der Sturm die düstern Wolken vom Himmel verjagt, und sie konnten nun in den seitwärts laufenden Thälern die noch im Abendsonnenstrahle erglänzenden Scheitel der ewigen Eisberge, welche das Bregaglia-Thal umgränzen, erblicken. Ambrosio sah nur mürrisch und flüchtig nach dem hellen Scheine hin, der überraschend sein Auge traf. Leo's Blicke verweilten längere Zeit auf dem reizenden Schauspiele und ergötzten sich an dem lieblichen Rosenrothe, das die niederschauenden Gipfel umschwebte. Nachdem er sich diesem Genusse eine kürzere Zeit schweigend überlassen, sprach er zu seinem Gefährten:

„Ich will nicht mit Euch streiten, Ambrosio, denn ich weiß, meine Ansichten würden doch keinen Eingang bey Euch finden, da Ihr im Voraus dagegen eingenommen seyd. Weh mir!" fuhr er mit schmerzlichem Ausdrucke fort, „daß jezt auch so Vieles gegen mich und die mit mir gleich Denkenden spricht, daß Einzelner Zügellosigkeit uns das Recht schmälert, die gute Sache mit Nachdruck zu vertheidigen!"

„Weßhalb ruft Ihr Wehe?" forschte Crusca, und sein lauerndes Auge flog seitwärts nach dem Begleiter hin. „Ihr kommt aus dem Halbstein oder aus dem Farrera-Thale. Als ich auf dem Gipfel des Maloja stand und hinab sah in die Thäler des Graubündnerlandes, da stiegen in jenen Gegenden seltsame Rauchsäulen von ungeheuerm Umfange auf. Was ist das? Was bedeuten diese unheildrohenden Zeichen, fragte ich die Sennhirten, die dort ihre Heerden hüteten und gleich mir mit Bestürzung in das Land hinabschauten. Niemand aber wußte mir Auskunft zu geben, und mit den ungelösten, beängstigenden Zweifeln in der Brust mußte ich weiter ziehen. Ihr müßt wissen, was jene Rauchwolken zu bedeuten hatten. Wurden etwa Freudenfeuer angezündet von Euern Glaubensgenossen über den Bürgerkrieg, zu dem die Brandfackel im Reiche Böhelm ausgeschleudert worden ist? Sind die Häuser der Rechtgläubigen aufgelodert als ein wohlgefälliges Opfer eures Hasses und eurer Rachsucht?"

„Höhnet nicht, Crusca!" erwiederte traurig Leo Tanni. „Die Verirrungen der Menschen sind oft zu entsetzlich, als daß sie Gegenstand eines Spottes seyn sollten, dem eine Verachtung alles Guten zum Grunde liegen muß. Die Hand des Herrn liegt schwer auf unserm Lande. Seit Jahren wüthet in den Städten die schreckliche Seuche des schwarzen Todes und rafft viele Tausende hin. Jezt ist sie hinaufgestiegen zu den Füßen der Bergriesen und bezeichnet ihre Beute in den Hütten der Armuth, und

zerreißt grausam in dem Bande des Lebens auch die Bande der Liebe, die hier fester sind als unter den verdorbenen Städtern. Aber diese furchtbare Himmelswarnung wird nicht erkannt, nicht beachtet. Ich war in Bergün hoch am Fuße des Aldula, wo die Gletscher ihre ungeheuren Arme ausstrecken nach den Menschenwohnungen, als wollten sie diese nach oben in ein reineres Daseyn ziehen. Dort waren viele evangelische Geistliche versammelt, um zu berathen über das Wohl des Landes in dieser verhängnißvollen Zeit. Die Leidenschaft schlich sich in ihren Kreis, der Eifer nährte und steigerte sie. Alles Unheil, das schon eingetroffen oder noch drohte, wurde — wer kann sagen mit welchem Rechte? — den Gegnern unserer Lehre zugeschrieben. Nur in einem raschen, kräftigen Verfahren sey Rettung zu finden, so hieß es bald von Aller Munde. Sie zogen hinab in die Thäler, und wie der Schneeflocken sich zur unglückschwangeren Lawine bildet, so war die Schaar der Wenigen bald zu vielen Hunderten angewachsen. Wer kann die selbstsüchtigen Absichten der Einzelnen ermessen, welche das ursprüngliche Gute verdarben und in das Entsetzliche verkehrten, das ihrem Sinne anstand? Raub und Brand an denen verübt, die bisher in friedlicher Nachbarschaft mit ihnen gelebt hatten, und denen es nun zum Verbrechen angerechnet wurde, daß sie den nämlichen Gott nur mit andern Worten und in andern Formen anbeteten, bezeichneten die Schritte des stets sich vermehrenden Haufens. Ich folgte ihm nach Tusis, in der Absicht, Unheil zu verhüten, wo ich es vermöchte, was mir jedoch nur selten gelang. Ach, könnte ich die schauderhaften Ereignisse, die ich dort zu unserer Schande erleben mußte, in ewige Vergessenheit begraben! Aber das Blut der Ermordeten schreit um Rache, und dieser gräßliche Ruf wird forttönen durch alle Zeiten. In Tusis begann ein furchtbares Strafgericht. Viele Edlen, der Gemeinschaft mit auswärtigen Feinden des Landes beschuldigt, wurden Lebens und Gutes verlustig erklärt; unter ihnen der entflohene Bischof von Chur. Andere wurden auf ewige Zeiten verbannt. Doch das war noch nicht das Schrecklichste, was der Irrwahn der Fanatiker hervorbrachte. Ich sah das Haupt des Landammann Zambra, eines vier-und-siebenzigjährigen Greises, fallen unter dem Beile des Henkers, und mein Blut erstarrte zu Eis und ich beflügelte meine Schritte, daß sie mich weit hinwegtrugen von der Stätte des Gräuels in unser friedliches Thal, wo der gemeinsame Thätigkeitssinn auch diejenigen vereint, die des Glaubens Verschiedenheit trennen könnte."

Unter dieser Mittheilung hatten die Reisenden den Felsenpaß a la Porta betreten, wo dicht neben dem schmalen Fußpfade die tobende Maira im tiefen Felsenbette hinrauscht und die Bergwände des Bregaglia-Thals so eng zusammen rücken, daß man hier ehemals, in Zeiten der Unruhe, das ganze Thal mit einem eisernen Thore zu verschließen pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cooke in Boston.

Der berühmte englische Schauspieler Cooke, ein Mann von sehr großem Talent, war ein Trunkenbold; er erschien fast niemals nüchtern auf der Bühne, und beging dann manchmal die größten Ungebührlichkeiten gegen seine Mitspieler sowohl als gegen das Publikum. Er war als Gast in Boston; das erste Mal, wo er in Amerika auftreten sollte, hatte er sich die Rolle Richards III. gewählt, und sich für die Gelegenheit so königlich betrunken, daß er sich wohl für den schiefrückigen Monarchen selbst halten mochte; denn statt seine Rolle anzufangen, verlangte er, sobald der erste Sturm des Willkommens sich gelegt hatte, mit höflichem, aber festem Ton, das Orchester solle — God save the king spielen. Anfangs hielten die Bostoner diese Forderung für einen (obgleich etwas unzeitigen) Scherz, und lachten aus vollem Halse; als aber der Schauspieler abermals erklärte: God save the king oder kein Richard! da verwandelte sich ihre Lustigkeit in Wuth; es entstand ein Sturm, wie man noch nie in einem Theater erlebt, wobey aber Cooke so gelassen da stand, als ging ihn die Sache nichts an. Endlich ließ das Getöse aus Ermüdung der Tobenden nach; die Leute sahen ein, daß sie den Mann wohl schlagen und spießen, aber nicht zwingen könnten Richarden zu spielen; und doch hatten sie dafür bezahlt, und ihre Begierde, den berühmten Schauspieler in seiner besten Rolle zu sehen, blieb immer dieselbe; kurz, die stolzen Republikaner mußten sich entschließen, sich das Nationallied ihrer Erbfeinde, ihrer ehemaligen Unterdrücker, vorspielen zu lassen, und zwar stehend, denn auch darauf hatte der Tyrann bestanden, während er, mit dem Fuße den Takt schlagend, von Zeit zu Zeit eine Prise Tabak nahm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Die Gewerbsschulen, welche seit einem Jahr ungefähr gleichzeitig in Zürich, Bern und Aarau für den Unterricht und die Bildung der Klasse der Gewerbsleute, Künstler und Handwerker errichtet wurde, wie sie in Genf schon früher bestanden, und kürzlich nun auch von der, zur Revision des Schulwesens im Kanton Waadt bestellten Kommission vorgeschlagen worden sind, thunen als eine um so erfreulichere Erscheinung im öffentlichen Leben der Schweiz angesehen werden, als sie überall Stiftungen der Privaten oder der Pri-

vatvereine sind, die, aus dem richtig erkannten Bedürfnisse hervorgehend, mit Einsicht und Eifer betrieben werden, und sich eben darum auch nun schon in ihrer ersten Entwicklung nutzbar und wohlthätig bewähren. Eine Rede, womit der Professor der Chemie in Bern, Hr. Brunner, den ersten Lehrkurs der dortigen Gewerbsschule beschlossen hat, enthält eben so lichtvolle als verständige Betrachtungen über die Verhältnisse dieser neuen Anstalten und über die Leistungen, die man sich von ihnen versprechen darf. Nicht immer waren Wissenschaft und Gewerbe so enge mit einander verbunden wie in unserer Zeit. Der Gelehrte verschloß sich in seine Kammer, verwendete seine Zeit und seine Kräfte auf Dinge, die meistens im Reiche der Spekulation blieben, und dem gemeinen Leben nur selten Früchte brachten. Er glaubte sich erhaben über den gemeinen Arbeiter, schämte sich denselben bey seinen Untersuchungen um Rath und Erfahrung zu fragen, und hatte oft kaum den Gedanken, daß er etwas von ihm lernen könnte. Dem ausübenden Handwerker fiel es eben so wenig ein, sich dem Gelehrten zu nähern, ihm Erklärungen über die ihn täglich umgebenden Erscheinungen abzufordern, und von ihm Vorschläge zu Verbesserungen für seine Werkstätte zu begehren. Er ging von dem Grundsatze aus, daß die Untersuchungen, welche jenen beschäftigen, lauter Dinge zum Gegenstand hätten, die zwar die Neugierde reizen und befriedigen, nicht aber auf irgend eine Art der menschlichen Gesellschaft Nutzen bringen könnten. Auf diese Art blieben Gelehrte und Handwerker einander fremd. Kamen sie zuweilen in irgend eine Berührung, so war dieses eine ungeschickte. Der Gelehrte forderte vom Handwerker Dinge, deren Ausführung unmöglich war; dieser wollte sich von jenem über grundlose Vorurtheile nicht belehren lassen, verwendete oft sogar seine Zeit und seine Kräfte auf Sachen, deren Unausführbarkeit die Wissenschaft hinlänglich darthun konnte, oder auch wohl längst dargethan hatte. Nicht selten verlangt der wissenschaftlich ungebildete Praktiker von der Natur Wirkungen, die sie nicht leisten kann, und wendet, um dieselben zu erlangen, die wunderlichsten Mittel an, dem Gelehrten, der seine Vorurtheile aus Gründen der Theorie bestreitet, nicht Gehör gebend, weil er die Theorie gewissermassen als die erklärte Feindin der Praxis ansieht. So errichtet er z. B. Stangen, um von seinen Feldern den Hagel abzuwenden, und auf alle Zweifel, welche ihm die Wissenschaft entgegenstellt, antwortet er: „es geschieht so viel Sonderbares und „Unerklärtes in der Natur; warum sollte es nicht auch mög„lich seyn, daß diese Stangen den Hagel abwenden?“ Das Schlimmste dabey ist, daß in solchen Fällen von dem Unkundigen die Wissenschaft angeklagt wird, als hätte sie ihn irre geleitet. Doch diese feindselige Trennung von Theorie und Praxis hat sich in unserer Zeit größtentheils verloren.

Dem Handwerkerstand sind die Folgen jener geistigen Aufregung, die seit einem halben Jahrhundert eine gänzliche Umwälzung der civilisirten Welt verbreitet haben, höchst empfindlich und für seine früheren Verhältnisse zerstörend geworden. Die im Mittelalter entstandenen Zünfte, in denen damals die vorzüglichste Stütze der aufblühenden Städte bestand, welche durch ihr reges Leben die sie umgebende Barbarey des Ritterwesens siegreich bekämpften, fielen, da sie für unsere Zeit zu enge Schranken darboten. Freyheit der Gewerbe wurde auf einmal in den meisten Ländern das allgemeine Losungswort, und mit derselben war auch die Welt des Gewerbtreibenden umgeschaffen. Eine ungeheure Konkurrenz stellte sich ein. Jeder sah sich gezwungen, mit allen seinen Gewerbsgenossen ganzer Länder in eine Art von Wettkampf zu treten, den er früher nur mit einer kleinen Anzahl zu bestehen hatte. Er mußte alle seine Kräfte anstrengen, er mußte Außerordentliches leisten, nur um bestehen zu können. Nicht nur Fleiß, sondern mehr als früher trat nun auch das Talent in die Schranken. Nur wer beydes in einem gewissen Grade verband, rettete sich aus dem allgemeinen Sturme, die andern mußten untergehen. Auf diese Art kam es denn, daß es heutzutage bey weitem leichter ist, in so vielen andern, ehemals für schwieriger gehaltenen, bürgerlichen Ständen, wo den einmal auf der untersten Stufe Stehenden schon die Jahre oft gänzlich ohne sein Zuthun höher bringen, seinen Weg zu machen, als in dem Stande des Handwerkers, wo der Einzelne gänzlich auf seine eigenen Kräfte beschränkt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach Isidor und Olga versuchte Dem. Müller das größere Publikum als Jungfrau von Orleans zu entzücken, und hatte die Genugthuung, den Versuch auf glänzende Weise gelingen zu sehen. Es geht den Schauspielerinnen mit dieser Rolle wie den Malern mit den Madonnen; die meisten Zuschauer bilden sich selber eine Madonna und Jeanne d'Arc, und sind nun mit der des Malers und der Schauspielerin selten zufrieden. Bey der Rolle der Jungfrau gibt es glücklicherweise einen festen Maßstab, nämlich das Schillersche Drama selber; dessen Gestalten so fest gezeichnet sind, daß schon ein verkehrtes Gemüth dazu gehört sie zu verkennen. Wenn es uns vergönnt wird anscheinend weit auszuholen, wollen wir die Hauptzüge der Schillerschen Johanna, in Vergleich mit den vorangehenden Schillerschen Dramen, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, hinzeichnen. Jedem wird auffallen, daß die Helden der ersten Tragödien unsers Dichters die wirklich vorhandene Welt der politischen, bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse gering schätzen, für das Schlechte und zu Vernichtende halten, und aus der Empfindung, der Ueberzeugung ihres, von all diesen Verhältnissen leeren Gemüthes heraus die weltverbessernden Gründer einer neuen, vortrefflicheren Wirklichkeit werden zu müssen glauben. Aber das Ende von Carl Moors, von Ferdinands und Fiesko's Thaten beweist, daß gerade nur sie den sittlich, bürgerlich und politisch schlechten Zustand hervorbringen, und die wahrhaften Mächte des Lebens verletzen, welche sich auf Erden, ohne zuerst auf jene Weltverbesserung zu warten, ihre wesentliche Wirklichkeit erringen. In einem zweyten Kreise, wohin wir Don Karlos, Wallenstein und Maria Stuart rechnen, thut sich sodann der Kampf protestantischer und katholischer Gesinnung auf, aber weniger als religiöser Streit, sondern als Staats- und Familiengesinnung und Gemüthszustand überhaupt, wie er sich nach jenen großen Religionsunterschieden gestaltet. Dem festen, unantastbaren spanischen Reiche gegenüber, ist die Weltverbesserung Carls nur als die schwärmerische Bitte um Gedankenfreyheit dargestellt, die aber anderseits sich sogar mit dem inhaltsvollen Zweck der Befreyung der Niederlande erfüllt, doch in ihrem Schweben und Schwanken an dem harten Felsen der bestehenden Wirklichkeit scheitert; auch die verständige Männesthat Wallensteins kann sich nicht vollführen, und wenn zwar anscheinend Elisabeth über Maria triumphirt, so steht sie in der That dennoch in furchtbarer Einsamkeit mit ihrem egoistischen, herrschsüchtigen Gemüthe da, während Maria, durch den Sieg über ihr schuldvolles Herz und allen Glanz irdischer Hoheit mit ihrem Gott versöhnt, in seliger Ruhe das Schaffot betritt.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. August 1827.

Wann hat und wo die fromme Raserey
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier?

Lessing.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Nur einzelne Strahlen des eben aufgehenden Mondes drängten sich durch die schmale Oeffnung, welche die über den Häuptern der Wanderer sich einander entgegen neigenden Felsenwände freyließen, in die Schlucht hinab und zitterten auf den bewegten Wellen. Die Männer selbst waren von Dunkelheit umgeben und konnten nur mit der größten Aufmerksamkeit und hintereinander verschreitend die sichern Stellen des Pfades treffen, von denen sie nicht fürchten durften hinab in die Tiefe zu stürzen. Erlaubte irgend eine Wendung der Schlucht auf Momente einen freyen Blick, so sah man auf der Anhöhe seitwärts die dunkeln Umrisse einer Burgruine, in der einst, als noch ihre Mauern und Thürme unzerstört standen, die Wächter des Engpasses ihre Wohnung hatten. Alle feindseligen Leidenschaften waren durch Tanni's Bericht in dem Innern seines Begleiters erregt worden. Er sah in seinem eigenen Vaterlande, in seiner Nähe seinen Glauben beleidigt, seine Freunde beschimpft, vertrieben und beraubt. Als aber Leo der schmählichen Hinrichtung des unglücklichen Zambra gedachte, da bemächtigte sich seiner ein augenblickliches Entsetzen, das jede andere Empfindung überwog. Unglaublich schien ihm, was er gehört hatte. Er legte die Hand auf die Schulter des vor ihm Hinschreitenden, und indem er diesen auf solche Weise veranlaßte stillzustehen, hielt auch er seine Schritte zurück und sprach mit bebender Stimme: „Was saget Ihr? Zambra todt! Der ehrwürdige Greis hingerichtet, gemordet? O nein, Ihr saget das nicht. Ich verhörte mich nur, es ist unmöglich!"

„Ihr habt recht gehört und das Gräßliche ist geschehen," versetzte Leo; ich habe sein Blut fließen sehen und habe gesehen, wie das Haupt mit den Silberlocken vom Rumpfe getrennt auf dem blutbesprizten Boden hinrollte."

„Zambra, mein Oheim!" stieß Ambrosio mit einem Schrey der Verzweiflung aus. Er klammerte sich fester an seinen Begleiter und in einer ungeheuern Anstrengung seines ganzen Wesens, die an Wahnsinn zu gränzen schien und den überraschten Leo mit Schreck erfüllte, rief er die furchtbarsten Verwünschungen gegen die Abtrünnigen aus, den Zorn und die Rache des Himmels auf ihre Häupter herab. „Blut kann nur durch Blut versöhnt werden!" schrie er heftiger und seine Hand griff mit starkem Drucke Tanni's Nacken. „Nicht einzelne Bösewichter aus Eurer Mitte sind es, die nach Raub und Blut dürstend den Unschuldigen verfolgen; es ist der teuflische Geist, der Eurer Lehre innewohnt, und der nur dann aufhören wird Verderben auszusäen, wenn ihr Alle vertilgt seyd von der Erde. Hinab mit den Ketzern zur Hölle, aus der sie stammen, hinab mit Allen, und mit dir mache ich den Anfang!"

Bey diesen Worten versuchte der Wüthende, indem er alle seine Kräfte aufbot, den Mann, dessen eigenes Herz voll Betrübniß und Schmerz über jene schrecklichen Ereig-

niſſe war, in den Abgrund zu ſchleudern, aus deſſen Tiefe das dumpfe Gebrüll der Maira ſchaurig heraufdrang. Obgleich Leo durch Ambroſio's ungemäßigte Heftigkeit auf einen Ausbruch ſeiner Wuth vorbereitet und gefaßt war, ſo vermochte er doch nicht, der Gewalt dieſes Angriffs zu widerſtehen oder ihn ganz von ſich abzuwenden. Er glitt in der That die moosbewachſene Felſenwand hinab, einer Stelle zu, wo das Geſtein ſich ſenkrecht in den Strom neigte. Erreichte er dieſe, ſo war er verloren; dort fand ſich kein Haltpunkt mehr, der Boden wurde immer abſchüſſiger in der Nähe des gefährlichen Ortes, bis er den Rand der Kluft berührte, deren Mauer, ehe die Wogen der Maira ſie benezten, tauſend hervorſtehende Klippen bot, an denen ſein Gebein zerſchellen mußte. Aber indem Ambroſio ihn von ſich geſtoßen, hatte er Beſonnenheit genug gehabt, nach einem Gegenſtande zu greifen, an den er ſich zu halten hoffte. Es war des Gegners Arm ſelbſt, den er faßte, und Cruſca, mit der Gewalt eines Verzweifelten ergriffen, mußte wider ſeinen Willen den Weg zum unvermeidlich ſcheinenden Tode mit dem, den er ſeiner Rachſucht opfern wollte, betreten. „Gott ſey uns Beyden gnädig!“ ſchrie Leo Tanni, als er den abſchüſſigen Grund hinab taumelte und mit mächtigem Arme Ambroſio, der widerſtandlos und ohne Faſſung nun in ſeinen eigenen tückiſchen Mordverſuch verwickelt war, mit fortriß. Sie näherten ſich der furchtbaren Kluft. Immer vernehmlicher wurde das Toſen der Maira, deren abwärts ſtürzende Wellen ſich an unzähligen Klippen brachen. Wie dämoniſches Hohngelächter klang es in Cruſca's Ohren.

„Rette mich, Tanni!“ rief er mit ſchrecklichem Tone, indem er, von aller Geiſtesgegenwart verlaſſen, ſchneller hinabſchwankte als ſein Unglücksgefährte, der mit Hand und Fuß ſich an Steine und Strauchwerk anklammerte, ohne jedoch den Ergriffenen loszulaſſen. Ambroſio war ſo unfähig, ſich ſelbſt auf irgend eine Weiſe helfen zu können, daß er nur in der zweifelhaften Hoffnung, es werde Leo gelingen ſich zu erhalten, und dieſer werde dann auch ihn großmüthig der gräßlichen Todesgefahr entreißen, eine Ausſicht auf Rettung ſeines Lebens erkannte. Er ſah ein, daß es demjenigen, den er morden wollte, weit eher möglich wäre, ſeine Selbſterhaltung zu bewerkſtelligen, wenn er ihn, der ſein Gewicht vermehrte und ihn gewaltiger zum Abgrunde hinabriß, ſeinem eigenen Schickſale überließ. Aber dieſer Gedanke kam nicht in Tanni's Seele. „Zuſammen untergehen oder zuſammen leben!“ So ſtand es klar und feſt vor ſeinem Geiſte. Er hatte unwillkürlich Ambroſio ergriffen, kaum ſah er ihn an ſeiner Seite dem Abgrunde zutaumeln, ſo war er auch feſt entſchloſſen, ſeine eigene Rettung nicht mit dem Verderben des Gegners zu erkaufen.

Die Dunkelheit, in der ſie während dieſes ſchrecklichen Auftrittes eingehüllt waren, erhellte ſich plötzlich. Der Mond trat hinter den überhangenden Felſen hervor und ließ Tanni's ſcharfes Auge, das bisher vergebens geſtrebt hatte, den dichten ſchwarzen Schleyer, der den Boden verbarg, zu durchdringen, in ſeiner Nähe die Wurzeln eines halbverwitterten Baumſtumpfes erkennen. Mit einem gewaltſamen Schwunge nach der Seite glückte es ihm, ſich mit der freyen Rechten an dieſen zu klammern. Dann riß er den zitternden Cruſca an ſich, und dieſer umſchlang nun faſt inſtinktmäßig mit beyden Armen den verwitterten Baumſtrunk, ohne jedoch bey der fürchterlichen Angſt, die ſeine Bruſt zugeſchnürt hielt, einen Laut vorbringen zu können.

Sie waren für den Augenblick geborgen, aber nicht gänzlich gerettet. Ganz in ihrer Nähe ſtieg die Felſenwand ſenkrecht in den furchtbaren Mairaſchlund hinab; noch wenige Schritte weiter, und ein qualvoller, entſetzlicher Tod war unvermeidlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortſetzung.)

Die demotiſche (gemeine), epiſtolographiſche oder enchoriſche Schrift endlich unterſcheidet ſich von der Bilderſchrift eben ſo wie von der geiſtlichen; indeſſen ſcheint ſie doch gänzlich aus lezterer entſtanden zu ſeyn. Auch ſie hat figurative, ſymboliſche und phonetiſche Zeichen; aber die figurativen und ſymboliſchen werden in ihr noch ſeltener als in der geiſtlichen; Vokale in der Mitte eines Wortes bleiben oft aus; endlich die Zahl der demotiſchen Charaktere iſt zwar kleiner als die der hieroglyphiſchen oder hieratiſchen, aber auch dieſe Schrift hat für jeden Laut, Vokal oder Konſonant, mehr als ein Zeichen von durchaus gleicher Bedeutung.

Es iſt wahrſcheinlich, daß alle drey Schriftarten zugleich eine lange Reihe von Jahrhunderten in Gebrauch waren.

Von allen dieſen Arten und Unterarten ägyptiſcher Schrift iſt noch keine vollkommen entziffert, außer die phonetiſche. Aber wir können mit Recht hoffen, daß täglich neue Entdeckungen gemacht werden, um das Wenige, was gethan worden iſt, in Vergleich mit dem, was noch zu thun iſt, bis zur Vollendung auszubilden. Noch iſt kein zuſammenhängender Text mit Gewißheit geleſen worden, und ein großes Hinderniß aller weiteren Fortſchritte iſt die Zuſammengeſetztheit, das künſtliche Ineinandergreifen der verſchiedenen Theile der Bilderſchrift, namentlich aber auch die ſchwierige Erklärung ihrer Elemente, der ideographiſchen oder ſymboliſchen Charaktere.

Diese sind es, welche uns auf das Schriftchen Klaproths über aerologische Hieroglyphen leiten *).

Aerologische Zeichenbilder sind, wie er sagt, solche, deren Namen mit dem Anfangsbuchstaben desjenigen Gegenstandes anfangen, welchen sie indirekt bezeichnen sollen; eine Katze soll also Kälte, ein Fisch Freude, eine Maus Muth u. s. w. bezeichnen, weil Katze, wie Kälte, mit K, Fisch, wie Freude, mit F u. s. w. anfängt.

Mit diesem Schlüssel in der Hand unternimmt es Klaproth, diejenigen symbolischen Hieroglyphen, von denen wir schon Erklärungen besitzen, nicht symbolisch, sondern, wie er es nennt, drologisch zu erklären, und zwar folgendergestalt. Ist eine Erklärung von einer ideographischen Hieroglyphe bey einem alten Schriftsteller gegeben, so sucht er zuerst den Namen des Bildes, wie er sich im Koptischen findet, darauf den des von dem Bilde indirekt bezeichneten Gegenstandes, wie ihn die Nachricht gibt, und zeigt, daß beyde, der Name des Bildes sowohl als der Name des Gegenstandes, den es bezeichnet, mit demselben Buchstaben anfangen, und daraus schließt er, daß deßwegen der eine von dem andern bezeichnet werde. Einige Beyspiele werden dieß Verfahren unsern Lesern deutlicher machen.

Der Ibis, sagt Horapollon, ist das Zeichen für Herz. Nun, interpretirt Klaproth, heißt aber im Koptischen Ibis hip, das Herz het; beyde Worte fangen mit h an, und deßwegen bezeichnet der Ibis das Herz. Die Unverschämtheit wurde, nach Horapollon, durch eine Fliege angedeutet: im Koptischen heißt aph Fliege, anoni Unmäßigkeit, Unverschämtheit. Zwey Hände, von denen die eine einen Bogen, die andere einen Schild hält, bedeuten Schlacht, Krieg: im Koptischen heißt tot Hand, ti Schlacht. Rauch, der sich erhebt, sagt Horapollon, bedeutet das Feuer: Rauch heißt khrems, khrom das Feuer u. s. w.

Es ist wahr, sehr viele der tropischen Zeichen, deren symbolische Erklärung uns aufbehalten worden ist, sind auf diese Weise, man kann nicht sowohl sagen erklärt, als vielmehr in einen völlig geistlosen Rapport gesetzt worden. Und das wäre möglich? Männer, mit eben dem Verstande begabt wie wir, sollten wirklich viele Jahrhunderte lang, wie Kinder, unverständig gespielt haben? Welche Meynung könnten wir dann wohl von jener ägyptischen Weisheit haben, welche Griechen und Römer so hoch stellen, freylich Klaproth, gestützt auf seine Entdeckung, rund heraus abläugnet und lächerlich macht.

Das Faktum ist unläugbar. Die Namen sehr vieler symbolischer Bilder führen dieselben Anfangsbuchstaben mit den Namen der Gegenstände, welche von ihnen indirekt bezeichnet werden. Wenn aber Klaproth daraus schließen will, daß der Anfangsbuchstabe eines Wortes allein hingereicht habe, ein anderes Wort, mit demselben Buchstaben anfangend, zu bezeichnen, so ist das, wenn wir den gelindesten Ausdruck brauchen, eine eben so übereilte, in der Freude der Entdeckung gemachte als zugleich unlogische Folgerung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Lettre sur la decouverte des hieroglyphes aerologiques. Par M. Klaproth. Paris, 1827. 8.

Russische Volkslieder.

2. Des Handelsgastes Sohn.

Kam kein Schlummer auf mich junges Mägdlein,
Wußte nichts zu denken, nichts zu rathen,
Ließ den Falken aus der Rechten steigen;
Schwang sich über'n Wald der junge Falke,
Schwang sich über'n grünen Eichenwald;
Schwebte hell und jung zum blauen Meere,
Auf ein Schifflein senkt der Falke sich.

Auf dem Schifflein wandelt auf und nieder
Eines fremden Handelsgastes Sohn,
Läßt der Gußli Saiten hell ertönen,
Tröstend zu der holden Maid sich wendend:
Weine, weine nicht, du süße Holde,
Einen andern Liebling dir erwähle!
Mein vergessen wirst du, ist er besser,
Mein gedenken wirst du, ist er schlimmer,
Mein gedenkend, Seelchen! um mich weinen.

Anmerkung. Anders als am Schlusse dieses Liedes heißt es in einem deutschen Volksliede (des Knaben Wunderhorn Band 1. S. 85);

Geht dir's wohl, so denke du an mich,
Geht dir's übel, ach so kränkt es mich;
Wie froh wollt' ich seyn, wenn's wohl dir geht,
Wenn schon mein jung frisch Leben in Trauern steht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Beschluß.)

Freywillig gibt sich die Jungfrau, in der Unschuld ihres Gemüthes, in der wunschlosen Reinheit ihres Herzens demjenigen hin, was der wesentliche Inhalt des Menschenlebens seyn soll, und weil sie nicht aus dem eigenen Ich, sondern aus dem Quell alles Wahren schöpft, ist sie zu Hohem ausersehen, und gelingt ihr die Heldenthat, zu der sie berufen ist. Das Erste also, was sie darzustellen hat, ist die Bescheidenheit. Stille und Unschuld, wenn sie als Johanna auftritt, und die Gottbegeisterung, wenn sie vollführt, was ihr Gott gebietet. Und hier müssen wir Dem. Müller besonders loben, wenn sie nicht in einen vernunftlosen Somnambulismus verfiel, der gerade statt der göttlichen, nur die thierische Begeisterung ist, sondern immer sprach, als wenn

das Himmelreich in der That in ihrem Busen thronte. Weniger vermied Dem. Müller den Ton der Sentimentalität bey dem Abschiede von der Heimath; doch sehen wir, von welchen Gestalten in andern Schillerschen Dramen die Jungfrau ihren Ursprung genommen hat, von der Amalie, Luise, Thekla, Maria Stuart, so mag dieser Ton der tiefen Innerlichkeit nicht eben am unrechten Platze seyn, obgleich wir ihn, wenn wir das Stück außer diesem Zusammenhange betrachten, auf jede Weise wegwünschen müssen. Ist nun eine Hauptseite in der Jungfrau von Orleans die den ersten Schillerschen Productionen gerade entgegengesetzte Darstellung, daß nämlich die wahrhafte Wirklichkeit und Verbesserung der vorhandenen Zustände (hier die Befreyung des Vaterlandes und Einsetzung des angestammten Königs) nicht mit der eigenen Kraft eines leeren Herzens, sondern nur mit der Macht einer selbstsuchtslosen Hingebung an alles Höchste, Heiligste und Beste zu vollbringen sey, so liegt hierin zugleich die Forderung, daß das Herz bey dieser Vollbringung seine eigenen Wünsche unterdrücken müsse, so wie die Voraussetzung, daß diese Wünsche jener Hingebung durch ihren Inhalt widersprechen würden. Daß aber das Mißtrauen auf eigene Kraft den Sieg herbeyführe, zeigt sich einerseits im Carl, der gerade durch die Jungfrau überwindet, nachdem er Alles aufgegeben hat und über die Loire ziehen will, so wie umgekehrt in Talbot, welcher, der Jungfrau in allem entgegengesetzt, durch seinen Tod uns klar macht, was ihn getödtet: das Bewußtseyn nämlich, der große Talbot sey nichts als die Atome, die sich in ihm zu Schmerz und Lust gefügt. Die Unterdrückung aber des eigenen Ichs, welches bey der That der Jungfrau gefordert wird, ist nicht durch die bloße Unschuld und Wunschlosigkeit vollbracht, sondern sie soll in sich den schweren Kampf ihres selbstgewollten göttlichen Berufes, und der augenblicklich eben so heftigen Wünsche ihres eigenen Herzens bestehen, um Siegerin seyn zu können. Deßhalb liebt sie den Feind ihres Vaterlandes, so wie sie ihm ins Auge blickt. Die Plötzlichkeit und Tiefe dieser Liebe drückte Dem. Müller meisterhaft aus, besser aber noch den inneren Schauer, die Verzweiflung, nun ihren Eid gebrochen zu haben, und vor Gott und Menschen nicht mehr bestehen zu können. Man hat oft den Tadel gehört, daß Schiller die Jungfrau fälschlich, und nun gar noch durch den Vater habe anklagen lassen. Beydes aber rechtfertigt sich durch das Stück selber, und zwar durch die Worte Johannas im fünften Akt: „Es war kein Irrthum, eine Schickung war's." Wie nämlich Johanna durch ihre Hingebung an Gott ihren hohen Beruf zur Vaterlandsbefreyung erlangt hat, so kann nun auch das Offenbarwerden und die Bestrafung der höchsten Verletzung dieses Berufs nicht durch Johanna selber herbeygeführt werden, weil Gottes Stimme in ihr schweigt, und die Sprache und der Entschluß ihres eigenen Herzens nur eine neue Sünde wäre. Sie muß, statt sich selber anzuklagen, Gott sprechen lassen, und damit für sie diese Anklage eine göttliche Schickung, für König und Volk aber glaubwürdig seyn könne, geht sie von dem Vater aus, der für Johanna und für das Volk von gleicher Heiligkeit ist. „Weil es vom Vater kam, sagt Johanna, kam es von Gott!" Seinerseits aber kann der Vater am ersten die Tochter für eine Zauberin halten, weil sie Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist ist, und er die Kraft und Heiligkeit zu so hohen Thaten auf keine Weise in sich fühlt. Für die Jungfrau aber ist die Anklage erforderlich, weil sie sich nicht aus eigenem Geist, durch ihr eigenes Innere aus ihrer Schuld wieder herzustellen vermag, sondern nur von Gott die Bestrafung geduldig, endlich aufnehmen kann, bis sie zuletzt, als sie durch gleiche Schickung wiederum in Versuchung geführt, sich in sich bezwungen hat, nun endlich durch das neue Wunder der Befreyung aus dem Kerker empfindet, daß ihr verziehen sey, und die Mutter Gottes ihr an den goldnen Thoren des Himmels die Arme liebend entgegenstrecke.

Aus der Schweiz. Just.

(Beschluß.)

In näherer Würdigung der Gewerbsschulen bemerkt Brunner, daß man vollkommen irrig glauben würde, durch diese Schulen sey in neuern Zeiten das Gewerbswesen auf seine jetzige Höhe gebracht worden. England hatte seine Industrie lange vor seinen Industrieschulen, ein Umstand, der aber auf der andern Seite auch keinen Beweis gegen ihren Nutzen abgeben kann, denn wie konnte man das Bedürfniß einer Sache fühlen, die man noch gar nicht kannte? Seitdem man die Gewerbsschulen kennt, sieht man ihren Nutzen ein, und gegenwärtig wird eine solche Anstalt in den meisten Ländern für eben so unentbehrlich als die literarischen Schulen angesehen. Die einzelnen Institute müssen sich, jedes nach seiner Stellung, seinem nächsten Bedarfe und seinen Hülfsmitteln anordnen. Um zwecklose Bestrebungen oder oberflächliche Leistungen und Halbwisserey zu vermeiden, muß jedes sich die Fragen genau beantworten: Sollen die Schüler nur mit den allgemeinen Grundsätzen derjenigen Wissenschaften, welche auf das Gewerbswesen einige Anwendung gestatten, bekannt gemacht, oder sollen sie in das Einzelne jedes Berufs gründlich eingeführt werden; soll endlich, wenn letzterer Plan in Ausübung treten soll, der Unterricht blos theoretisch seyn, oder soll er mit praktischen Anweisungen verbunden werden? Wo die Hülfsmittel beschränkt sind, oder wenn man mit kleinen Hülfsmitteln, um später mehrere zu erlangen, anfangen muß, da dürfte ein allgemeiner Unterricht dem mangelhaften speziellen ohne Zweifel vorzuziehen seyn. Gibt es ja doch eine Menge von Dingen, deren Kenntniß jedem Handwerker, der seine Verrichtungen gründlich verstehen will, unumgänglich nothwendig ist, und worin sich ein weites Feld des Unterrichtes eröffnet, der auch ohne größere praktische Hülfsmittel ertheilt werden kann, und jedem nützlich seyn muß. Auf solche Gegenstände richte man daher vorzüglich sein Augenmerk. Welches Gewerbe erfordert nicht gewisse mathematische Kenntnisse? Bey welchem Handwerk gibt es nicht oft Gelegenheit die Kunst der mechanischen Zeichnung in Anwendung zu bringen? Erfordern nicht alle, da sie rohe Materialien verarbeiten, eine gründliche Kenntniß ihrer physischen und chemischen Eigenschaften, und die Einwirkung fremder Körper auf dieselben, sowohl der Instrumente, mit deren Hülfe sie bearbeitet werden, als des Einflusses der umgebenden Naturelemente? Wie viele Gewerbe erfordern nicht eine gründliche Kenntniß der Behandlung des Feuers und der verschiedenen Feuergeräthschaften?

Im Bernischen Oberland ist der einsichtsvolle Oberförster, Hr. Kasthofer, mit Versuchen für die Veredlung der schweizerischen Ziegenzucht durch Kreuzung mit der asiatischen Race fortgesetzt beschäftigt. Aus seinen bisherigen Erfahrungen geht hervor, daß die französischen Berichte über die Vortheile der Einführung der asiatischen Race in so weit irre geführt haben, als sie über den Milchertrag keine gründlichen und genauen Angaben lieferten. Blos dem Flaumertrag zulieb die guten Milchgeißen durch die Fremdlinge zu verdrängen, kann nirgends gerathen seyn. Gelingt es aber, wozu bereits Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, eine Race durch Kreuzung zu gewinnen, die reichern Flaum als die bisherige und eben so viel Milch gibt, alsdann darf man sich eines nutzbaren Erfolges freuen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 24. August 1827.

— Wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts, und gibt ihm festen Wohnsitz.

Shakespeare.

Das Liebste im Leben.

Was das Liebste, fraget Ihr,
Mir im Leben,
Was das Allerliebste mir? —
Soll ich keck die Decke heben
Von der Seele Duftgeweben?
Da doch, was geheim sie spinnet,
Angeschaut in Luft zerrinnet.

Kann ich in den Leib des Worts
Fest es bannen?
Was den Zaum der Zeit, des Orts
Stets zerreißt und flieht von dannen,
Was noch Keiner konnt' umspannen,
Was kein Zauber je gebunden,
Und gesucht nie ward gefunden.

Was aus unsichtbarem Schiff
In das Leben,
Mit geheimnißvollem Griff,
Um dem dunkeln Glanz zu geben,
Unsrer Seele Finger weben,
Wie um Florschmuck goldne Säume, —
Das ist Liebstes mir: die Träume.

Meine Träume ziehn mich fort
Aus den Schranken
Des gedrückten Hier nach Dort!
Kühner selbst als die Gedanken,
Ueberspringen sie die Planken,
Die von menschlichem Erkennen
Jenes Unerforschte trennen.

Was ich hatte — und verlor,
Freundlich malen
Als Besitz sie mir es vor;
Und mit goldnen Hoffnungsstrahlen
Lassen sie der Zukunft Schalen
Lieblich übertüncht erscheinen,
Ob des Leides Augen weinen.

Ferner Länder Zwischenraum,
Die mich scheiden
Von den Lieben, füllt der Traum;
Heilt die Brust vom Sehnsuchtsleiden,
Läßt das Auge satt sich weiden,
Stillt den Armen ihr Verlangen,
Die im Wachen — Luft umfangen.

Selbst der Särge Deckel fällt,
Schließt des Traumes
Schlüssel auf die zweyte Welt.
Wo der Mensch, der Sohn des Raumes,
Voll der Lüfte eitlen Schaumes,
Auf das Jenseit blickt mit Beben,
Zeigt der Traum auch dort ihm Leben.

Willst du frommen Dichters Gluth
Anders nennen,
Als des Traummeers höchste Flut?
Träumend fühlst du sie entbrennen,
Träumend mußt du sie erkennen;
Wem nicht Träume angehören,
Wird die Musen nie beschwören.

Also preis' ich Träume mir
Als dem Leben
Eingewebt zu Glanz und Zier.

Allen sind sie nicht gegeben,
Andre Kraft will andres Streben.
Aber Wachen, Träumen, Schlafen
Führt zuletzt in Einen Hafen.

Fr. v. Elsholz.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Leo Tanni wandte schaudernd seine Blicke von dem Abgrunde ab, den er von der Stelle, wo er sich jetzt befand, freylich nur bis zu einer geringen Tiefe übersehen konnte. Aber was er sah war genug, ihn das schreckliche Schicksal erkennen zu lassen, das ihn und Ambrosio getroffen haben würde, hätte nicht der Zufall ihm ein Mittel der Rettung geboten und seine Geistesgegenwart dieses benutzt. Zwischen den wässerigen Dünsten hindurch, welche über der Kluft schwebten und sich im Lichte des Mondes zu allerley seltsamen Gestalten bildeten, erblickte er die jenseitige schwarze Felsenmauer, die nach unten hin sich zurückzog, allein viele zackige Spitzen vorstreckte, welche über die im Grunde strömende Maira hinreichten. Diese vortretenden Klippen stellte seine aufgeregte Phantasie ihm als Ungeheuer dar, die der Beute lauerten, welche ein Unglücksfall oder ein Verbrechen ihnen zuführen konnte. Das Getöse des über Stein und Klippen hindrausenden Stroms, die nächtliche Stunde und der unerwartete Angriff, Alles war geeignet, selbst die Seele eines Mannes von so festem Charakter, wie Leo Tanni, zu erschüttern.

Dennoch befand sich der Urheber dieses Unheils in einer weit bedenklicheren Lage. Während er den Baumstamm umfaßt hielt, bebten alle seine Glieder, und immer noch wollte seine Besinnung nicht zurückkehren. Leo, dem es gelungen war, festen Fuß zu fassen und eine minder abschüssige Stelle zu finden, die ihm einen sichern Sitz bot, sah ein, daß er nicht hoffen dürfe, seinen Begleiter den steilen Abhang hinan zu dem verlassenen Fußpfade zu bringen, ehe nicht Ambrosio wieder so viel Herr seiner selbst geworden sey, um die eigenen Kräfte geltend zu machen. Er sprach ihm mit liebreichen Worten zu, er versicherte, daß die schrecklichste Gefahr glücklich vermieden sey, er forderte ihn auf, den Versuch zu machen, sich auf den Baumstamm zu setzen, den er umklammert hatte, und reichte ihm zugleich die Hand, um ihm hierzu behülflich zu seyn. Mechanisch folgte Erusca seiner Anweisung. Nach einer bedeutenden Anstrengung und nur mit Leo's Beystand erreichte er die Stelle, welche allerdings durch die größere Bequemlichkeit, die er hier fand, ihn in den Stand setzte, eher seine Fassung und mit ihr den Gebrauch seiner Glieder wieder zu gewinnen. Er war leichenblaß und zitterte noch immer heftig. Mit wilden Blicken starrte er bald in den niederscheinenden Mond, bald nach dem Abgrunde zu seinen Füßen, bald nach Leo hin, der ihn trübe, aber nicht feindselig ansah. Nach und nach schien sich der Sturm seines Innern zu beruhigen. Seine Haltung wurde fester, sein Auge verlor den Ausdruck der Wildheit und suchte, als könne es den sanften Blick Leo's nicht ertragen, den Boden.

„Wir müssen diese Stelle verlassen," begann jetzt dieser mit ruhigem, aber ernstem Tone. „Noch zeigt uns der Schein des Mondes die Wurzeln und das Gesträuch, an welche wir uns klammern können, indem wir zu dem Pfade hinaufklettern. Bald tritt der Mond hinter jenen überhangenden Felsen, und dann möchte es schwer, vielleicht unmöglich sein, dieses mühsame und gefährliche Unternehmen auszuführen. Faßt Vertrauen zu mir! Ich zürne Euch nicht; ich habe Euch vergeben und trage kein Arg gegen Euch in meinem Herzen. Seyd Ihr noch zu bestürzt, um Euch allein forthelfen zu können, so nehmt meine Hand. Sie soll Euch halten, wenn ein Schwindel Euch ergreift, sie wird Euch sicher über gefährliche Stellen geleiten."

Erusca fuhr heftig auf, als Tanni diese Worte gesprochen hatte. Ein wildes Feuer zeigte sich wieder in den Blicken, welche er starr auf diesen richtete. Dann rief er mit kreischender Stimme: „Nimmermehr!" und klimmte nun mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, die den nachschauenden Leo in das größte Erstaunen setzte, die Anhöhe hinan. Leo, der befürchtete, Ambrosio möchte in einer augenblicklichen Aufwallung seinen Kräften zu viel zugemuthet haben, folgte ihm so schnell, als es die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit erlaubte, nach, um ihm im Nothfall mit Hülfe und Beystand nahe zu seyn. Er hatte aber noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er jenen schon oben erblickte und gleich darauf verschwinden sah. In kurzer Zeit stand auch er auf dem Fußpfade, von dem ihn Erusca's Gewaltthat entfernt hatte. Noch drangen zu seinem Gehör die eiligen Schritte des Hinwegstürmenden; sonst aber war keine Spur mehr von ihm wahrzunehmen.

„Unglücklicher!" sagte Leo ihm nachblickend; „du bist zu bedauern, wie jene, welche deine Wuth erregten! du irrst gleich ihnen, und dieser schreckliche Irrthum reißt auch euch zu Verbrechen hin, die dem Geiste des Christenthums, in welcher Form er euch erscheinen mag, fremd und widersprechend sind."

Mit innigem Danke gegen die Vorsehung, die ihn einer so nahe drohenden Gefahr entrissen hatte, sah er eine kurze Zeit lang in die Tiefe hinab, die jetzt, vom Mondlichte verlassen, noch schauerlicher zu ihm heraufgähnte als früher. Er lauschte dem dumpfen Getöse des Stromes, das ihm noch vor wenigen Augenblicken in seiner ganzen schrecklichen Stärke den Jubel der unterirdischen Gewalten über eine sichere Beute zu verkünden schien, aber ihm nun

wie ein grünendes Grollen über getäuschte Hoffnung vorkam. Er konnte sich eines zurückkehrenden Grauens nicht erwehren, als er das Geschehene noch einmal überdachte. Mit Gewalt riß er sich von diesem Gedanken und von der Stelle los, auf der er sich dünkte wie einer, den eine Zaubermacht festgebannt habe, und setzte dann mit mäßigen Schritten den Weg zur Heimath fort. Erst gegen Morgen langte er in Plurs an. Von dem Thorwächter erfuhr er, daß Ambrosio Crusca eine Stunde früher als er eingetroffen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Napoleons Leben.

(Fortsetzung von Nro. 183.)

Beauftragt von der Kaiserin, Napoleon das von Gerard gemalte Portrait seines Sohnes zu überbringen, kam ich den Tag vor der großen Schlacht an der Moskwa vor des Kaisers Zelte an. Im Begriff, die so lange ersehnte Schlacht zu liefern, werde er, meynte ich, die Kiste nicht öffnen lassen; ich irrte mich; in der Ungeduld, eines so lieben Anblicks zu genießen, ließ er das Gemälde sogleich in sein Zelt bringen. Unbeschreiblich war seine Freude, als er es sah; der Schmerz, seinen Sohn nicht an seine Brust drücken zu können, war der einzige Gedanke, der den süßen Genuß trübte, und die tiefste Rührung sprach aus seinen Augen. Er rief selbst alle seine Hausoffiziere und die Generale, die in einiger Entfernung seiner Befehle harrten, herbey, um sie die Gefühle seines Herzens theilen zu lassen. „Glauben Sie, meine Herrn," sagte er, „wäre mein Sohn fünfzehn Jahre alt, er wäre im Kreise so vieler Tapfern anders hier als blos gemalt." Er ließ das Gemälde vor dem Zelt ausstellen, damit die Offiziere und Soldaten der Garde es sehen und aus seinem Anblick neuen Muth schöpfen möchten. — Das Kind ist vorgestellt, wie es halbliegend in seiner Wiege mit einem kleinen Scepter und einer kleinen Weltkugel spielt.

*

Auf dem Rückzuge aus Rußland war Ney, den man zurückgelassen hatte, um die Festungswerke von Smolensk zu sprengen, von den Russen abgeschnitten worden. Napoleon äußerte den lebhaftesten Schmerz und befahl dem Vicekönig, eine neue Arrieregarde zu bilden und Ney zu erwarten. Eugen stellte von zwey zu zwey Meilen am Dnieper Vedetten mit Geschütz auf, das sogleich Ney's Erscheinen verkünden sollte. Endlich um halb zwölf Uhr Nachts ließen sich die ersehnten Schüsse hören; als Gourgaud Napoleon diese Nachricht brachte, sagte er: „Ich habe über vierhundert Millionen in den Kellern der Tuilerien; ich hätte sie freudig hingegeben, um meinen treuen Waffengefährten loszukaufen."

*

Ich sprach zu Ende des Jahres 1814 in Schönbrunn mit Consalvi über die Anerkennung von Titeln, nämlich sich über den sonderbaren Umstand, daß das englische Kabinet Napoleon blos ein einziges Mal als Kaiser anerkannt habe, und zwar als er in der That aufgehört hatte es zu seyn, nämlich im Vertrag von Fontainebleau. Consalvi sagte: „Glaubt man denn etwa in Frankreich, der Papst sey blos in Paris gewesen, um einen Strohmann zu krönen und zu salben?" Ich zog ein Fünffrankenstück heraus und sagte: „Hier ist ein unwiderleglicher Beweis seiner Herrschergewalt, er befindet sich in der Tasche aller Franzosen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

„Ich setze den Fall, ein Fremder habe seit drey Wochen Frankreich verlassen; durch irgend einen Zufall habe er nicht erfahren, daß man die Tagesblätter und Zeitschriften mit der Censur belastet; gestern kömmt er wieder in Paris an. Vor seiner Abreise hatte er in den unabhängigen Blättern politische und literarische Aufsätze über solche Gegenstände gelesen, die es am meisten verdienen, daß sich der menschliche Geist mit ihnen beschäftige. Er war sich an das freye Aussprechen der Gedanken gewöhnt, welches die Fortschritte eines Volkes auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit beweist, er fordert die Morgenzeitungen, öffnet sie begierig, und sieht sogleich den Hauptartikel, oder, wie die Engländer sagen, den Leading article. In einem dieser Blätter erblickt er mit großen Buchstaben den Titel: das Kameleopard; ein anderes Blatt enthält die Ankündigung eines verlornen Hundes; ein drittes spricht von einem Auftritte des Hanswurstes oder von einem Affentanze, ein viertes erzählt den Fang eines ungeheuren Sibrs. Unser Reisender sucht vergebens in den literarischen Aufsätzen die Namen, die er darin zu finden gewohnt war, und die wichtigen Werke, wovon man Auszüge gab. Alles ist verschwunden. Er reibt sich die Augen, er weiß nicht, ob er träumt; er frägt, ob Frankreich etwa plötzlich von einem Schlagflusse betroffen worden, und in die Kindheit wieder versunken sey. Er kann sich nicht vorstellen, daß dieß noch dieselbe Nation ist, die er so gesund, so groß und geistreich verlassen hatte, und die er so klein, so schwach und so blödsinnig wieder findet." So spricht ein ehemaliger Minister, Hr. v. Chateaubriand, in seiner zweyten, eben erschienenen Flugschrift; und in der That ist mit den Tagesblättern eine so erbärmliche Umstaltung vorgegangen, daß man sie kaum wieder erkennt. Dieser Erfolg war zu erwarten; der Hauch der Censur ist dem Geiste der freyen Blätter ein Gift. Es war aber vorher zu sehen, daß ein Hagel von Flugschriften übers Publikum herabfallen würde, und dieß geschieht jetzt schon. Fast täglich erscheint eine neue politische Flugschrift, die dann haarklein erzählt, was die Tagesblätter nicht haben erzählen dürfen, und manche Aufsätze aufnimmt, welche in den Tagesblättern abgewiesen worden waren. Ein sonderbarer Rechtsstreit ist über das Verfahren der Censur entstanden, welche nicht dulden wollte, daß die Tagesblätter die ausgestrichenen Stellen offen ließen. Das Publikum sollte nämlich gar nicht erfahren, wo das glühende Eisen der Censur hergefahren sey. Aber, erwiederten die Herausgeber, wenn ihr unser Blatt am Abend verstümmelt, und es doch am folgenden Morgen erscheinen soll, wie kann dasselbe denn in ganzer Gestalt erscheinen? Die Censur erwiederte mit dem Hochmuthe eines untergeordneten Potentaten: das geht uns nichts an, wir wollen keine Lücken dulden. Dieser horror vacui war ein neuer Druck für die Ta-

gesblätter, und zwar ein so unleidlicher, daß der Constitutionnel es für nöthig hielt, einen der ersten Rechtsgelehrten, den Hrn. Dupin, zu Rathe zu ziehen. Dupins Gutachten, welches dahin ausläuft, daß die Anmaßung der neuangestellten Behörde eben so unsinnig als unrechtlich ist, hat der Constitutionnel zu mehreren Tausend Exemplaren drucken und überall unentgeldlich vertheilen lassen, ebenso desselben Advokaten Rede vor dem Gerichte bey einem den Constitutionnel betreffenden Prozesse; in dieser Rede hatte Dupin die Censur hart mitgenommen, und mehrere ihrer kleinen Gewaltthätigkeiten umständlich, und auf eine ironische Weise erzählt. Natürlich ließ die Censur die Rede nicht in die Tagesblätter einrücken; allein sie wurde sogleich besonders abgedruckt, und überall vertheilt. Sie hat das sonderbare Motto: Reine! de tes ciseaux qu'on voie au moins les marques! das sich auf den Lückenhaß der neugebackenen Censur bezieht. Und es wäre wirklich Schade gewesen, wenn das Publikum einer Rede beraubt worden wäre, die vor Gerichte alle Zuhörer, die Richter sowohl als das Publikum, außerordentlich belustigt hatte. Dupin hatte eine Menge von Blättern des Constitutionnel bey sich, die alle durch die Scheeren der Censoren auf's Erbärmlichste zugerichtet worden waren. Diese Blätter zeigte der Redner unter folgenden Worten vor: „Wollen Sie erfahren, meine Herrn, wie die Censur den Constitutionnel durcharbeitet? Ich will Ihnen einen Begriff davon geben. Sie erinnern sich, daß vormals die Censur dasjenige, was ihr mißfiel, mit rother Dinte ausstrich; wir haben Ihnen oft in unsern Gerichtsreden des vorigen Jahres diese Art der Vertilgung angezeigt. Dieses Jahr hat sie ihr Lieblingswerkzeug wieder zur Hand genommen, sie hat sich mit der furchtbaren Scheere bewaffnet. Sehen Sie, meine Herrn, wie sie dieselbe gebraucht! Mit dem Gesichte läßt sich das Ding am besten begreifen; wenden Sie die Augen auf mich hin (alle Augen wird in der Flugschrift bewegesetzt, wenden sich nach dem Sachwalter hin, der einen Pack Blätter, welche durch die Censur passirt sind, zur Hand nimmt); Hr. Dupin hält eines dieser Blätter in die Höhe; Sehen Sie hier eins, dem die einzelnen Vertilgungen das Ansehen einer Harke gegeben haben (allgemeines Gelächter im Gerichtssaale). Hier ist ein anderes, das mit so vieler Geschicklichkeit zerschnizt ist, daß man es mit einem Stücke Spitzen vergleichen kann. (Neues Gelächter.) Schauen Sie alle diese Lücken, die man in den Gedanken des Schriftstellers hervorgebracht hat, ohne sich darum zu bekümmern, ob das Uebriggebliebene auch noch einigen Sinn hat. Hier ist ein drittes Blatt, woran die Censur nichts gelassen hat als die weißen Ränder, welches diesem Rahmen das Ansehen einer Ziegelform gibt, wie man sie in den Ziegelbrennereyen gebraucht. (Neues Gelächter.) Und sollten Sie es wohl glauben, oben auf dieser, durch das Ausschneiden der geschriebenen Stellen leer gewordenen Seite hat ein Censor ohne weitere Erklärung die Worte à refaire gesetzt! (Hr. Dupin legt die Blätter neben sich; sogleich werden sie von den neugierigen jungen Advokaten in die Hände genommen). Hr. Dupin lebhaft: — Nehmen Sie sich in Acht, meine Herrn, verlieren Sie die Blätter doch ja nicht; es sind Stücke, die der Constitutionnel nöthig hat. Man würde sich nur allzusehr freuen, wenn er sie nicht wieder vorzeigen könnte, um einen Vorwand zu bekommen ihn zu suspendiren." Er fuhr dann fort: „Sie sehen, meine Herrn! wie man den Constitutionnel behandelt. Und nachdem man ihn so verstümmelt, verschnitten und mißstaltet hat, läßt man durch Söldlinge das Gerücht ausstreuen, er sey besoffen. Man will das Vermögen seiner Eigenthümer zu Grunde richten, und das Ansehen seiner Redakteren zerstören! Wenn die Censur, nachdem sie nach Belieben unterdrückt und ausgemerzt hat, erlaubte, die Stellen leer zu lassen, oder mit Punkten zu bezeichnen, so würde der Leser sich nicht täuschen. Zuvor entdeckte die Censur dieses, und es ist keiner unter Ihnen, der sich nicht erinnerte, die censirten Blätter mit ähnlichen Lücken gesehen zu haben; einige hatten sogar in Gestalt einer Vignette eine offene Scheere dargestellt, um die Ursache der Leerheit anzuzeigen. Dieses Mehr des vorigen Jahres wird auch noch von den Provinzialblättern ausgeübt. Hier ist z. B. der Lyoner Precurseur vom 7ten Juli, der ohne Zweifel, die Klagen des Handelsstandes ausdrückte; seine Klagen sind durch eine leere Stelle bezeichnet. Hier ist auch das Echo du Nord vom 8ten Juli, das mit einem Haufen Punkte beginnt; das Auge des Lesers sucht einen Sinn, und bemerkt nichts als die Censur. Aber so viel Ehrlichkeit steht nur der Provinz an.

(Die Fortsezung folgt.)

London, 6. August.

Zu Stuckeley, in der Grafschaft Hundington, wurde vor Kurzem der Pfarrer, ein alter Mann, der sich seit lange durch Geiz bekannt gemacht hatte, und, da er schon öfters beraubt worden war, und längst schon sein Leben bedroht glaubte, Niemanden in seinem Hause dulden wollte, gräßlich ermordet in seiner Wohnung gefunden. Der Verdacht fiel auf einen jungen Menschen, Namens Slade, welcher auch eingezogen und vor Gericht gestellt wurde. Beym Prozeß kam indessen nichts gegen ihn heraus, als daß man am folgenden Tage seine Beinkleider etwas mit Blut bespritzt gesehen, daß man eine Spur von seinen Schuhen in der Nähe des Hauses bemerkt haben wollte, und die Aussage eines, seit dem Morde verhafteten Diebs, Namens Hedding, daß Slade sich ihm als Mörder bekannt, und unter andern gesagt, er habe den alten Mann zuerst mit seinem Messer verwundet, und dann mit einer mitgebrachten Hacke erschlagen. Der Richter selbst schien allen diesen Angaben keinen Glauben beyzumessen, und warnte die Geschwornen, sich in ihrer Entscheidung nicht von früher empfangenen Eindrücken leiten zu lassen. Sie ließen sich aber doch davon leiten; denn zum Erstaunen Aller erklärten sie den Mann für schuldig, und der Richter sprach pflichtgemäß das Todesurtheil über ihn aus; aber es fand sich, daß der blinde Eifer dießmal richtig gegangen war. Slade hat sich öffentlich als Mörder bekannt, und zwar in einer ausführlichen Angabe, welche die ganze Aussage Heddings zu einem Gewebe von Lügen macht, und überhaupt alle Umstände, welche den Schatten von einem Verdacht hätten auf ihn werfen können, als ungegründet darstellt. Ob seine Angabe durchaus wahr ist, läßt sich nicht so leicht bestimmen; jedoch ist so viel bestätigt, daß man den blutigen Säbel, womit er erklärte den Mord begangen zu haben, an der Stelle fand, wo er ihn versteckt haben wollte. — Wenn man sich nun auf der einen Seite wundert, daß ein Verbrecher durch den Eifer einer Jury, ohne Beweise schuldig befunden worden, so wundert man sich nicht weniger darüber, daß ein anderer Mörder, und zwar einer der abscheulichsten, der Mörder seines eigenen Kindes, gegen den die Beweise so vollständig wie nur immer möglich vorlagen, wegen eines Irrthums in der Anklageakte, in Hinsicht des Namens des Kindes, losgesprochen worden ist, und der Richter sich geweigert hat eine neue Klage anzunehmen, weil die Beweise in dem ersten Prozesse hätten vorgebracht werden können. Indessen hält man ihn als einen gefährlichen Menschen doch so lange in Verwahrung, bis er gute Bürgschaft für sein künftiges Betragen zu leisten vermag. Einen Dieb aber hat man vor Kurzem gänzlich frey gegeben, weil er in der Anklage beschuldigt worden, er habe zwey Enten gestohlen, und es sich erzeigte, daß es todte Enten waren, was nach der Meynung des Richters hätte angegeben seyn sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. August 1827.

Nicht frohe Zeichen sind's,
Die diesem Bündniß unsrer Herzen leuchten;
Das ist kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt.

Schiller.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

2.

Still und geräuschlos hatte sich Leo Tanni bey seiner Ankunft in sein Haus begeben, das er selbst mit dem Schlüssel, den er bey sich führte, geöffnet. Es lag ihm daran, seine Mutter nicht zu stören, die gewiß, hätte sie des geliebten Sohnes Rückkehr wahrgenommen, ihre Ruhe geopfert haben würde, um ihn willkommen zu heißen und sich von seinem Wohlergehen zu überzeugen. Nur ein alter tauber Hausbedienter kam zufällig dem eintretenden Herrn in den Weg, und von ihm erhielt Leo, nachdem er sich mühsam verständlich gemacht, die erwünschteste Auskunft über seine Mutter. Den Vater hatte er nicht gekannt; dieser war sehr frühe gestorben, und der Wittwe war die Sorge um den Sohn geblieben, die sie mit Liebe und dem Aufwande aller ihrer Kräfte trug, indem sie, wie es ihr Gefühl und geistige Bildung gestatteten, seine Erziehung leitete. Später hatte Leo auf Reisen seine weitere Ausbildung vollendet und sich von manchen Vorurtheilen frey gemacht, denen die gute Mutter ergeben war, und welche sie auch in seine Seele zu legen für ihre Pflicht gehalten hatte. Auf keine Weise aber suchte er nun seine aufgeklärteren Ideen auch der Mutter aufzudringen, sondern ehrte sie durch stille Duldung und vermied jede Gelegenheit, die es ihm vielleicht zur unangenehmen Verbindlichkeit gemacht hätte, die tief eingewurzelten Irrthümer zu bekämpfen.

Als er spät am Morgen nach seiner Heimkehr aus einem erquickenden Schlafe, der ein Bedürfniß der erschöpften Natur war, erwachte, stand ein Diener vor seinem Lager und entbot ihn zu seiner Mutter. Sie wünsche ihn sogleich auf ihrem Zimmer zu sprechen, und nicht in dem Gemache, wo sie gewöhnlich das Frühstück einnehme, meldete der Bote. Dem Sohne mußte diese Anordnung befremdend erscheinen, da er wußte, wie sehr seine Mutter an solchen alten Hausgebräuchen hing, und wie sie namentlich das Frühstück durch die erste Begrüßung an jedem Tage zu erheitern pflegte. Irgend etwas Besonderes mußte hier zum Grunde liegen, und sowohl um die verehrte und geliebte Frau bald zu sehen, als auch den Schlüssel zu diesen Geheimnissen zu erhalten, beeilte er sich der empfangenen Weisung nachzukommen.

Er fand die Mutter, ganz wider ihre Gewohnheit, ernst und trübe. Sie saß und hatte den Kopf in ihre Hand gestützt, ihre Blicke ruhten auf der Bibel, die aufgeschlagen auf einem Tische vor ihr lag. Als Leo sich ihr näherte, sah sie auf, ihr Antlitz erheiterte sich, und sie hielt ihm lächelnd beyde Hände entgegen.

Nachdem alles gesagt war, was sich Mutter und Sohn nach einer monatlichen Trennung in der Regel zu sagen haben können, wurde Frau Anna Tanni wiederum ernst, und bat Leo sich an ihrer Seite niederzulassen und mit ihr eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu besprechen.

„Schon seit acht Tagen," hob sie nach einer kleinen Pause, die Leo's Neugierde auf die bevorstehende Mittheilung steigerte, an, „befindet sich ein Gast in deinem Hause, den ich aus Rücksicht auf dich aufgenommen habe, mit welchem ich aber nun, da du selbst anwesend bist, nicht länger unter einem Dache leben werde. Es ist Baptista, die Tochter unsers katholischen Vetters Lostallo aus Chur. Ihr Vater ist plötzlich verstorben, und hat auf seinem Todbette die Tochter an dich, als den Einzigen, von dem sie ferner Schutz und Hülfe zu erwarten habe, verwiesen."

Bey dieser höchst unerwarteten Nachricht gerieth Leo in große Bewegung. Er sprang hocherröthend auf und starrte, als habe er etwas Unglaubliches vernommen, die Mutter an. Diese ihrerseits war nicht weniger befremdet, den Sohn, der sonst sein Betragen immer in den Schranken der Ruhe und Mäßigung zu halten wußte, in dieser heftigen Aufwallung zu sehen.

„Wie?" stammelte er endlich, „Baptista hier — hier im Hause? Ihr Vater todt? — Ungeheures muß geschehen seyn in kurzer Zeit, denn noch vor wenigen Wochen sah ich ihn gesund, froh und glücklich an der Seite seiner Tochter in seiner prächtigen Wohnung zu Chur. Baptista galt für eine reiche Erbin, und nimmer hätte ich daran gedacht, daß sie jemals, selbst wenn sie auch ihren Vater verlöre, meines Schutzes und meiner Hülfe bedürfen könnte, wie gern ich auch —"

Er hielt plötzlich inne. Fast hätte er das süßeste Geheimniß seines Herzens verrathen, von dem er doch wußte, daß es mit den Vorurtheilen der Mutter nicht übereinstimme, und für dessen Entdeckung es durchaus nöthig schien, eine gelegenere Zeit abzuwarten.

„Aber wo ist Baptista?" fuhr er gleich darauf fragend fort. „Ich will sie selbst sprechen. Ich muß wissen, welcher Unfall ihres Vaters Tod herbeygeführt hat, und welche sonderbare Umstände sie zu dieser Reise veranlaßt haben, die einer Flucht so ähnlich sieht."

„Gönne deiner Mutter noch ein kurzes Gehör, mein Sohn," sagte Frau Anna mit Empfindlichkeit, und nöthigte den Ungeduldigen, den Sitz neben ihr wieder einzunehmen. „Du zeigst bey dieser Sache einen größeren Eifer als einem evangelischen Christen, der sich ergeben in Gottes Schickungen fügen soll, geziemend ist. Allerdings muß ein Unglück geschehen seyn, das den Tod des alten Lostallo zur Folge gehabt hat. So viel verstand ich aus den verwirrten Reden des Mädchens bey ihrer Ankunft. Seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen, da es wider meine Gesinnungen streitet, der Papistin Nähe zu ertragen und mit ihr an Einem Tische zu essen. Hier ist ein Brief an dich, den ihr Vater in seiner Sterbestunde geschrieben. Vielleicht findest du darin die Auskunft, die du wünschest."

„Unglückliche Geistesbefangenheit, in der auch meine gute Mutter schwebt!" seufzte Leo leise für sich hin, indem er hastig das dargebotene Blatt eröffnete. Er las:

„Noch vor wenigen Tagen war ich ein reicher Mann, jetzt bin ich ein Bettler. Noch vor wenigen Tagen sahet Ihr mich in der Fülle der Gesundheit, jetzt bin ich der Auflösung nahe und in wenigen Minuten eine Leiche. Wie das zugegangen, laßt Euch von meiner Tochter erzählen. Mir sind die Augenblicke zugerechnet. Verlasset mein Kind nicht, Leo Tanui! Sie hat keine Stütze, keinen Beystand auf der Welt als Euch. Ihr seyd ein edler Mann. Das beruhigt mich über die Zukunft meines Kindes. Mit diesem Vertrauen auf Euch gehe ich getrost in die Ewigkeit.

Giacomo Lostallo."

Nur mit Mühe und gespannter Aufmerksamkeit hatte Leo die undeutlichen Schriftzüge von der Hand des Sterbenden entziffern können. Er ließ das Blatt sinken und sprach:

„Hier findet sich keine Aufklärung. Im Gegentheil tritt mir das Räthsel noch schärfer und bedeutungsvoller entgegen, und es bleibt mir nichts übrig, als bey Baptista selbst die Auflösung zu suchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Napoleons Leben.

(Beschluß.)

Ich hatte am eilften April 1814 einen Brief von Marie Louise Napoleon in Fontainebleau zu überbringen. Wir gingen auf der Terrasse auf und ab; er äußerte, er sey weit entfernt es zu billigen, daß man die Kaiserin habe von Paris weggehen lassen. Ich berührte den Brief, den er deßhalb an seinen Bruder Joseph geschrieben. „Die Umstände waren nicht mehr dieselben," sagte er, „man hätte sich nach den neueingetretenen Verhältnissen richten sollen. Louisens Anwesenheit in Paris hätte allein hingereicht, dem Verrath und Abfall einiger meiner Truppen zuvorzukommen und sie zu verhindern. Ich stände noch an der Spitze eines furchtbaren Heers, mit dem ich den Feind gezwungen hätte, Paris zu räumen und einen ehrenvollen Frieden zu unterzeichnen." — Ich glaubte ihm bemerken zu dürfen, es sey sehr zu bedauern, daß er diesen Frieden nicht zu Chatillon unterzeichnet habe. „Ich glaubte nie an die Aufrichtigkeit unserer Feinde," erwiederte er; „das waren jeden Tag neue Forderungen, neue Bedingungen — sie wollten den Frieden nicht — und dann hatte ich Frankreich gesagt, ich wolle keine Bedingung eingehen, die ich für demüthigend halte, und wenn der Feind auf den Höhen des Montmartres stände." Ich machte ihm bemerklich, daß Frankreich, so sehr es auch

hätte beschränkt werden mögen, doch noch eines der schönsten Reiche der Welt gewesen wäre. „Ich entsage dem Thron und trete nichts ab," war seine auffallend heitere Antwort.

„Was ist es doch um das Geschick!" sagte er später. „Im Gefecht von Arcis-sur-Aube that ich, was ich konnte, um einen ruhmvollen Tod zu finden, indem ich Fuß für Fuß den Boden des Vaterlandes vertheidigte. Ich setzte mich schonungslos aus; die Kugeln regneten um mich, meine Kleider waren durchlöchert, aber," sagte er seufzend, „mich konnte keine treffen. Feigheit wäre es, wollte ich den Tod dem Ausbruch meiner Verzweiflung verdanken. Der Selbstmord ist sowohl mit meinen Grundsätzen als mit meinem Platze auf der Schaubühne der Welt unvereinbar. Ich bin zum Leben verurtheilt!" setzte er mit einem neuen Seufzer hinzu. Wir gingen in tiefem, düstern Schweigen mehrere Male auf und ab; endlich sagte der Kaiser mit bitterm Lächeln: „Unter uns gesagt, es heißt, ein lebender Trossbube sey mehr werth als ein todter Kaiser."

*

Die Schauspieler in dem großen europäischen Drama, deren Chiffern wir hier mittheilen, sind größtentheils vom Schauplatze abgetreten. Die Zeit hat die meisten dieser Namen, ihre Eigner mögen die Schuld der Natur bereits bezahlt haben oder nicht, von der Liste ausschreibender Gewalthaber gestrichen und in das Buch der Geschichte geschrieben, und zwar mit leserlicheren Zügen, als sie selbst bey ihrem Leben und Wirken unter ihre Mandate zeichneten; die Entzifferung dieser Hieroglyphen war indessen den Europäern geläufig geworden; die Hieroglyphe N u. s. w. war der Schlüssel zu den meisten. — So gleichgültig nun auch an sich die Schriftzüge eines Menschen sind, so wenig sich in ihnen der Charakter des Schreibers abschatten mag, so glauben wir doch, daß diese Sammlung manchem Leser wenigstens als Kuriosität willkommen seyn werde, und fügen folgenden nothwendigen Kommentar bey:

1. Buonaparte. 2. Napoleon. 3. Lapagerie Bonaparte. 4. Josephine. 5. Marie Louise. 6. Marie Lätitia. 7. Joseph Napoleon. 8. Louis Napoleon. 9. Joachim Murat. 10. Lucien Bonaparte. 11. Eugen Napoleon. 12. Bernadotte. 13. Joseph Fesch. 14. Junot, Herzog von Abrantes. 15. Duroc, Herzog von Friaul. 16. Coulaincourt, Herzog von Vicenza. 17. Berthier, Prinz von Neufchatel. 18. Ségur, Großceremonienmeister. 19. Cambacerès, Erzkanzler. 20. Lebrun, Erzschatzmeister. 21. Talleyrand, Prinz von Benevent. 22. Moncey, Herzog von Conegliano. 23. Jourdan. 24. Massena, Herzog von Rivoli. 25. Augereau, Herzog von Castiglione. 26. Soult, Herzog von Dalmatien. 27. Brune. 28. Mortier, Herzog von Treviso. 29. Ney, Prinz von Moskwa. 30. Davoust, Prinz von Eckmühl. 31. Bessières, Herzog von Istrien. 32. Viktor, Herzog von Belluno. 33. Oudinot, Herzog von Reggio. 34. Marmont, Herzog von Ragusa. 35. Macdonald, Herzog von Tarent. 36. Suchet, Herzog von Albufera. 37. Gouvion St. Cyr. 38. Kellermann, Herzog von Valmy. 39. Lefebvre, Herzog von Danzig. 40. Serrurier. 41. Lannes, Herzog von Montebello. 42. Lauriston. 43. Fouché, Herzog von Otranto. 44. Savary, Herzog von Rovigo. 45. Las Cases. 46. Bertrand. 47. Daru. 48. De Pradt, Erzbischof von Mecheln. 49. Schwarzenberg. 50. Chateaubriand. 51. David. 52. Canova. 53. Talma. 54. Mars. 55. Louis XVIII. 56. Carl Philipp (Carl X.) 57. Louis Antoine, Dauphin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

(Fortsetzung.)

Zu Paris, dem Mittelpunkte des Plagens und dem Sitze der Mustercensur, muß man seine Klagen einstellen und seine Wunden verbergen (Chateaubriand nennt dieß un martyre sans stigmates), und während dieser Zeit fährt der Moniteur mit seinen Monologen fort; er spottet über diejenigen, die ihm nicht antworten können, er behält Recht nach Art derjenigen, die allein sprechen; man möchte sich beschweren, aber wie? Es gibt, sagt man, keine schlimmeren Taube als diejenigen, die nicht hören wollen. Der Constitutionnel hat sein Recht behaupten wollen, und ein Rechtsgutachten verlangt. Es einrücken zu lassen, würde eine Tugend, eine Aufopferung gewesen seyn, deren die Censur nicht fähig war; nicht einmal die Ankündigung dieses Rechtsgutachtens hat sie wollen durchgehen lassen, (dieß ist jenes Gutachten, das der Constitutionnel seitdem in ganz Paris hat austheilen lassen). Ein Pair de France, der Herzog von Choiseul, hatte dem Constitutionnel ein Schreiben (über die Nationalgarde) zugesandt; die Censur hat es ausgestrichen; er hat sich beym Vicomte de Bonnald, seinem Kollegen in der Pairskammer, (der bekanntlich in der Censur sitzt) beschwert. Die Censur hat nicht einmal die bloße Ankündigung dieses Beschwerens durchgehen lassen. (der Briefwechsel zwischen den beyden Pairs steht in Chateaubriands letzter Flugschrift). Einer der Redakteren des Constitutionnel hat mit dem Oberhaupte der Censoren eine Unterredung gehabt, die wohl verdient hätte stenographirt zu werden. Man erinnert sich an die Unverschämtheit jenes alten Ministers unter der ehemaligen Regierung, dem man die Unrechtlichkeit seiner Befehle vorwarf, und der kaltblütig antwortete: Aber mein Gott! wer sagt Ihnen denn, daß dieß rechtlich sey? Ebenso hatte die Censur auf alle Einreden der Redakteren: „Das Gebot, keine leeren Stellen zu lassen, ist ja ungerecht; wir betrügen unsere Abonnenten, wir laufen Gefahr für Mitschuldige bey einer That gehalten zu werden, die ganz ohne unsern Willen geschieht; auf alle Einreden, sage ich, hatte die Censur nur eine einzige Antwort: „Thun Sie, wie es Ihnen beliebt; aber nehmen Sie sich in Acht, wofern Sie eine einzige leere Stelle, eine einzige weiße Linie lassen, so visire ich Sie nicht mehr." „Das ist ja aber eigenmächtig, das ist ja tyrannisch." — „Ey gewiß ist es eigenmächtig und tyrannisch; allein wir sind Herrn und Meister, wir haben die Macht in Händen. Sie müssen sich unterwerfen." Dupin erzählt noch unter andern lustigen Sachen, die Censoren lassen sich Abends in Miethkutschen und mit Gensdarmen nach Hause geleiten, um nicht mißhandelt zu werden. Diese sonderbare Nachricht findet

sich auch in Chateaubriands lezter Broschüre und in mehreren andern Flugschriften. Da die Zeitungen angekündigt haben, der egyptische Pascha sey Willens zu Cairo auch ein Tagesblatt erscheinen zu lassen, so hat ein Spaßvogel davon Anlaß genommen, um im Namen des angekommenen Kameleopards an den Pascha zu schreiben, und ihm zum Behufe seines künftigen Tagblattes die von der Pariser Censur ausgeschnittenen Aufsäze zuzuschicken. Dieser Brief ist unter dem Titel: Lettre de la Girafe au Pacha d'Égypte erschienen, und hat vielen Beyfall erhalten. Die Albernheiten der jezigen Jesuitencensur sind darin auf eine witzige Art aufgedeckt. Heute erscheint eine Flugschrift des berühmten Keratry, ebenfalls über Censur; dieser Schrift werden andere nachfolgen. Es hat sich ein Verein von Freunden der konstitutionellen Freyheit gebildet, welcher die Druckkosten der Flugschriften bestreiten und diese Schriften unentgeldlich austheilen will, um dadurch den jezigen Mangel an guten Zeitungen zu ersezen, und die Mißgriffe und Albernheiten der Censur ins Licht zu stellen. Der bey der Einführung der einstweiligen Censur beabsichtigte Zweck der Minister, den Sommer und Herbst ohne Widerspruch, und in großer Gemächlichkeit zubringen zu können, ist also verfehlt; denn eben weil die Flugschriften jezt die einzigen Blätter sind, aus denen man etwas Wahres und Pikantes erfahren kann, wirken sie weit mehr, als wenn den Zeitungsschreibern der Mund nicht gebunden wäre. Am kräftigsten wirkt aber Chateaubriand dieser Knechtschaft der Tagesblätter entgegen. Einen gründlichen politischen Kopf habe ich diesem berühmten Staatsmanne nie zugetraut, aber ein genialer Schriftsteller ist er; kein Verfasser hat die Armseligkeiten des Preßzwanges so gebrandmarkt, keiner die Censoren so von oben herab behandelt und sie in den Staub gedrückt wie er. Er sagt in der Vorrede seiner lezten Schrift: „Ehre und Vaterland rufen mich wieder aufs Schlachtfeld. Ich bin zu einem Alter gelangt, worin die Menschen Ruhe bedürfen; aber wenn ich meine Jahre nach dem innern zunehmenden Hasse berechnete, den mir Unterdrückung und Niederträchtigkeit einflößen, so könnte ich mich für verjüngt halten." Und in der That herrscht in dieser Schrift ein jugendlicher glühender Eifer für gesezliche Freyheit, und eine kräftige Aeußerung des Abscheues wider den Mißbrauch der Gewalt und die Schliche des Obskurantismus.

(Die Fortsezung folgt.)

London, 6. August.

(Beschluß.)

Nach demselben Grundsaz, daß alles, was in einer Anklageakte angegeben ist, bewiesen werden müsse, wurde ein Mann frey erklärt, von dem es bewiesen war, daß er eine Landkutsche aus Muthwillen umgeworfen hatte, wobey drey Personen das Leben verloren. Dieß ist ein Vergehen, wovon einer der Oberrichter bey einem neulichen Prozesse sagte, es nehme so sehr überhand, daß er an dem nächsten, welcher vor ihn komme, ein Beyspiel aufstellen und ihn auf ewig verbannen werde; von diesem Vergehen wurde der Mann freygesprochen, weil es in der Anklageakte geheißen, die Kutsche sey mit zwey Stuten und zwey Wallachen bespannt gewesen, und man das Geschlecht der Pferde nicht genau beweisen konnte. Es gibt indessen kein Uebel ohne sein Gutes. Vor Kurzem wurde ein Mann vor Gericht gezogen, welcher ein Pfund Cigarren ohne die Erlaubniß der Accise verkauft hatte, und deßwegen in schwere Strafe verfallen war. Der Mann läugnete die Sache in so weit, daß er behauptete, es sey nicht ein Pfund gewesen, weil jede Cigarre mit einem Strohröhrchen versehen war, und da das Gesez keine Abgabe vom Stroh, sondern nur vom Tabak verlange, und auf den Verkauf von weniger als einem Pfund ohne Erlaubnißschein, keine Strafe stehe, so sey er nicht schuldig. Der Richter wollte diese Spizfindigkeit nicht zulassen; aber die Jury, die sich dießmal die bey andern Gelegenheiten von den Richtern bewiesene Scharfsinnigkeit zum Vortheil der Galgenvögel zum Muster nahm, ließ sie gelten, und erklärte, daß er nicht ein Pfund Tabak verkauft habe.

Zu Worcester wurde ein Krämer vor Gericht gebracht, der eine Schmähschrift gegen alle Minister unter Lord Liverpools Verwaltung verfertigt und an sein Fenster gehängt hatte. Niemand weiß, wer die Anklage veranstaltet hat; aber es war nöthig, daß ein Mann mit den königlichen Patenten den weiten Weg reisen mußte, um zu beweisen, was jedes Kind auf der Straße wußte, daß alle diese Herrn, welche mit Namen angeführt waren, dazumal Minister gewesen seyen.

Ein Advokat trieb vor einiger Zeit die Chikane so weit, daß er, um einen Prozeß, der schon an neun Jahre im Kanzleyhof gedauert hatte, noch länger auszudehnen, darauf antragen ließ, der Gegner solle einen Mann als Zeugen herbeyschaffen, von dem er wußte, daß er schon längst todt war, und entschuldigte sich damit, daß es so der Brauch dieses Gerichtshofes sey. Der jezige Kanzler und die unter ihm stehenden Richter scheinen indessen entschlossen zu seyn, dergleichen Mißbräuche nicht länger zu dulden. — Ein gewisser General Bourke, welcher jezt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung kommandirt, hat bewiesen, daß es auch Engländer gibt, welche das Licht hassen. Eine Zeitung wurde wegen zu großer Freymüthigkeit unterdrückt, und der General wollte dem Eigenthümer nicht gestatten, einen bloßen Anzeiger oder ein Wochenblatt herauszugeben, bis er versprach sich nicht länger des Motto's zu bedienen, das er von Johnson entlehnt: „Die Masse eines jeden Volkes muß roh seyn, wo es keine Druckerey gibt;" eine Wahrheit, die heut zu Tage kaum der Großmufti läugnen dürfte; aber der General sagte: er hasse ein solches Motto.

Alle große Schauspielhäuser sind jezt geschlossen, und in den kleineren hat man seit Kurzem nichts Neues gegeben, was Bemerkung verdiente.

Auflösung des Räthsels in Nr. 198.

Reif.

Räthsel.

War einmal ein hochgewicht'ger Mann,
Der dem Wohl des Römervolkes lebte,
Und gar ernstlich dieß und jenes sann,
Als noch Romas freyer Adler schwebte.
Doch die Kunst, die Rom herabgebracht,
Sie, die längst als Freyheitsgöttin waltet,
Die die Welt und Rom hat umgestaltet,
Ruhte noch im Schooß der Nacht.
Wär' sie Römereigenthum gewesen,
Freyer Muse spielenden Erguß
Hätt' der Alte schwerlich wohl gelesen;
Doch sein neuer Namensbruder muß.
Räthsel zwar sieht er mit halbem Auge
Flüchtig an; man sagt, er weiß es wohl.
Daß das Ding, wonach er schauen soll,
Nicht für Räthsel und Charaden tauge.

Beylage:

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. August 1827.

Aus Trümmern, Grähern, redet in unartikulirten Tönen eine unbekannte Vorwelt zu uns herab. — Wie viel wird noch der Orient lehren, wenn einmal, schamroth über die Störung der europäischen Kultur, die Herrschsucht ihre Waffen und ihren Forschungsgeist auf Alexanders Fußstapfen in die verwahrlosten Länder gegen der Sonne Aufgang trägt!

Joh. v. Müller.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Ich stelle mir vor, daß ich eine Bildersprache, der die deutsche zu Grunde liegt, bilden wollte. Nehme ich nun das Klaproth'sche System an, so könnte ich „Anfang" bezeichnen, indem ich einen Adler zeichne. Denn Adler und Anfang führen dieselben Anfangsbuchstaben. Ich sage einem zweyten, dieser Adler bezeichnet ein Wort mit a anfangend; wie kann dieser jezt errathen, welches unter den Hunderten von Wörtern, die mit a anfangen, gemeynt sey? Hundertmal eher wird der Arme die Wörter: Aal, Ahorn, Acker, Anhang, Anfang u. s. w. rathen, als Anfang! Und wer, und was sagt ihm, was das Richtige seyn wird? Unbegreiflich ist es, wie Herr Klaproth nicht bemerkt hat, daß bey einer Menge seiner ärologischen Hieroglyphen zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten wirklich ein Zusammenhang der Ideen, nicht blos der Anfangsbuchstaben statt findet! Es ist wahr, aph heißt die Fliege, anoni die Unverschämtheit, und das Bild der Fliege bedeutet Unverschämtheit. Aber warum? weil die Fliege unverschämt ist? oder weil aph, Fliege, mit a anfängt, und anoni ebenfalls? Keines von beyden und Jedes von beyden. Ich werde sogleich erklären, was ich meyne.

Wenn die Aegypter wirklich, wie Clemens berichtet, Gegenstände tropisch bezeichneten, so konnte dieß nicht anders geschehen, als wenn sie für den zu bezeichnenden Gegenstand selbst einen andern demselben ähnlichen Gegenstand zeichneten; und umgekehrt bezeichnete also das so entstandene Bild nicht das ihm vollkommen entsprechende oder gleiche Ding in der wirklichen Welt, sondern ein ihm nur theilweis, oder in gewisser Hinsicht entsprechendes, oder ähnliches. Das Bild der Fliege z. B. sollte tropisch nicht eine wirkliche Fliege bedeuten, sondern etwas der Fliege nur in irgend einer Eigenschaft Gleiches oder Aehnliches. Wie viele Gegenstände gleichen aber nicht der Fliege in einer Eigenschaft! der Unverschämte in der Zudringlichkeit, der Leichtsinnige in der Flüchtigkeit, der Tiefsinnige im düstern Aussehen, das menschliche Leben in der Hinfälligkeit. Was wird die Fliege nun bezeichnen? den Unverschämten? den Leichtsinnigen? den Tiefsinnigen? das menschliche Leben?

Wir haben bemerkt, daß die Aegypter die Unverschämtheit durch eine Fliege bezeichneten, daß die Fliege, aph und anoni, die Unverschämtheit, beyde mit a anfangen. Ist dieß zufällig, oder haben die Aegypter, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, festgesezt, daß von den vielen Gegenständen, die durch einen andern tropisch bezeichnet werden können, nur derjenige gemeynt seyn soll, dessen Name denselben Anfangsbuchstaben führt, z. B. also, von den Begriffen, welche Fliege, aph, bezeichnen kann, nur der, welcher mit demselben Buchstaben anfängt, anoni? oder umgekehrt, wählten die Aegypter von den Gegenständen, welche tropisch einen andern bezeichnen können, nur den aus, welcher mit demselben Buchstaben anfängt,

wie der, welcher bezeichnet werden soll? z. B. also von Fliege, aph, und Hund, sothis, die beyde Unverschämtheit bezeichnen können, nur aph, weil dieses Wort, wie anoni, mit a anfängt? Und das ist es gerade, worauf ich hindeuten wollte.

Das Bild, hätten demnach die Aegypter verlangt, soll nicht allein, um eine tropische Hieroglyphe zu seyn, dem zu bezeichnenden Dinge in einer Hinsicht gleichen, es soll auch das ihm entsprechende Wort mit demselben Buchstaben anfangen, so daß jede dieser beyden Forderungen die andere näher bedingt und dadurch die Auffindung des angedeutenden Gegenstandes erleichtert.

In der That, eine solche Regel würde des menschlichen Verstandes würdiger seyn, als ein geistloses Spiel mit Anfangsbuchstaben zur Bezeichnung von Ideen, welches in einem so ausgedehnten Umfange, als Klaproth will durchaus unausführbar ist. Zusammenstimmen der Anfangsbuchstaben allein kann nicht zureichender Grund seyn, daß ein Wort indirekt ein anderes bezeichnet, oder es müßte von jedem Anfangsbuchstaben nur zwey Wörter geben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

„Du wirst das Mädchen sehen, Leo," versetzte ernst Frau Anna. „Doch gedulde dich noch einige Augenblicke, bis ich dich selbst zu ihr begleite. Es ist nöthig, daß du sie einmal sprichst, das sehe ich wohl ein, aber unziemlich würde es seyn, wenn dieses nicht in meiner Gegenwart geschähe. Ich will mich also um deinetwillen überwinden, mit der Papistin zusammen zu kommen. Diese Unterredung muß ihrem Aufenthalte in unserm Hause ein Ziel setzen, und ich rechne darauf, daß du ihr sogleich eine anderweitige Unterkunft anzeigst, wo sie dann auch fernerhin Unterstützung an Geld und andern nöthigen Dingen erhalten mag."

„Unmöglich, meine Mutter!" rief Leo, indem er rasch aufsprang und seinen Stuhl mit Heftigkeit zurückschleuderte. „Ich sollte Lostallo's Tochter aus meinem Hause vertreiben? das Kind des Mannes, der mich so oft gastfreundlich in seiner Wohnung aufgenommen, mich geliebt und gepflegt wie den eigenen Sohn? Nein, Mutter, das kann Euer Ernst nicht seyn! Ihr habt mich von früher Kindheit an gelehrt, die Undankbarkeit als ein abscheuliches Laster zu verachten, und Ihr könntet nun von mir verlangen, selbst ein Undankbarer zu werden? Ich sollte gewaltsam die Gefühle unterdrücken, die bey der Erinnerung an das Gute erwachen, das mir Andere erzeigt? Ich sollte die Forderung der Pflicht, jenes zu vergelten, wo es die höchste Noth erheischt, kaltsinnig und unmenschlich zurückweisen? O nein, meine Mutter, das könnt Ihr nicht wollen! Wie auch ein unglückseliges Vorurtheil Euern sonst so hellen Blick trüben mag, so seyd Ihr doch zu gut, zu edel im Grunde Eures liebevollen Herzens, um mich zu einem Unrechte zu drängen und eine Verletzung der heiligsten Pflicht von mir zu verlangen."

Er schritt während dieser Rede in großer Bewegung das Zimmer auf und nieder. Frau Anna hatte ihre Augen niedergeschlagen und blieb einige Minuten lang, ohne etwas zu erwiedern, in nachdenklicher Stellung. Noch nie hatte Leo so hart zu ihr gesprochen; aber, da das richtige Gefühl, das unter dem Drucke ihrer falschen Ansichten tief in ihrer Seele lag, sie ahnen ließ, daß viel Wahres in seinen Worten enthalten sey, konnte sie sich nicht entschließen, ihm Vorwürfe über seine Heftigkeit zu machen.

„Das ist die Frucht des nahen Umgangs mit denen, die unsers Glaubens nicht sind, und deren Pfad nach einem andern Ziele führt, als das unsrige seyn soll," sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer. „Thue, was du willst, mein Sohn. Dieses Haus ist das deinige, und du kannst darinnen schalten nach deinem Gefallen. Aber von mir verlange nicht, daß ich mir länger Gewalt anthue, und ferner in denselben Mauern mit der Katholikin verweile. Ich werde jezt Abschied von ihr nehmen. Ich werde eine Gemeinschaft fliehen, die ich nicht vor meinem Gewissen verantworten kann. Ich nehme ein Herz voll Sorge und Betrübniß um dich, mein Sohn, mit hinweg, da ich große Ursache habe zu glauben, die Reinheit unserer evangelischen Lehre walte nicht mehr fleckenlos in deiner Seele."

„O wie irrt Ihr doch!" rief unruhig Leo, dessen Inneres von widersprechenden Empfindungen zerrissen wurde. „Ist es nicht grausam, mich in die Nothwendigkeit zu versetzen, gegen eine Pflicht zu fehlen, wenn ich der andern genügen will? Die Unglückliche, deren lezte Hoffnung nur auf mir ruht, soll ich verstoßen, wenn ich der Mutter Liebe mir bewahren will! Oder ich soll unempfindlich in die Entfernung der Mutter willigen, wenn ich thue, was mir Dankbarkeit und Mitleid mit einer verlassenen Anverwandten gebieten!"

Der junge Mann hatte diese lezten Worte mit unsicherer Stimme gesagt. Gewiß waren Dankbarkeit für das viele Gute, welches er in Lostallo's Hause genossen, und Mitleid mit dem gegenwärtigen hülflosen Zustande Baptista's starke Triebfedern, sich der Verwaisten nachdrücklich anzunehmen; aber in der Tiefe seiner Seele lebte noch ein mächtigeres Gefühl, das ihn zum ersten Mal in seinem Leben veranlaßte, einem Ansinnen der verehrten Mutter nicht zu entsprechen. Er liebte Baptista; er hatte sie bey seiner mehrfachen Anwesenheit in Chur genauer kennen gelernt, er hatte unter dem reizenden Aeußeren

eine zarte Seele, die reinste Unschuld und ein unbefangenes, allem Guten zugängliches Gemüth gefunden. Baptista erwiederte seine Liebe. Ihr Gegengeständniß und des alten Lostallo unverhehlte Zustimmung würden ihn zum glücklichsten Menschen gemacht haben, wenn nicht der Gedanke an seine Mutter und deren tief eingewurzelte Vorurtheile ihn an die Hindernisse erinnert hätte, die seiner Verbindung mit dem geliebten Mädchen entgegen standen. Oft hatte er Baptista von Frau Anna unterhalten; er hatte dankbar der treuen Mutterliebe und Pflege gedacht, die sie ihm erwiesen; er hatte mit aller Ehrfurcht und innigen Anhänglichkeit eines guten Sohnes von ihr gesprochen. Wenn aber dann Baptista das Wort genommen und ihre Freude an den Tag gelegt, die Mutter des Geliebten kennen zu lernen, und ihr mit kindlicher Liebe und Sorgfalt zu vergelten, was sie an dem Sohne gethan, und sie zu pflegen in ihren alten Tagen, dann war Leo plötzlich verstummt und hatte mit einem Seufzer die Rede auf einen andern Gegenstand gelenkt. Jezt hatte das Unglück die Jungfrau seiner Wahl unter sein Dach geführt; er durfte hoffen, daß die ursprüngliche Herzensgüte der Mutter diese mit Baptisten befreunden, und sie mit deren religiöser Meynung versöhnen würde, wenn der Geliebten nur Zeit und Gelegenheit gegeben würden, die trefflichen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens vor den Augen der erfahrenen Frau zu entfalten; aber Mutter Anna wollte nun durchaus das Mädchen nicht näher kennen lernen, und verschloß ihr so gewaltsam den Zugang zu ihrem Wohlwollen. Was Wunder, daß unter diesen Umständen Leo's Inneres in die heftigste Beunruhigung gerieth, und er sich zu einer Aufwallung gegen seine Mutter hinreißen ließ, die in andern Verhältnissen seine kindliche Ehrfurcht nie gebilligt haben würde.

Frau Anna hatte während des Sohnes lezter Entgegnung trübe vor sich hingeblickt. Dann sagte sie mit ungemeiner Sanftmuth:

„Zürne mir nicht, mein Sohn. Ich will dir nicht entgegen seyn in dem, was du zur Beruhigung deines Gewissens für Noth hältst; aber lasse auch mir die gleiche Freyheit. Schon längst hatte ich mir vorgenommen, unser Landhaus bey Chiavenna zu besuchen. Dort hast du neue Anpflanzungen geschaffen, neue Einrichtungen getroffen, die ich noch nicht kenne. In einer Stunde gedenke ich dahin abzureisen, und bin Willens dort so lange zu bleiben, bis irgend eine Aenderung hier im Hause, die du indessen wohl ersinnen wirst, meine Rückkehr erlaubt. Keine Einwendung, Leo! Biondetta, die Ausgeberin, lasse ich zurück. Sie mag deiner Schutzbefohlenen als Gesellschafterin dienen."

„O meine Mutter!" brach jezt Leo aus, dessen Gefühle zu mächtig wurden, so daß er sie kaum mehr beherrschen konnte, „o laßt Euch erbitten und entfernt Euch nicht aus diesem Hause, das Euer ist, wie Alles was ich besitze! Lostallo hat sich so oft als ein Vater gegen mich erwiesen; seyd Ihr nun die Mutter seiner verwaisten Tochter. Nehmt dem Verluste, den sie erlitten, seinen herbsten Schmerz, und laßt sie erkennen, daß sie nicht ganz verlassen ist, daß sie, indem sie den Vater verlor, eine Mutter wieder gefunden hat. Lernt sie nur kennen, und dieser Versuch, eine anders Glaubende Euch nahe zu bringen, wird Euch gewiß nicht gereuen. O scheuet diese Mühe nicht! Ueberwindet nur einmal das unseligste der Vorurtheile. Der Zwang, dem Ihr Euch Anfangs unterwerft, wird bald keiner mehr seyn, und Ihr werdet dann mit eben so großer Liebe Lostallos Tochter in Eurer Nähe wissen, wie Ihr sie jezt mit Widerwillen von Euch fern haltet."

„Davor würden mich meine Grundsätze bewahren," erwiederte sehr ernst die Mutter. „Doch genug von dieser Angelegenheit, die dich in ein Feuer versezt, das sonst deinem Charakter fremd ist, und mich deßhalb sehr überraschen muß. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich beziehe das Landhaus. Jezt komme mit mir zu dem Mädchen! Sie harrt bereits unser, denn ich habe ihr deine Ankunft melden und sie in das Wohnzimmer bescheiden lassen."

Der Gedanke, Baptista in wenigen Augenblicken wieder zu sehen, erfüllte die Seele des jungen Mannes mit freudigen Empfindungen. Er vergaß für den Moment, daß ein Unheil ihre Schritte in sein Haus geführt habe. Selbst das herbe Gefühl, das der Mutter Mißvergnügen in ihm erregt hatte, wurde durch die Gewißheit der nahen Zusammenkunft mit der Geliebten vermindert, und er folgte, sich ganz der Macht einer süßen Sehnsucht überlassend, Frau Annen, welche mit langsamen und gemessenen Schritten sich zu dem Wohngemache begab, wo sie die Jungfrau, die in dem Hause ihres Sohnes Schuz und Hülfe suchte, zu finden hoffen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

3. Hochzeitlied.

Unsre Wachtel sang
Gestern Nacht voll Klang,
Sang die ganze Nacht.
Wie 's am Morgen tagt,
Nichts zu hören mehr,
Goldner Käfig leer.
Falken hergeflogen,
Wachtel mitgezogen.

Unsre Nástinka,
Schön Andréjewna
Weint' die ganze Nacht.
Wie 's am Morgen tagt,
Nichts zu hören mehr,
Frauenerker leer.
Sind Bojaren kommen,
Haben sie mitgenommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

(Fortsetzung.)

Eine wahre Tagesbegebenheit war die Ankunft des Kameleopards aus Egypten. Ein solches Thier, das zum ersten Male lebendig in Paris erscheint, und zwar als ein Geschenk des berühmten oder berüchtigten Paschas von Egypten, zu einer Zeit, da keine Debatten in den Kammern sind, und da den Zeitungsschreibern ein Schloß vor den Mund gelegt ist, wie sollte dieß nicht Aufsehen erregen in einer großen Stadt, die beständig neuer Anregungen bedarf, und in welcher das Neue so schnell veraltet! Alles strömte daher hinzu um das Wunderthier zu sehen, das die Nase hoch in die Lüfte trägt, und sich über das menschliche Geschlecht mit seinem Köpfchen stolz, aber eben nicht sehr schön erhebt. Es erregt Erstaunen wegen seiner sonderbaren Gestalt, aber eben kein besonderes Wohlgefallen; denn außer dieser Gestalt hat es nichts Anzügliches; die Haut ist schmuzig gelb, und gefleckt, die Bewegungen des Thieres sind ohne Anmuth, und sein Charakter gutmüthig, aber ohne irgend einen auffallenden Zug. Das Publikum, dem zu Gefallen man das Thier täglich im Thiergarten sehen läßt, wird sich also bald satt sehen, und etwas anderes zur Augenweide oder zur Geistesbeschäftigung verlangen. Natürlich war diese Tagesbegebenheit mit allen den gewöhnlichen Erscheinungen der in Paris Aufsehen machenden Dinge begleitet, das heißt, es wurden witzige Lieder gedichtet, Späße in den Zeitungen und kleinen Journalen gemacht, und zulezt ein Vaudeville aufgeführt, la Girafe, worin das Wunderthier, wo nicht die Hauptrolle spielte, doch der Hauptgegenstand war. Obschon das Thier ein Geschenk des egyptischen Paschas ist, und also eine freundschaftliche Erinnerung an den französischen Monarchen, so wurden in dem Vaudeville doch heiße Wünsche für die Freyheit und Wohlfahrt Griechenlands geäußert, und diese Aeußerungen fanden natürlich den größten Beyfall bey den Zuhörern; denn außer einigen Lieferanten und einigen versteckten Ultras gibt es in Paris Niemand, der nicht von Herzen die Unterdrücker Griechenlands hinwegwünschte. Endlich ist die Giraffe bey Hofe vorgestellt worden. Ehe sie anlangte, hatten die kleineren Journale allerley Witzeleyen über das Thier gemacht, und es auf eine sonderbare Weise mit Ministern, Ultras und dergleichen Gegenständen in Verbindung gebracht, und der bekannte Dichter Jouffret, der sich jezt zu Marseille aufhält, hatte drey Fabeln über die Giraffe drucken lassen, und diese Fabeln erschienen in Paris ungefähr zu derselben Zeit wie das Thier, das die Veranlassung dazu gewesen war. Eine derselben hatte diesen Schluß, der sich auf die Stadt Paris bezieht:

La capitale est un séjour divin;
Là plus qu'ailleurs, que l'on soit homme ou bête,
Qui vient de loin et porte haut la tête,
Est assuré de faire son chemin.

Freylich hat mancher, der weit her kömmt und die Nase hoch erhebt, in dieser Hauptstadt sein Glück gemacht; indessen braucht man auch nicht einmal weit her zu kommen; die hohe Nase thut ihre Wirkung schon allein, wiewohl dieß allerdings bey der großen Konkurrenz nicht Jedermann gelingt. Einige streben vergebens darnach berühmt zu werden, und können doch keinen Vortheil aus ihrem Rufe ziehen. So ist hier ein gewisser Philosoph Azaïs, welcher nun schon seit beynahe zwanzig Jahren sich mit einem großen Welt- und Moralsystem umher trägt, das er erst in acht Bänden, dann in zwey, dann in einem auseinandergesezt, und sogar in einem Kinderfreunde erklärt hat. Der Mann braucht weder Newtons Attractionsprinzip, noch irgend ein anderes System, um die Welt in Bewegung zu seyen; mit einem einzigen Schlüssel, den er Expansion nennt, schließt er alle Geheimnisse der Natur auf, und erklärt alle Erscheinungen. Azaïs schreibt gut, und spricht noch besser; man hat ihn mit Vergnügen am Athenäum einige Winter hinter einander sein Weltsystem auf eine sehr beredte Weise auseinander seyen hören. Seine Schrift, über die Kompensationen oder Vergeltungen des Guten und des Bösen auf der Erde ist sogar populär geworden, und es gibt fast keinen Pariser, der nicht gelegentlich eine Anspielung auf Azaïs System der Kompensationen im gesellschaftlichen Gespräche anzubringen wüßte.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, August.

Der Professor der Mineralogie an der Akademie in Bern, Herr Bernhard Studer, der sich durch sein Buch über die Molasse auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht hat, befindet sich gegenwärtig auf einer wissenschaftlichen Reise durch Oberitalien und Oestreich. Durch Steyermark und Kärnthen reisend, wird er gegenwärtig in Wien eingetroffen seyn, von wo er über Salzburg und Tyrol die Rückreise nach Bern bis in den Oktober zu vollenden dachte. Geognostische Beobachtungen und vergleichende Forschungen zur Kenntniß der italienischen und der schweizer Alpen, sind Hauptzweck dieser Reise, durch welche zugleich aber auch die, durch Hrn. Studer wesentlich gegründete, und seiner Obhut anvertraute Mineraliensammlung des Museums in Bern bereichert werden soll. Dafür sind von der Regierung sowohl als von der Stadtverwaltung Summen bewilligt worden, die auf Ankauf und Transport der Mineralien verwandt werden sollen, von denen bereits auch acht Kisten eingetroffen sind. — Der naturforschenden Gesellschaft in Bern ward jüngsthin von Hrn. Dr. Brunner die Beschreibung seiner, im Sommer 1826 unternommenen Ersteigung des Aetna vorgelegt. Sie ist sehr umständlich und gehaltreich, auch wird sie vermuthlich späterhin bekannt gemacht werden. Unter den naturhistorischen und physikalischen Erörterungen zeichnen sich aus: die über die Vegetation des Aetna, die hygrometrischen Beobachtungen und die physiologischen Erfahrungen über Pulsschlag und Respiration, die auf der Höhe des Berges in der verdünnten Atmosphäre gemacht wurden. — Eine sehr seltene, wenn gleich bekannte physiologische Erscheinung beschreibt Hr. Dr. Lutz der Gesellschaft in seinem Bericht über eine, in Bern wohnende arme, achtundfünfzig jährige Weibsperson, die vor 19 Jahren das lezte ihrer sieben Kinder gebar, und nun seit zwey Jahren das Kind einer ihrer Töchter säugt. Dieses Kind mußte wegen Krankheit seiner Mutter, und daher rührender Dörrsucht in einem Alter von drey Monaten entwöhnt und seiner Großmutter zur Besorgung übergeben werden. Instinktmäßig suchte es bey dieser die gewohnte Nahrungsquelle, und vergaß seiner Schmerzen während des Säugens an der großmütterlichen Brust. Nach fünf Tagen öffnete sich ihm der Born des Heils, es zeigte sich bald wässerichte, dann schöne und nahrhafte Milch, bey deren Genuß sich das Kind schnell erholte, und seither gesund blieb. Die Säugende, eine hagere und übrigens gesunde Person, ward weder von der anomalen Milchabsonderung, noch von der langen Dauer derselben angegriffen; sie hat jedoch nunmehr das Kind entwöhnt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. August 1827.

— Hast du
Denn kein Gefühl in dir als Haß und Rache? —
Bey meiner Pflicht, bey meiner Mutterliebe,
Bey dem vergoßnen Blute deines Volks,
Erbarmen für den Gast!

Th. Körner.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

3.

Wenige Tage hatten in dem Aeußern Baptista's, die Leo in allem Glanze jugendlicher Blüthe noch vor Kurzem gesehen hatte, eine große Veränderung hervorgebracht. Die schlanke Gestalt war gebeugt, das zarte Antlitz bleich und abgehärmt. Tiefer Kummer sprach aus allen Zügen und aus dem matten Blicke des sonst so schönen Auges. Der schwarze Traueranzug vollendete das Düstere der Erscheinung, die Leo's frohe Gefühle plötzlich in die lebhafteste Besorgniß und in beängstigende Zweifel über das Wohlergehen der Geliebten verwandelte.

Als Baptista die Frau eintreten sah, bey der ihr eine ganz andere Aufnahme geworden war, als sie von der Mutter ihres Leo erwartet hatte, stand sie zitternd von ihrem Sitze am Fenster auf, um jener einige Schritte entgegen zu gehen. Da erblickte sie plötzlich die Gestalt des Geliebten selbst. Eine dunkle Röthe verdrängte die Blässe von ihren Wangen. Mit einem freudigen Ausrufe wandte sie sich zu Leo, aber der strenge Blick Frau Annens, dem jetzt ihr Auge begegnete, scheuchte sie zurück und machte sie verstummen. Dennoch überwältigten sie die Empfindungen, von denen sie in diesem Augenblick ergriffen ward; ein Thränenstrom brach aus ihren Augen und rann über die bleichen Wangen herab.

Leo war auf Alles gefaßt, nur nicht auf die Thränen der Geliebten. Diese verdrängten mit einem Male alle Versuche der Selbstbeherrschung und Zurückhaltung, welche er in Gegenwart der Mutter beobachten wollte, und ohne an deren Anwesenheit zu denken, flog er auf Baptista zu, ergriff zärtlich ihre Hände und sagte mit einem Tone, der Frau Annen keine Zweifel über seine Empfindungen und über das zwischen den zwey jungen Leuten bereits obwaltende trauliche Verständniß übrig lassen konnte:

„Baptista, theures Mädchen, weine nicht! dein Vater ist dir gestorben, aber dein Freund ist dir geblieben, und nimmer sollst du, so wahr Gott über mir ist, seine Verlassenheit mehr empfinden, als es die natürliche Trauer um einen Vater mit sich bringt. Sammle dich, Baptista! Erzähle mir, wie Alles geschehen ist. Vielleicht gibt es noch Hülfe für einen oder den andern Fall, vielleicht ist noch Manches zu retten, was du schon verloren wähnst, und was dir durch Eifer und Thätigkeit erhalten werden kann."

„Was ist noch zu retten und zu erhalten, da er dahin ist, dessen Leben irdischen Gütern ihren Werth gab?" versetzte noch immer weinend Baptista. „Seine Liebe schützte mein Daseyn vor den Stürmen der Außenwelt, und ohne ihn bin ich nun hinausgestoßen in ein fremdes Land, wo mir alles kalt und hart entgegen tritt."

Leo konnte sich nicht enthalten, einen Blick des Vorwurfs auf seine Mutter zu werfen; allein der Zustand, in dem er sie jetzt sah, entwaffnete ihn ganz und gar, und bewog ihn, ihr aufs Schleunigste seine Aufmerksamkeit und

Sorgfalt zu widmen. Eine Leichenblässe hatte ihr Angesicht überzogen, ihre Hände waren schlaff auf beyden Seiten herabgesunken, ihre Augen blickten starr auf einen Punkt, und mit keiner noch so leisen Bewegung gab sie ein Zeichen des Lebens von sich.

„Um Gotteswillen, welche Anwandlung!“ rief Leo im Tone des Entsetzens und eilte zu ihr hin. Baptista, ihres eigenen Leidens vergessend, und in Frau Annen nur die Mutter ihres Geliebten, nicht diejenige sehend, die ihr eine tief verletzende Abneigung bewiesen, warf sich vor ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen und bat in den rührendsten Ausdrücken, ihr zu vergeben, wenn sie unwissentlich diejenige beleidigt, die sie ehre und liebe wie eine eigene Mutter. Frau Anna aber schien bereits ihre geistige und körperliche Kraft wieder gewonnen zu haben und wies jeden Beystand zurück.

„Es ist schon vorüber;“ sagte sie mit einer Stimme, in der man die Anstrengung, die ihr Stärke verleihen sollte, erkannte; „ich bedarf keiner weiteren Hülfleistung. Solchen Schwächen bin ich zum Oeftern Morgens unterworfen und sie sind ohne weitere nachtheilige Folgen.“

Nach diesen Worten gab sie Baptisten einen Wink, sich neben ihr niederzulassen. Leo nahm seine Stelle der Geliebten gegenüber, an der andern Seite der Mutter ein. Ihm konnte nicht entgehen, daß Frau Anna in der leidenschaftlichen Aufwallung, deren er beym Anblicke der weinenden Geliebten nicht Herr zu bleiben vermocht, eine allzuplötzliche Offenbarung seiner bisher geheim gehaltenen Gefühle erhalten hatte, um nicht durch diese sehr überrascht und in eine außergewöhnliche Gemüthsbewegung versetzt zu werden. Er bereute jetzt seine Heftigkeit, er übersah alle unangenehmen Folgen, welche diese Entdeckung eben jetzt herbeyführen mußte. Zu spät war er nun bemüht, sein Benehmen gegen Baptista in den Schranken jener ruhigen Freundlichkeit zu halten, wie man sie einer Verwandten, die auf keine leidenschaftliche Neigung Ansprüche macht, zu beweisen pflegt. Der Blitz war einmal gefallen und hatte gezündet. Frau Anna blieb im Nachdenken versunken, und die bekümmerten Blicke, welche sie bisweilen auf ihren Sohn warf, ließen diesem keinen Zweifel über den Gegenstand ihres Sinnens.

Erst als Baptista auf Leo's Aufforderung mit wiederkehrenden Thränen im Auge und bebender Stimme berichtete, wie das Unglück über das Haus ihres Vaters eingebrochen und dieser dem furchtbaren Schlage erlegen sey, gab auch Frau Anna ihre Theilnahme durch Mienen und Geberden zu erkennen, welche Anfangs ihr Erstaunen, dann ihre Zweifel über das, was sie hören mußte, an den Tag legten. Mit der schonendsten Rücksicht auf die Mutter des Geliebten, deren Schwäche Baptista durchschaut hatte, erzählte diese von dem Aufruhr der Evangelischen, der sich aus den Eisgebirgen des hohen Rhätiens hinab in die Thäler gezogen, von dem Blutgerichte zu Tusis, von den Verwüstungen durch Raub und Brand und von dem schrecklichen Spruche, der so viele Unschuldige, unter diesen auch ihren Vater, aus dem Lande verbannt habe. In dem Augenblicke, als dieses Unheil ihnen kund geworden, habe auch eine blutdürstige und plünderungssüchtige Rotte ihr Haus überfallen, und ohne irgend etwas von Werth retten zu können, sey ihnen nichts übrig geblieben, als in schleuniger Flucht ihr Heil zu suchen. Aber ihr alter Vater, tief gebeugt und erschüttert durch diesen plötzlichen Glückswechsel, war schon in einem der nächsten Dörfer erkrankt. Ohne ärztlichen Beystand, den man aus Furcht sich zu verrathen nicht aus Chur herbeyholen durfte, hatte sein Uebel bald einen gefährlichen Charakter angenommen, die schwachen Kräfte des Greises schwanden schnell dahin, und nach einem vier-und-zwanzigstündigen Zustande des qualvollsten Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung hielt die unglückliche Tochter eine Leiche in ihren Armen.

Diese Mittheilung mußte Baptista's Schmerz erneuern, indem sie jene schrecklichen Ereignisse wieder an ihrer Phantasie vorüberführte, deren blutige Spuren ihr Haus befleckt hatten, deren ganze Entsetzlichkeit sich mit dem Tode ihres Vaters so gewaltsam und störend in ihr Leben gedrängt hatte. Nachdem sie berichtet, wie sie eine Waise geworden, konnte sie nicht weiter sprechen und Thränen erstickten ihre Stimme. Der unermeßliche Verlust war noch zu neu, um sie nicht bey jedem Gedanken daran in den tiefsten Kummer zu versenken. Sie stand auf und trat an ein Fenster. Dort verbarg sie das bleiche Antlitz in ihre Hände.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Beschluß.)

Es muß also ein Bestimmungsgrund da seyn, warum ein Wort vor allen den Wörtern, die mit gleichen Buchstaben anfangen, gerade dieß bezeichnet und kein anderes, und dieser kann entweder willkürlich oder vernünftig seyn. Vernünftig war er, wie Klaproth behauptet, bey den Aegyptern nicht, also war er willkürlich, d. h. die ägyptischen Priester lernten entweder auswendig, welches Wort willkürlich ein anderes Wort bezeichnete, oder, dieß wäre ihnen vielleicht zu schwer geworden, man muß mit Klaproth annehmen, daß die Priester Tafeln hatten, welche dazu dienten, diese verschiedenen Bedeutungen eines Wortes, das ein anderes bezeichnen soll, zu bestimmen (que les prêtres avaient des tables, qui servaient à déterminer ces différens sens) und, was noch merkwürdiger ist, daß die beyden Bücher des Horapollon nichts

als ein Bruchstück von einer Tafel dieser Art sind (quelles deux livres d'Horapollon ne sont qu'un fragment d'une table de ce genre.)

Wie komisch muß es ausgesehen haben, wenn die ägyptischen Priester mit ihren erklärenden Täfelchen oder ihrem Horapollon in der Hand zwischen den Tempelwänden herumspazirt sind, und hineingesehen und mühsam gesucht haben, um nur lesen zu können, was sie selbst geschrieben hatten!

Daß übrigens die Erklärungen, warum zur Bezeichnung eines Gegenstandes gerade dieser genommen worden sey, in manchen Fällen gezwungen seyn müssen, läßt sich bey der Beschränkung, daß die Anfangsbuchstaben übereinstimmen sollen, und der Menschlichkeit unserer Sprache, nicht anders erwarten. Indessen so gar absurd sind denn doch z. B. die meisten Erklärungen des Horapollon nicht. Der Rächer (wahrscheinlich im Koptischen ein Nennwort von shro, rächen, gebildet) wurde durch einen Skorpion (shli) bezeichnet; und daß sich der Skorpion allerdings und sehr empfindlich rächt, wird Jeder erfahren, welcher mit ihm in nähere Berührung kommt. Verheerung (phondi) wurde durch eine Maus (phio) ausgedrückt, und daß Mäuse in großer Menge sehr bedeutende Verheerungen anrichten können, und besonders in dem kornreichen Aegypten der Pharaonen anrichten mußten, darin liegt keine Absurdität. Wir würden eben so gut Adel (ich meine das Abstraktum) durch einen Adler, Falschheit durch einen Fuchs, Treue durch eine Taube darstellen können. Daß aber auch wir auf Schwierigkeiten stoßen würden, wenn wir mehrere dergleichen Hieroglyphen bilden wollten, ist eben so gewiß.

Was also eigentlich Klaproth für die Erklärung symbolischer Zeichenbilder gethan hat, überlassen wir dem Urtheile des geneigten Lesers zur Selbstentscheidung, und beschließen hiermit unsere kurze Uebersicht der Entdeckungen, welche im Gebiete ägyptischer Schriftwissenschaft gemacht worden sind. Was unsere deutschen Philologen, namentlich Spohn und Seyffarth, über ägyptische Schrift lehren, fordert eine eigene und selbstständige Darstellung. Ihre Meynungen sind mit dem, was in dem Vorherigen gesagt worden ist, von Grund aus und schlechterdings unverträglich, und können für diejenigen, welche sich von der Richtigkeit der Entdeckungen Youngs und Champollions überzeugt, auch nicht das geringste Interesse mehr haben. Daß wir uns in diesem Falle befinden, geht aus unserer obigen Darstellung hervor; und gern wollen wir uns daher alles Urtheils über die Hypothesen unserer gelehrten Landsleute enthalten, indem wir nur noch bemerken, daß weder der Kritiker in dem Edinburgher Review (von 1826 und 1827), dem wir in dem größten Theile dieser Abhandlung gefolgt sind, noch Champollion, der sich in einer Beylage zu einer der neuesten Nummern der Antologia di Firenze ausgesprochen hat, mit gleichem Glimpf oder gleicher Billigkeit verfahren.

Russische Volkslieder.

4. Unüberlegter Vorschlag.

Mannlicher, wackerer Junggesell,
Wie dein Sinn so verwegen ist!
Wohin denn rüstest du dich, mein Freund,
Sage, nach welcher Gegend fern,
Welcher mir unbekannten Stadt?
Willst du nach Kasan, nach Astrochan,
Willst du nach Nowgorod, Petersburg,
Oder nach Mioßkwa, der steinernen?
Nimm mich, nimm mich auch mit dahin!
Nenn' mich dein leiblich Schwesterlein
Oder dein Seelchen, dein junges Weib!

O du geliebte, du schöne Maid,
Vaters thörichtes Töchterlein!
Gern wohl nähm ich dich mit dahin,
Kennten mich dort die Leute nicht,
Daß ich nicht hab' ein Schwesterlein,
Noch ein Seelchen, ein junges Weib,
Hab' eine leibliche Mutter nur,
Aber die ist schon recht herzlich alt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 19. August.

Georg Canning, der Mann, der seit 1822 die Augen der Welt auf sich gezogen, auf den die Bedrängten gehofft, und den die Bedränger gefürchtet, ist nicht mehr. Er ist (wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt) in den Armen des Sieges gestorben, betrauert von einer Welt, und höher hätte er nicht steigen können, und hätte er noch dreyßig Jahre gelebt. Er starb mit dem Rufe, daß alles Gute, das seit Londonderrys Tod aus dem brittischen Kabinette hervorgegangen, sein Werk gewesen sey, und hinterließ den Glauben, daß er an der Spitze dieser Regierung noch viel Größeres vollbracht haben würde, wenn ihm das Schicksal die Zeit dazu vergönnt hätte. Der Sohn eines armen, ausgewanderten Irländers, (wie man sagt, von guter Familie und Erziehung) ward er in London im Schooße der Dürftigkeit geboren. Früh verlor er seinen Vater; und während seine Mutter aus Noth die Bühne betreten mußte, und nachher selbst einen Schauspieler, Namens Hunn, heirathete, nahm sich einer seiner väterlichen Verwandten seiner an, und ließ ihn im berühmten Seminarium zu Eton erziehen. Diß wenigstens ist eine Tradition, die den meisten Glauben findet. Schon in dieser Schule zeichnete sich der hochbegabte Jüngling durch die Fülle seines Witzes, den dichterischen Schwung seiner Einbildungskraft, die Anmuth seiner Unterhaltung und seines Wesens aus, welche letztere besonders alle ähnlich gestimmten Gemüther mit einer Art von Zauberkraft an ihn zog, und ihm selbst unter seinen politischen Gegnern die wärmsten Freunde erwarb. In einer Zeitschrift: the Microcosm, zu der er dort den Plan machte, und die er mit Hülfe einiger seiner Mitschüler herausgab, finden sich seine ersten Geisteserzeugnisse; und ein Menge anderer einzelner Aufsätze, Gedichte, Lieder, Satyren u. s. w., die seitdem aus seiner Feder geflossen, und besonders in dem, während der französischen Revolution erschienenen Anti-Jacobin abgedruckt wor-

den sind, geben, nebst seinen Reden, das Zeugniß, daß, wenn dieser außerordentliche Mann sich ausschließlich der Literatur gewidmet hätte, er in derselben, so gut, als in der Politik, Epoche gemacht haben würde. Er studirte zu Oxford, und wollte sich den Rechten widmen, als Wilhelm Pitt, das Genie des jungen Mannes erkennend, ihn in seinen politischen Kreis zog. Im Jahr 1793 trat er ins Parlament, und am 31sten Januar des folgenden Jahres hielt er seine erste Rede, welche zwar nicht verrieth, was er einst werden würde, doch aber Männer wie Pitt, Fox, Burke und Sheridan in ihren Erwartungen von ihm nicht irre machte. Personen, die ihn zu jener Zeit gekannt, behaupten, er sey im Innersten seines Herzens ein warmer Freund der bürgerlichen Freyheit gewesen, aber durch die in der Revolution verübten Greuel geschreckt, von dem Beyspiele und dem Ansehen eines Pitt und eines Burke mit fortgerissen, und besonders durch sein Bedürfniß, sich an die damals herrschende Parthey anzuschließen, genöthigt, sey er ein Gegner derselben geworden, so weit diese Parthey es für nothwendig hielt sich ihr feindlich zu zeigen; er blieb immer ein Anhänger Pitts und seines Systems, und was auch dieser große Mann und seine kleinen Nachfolger in der Verfolgung ihres Planes gegen die Rechte der Völker oder gegen die Freyheiten der Nation und einzelner Personen unternehmen mochten, sie fanden in Canning einen eifrigen, beredten Verfechter. Was ihm aber zur Ehre gereicht, ist, daß er nicht, wie die übrigen Nachfolger Pitts, ein Gegner der Freyheit aus Hang zur Tyranney, war, sondern, wie sein Meister selbst, sich derselben nur darum widersezte, weil er ihren Ausschweifungen einen Damm entgegensetzen zu müssen glaubte, und wo er seinem Hang folgen durfte, immer auf der Seite der bedrückten Menschheit war; so sprach er z. B. stets gegen den Sklavenhandel, gegen die Bedrückungen Irlands, und zu Gunsten der Emancipation der Katholiken. Seine erste Stelle erhielt er im Jahre 1796 als Sekretär des Schatzministeriums, welche er bis 1803 behielt, wo Pitt das Ministerium verließ. Inzwischen hatte er 1799 eine Tochter des Generals Scott geheirathet, deren Schwester die Gemahlin des Herzogs von Portland wurde, und bekam hierdurch Vermögen und Verbindungen, die ihm mehr Gewicht im Lande verschafften, als ihm seine Beredsamkeit, allein hätte geben können.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, August.

(Beschluß.)

Aus der Uebersicht und Erörterung zehnjähriger, sehr genauer Barometer- und Thermometerbeobachtungen in Bern, die der Handelsmann, Hr. Fueter, angestellt und der naturforschenden Gesellschaft kürzlich vorgetragen hat, ergibt sich unter anderm auch eine neue Bestätigung der Wahrnehmung des Hrn. von Humboldt, nach welcher im ganzen temperirten Europa die mittlere Wärme des Octobers die des ganzen Jahrs bis auf weniger als einen Grad darstellt. In den Jahren 1821 bis 1826 nämlich findet sich, mit Ausnahme jedoch des lezten, diese Angabe bestätigt. Zum Jahr 1826 gesellen sich dann aber auch die Jahre 1816 und 1817 als merkwürdige Ausnahmen dieser Uebereinstimmung, indem in jenem kalten und regnerischen (1816) die mittlere Temperatur des Octobers + 7. 55., also eine der wärmeren war, und umgekehrt in diesem (1817) der October (der kälteste der lezten 22 Jahre) nur + 4. 30 anwies, da doch aus der mittleren Wärme des ganzen Jahrs um 2 Uhr Nachmittags von 9. 53. zu schließen, das wahre Mittel desselben um ein merkliches höher stehen mußte. Diese beyden Jahre scheinen in ganz Europa, wenigstens dem westlichen, ungefähr das gleiche Verhältniß dargeboten zu haben. — Aus den Beobachtungen des Hr. Fueter geht zugleich auch hervor, daß Hr. von Humboldt sich irriger Angaben bedient hat, wenn er Berns mittlere Temperatur zu 9. 60 Celsius = 7. 68 R. bestimmte, und daß dieselbe um 1½° niedriger ist, als die von Genf; um 1° niedriger als die von Zürich; um 1½° niedriger als die von Chur, ja sogar noch unter der von Edinburgh (46. 23 F. = 6. 32 R.) steht. Es ergibt sich nämlich aus Hr. Fueter's Beobachtungen (1816 bis 1826) die mittlere Barometerhöhe von Bern (34. 3 Fr. Fuß über dem Boden des Münsterplatzes) von 26. 553 bey 10° R., und die mittlere Temperatur von + 6. 21 R.

Hr. Professor Meisner, von dem jüngsthin auch eine werthvolle Monographie der Pflanzengattung Polygonum erschienen ist, überreichte der Gesellschaft eine Beschreibung des Niederschlingens der Riesenschlange (Boa constrictor), welche er in Genf zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die scheinbare Unmöglichkeit, daß diese Thiere, so wie überhaupt alle Schlangen aus der Nattern-Familie, im Stande sind, Nahrungsstücke, die ihren ganzen Kopf an Umfang weit übertreffen, und die sie weder zerreissen noch sonst verkleinern können, zu verschlingen, findet ihre Lösung im Knochenbau des Schädels dieser Thiere. Hr. Meisner zeigt nämlich: 1. daß die Zähne der Schlangen (so wie überhaupt aller damit versehenen Reptilien) nicht zum Kauen, sondern blos zum Festhalten des Raubes dienen; 2. daß folglich, da der zu verschlingende Bissen nicht verkleinert werden kann, der Durchgang desselben durch die Mund- und Gaumenhöhle mittelst einer Dehnbarkeit der diese Höhle begrenzenden Theile möglich gemacht werden muß; 3. daß an dieser Erweiterung nicht nur die weichen Theile, sondern auch wirklich und wesentlich die Knochen theilnehmen, und zwar so, daß einerseits die beiden Arme des Unterkiefers, die vorne nur durch ein elastisches Band zusammengehalten werden, weiter auseinander treten und sich unabhängig von einander, jeder auf seiner Seite für sich, vor- und zurückschieben, und anderseits, daß auch die Gaumen- und Kieferbeine des Oberkiefers, die ebenfalls durch elastische Bänder mit einander verbunden sind, sich auseinander dehnen, und dadurch eine größere Breite der Mundhöhle hervorbringen können. Auf diese allgemeine Betrachtung folgt die umständlichere Schilderung des Prozesses beym Verschlingen eines Huhnes, wovon hier einzig nur bemerkt werden soll, daß die bedeutende Erweiterung des Schädels der Schlange und das abwechselnde Hin- und Herschieben jeder einzelnen Unterkieferhälfte für sich deutlich wahrgenommen wurde, und daß, während der Rumpf des Huhnes die ganze Mundhöhle der Schlange ausfüllte, der Kehlkopf derselben seitwärts am Mundwinkel vorragte, wodurch das Geschäft des Athmens ungestört fortgesezt werden konnte.

Von dem Gurnigel-Bad des Bernischen Stockhorngebirgs ist so eben eine neue in französischer Sprache abgefaßte Beschreibung (les bains du Gurnigel. Berne chez Haller. 1827. 8.) erschienen, die Hr. Dr. Fueter in Bern besorgt, und dafür vorzüglich auch die vor etlichen Jahren erschienene deutsche Beschreibung des Bades von Hrn. Dr. Lutz, benuzt hat. Eine, für Bern sehr verdienstliche Arbeit ist auch die jüngsthin auf Anordnung der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft, mit Stereotypschrift, und in Bogenform ausgegebene „Uebersicht der Bestandtheile der frequentesten öffentlichen Brunnen der Stadt Bern und ihrer nächsten Umgebung, in einer Wassermenge von zwölf Pfund oder vier Berner Maßen, von J. Pagenstecher." Dieser geschickte Chemiker und Hr. Professor Brunner befinden sich gegenwärtig im Lenkerbad, in Aufträgen der schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher für eine befriedigendere Analyse dieser berühmten Therme.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. August 1827.

Die Sternkunde gibt dem Menschen ein erhabenes Herz, und ein Auge, das über die Erde hinausreicht, und Flügel, die in die Unermeßlichkeit heben, und einen Gott, der nicht endlich, sondern unendlich ist.

Jean Paul.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse *).

Briefauszüge von Dr. Nürnberger.

. . . . Das Schloß ist in Form eines Andreaskreuzes gebaut. Die Offices liegen sämmtlich im Souterrain, und die Bel-étage wird durch einen elliptisch geformten Saal gebildet, auf welchen sich so viel Kabinette öffnen als das Kreuz Ecken hat. Uebrigens Alles im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts: gewirkte Tapeten mit Jagdstücken; weiß lackirte Stühle mit schwerem gelben Damast bezogen; Gipsdecken mit wunderschöner Stukaturarbeit u. s. w. Was mich das Alles anzieht, kann ich Ihnen unmöglich beschreiben; mir ist in zehn Jahren nicht so wohl und so heimlich gewesen. Sie haben mir ein Zimmerchen angewiesen, das gerade hinein in die endlosen Waldungen sieht, die sich von dieser Seite fast ununterbrochen bis an die . . . . sche Gränze erstrecken. Da sitz' ich nun Stunden lang im Bogenfenster und kann mich nicht satt sehen an den knorrigen, bemoosten Eichen, durch deren dichtes, dunkelgrünes Laub sich kaum ein Strahl des Vollmondes stiehlt, wie prangend er auch jezt am Himmel strahlt. Rings um das Hügelchen, auf dem das Schloß steht, läuft zunächst ein Kranz von Linden, lauter solche uralte Kerle, die ich alle umarmen möchte in meiner Lust: das blüht und duftet! — Der Saal in der Mitte, von dem ich Ihnen eben geschrieben habe, ist Konversations- und Speisezimmer, mit einem Kamine, so groß wie ein kleines Haus, in welchem halbe Bäume Platz haben; ich kann mich unendlich an dem Spiele der mächtigen Flammen und dem Abstich der rothen Gluten gegen die dunkelbraune Färbung der Tapete ergötzen. Wir sind im Anfange Juni's; aber ich versichere Ihnen, daß man die Wärme eines solchen Kaminfeuers, zumal in den Abendstunden, noch recht behaglich findet; Gegend und Luft haben hier doch schon einen recht nordischen rauhen Charakter. Indeß sind einzelne Abende auch wieder mild, wie z. B. vorgestern, und diese bringen wir dann auf dem Balkon zu, der nach Süden liegt, und von dem man nach dieser Seite einer schönen freyen Aussicht genießt; der Lindenkranz tritt hier von beyden Seiten zurück. An diesem Plätzchen hängt die Gräfin mit einer ganz besondern Vorliebe; sie hält hier, wenn die Witterung günstig ist, ganze Abende aus, und ich und der alte spitze Herr, der eine Art von Major domus im Schlosse macht, müssen ihr dann Gesellschaft leisten. Wenn

*) Wem wären Fontenelle's berühmte „Entretiens sur la pluralité des mondes" mit einer liebenswürdigen Marquise unbekannt, in denen sich Laune und Gründlichkeit auf eine so glückliche Art miteinander vereinigen, und durch welche die Liebe zur erhabensten und anmuthigsten, gleich sehr den Verstand befriedigenden und die Flügel der Phantasie entfaltenden Wissenschaft unter den französischen Damen so lebhaft erregt worden ist! Unser astronomischer Korrespondent hat die Bekanntschaft einer junger deutschen Dame gemacht, welche der Marquise weder an Liebenswürdigkeit noch an Wißbegier und geist- und gefühlreichen Reflexen nachsteht.

D. R.

ich nur wüßte, was eine so junge reizende Dame an diese Einsamkeit fesselte! Dahinter muß, wie Sie nachher noch bestimmter sehen werden, irgend ein Geheimniß stecken; sie ist wahrhaftig für einen andern Schauplatz gemacht. Stellen Sie sich Fräulein N. vor, nur daß die Gräfin lichtbraunes, außerordentlich reiches Haar hat; sonst die nämliche hohe Gestalt, dasselbe durchdringende schwarze Auge, dessen Feuer indeß durch einen gewissen Ausdruck sanfter Melancholie gemildert wird. Dazu viel Bildung, wie ich Ihnen auch vorläufig schon geschrieben habe; sie spricht namentlich allerliebst Französisch, ohne allen Accent. Sie können denken, wie wohl mir das thut. Dieß sind aber immer erst ein Paar Pinselstriche des Gemäldes; lesen Sie nur weiter.

Nun werden Sie aber erst ausführlicher wissen wollen, wie ich zu der interessanten Bekanntschaft gelangt bin? Ja, sehen Sie, Freund! das ist Ihnen im eigentlichen Sinne des Wortes ein astronomischer Zufall. Bey dem Umwerfen meines Wagens nämlich war die Bücherkiste entzwey gegangen, und ein Exemplar meines Traktates: Ueber das Zerfallen unseres Planetensystems in zwey große Gruppen, im Gesträuche liegen geblieben. Das Dingelchen hatte der Jäger gefunden und es der Gräfin gebracht, die auf diese Weise zugleich in Kenntniß gesetzt worden war, daß ich mit meinem verstauchten Beine in der Försterey nicht besonders aufgehoben sey. So erging denn die Einladung an mich, wofür ich dem Himmel zu danken habe, da ich vielleicht noch sechs Wochen aushalten muß, und besonders die Erschütterung des Fahrens, welches ich gestern versuchen wollte, schlechterdings nicht ertragen kann. Jenes Traktätchen gibt denn auch meistens den Stoff meiner Unterhaltungen mit der Gräfin ab, die mit einer tiefen Sehnsucht von den Wundern des Sternenhimmels erzählen hört. Schauen Sie, ich behalte dergleichen Unterredungen zu meiner eigenen Verwunderung fast wörtlich, und habe eine wahre Freude, sie hier sammt den rührenden, fast melancholischen Digressionen meiner Zuhörerin für Sie niederzuschreiben; — verzeihe mir's Gott! aber fast kömmt mir's vor, als hätte das Funkeln der schwarzen Augen der Gräfin wenigstens eben so viele Schuld daran als das Funkeln der Sterne selbst. Nun! — mißdeuten Sie mich indeß nicht.

Der Mond namentlich, der, wie gesagt, jezt voll ist, und sein freundlich-mildes Licht durch die großen Fenster des gothischen Saales sendet, wo es denn einen wunderlichen Kampf mit den flackernden Lichtern des Kamines zu bestehen hat, interessirt die reizende Dame unendlich. „Liebster Doktor," fragte sie mich an einem der ersten Abende, nach aufgehobener Tafel, „ist denn der Mond bewohnt? ich sehe ihn immer mit so großer Sehnsucht an; ich habe in seinem sanften Scheine von so manchen Lebensschmerzen ausgeruht, daß mich sehr zu wissen verlangt, ob auch dort sühlende Herzen schlagen?" — In meinem Leben hatte ich noch nicht schmerzlicher beklagt, daß der Frauenhofer'sche Riesenrefraktor, der jezt die Sternwarte zu Dorpat ziert, nicht so tief in die Verhältnisse einer andern Welt eindringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Leo sah still und tief ergriffen vor sich nieder. In diesem Augenblicke konnte er den Mordversuch Ambrosio's entschuldigen, denn er empfand etwas dem ähnliches, was jener bey der Nachricht von Zambra's unglücklichem Ende gefühlt haben mochte. Alle Liebe, welche Lostallo ihm bewiesen, die gütige Gesinnung eines Vaters, die er so oft ihm an den Tag gelegt, die heimliche und doch erkennbare Freude, mit der er gesehen, wie der Bund zwischen Baptista und Leo sich immer fester knüpfte, Alles trat vor seine Erinnerung und empörte seine Gefühle gegen diejenigen, welche den würdigen Mann dem Elende preis gegeben und seinen Tod, ehe die Natur ihn gewollt, herbeygeführt hatten. Aber in diese zornige Wallung mischte sich zugleich eine Wehmuth, die dem Ambrosio gänzlich fremd geblieben seyn mochte und welche jezt bey Leo bald die Oberhand gewann. Seine Seele war tief bekümmert, er dachte kaum seiner Liebe, er dachte nur des Verstorbenen, den die Hand des Todes grausam von seinen unerfüllten Wünschen, von seinen blühenden Hoffnungen hinweggerissen hatte.

In dieser weichen Stimmung störte ihn seine Mutter, welche, nachdem Baptista ihre Erzählung geschlossen hatte und weinend in die Fenstervertiefung getreten war, dem Mädchen einen langen unwilligen Blick nachsandte und dann an ihren Sohn die Frage richtete:

„Ist dir auf deiner Reise etwas zu Ohren gekommen von solchen Ereignissen? Kaum glaublich scheint mir, was sie berichtet, und ich fürchte sehr, daß der böse Sinn unserer Religionsgegner geschäftig ist, dassenswürdige und schändliche Dinge von den Evangelischen auszustreuen, um einen neuen Vorwand zu haben, sie zu verfolgen und zu bedrücken."

„Ach Mutter!" versezte Leo, der sich zu sehr seinen trüben Gedanken hingegeben hatte, um die in Anna's Worten enthaltene schwere Beschuldigung gegen Baptista stark zu empfinden. „Alles ist wahr, was sie gesagt, und noch weit Aergeres ist geschehen, das ihr unbekannt geblieben, oder das sie, um Euch nicht allzusehr zu betrüben, mit Stillschweigen übergangen. Die Wahrheit selbst würde ebensowohl sich mit einer Lüge beflecken können, als Baptista's Mund Dinge spräche, die ihr Bewußtseyn verläugnen müßte. Und was ist denn so Un-

glaubliches in diesem Berichte? Der Fanatismus hat den Brand entzündet, der Haß und die Raubsucht haben sich seiner bemächtigt und ihn in friedliche Wohnungen geschleudert, um diejenigen zu verderben, die sie lange vorher schon bezeichnet hatten. Ist dergleichen Euch denn so fremd geblieben im Laufe Eures erfahrungsreichen Lebens? Erinnert Euch Eurer Jugendjahre, Mutter! Ihr seyd eine geborne Genferin. Ihr standet noch in dem Alter, wo das Herz so sehr empfänglich ist für die Theilnahme an dem Mißgeschicke Anderer, wenn auch ihre Grundsätze von den unsrigen abweichen, als Calvin in Eurer Vaterstadt mit furchtbarer Strenge das Amt eines Wächters der Gewissen führte, und jedes Saatkorn, das ihm unrein dünkte, mit Feuer und Schwert ausrottete. Ihr habt gewiß manche Thräne des Mitleids vergossen, wenn man Euch von den Einkerkerungen der nur unbedeutend Verdächtigen erzählte, von der grausamen Hinrichtung Gruets, von dem widerrechtlichen Spruche, der den Michael Servet auf den Scheiterhaufen brachte. Ihr waret noch ein Kind, als diese Dinge geschahen, aber diese Jahre, welche die Natur zu ungetrübter Heiterkeit und schuldlosen Spielen bestimmt hat, wurden selbst mit unaufhörlicher Furcht erfüllt, daß der Wille des Gewaltigen im nächsten Augenblicke den Vater oder die Mutter von Eurer Seite reißen und Euch zu einer Verlassenen machen könnte, wie jene jetzt ist."

„Das Alles ist wahr, mein Sohn!" unterbrach ihn Frau Anna, mit einem unruhigen Blick auf Baptista, der den Wunsch auszusprechen schien, diese traurigen Thatsachen nicht in dem Gedächtnisse der Katholikin aufgefrischt zu sehen. „Aber warum mahnst du mich gerade jetzt an diese Zeit der Angst, an die wahrscheinlich sehr ungegründete Furcht, die damals die Seele des unwissenden Kindes erfüllte? Freylich habe ich auch in reiferen Jahren gezittert, wenn harte Kirchenstrafen Verwandte und Freunde trafen, wenn manches innige Band mit einem Male durch eine Verfügung Calvins zerrissen wurde; aber diese Schwäche lag in der Natur des Weibes, und nicht minder bin ich überzeugt geblieben, daß der gottgesandte Mann, der also verfuhr, nicht irren könne."

„Ihn wollte ich auch nicht beschuldigen, liebe Mutter!" erwiederte sehr sanft der junge Mann. „Die Erinnerung an sein Verfahren sollte Euch nur zu der Erkenntniß bringen, daß nicht immer Feindseligkeiten der uns entgegenstehenden Parthey nöthig sind, um Blutvergießen, Einkerkerungen und Verbannungsurtheile zu veranlassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 19. August.

(Beschluß.)

Im Jahr 1804 trat Canning auf's Neue mit Pitt als Sekretär in der Marine in's Ministerium, und blieb darin bis zu dessen Tod im Jahr 1806. Im Jahr 1807 übernahm er die Stelle als Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten, unter seinem Schwager, dem Herzog von Portland, in welcher Eigenschaft er eine berühmte Rede zur Vertheidigung der Beschießung von Kopenhagen und der Besitznahme der Dänischen Flotte hielt. Im Jahr 1813 zwang ihn eine beißende Satyre gegen seinen damaligen Kollegen, Lord Castlereagh, zu einem Zweykampfe mit demselben. Lord Castlereagh forderte ihn heraus, und die beyden Minister schossen sich am 21sten September auf der Heide von Putney. Canning empfing von dem ersten Feuer einen Schuß in den Schenkel, ließ sich aber nichts merken, und war bereit die zweyte Pistole zu nehmen, als die Sekundanten das Blut sahen, und eine Versöhnung zuwege brachten. Diese Begebenheit, welche großes Aufsehen erregte, nöthigte beyde ihre Aemter nieder zu legen. Doch kam Castlereagh bald wieder ins Ministerium, und Canning schadete sich in der hohen Meynung des Publikums durch die Annahme einer unnöthigen Gesandtschaft nach Lissabon, welche die Nation 12,000 Pfund Sterling kostete. Er war schon vorher (im Jahr 1812) gegen Hrn. Brougham zum Parlamentsmitgliede für die Stadt Liverpool erwählt worden, eine Ehre, die er in Folge dieser Mission bey der nächsten Wahl fast wieder verloren hätte. Im Jahr 1818 übernahm er die Stelle als Präsident des Ministeriums der ostindischen Angelegenheiten, eine Stelle, die ihm erlaubte sich als Geschäftsmann zu zeigen, und manchen willkührlichen und despotischen Schritt der Kompagniedirektoren zu verhindern. Aber die Bitterkeit und Ironie, mit der er auch damals von den Reformatoren zu reden pflegte, die Beredsamkeit, womit er den Gewaltschritt der Beamten von Manchester, und die Einführung der verrüchtigten sechs Akten vertheidigte, hat ihm die unauslöschliche Feindschaft der Reformisten im Lande zugezogen, ohne daß die Aristokratie ihm darum vielen Dank wußte; sein Genie war für die Meisten zu hoch, neben ihm verloren die Adelskronen seiner hochgeborenen Kollegen und Unterstützer der Parthey ihren Glanz, er war ihnen für einen neuen Mann zu anmaßend, für einen Minister zu poetisch, zu witzig, in seinem Wunsche für die Freyheit der Katholiken zu ernsthaft, und überhaupt zu liberal, um sich ihres herzlichen Beyfalles oder ihres gänzlichen Zutrauens erfreuen zu können. Selbst der König, sagt man, soll ihm nie besonders hold gewesen seyn; und er verscherzte das Zutrauen des Monarchen gänzlich, als er sich weigerte an der Anklage der Königin Theil zu nehmen, und solche nicht nur durch seinen freywilligen Austritt aus dem Ministerium, sondern auch durch eine kräftige Rede im Unterhause mißbilligte. Er trat zwar nicht zu der Opposition über, welches ihn bey der damals so sehr aufgeregten Volksmasse zu einem Gott erhoben haben würde, aber jener Schritt allein schon war hinlänglich, ihn bey den Meisten beliebt zu machen, und Georg Canning, den Unterstützer der Pitts, der Percevals und der Castlereaghs in ihren Kreuzzügen gegen die neueren Staatsverbesserer, in Canning den Volksfreund umzuwandeln, oder doch die Nation im Allgemeinen darauf vorzubereiten ihn als solchen später zu empfangen. Die Regierung, der er im Wege seyn mochte, wünschte ihn inzwischen auf eine ehrenvolle Art aus dem Wege zu schaffen, und ließ ihn zum Generalgouverneur von Indien ernennen. Schon hatte er Abschied von seinen Konstituenten zu Liverpool genommen, schon glaubte man seine beredte Stimme im Unterhause zum letzten Male vernommen zu haben, als plötzlich durch den Tod des Lord Londonderry die sogenannte ministerielle Führerstelle erledigt ward. Sogleich wandten sich alle Augen nach ihm, und Canning, welchen man für immer aus dem Rathe des Königs verbannt glaubte, ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Namen nach unter Lord Liverpool, aber in der That, und

wie ſelbſt ſeine Feinde es mit Bitterkeit geſtehen, Chef des Miniſteriums. Dies geſchah am 17ten Sept. 1822. Welche Umwändlung dieſe miniſterielle Veränderung in England, in Europa und Amerika hervorgebracht, iſt zu bekannt, um hier wiederholt zu werden; genug, die Menſchheit, welche ein falſches Syſtem in Feſſeln zu ſchlagen drohte, athmete auf's Neue; und ohne den allgemeinen Frieden zu verletzen, oder auch nur einen Schuß zu thun, verhinderte England Eingriffe in die Rechte der Nationen, und ſchützte die Schwachen gegen die Starken. Am auffallendſten aber waren die Veränderungen im Innern: aufrühreriſche Zeitſchriften verſchwanden, ſtürmiſche Verſammlungen hörten auf, das Volk, welches bisher in der Regierung nur Feinde geſehen, erkannte jezt in derſelben ſeine Beſchüzer; denn von ihr gingen jezt alle Verbeſſerungen aus; Verminderung der Abgaben, Ausdehnung des Handels durch einen höheren Grad von Handelsfreyheit, Abſchaffung veralteter und ſchädlicher Kriminalgeſetze, und eine Menge anderer Reformen ließen wenigſtens den guten Willen blicken; und wenn nicht alles ſo war, wie man es hätte wünſchen können, ſo ſchrieb man es der Hartnäckigkeit der alten Tories im Kabinette zu, welche Hr. Canning und ſeine jüngern Kollegen nicht ſo liberal ſeyn laſſen wollten, als ſie es wünſchten; kurz man athmete freyer, und ſah glücklicheren Tagen entgegen. Unter dieſen Umſtänden ereignete ſich die Revolution im brittiſchen Kabinette, welche Hrn. Canning an die Spize deſſelben ſezte, und die ſo lange ausgeſchloſſenen Whigs zu ſeinen Kollegen und Unterſtüzern machte; eine Revolution, welche nicht nur von England, ſondern von der ganzen geſitteten Welt, als ein Triumph des Zeitgeiſtes über verjährte Vorurtheile, des Genies über Geburt, des geſunden Menſchenverſtandes über hergebrachten Schlendrian, mit lautem Beyfall aufgenommen ward. Cannings Feinde behaupten, daß Weibereinfluß das Meiſte zu ſeiner Ernennung beygetragen, und daß ſeine Liſt ſeine alten Kollegen aus dem Felde getrieben habe. Ob dieß wirklich ſo geweſen oder nicht, wage ich bey ſo mangelhaften Nachrichten, als wir bis jezt noch über dieſe Begebenheit beſitzen, nicht zu beſtimmen; auf jeden Fall brauchen der König und die Exminiſter ſich nicht für das Kompliment, das ihnen mit dieſer Beſchuldigung gemacht wird, zu bedanken. Auch war es der Welt nicht vergönnt ſich durch die Erfahrung zu überzeugen, ob dieſer außerordentliche Mann ſo fähig ſey, die erſte Rolle im brittiſchen Kabinette zu ſpielen, als er mit Ruhm die zweyte geſpielt, ob es wirklich das alte Miniſterium war, was ſeinen höheren Planen im Wege ſtand, oder blos die Gewalt der Umſtände, wie wohl wahrſcheinlicher iſt, und endlich ob er wirklich die hohe moraliſche Kraft beſaß, welche erforderlich war, über den furchtbaren Ariſtokratenverein zu ſiegen, der ſich ſeiner Verwaltung entgegen bildete, theils aus Haß wegen früherer Beleidigungen, theils aus Neid gegen ſein hohes Talent und großes Glück, theils aus Stolz, ſich von einem namenloſen Plebejer beherrſcht zu ſehen, aber größtentheils aus unverholener Furcht, er dürfte ſich zu allzugroßen Neuerungen hinreißen laſſen, welche die Vorrechte ihres Standes ſchmälern könnten, und ſein Anſehen gebrauchen, um die Sache der Katholiken zu fördern, und in der That auch vorzüglich darum, weil es den meiſten an dem Zutrauen zu ihm fehlte, welches die engliſche Ariſtokratie haben muß, um ſich an einen Miniſter anzuſchließen, weil die meiſten Mitglieder es ſich gern bequem machen, und ihrem Führer blindlings folgen. Sein Tod, welchen man nicht ſo bald erwartete, obgleich man ihn längſt kränklich wußte und offenbar ſah, daß es ſein thätiger Geiſt war, welcher den Körper aufrecht hielt, hat alle dieſe Feindſeligkeiten niedergeſchlagen, und alle Partheyen vereinigen ſich zum Lobe eines Mannes, in dem eine ſolche Fülle der Gaben, des Geiſtes und des Herzens ſowohl als der Perſon und des Glückes, vereinigt war, wie man ſie ſelten vereinigt ſieht, und der, wenn ihm das Schickſal eine hohe Geburt und in ſeiner Jugend ein unabhängiges Vermögen verliehen hätte, ſo daß er immer ungefeſſelt ſeinen eignen Gang hätte gehen können, vielleicht nicht ſeines Gleichen gehabt haben würde; aber auch ſo wird ſein Name ewig leben, denn jezt wenigſtens hat England ſeines Gleichen nicht! — Geſtern, den 18ten, fand das Begräbniß des berühmten Todten in der Weſtminſterabtey ſtatt, und die Gebeine Georg Cannings ruhen neben der Aſche Pitts und Fox's. Die Feyerlichkeit war im ſtrengſten Sinne privat, indem, außer den Herzogen von Clarence und Suſſex und den Staatsminiſtern, nur die Verwandten und genauſten Freunde des Verſtorbenen den Zug begleiteten. Aber Tauſende drängten ſich auf den Straßen und in der Kirche, um denſelben zu ſehen, und wenn man vom Aeußern auf's Innere ſchließen darf, waren wenige zugegen, die den erlittenen Verluſt nicht tief empfanden.

Paris, 30. Juli.

(Beſchluß.)

Unter jedem Miniſterium hält Azaïs um Unterſtüzung an, und zeigt die Nothwendigkeit, ſein Syſtem in den öffentlichen Unterricht einzuführen. Unter dem Miniſterium des Grafen Decazes fand Azaïs geneigte Ohren; der Miniſter nahm den Philoſophen in ſeinen Sold, ſchenkte ihm ein Häuschen und Garten, und ließ von ihm einiges Politiſche ſchreiben, oder vielleicht glaubte Azaïs ſich aus Dankbarkeit verbunden, dem Miniſter mit ſeinen Schriften nachzuhelfen. Die Nachfolger des Grafen Decazes im Miniſterium, haben den bereits alt gewordenen Philoſophen vernachläßigt, und es iſt dieſem nichts übrig geblieben als das Decazes'ſche Häuschen. Das Publikum, das ſich in Paris unmöglich ſo lange Zeit mit einem philoſophiſchen Syſteme beſchäftigen kann, wäre es auch das reizendſte von der Welt, hatte auch aufgehört, den Vorträgen des Hrn. Azaïs beyzuwohnen. Der philoſophiſche Meiſter hat alſo einen andern Weg eingeſchlagen, um das Publikum wieder anzufeuern, und einiges dabey zu gewinnen, da er in ſeinem Greiſenalter mit Noth bedroht iſt. Er iſt auf den Einfall gerathen, an den Sommerabenden Vorträge in ſeinem Garten zu halten, und die Leute unentgeldlich zuzulaſſen, wofern ſie eins ſeiner Werke zu zehn oder zwölf Franken kaufen. Kauft man eine wohlfeilere Schrift von ihm, z. B. eine von fünf oder drey Franken, ſo iſt er zu einer Privatunterredung von einigen Stunden in ſeinem Garten erbötig. Auf eine ſolche Spekulation war noch kein Schriftſteller gefallen. Dadurch befördert er den Abſaz ſeiner Schriften, welcher nicht ſehr ſchnell von Statten ging, und zwingt das Publikum, ſich nochmals mit dem Azaïs'ſchen Syſteme und ſeinem Schlüſſel aller phyſiſchen und moraliſchen Weltserſcheinungen zu beſchäftigen. Da Hr. Azaïs ein Mann iſt, der ſeines Alters und Talentes wegen doch immer Theilnahme oder Mitleiden verdient, ſo haben die Zeitungen ſeine Vorträge unter freyem Himmel mit den akademiſchen Verſammlungen zu Athen, ſeine Nuß- und Birnbäume mit den Platanen der Akademie, und den Profeſſor natürlich mit Plato verglichen. Etwas hat Azaïs mit dem griechiſchen Weltweiſen zwar gemein, z. B. ſeinen ſanften, einnehmenden Vortrag, ſeine ſchwärmeriſche Phantaſie, welche ihn in die höhern Regionen zieht, und ihm die Träume ſeiner Einbildungskraft als Wahrheiten darſtellt; aber wie verſchieden iſt alles Uebrige! Gewiß hat Plato nie an eine ſolche Spekulation gedacht wie diejenige iſt, wodurch Azaïs ſich Geld zu verſchaffen ſucht.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. August 1827.

— Schon längst entlud es der Sorgen sich; denn da es weiland
Obergewalt, Legionen, Gebund und Alles vertheilte,
Jetzo mäßiget sich's, und wünscht zwey Dinge nur ängstlich:
Brod und circensische Schau!

Juvenal (nach Donner.)

Ueber die Giraffe.

Wer kennt nicht schon von den Jahren der Kindheit her die Giraffe, wessen jugendliche Phantasie hat nicht die seltsame Gestalt dieses Thiers in Reisebeschreibungen, namentlich in Le Vaillants wundervollen Abenteuern angesprochen? Der ungeheure Kontinent von Afrika malt sich dem jungen Leser als ein Fabel- und Wunderland, in dem die Thierwelt die Hauptrolle spielt; er sieht den Strauß über die Steppe jagen, den Elephanten, die Gazellenrudel am Horizonte weiden, hört das Geschwätze der Affen und den mannigfaltigen Gesang der herrlich gefiederten Bewohner der Luft in den Wipfeln gigantischer Bäume. Jeden Tag rückt die Sonne, die die Nacht, welche über Afrika liegt, erleuchten soll, höher herauf; selbst die Pariser Giraffe ist nicht blos ein Gegenstand der leeren Neugierde einer müssigen Hauptstadt (es ist bekannt, welches Aufsehen das harmlose Thier daselbst macht); auch sie muß ein Scherflein zum Fortschreiten der Wissenschaft beytragen, und Geoffroi St. Hilaire hat dem Institut eine besondere Abhandlung über dieselbe vorgelegt.

Die jetzt in Paris lebende Giraffe ist die erste, die das westliche Europa in den letzten Jahrhunderten gesehen hat; ein Medicis in Florenz besaß eine im Jahr 1486, die ziemlich lange lebte. Julius Cäsar war der erste, der dieses Thier dem staunenden Rom vorführte; später aber ließen es die Imperatoren häufig in den Spielen des Circus auftreten. Die Römer nannten die Giraffe Camelopardalis, aber vom Kameel unterscheidet sie sich durch eine Menge wesentlicher Merkmale, und die Flecken ihres Fells mögen zwar an die gefleckte Haut der meisten großen Panther erinnern, sind aber nicht rund und regelmäßig gestellt, sondern ganz unregelmäßig. Ihr antiker Name heißt Zurapha, und daraus ist Giraffe geworden.

In ihrer Heimath weidet die Giraffe die Baumwipfel ab und liebt besonders die Gewächse aus der Mimosenfamilie, die dort in Menge wachsen; sie scheint jedoch dieses Futter leicht mit jeder andern vegetabilischen Nahrung vertauschen zu können; jene Florenzer Giraffe, die von den ersten Stockwerken der Häuser aus gefüttert wurde, nährte sich von den Früchten des Landes, besonders von Aepfeln; die Pariser lebt von gemahlenem Mais, Gerste und Bohnen und von Milch; die armen Araber, die sie aufzogen und ihr nichts anderes geben konnten, gewöhnten sie an diese Lebensart; indessen frißt sie gern die Acacienzweige, die man ihr gibt; sie faßt die Blätter auf eine ganz eigene Weise, indem sie eine lange, runzlige, sehr schmale Zunge herausstreckt und um den zu fassenden Gegenstand rollt. Daß sie bestimmt ist, hohe Baumzweige abzuweiden, beweist auch noch der Umstand, daß es ihr Mühe kostet etwas vom Boden aufzunehmen; sie spreizt zu diesem Zweck ihre Vorderfüße nach einander aus, und erst nach wiederholten Versuchen beugt sie den Hals zur Erde. — Die Giraffe kann blos Paß gehen, aber vermöge der Länge ihrer Beine ist ihr Lauf sehr rasch, trotz dem, daß die Vorder-

und Hinterfüße einander zu nahe gerückt und von etwas ungleicher Länge sind. Wird sie verfolgt, so flieht sie sehr schnell, aber der geringe Umfang ihrer Lungen erlaubt ihr nicht lange zu laufen. Man meynt gewöhnlich, die Giraffe wohne blos in der Wüste, und wundert sich mit Recht, daß ein so großes Thier auf einem dürren, verbrannten Boden seine Nahrung finden soll; aber sie lebt so wenig als die Antilopen in der Wüste; man sieht sie zwar darin in zahlreichen Rudeln; die Wüste ist aber blos ein Zufluchtsort für sie, wie der Forst für unsere wilden Schweine; sie ziehen sich dahin zurück, um weit umherzusehen und vor Ueberfällen sicher zu seyn; ihr Futter finden sie auf den bewässerten fruchtbaren Landstrichen, die in Afrika weite Strecken bilden, und in deren Nähe sie sich zu halten suchen; wenn der Rudel dieselben betritt, verheert er Alles auf seinem Wege.

Der Löwe ist der furchtbarste Feind der Giraffe; aber nie greift er sie in der Wüste an, sondern legt sich in den Mimosengebüschen und an den Bachufern, wo sie ihren Durst löscht, in Hinterhalt. Die Giraffen und Antilopen betreten daher dergleichen Orte auch nur mit großer Vorsicht; sehen sie ihren Feind in gewisser Entfernung, so entgehen sie der Gefahr durch die Flucht; ist er aber zu nahe, so setzen sie sich zur Wehr, und der Erhaltungstrieb flößt ihnen einen Muth ein, der dem furchtbarsten der Thiere verderblich werden kann. Die Giraffe bedient sich gegen den Löwen ihrer Vorderbeine, mit denen sie so heftig schlägt, daß er nicht leicht die ersten Schläge, die ihn treffen, aushält; gelingt es ihm aber ihnen auszuweichen, so greift er die Giraffe mit Vortheil an, und diese hat nun kein Vertheidigungsmittel mehr. Auf der Flucht schlägt sie zuweilen nach Art der Pferde aus; aber lieber bedient sie sich ihrer Vorderfüße. Eine Neigung zu dieser Vertheidigungsart bemerkt man sogar noch bey der sanften, zahmen Pariser Giraffe; wenn man sie reizt, sieht man sie in rascher, schnell wieder unterdrückter Bewegung die Vorderbeine heben.

Die Völker in Mittelafrika essen die Giraffe und machen sie dem Löwen streitig, und ihr Fleisch gilt für sehr saftig. Man findet sie blos im Innern und erst mehrere Hundert Meilen von Egypten und dem Kap entfernt. Die im Pariser Museum ist etwa drittehalb Jahre alt. Arme Araber an der Gränze des bebauten Landes zwischen Sennaar und Darfour besaßen zwey ganz junge Thiere. Auf die Nachfrage des Bassa von Egypten wurden sie an den Gouverneur von Sennaar verkauft, der sie Mehemed-Ali-Pascha zum Geschenk sandte.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Fortsetzung.)

„Gnädige Frau," ließ ich mich indeß endlich vernehmen, „die Analogie bürgt dafür: wo Welten möglich waren, da sollen Welten, und wo empfindende und genießende Wesen ein Plätzchen zum Genusse finden konnten, da hat es ihnen die Vorsehung bereitet. Wie sollte sie in ihrer Allliebe den schönen Mond vergessen haben, der, wenn auch lange nicht so groß als unsere Erde, doch an Oberfläche das russische Reich fast um das Dorpelte übertrifft, und also mancher Familie von Seleniten ein freundliches Asyl gewähren kann." Sie blickte mich gerührt an. „Asyl?" fragte sie; „wollen Sie mit dem Ausdrucke vielleicht sogar eine Zuflucht für leidende Menschen nach Ablegung der Lebensbürde bezeichnen? Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich keinen süßeren Traum kenne, als die Verschmelzung des Erdentodes mit dem Hinüberschlummern auf einen vollkommner organisirten Weltkörper; und warum sollte das nicht der Mond mit seinem milderen Lichte seyn können, zumal da es der schaffenden Vorsehung leichter ward, wenn ich mich so ausdrücken darf, einem so viel kleinern Raume den Charakter größerer Vollkommenheit zu verleihen? Ich erblicke hier auf der Erde so manches Unsittliche und Böse, daß ich nicht eben überall wieder damit zusammentreffen möchte, und nehme also zur Ehre jenes schönen Gestirnes an, daß seine Kleinheit die Ausschließung alles dessen bedinge, was mich hier verletzt." — „Sie machen da," unterbrach ich die Dame, „eine Lieblingssaite meiner astronomischen Hoffnungen erklingen; in der That kann es kaum einen reizenderen und zugleich natürlicheren Gedanken geben, als den des Fortlebens auf einem andern und vollkommneren Körper unseres Sonnensystems. Der Sternenhimmel über uns ist mir immer als der sichtbare Bürge jener Fortdauer erschienen, die zum Gefühle ihrer Unendlichkeit ein sinnlich entsprechendes Unendliches sucht, und es in der Unbegränztheit der Himmel findet. Daß Sie aber dem Monde die Bestimmung eines nächsten Gliedes in dieser Seelenwanderungskette anweisen, gnädige Gräfin, diese Idee ist mir neu, indem ich bis jetzt den Zustand einer höhern planetarischen Existenz nach den sogenannten obern Planeten: Mars, Jupiter, Saturn und Uranus verlegt, und dorthin die Augen der Sehnsucht gerichtet hatte. Indeß kann ich eben der Gründe wegen, die mich bey jener Annahme leiteten, Ihren Hoffnungen, die das reizende Land einer schönen Zukunft überdieß in so lichter Nähe zeigen, nichts Gegründetes entgegensetzen. Die vier genannten Planeten berechtigen mich durch eine größere Stoffeinheit zu meinen Erwartungen, indem ihre mittlere Dichtigkeit ziemlich übereinstimmend etwa der des Holzes gleich kommt, während die-

selbe bey der Erde das Doppelte des Granits beträgt. Der nämliche Umstand findet aber auch bey dem, von Ihnen, meine gnädige Frau, so begünstigten Gestirne statt: die mittlere Dichtigkeit des Mondes ist nur die des feinsten weißen Glases, d. h. man könnte die Mondskugel durch eine gleich große Kugel von feinem weißem Glase aufwiegen, wogegen die Erde dazu zwey, ihr an Größe gleiche Kugeln von Granit erfordern würde." — „Halten Sie," unterbrach mich die Gräfin hier; „ich muß mich in dem zarten Mond-Hoffnungsgebäude, welches Sie da auf einem Grunde von feinem weißem Glase errichten, erst etwas genauer umsehen. Folgt denn aus dem Umstande, daß die mittlere (sie betonte das Wort) Dichtigkeit des Mondes der des Glases gleich kommt, nothwendig, daß auch die äußern Schichten eine gleiche Dichtigkeit haben? Ich sollte doch, nach Analogie unseres Erdkörpers, glauben, daß diese äußersten Schichten eine verhältnißmäßig viel größere Lockerheit haben müßten, und ich gefalle mir in dem Gedanken, ätherische Mondblumen aus einem so leichten Boden erblühen zu lassen. Ich weiß nicht," fuhr sie beredt fort, „ob Sie die Empfindung kennen, die mich oft bey dem Anblicke des gestirnten Himmels mit seiner Krone, dem Alles überstrahlenden Monde überfällt; ich möchte hineinschweben, schon fühle ich mich gehoben, und ich empfinde dann die hemmende Schranke des materiellen Körpers, die sich dem Aufstreben aller Sinne entgegensetzt, so drückend schwer! — Wie leicht will ich dahinschweben über eine Mondaue mit den duftigen Gebilden jener zarteren Vegetation!"

Die Innigkeit des Ausdruckes, mit dem die Gräfin diese Worte sprach, bezauberte mich; selbst in den Major domus, der bis jezt ziemlich trocken dabey gesessen hatte, schien eine Art astronomischen Lebens zu kommen. Indeß schämte ich mich, aus meiner dogmatisch-astronomischen Rolle zu fallen. „In der That," erwiederte ich also, „scheint der Mond Ihren Erwartungen entsprechen zu wollen; er wird," fuhr ich lächelnd fort, „dem Aufschweben, welches uns Ihr Mund so reizend malt, ein fast fünf Mal geringeres Hinderniß entgegen setzen, als die Erde, über derer Stoffschwere Sie sich nicht ganz mit Unrecht beklagen." — „Wie verstehe ich das?" unterbrach sie mich. „Ganz einfach: die Anziehung, welche der Mond gegen Körper auf seiner Oberfläche ausübt, ist fünf Mal kleiner als auf der Erde, so daß frey fallende Körper, die bey uns in der ersten Sekunde einen Raum von etwa fünfzehn Fuß durchlaufen, auf dem Monde in der nämlichen Zeit nur drey Fuß tief fallen. Man kann dieß, um einen Zweifel zu beseitigen, den ich auf Ihren Lippen schweben sehe, aus dem Verhältnisse der Massen und räumlichen Ausdehnungen der Weltkörper folgern; ich komme, wenn Sie es wünschen, schon noch einmal darauf zurück. Für heute erlauben Sie mir vielleicht bey dem allgemeinen Gedanken einer gradweisen Vollkommenheitszunahme der Körper unseres Sonnensystems bis zu dem Uebergangspunkte stehen zu bleiben, wo sich diesem Systeme ein zweytes höherer Ordnung anschließt. Diejenigen Ideen, die wir als Schönheit hier empfunden, werden einst verkörpert als Wahrheit vor uns stehen, und die Planetenreihe muß also in allmähliger Stufenfolge die materiellen Belege zu alle den süßen Ahndungsträumen enthalten, in welche der Drang des Ideals in Ihrer Brust die Sehnsucht schmeichelnd einwiegt." Sie lächelte beyfällig mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Sehnsucht und Milde, und es folgte eine Pause stiller Erhebung.

(Der Beschluß folgt.)

Russische Volkslieder.

5. Die Spinnerin.

O Lichtspan, Lichtspan von Birkenholz!
Was brennst du so dunkel und flammst nicht auf?
Wie, trocknetest Lichtspan im Ofen nicht,
Oder hat die Schwieger dich naß gemacht?

Gespielen, ihr Täubchen, legt euch zu Bett,
Gebt, legt euch zu Bett', ihr erwartet ja niemand.
Ich Mägdlein konnte die Nacht nicht schlafen,
Beschickte mein Bettchen, des Liebsten harrend.
Da träumt' ich zum ersten, — doch kam nicht der Freund;
Ich träumte zum andern, — noch immer kein Liebster;
Ich träumte zum dritten, — hell war es am Morgen.
Beym Frührotd kam mein Trauter geschlichen,
Es knarrten die Stiefeln ihm an den Füßen,
Und leise klopfte sein Finger an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nismes, Ende Juli.

Einige Zeit ungewiß, ob wir diesen Sommer Schauspiel haben würden, sahen wir doch im Mai die Proteabende beginnen. Sie fielen, wie gewöhnlich, sehr stürmisch aus, ihr Ergebniß war keineswegs befriedigend, und man hätte auf allen Theatergenuß für dieses Jahr verzichten müssen, wenn nicht der neue Direktor, der zugleich Auteur und Acteur ist, Allem aufgeboten hätte, um das Publikum zu befriedigen. Bald gab er uns Schaustücke von seiner Komposition, z. B. den Uebergang der französischen Armee über die Pyrenäen und ähnliche, freylich mehr für's Volk berechnete; bald ließ er das Ballet von Marseille kommen, ein andermal einige in der Provinz herumreisende Böhmencelebritäten von Paris, so jüngst den unnachahmlichen Perlet, der auch hier das allgemeine Lachen erregte, besonders in den Rollen, wo er drittische Soubertheit und Sprache so natürlich wiederzugeben weiß. Dieser Abwechslung, und vielleicht auch dem Umstande, daß nur dreymal wöchentlich gespielt wurde, ist denn zuzuschreiben, daß das Haus, trotz der Hitze, immer besucht war. Seit acht Tagen ist

der gewöhnliche Theaterstillstand eingetreten, der bis Septemb er dauert; zum Schluß gab man Christoph Kolumbus zum Besten, ein Stück, wo nicht nur ein Kriegsschiff mit allem Zubehör, sondern sogar das Meer in natura, so weit dieß mit süßem Wasser thunlich, auf der Scene zu schauen war. Es war übrigens hohe Zeit eine Pause zu machen, denn die Hitze hat seit einigen Tagen dreyßig Grad Reaumur erreicht, und scheint noch steigen zu wollen. Die Ernte ist längst vorüber, und überall sieht man den Landmann im Freyen beschäftigt, auf dem bloßen Boden sein Korn von den Maulthieren austreten, und vom Winde fegen zu lassen. Das Feld steht nun öde und von der Sonne versengt, wo nicht der Weinrebe üppiges Laub es belebt, und von den dichtbelaubten Bäumen herab ertönt ohne Aufhören das einförmige Geschwirr unzähliger Cicaden. In diesen ungünstigen Zeitpunkt fällt die berühmte Messe von Beaucaire, berühmt vor Zeiten wenigstens, denn jetzt hat sie wenig vor jedem andern Markte voraus. Türken, Griechen und Spanier, sonst die Hauptkunden, jetzt zu sehr mit ihren häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, ließen sich fast gar nicht blicken; auch von Inländern war der Zulauf geringe, wenigstens von Käufern, denn an Waaren schien es nicht zu fehlen. Viele Geschäfte schließen sich jedoch schon vor Anfang der eigentlichen Messe ab, so daß man eben nicht weiß, ob die Klagen gegründet sind, welche man über den schlechten Gang des Handels eben so regelmäßig hört, als die über allzugroßen Segen an Erderzeugnissen, oder wenigstens über allzugeringen Preis derselben. Klagen, die im hiesigen Departement, das lange nicht genug zu seinem Verbrauch hervorbringt, und wo die vielen Fabriken die Preise der Lebensmittel immer in der Höhe erhalten, auffallen müssen. Mangel bemerkt man Gottlob nicht, die Landleute sind wohl gekleidet, und es ist selten, daß man einen Bauer zu Fuße antrifft, die meisten kommen behaglich zu Esel einher. Sollte sich aber auch ihr Korn, und besonders ihr Wein, den sie so unverzeihlich vernachlässigen, schlecht verkaufen, so wären sie nicht mehr zu bedauern als jener englische Kaufmann, der eine Ladung von Schlittschuhen nach Brasilien sandte. Warum nicht Kunstwiesen anlegen und Viehzucht treiben? die animalischen Produkte bezahlen sich hier theuer genug.

Eines, an sich unbedeutenden Vorfalles, ich meyne die Beerdigung des berüchtigten Trestaillon, erwähne ich, weil er einen neuen, wiewohl überflüssigen Beweis von der üblen Gewohnheit liefert, welche einige öffentliche Blätter in Frankreich, zu ihrem eigenen Nachtheil, und zur großen Freude der Oesterreicher haben, die einfachsten Ereignisse zu entstellen, damit sie dem Geschmacke gewisser Leser besser zusagen mögen. Was mußte man hier von der Wahrheitsliebe dieser Vertheidiger der öffentlichen Freyheiten halten, wenn man las: den 5ten Mai wurde zu Nismes Herr von Trestaillon begraben. Alle Congregationisten aus der Stadt und der Umgegend, und eine zahlreiche Geistlichkeit begleiteten seine Reste, welche drey Stunden von da beygesetzt wurden. Nun aber hat ganz Nismes gesehen, daß nur ein kleines, armseliges Gefolge, aus einigen Nachbarn bestehend, den Verstorbenen auf den nahe gelegenen Kirchhof begleitete, und mir, den der Zufall eben vorbeyführte, wäre nicht eingefallen nach dessen Namen zu fragen, hätte ich ihn nicht zufällig von einem der Umstehenden aussprechen hören. Trestaillon war übrigens ein Mann vom Pöbel, ohne alle Erziehung, und wenn er in der sogenannten Schreckenszeit von 1815 Gräuelthaten verübte, so soll er mehr Werkzeug Anderer gewesen, und überdieß früher durch Zerstörung seines Eigenthums von der Gegenpartey aufs Grausamste gereizt worden seyn. Bey Anlaß dieses, aus der Luft gegriffenen pompösen Leichenbegängnisses, erlaubt sich eines der kleinen Pariser Witzblätter über die ganze hiesige Bevölkerung zu spötteln. Wahrlich, geheime Agenten der Censur hätten derselben nicht besser vorarbeiten können! Bey alle dem geht die Civilisation hier ihren Gang fort, in so weit als die Stadt täglich verschönert, und mit neuen öffentlichen Annehmlichkeiten ausgestattet wird. So wurden im vorigen Jahr endlich fließende Brunnen errichtet, eine wahre Wohlthat in diesem Klima, und deren lange Entbehrung mir ein Räthsel ist; jetzt ist man auch daran die Straßen mit Namensinschriften zu versehen. Das Projekt, an dem schon so lange gebrütet wird, neues Wasser in die Stadt zu leiten, soll endlich auch seine Ausführung erhalten; sehr schwer kann es eben nicht seyn von der in gerader Linie nur vier Stunden entfernten Rhone Wasser herzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, Anfangs August.

Unser Mai war überaus herrlich und mild, nicht so günstig bezeugten sich die beyden darauf folgenden Sommermonate; heftige Winde und öftere Regengüsse wechselten in denselben ab, und verleideten uns Bewohnern der Residenz manche genußvolle Landpartbie in ihre nahen Umgebungen. Der schöne Mai lockte unsre Städter diesmal ungewöhnlich früh auf die Landhäuser, und schon um die Mitte desselben ward die Stadt durch die Emigration dahin bedeutend verödet; dennoch waren die beyden Jahrespromenaden in den Pfingstferien, am ersten Tage nach Katharinenhof, am zweyten nach dem Sommergarten, überaus zahlreich besetzt und sehr angenehm. Auf der ersten nach Katharinenhof bemerkte man diesmal unweit mehr Fußgänger als Equipagen, ein Beweis, daß man endlich auch bey uns anfängt, dem allen Ständen und allen Verhältnissen sehr drückend werdenden Luxus Grenzen zu setzen, und sich in die vom Geschicke gebotenen Beschränkungen seiner Bedürfnisse zu fügen. Eine, früher bey der Sommergartenpromenade am 2ten Pfingstfeste herrschende Sitte, daß die ehelustigen Kandidaten des russischen Kaufmannsstandes festlich geschmückt sich einfanden, in den Hauptgängen sich en haye aufstellten, ihnen gegenüber die manndaren Jungfrauen dieses Standes, gleichfalls auf's Sorgfältigste aufgeputzt, unter der Aegide ihrer Mütter und Basen eine zweyte Fronte bildeten, und sich mit bangen Erwartungen von den erstern mustern ließen, scheint seit einigen Jahren ganz abzukommen. Wahrscheinlich hat dieser Stand nun zweckmäßigere Mittel zur Anstellung einer Brautschau erwählt. Auf den Volkspromenaden sieht man nunmehr keinen Stand sich absondern und besondere Zwecke verfolgen, sondern alle Stände lustwandeln des Schauens und der Unterhaltung wegen im buntgemischten Verein durch die beyden Hauptalleen in dichtgedrängten Schaaren. Die letzte Ueberschwemmung hatte diesen Garten in allen seinen Theilen sehr verwüstet, unter andern seine schattenreichen alten Linden größtentheils entwurzelt, und ihm dadurch seine Hauptzierde geraubt. Die Regierung, das Bedürfniß desselben für eine so volkreiche Residenz wie Petersburg, wo er bis jetzt der einzige öffentliche Garten ist, *) fühlend, stellte ihn aber im vorigen Herbste von Grund aus wieder her, und hat ihn zu einem lieblichen, überaus wohlthätigen Erholungsorte für unser unbemitteltes Publikum während der drückend heißen Jahreszeit umgeschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Seit einigen Monaten hat auch der Herzog Alexander von Würtemberg seinen niedlichen und geräumigen Privatgarten am Fontanka-Kanal dem Publikum geöffnet, das ihn aber nur in den Abendstunden betreten darf.

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 31. August 1827.

Du Widerschein von einer Sonne,
Was willst du, Strahl voll süßer Lust?
Willst du die kranke, trübe Brust
Erfüllen mir mit Licht und Wonne?
Wohl mögen sel'ge Geister sich
So zu dem Haine niedersenken:
Ich muß mich ihnen näher denken,
Wenn du, ihr Bild, umhüllest mich.

G. Schwab, nach Lamartine.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Beschluß.)

Der Mond, der etwa noch fünfzehn Grad vom Meridian entfernt war, verbarg in dieser Richtung eben einen Theil seines goldenen Lichtes hinter der besonders grossen und schönen Linde, die links am Balkon steht, und die rothen Flackerlichter des Kamines, dessen Flammen der Major domus indeß emsig genährt hatte, machten diesen Augenblick für sich geltend, indem sie mit ihrer ganzen Glut das lebensgroße Portrait einer Rittergestalt zu Pferde in voller Rüstung bestrahlten, das dem Kamine gegenüber hängt, und welches ich bis dahin übersehen hatte. Das Auge des Ritters schaute mit freundlichem Ernste auf uns herab, und sein schönes kastanienbraunes Roß, welches den rechten Fuß, anspringend, gehoben hatte, schien in der zweifelhaften Beleuchtung der sich hebenden und senkenden Flammen wirklich daher sprengen zu wollen. Der Gräfin Blick fiel in diesem Momente auf die Gestalt, und sie fragte mich rasch: „Gehört das Wiedersehen verstorbener Lieben auf einem vollkommneren Planeten auch in die Hoffnungskette, wozu Sie die Glieder unsers Sonnensystemes verbinden? ich hätte eine Frage an den Ritter zu richten, der dort so ernst-freundlich und doch so stumm auf uns herniederschaut; darf ich in Ihrem Systeme auf ein Wiedersehen und eine Antwort rechnen?" Freund, das war eine besondere astronomische Frage, zu deren Beantwortung Mauerquadrant und Passage-Instrument nicht eben hinreichen. Erinnern Sie sich wohl noch der Unterhaltungen, die ich in Ihrem Beysein mit unserm lieben verewigten N. darüber hatte, der die Abschiedsahnung in dem Gefühle einer schwachen Brust mit sich herumtrug, und den Sternenhimmel, statt mit unserm Cassegrain'schen Reflektor, immer nur mit dem Fernrohr dieser tiefen Sehnsucht ansah? Also überraschte die Frage der Gräfin mich, den sonst meist nur messenden und rechnenden Astronomen, nicht sehr. „Gnädige Frau!" erwiederte ich ihr, „wer sich mit der Forderung diplomatisch-astronomischer Gewißheit an die Geisterwelt und die höheren planetarischen Potenzen wendet, hat keine Antwort zu erwarten; die geheimnißvolle Pforte öffnet sich keinem vorlauten Klopfer, und die Gebilde dieser zarten Schöpfungen fliehen vor einem dreisten: Wer da? — Aber wenn Sie in ahnungsreicher Brust an der tiefen Sehnsucht Ihres Herzens einen unsichtbaren Bürgen für die Erfüllung Ihrer Wünsche haben, warum aus meinem Munde ein Zeugniß verlangen? Ueber die Kluft, die zwey planetarische Existenzen trennt, reicht nur jenes Organ der Ahnung, welchem die Vorsehung das Recht eingeräumt hat, in Fernen zu dringen, die für unsere Teleskope unzugänglich sind. Hoffen Sie deßhalb auch nie, mit dem astronomischen Auge das bürgerliche Detail eines höheren Planetenlebens zu schauen, das aus andern Elementen zusammengesetzt ist. Ich betrachte die Geburt und die Kinderjahre auf dem Jupiter z. B. als das Mittel des Verwachsens mit diesen neuen Formen,

deren Fremdartigkeit nur für das tastende, lallende, und so allmählig zu denselben heraufreifende Kind nichts Befremdendes hat. Aber wenn Ihnen auf dem Lebenswege dieser neuen Existenz ein verwandtes Wesen entgegen tritt, dem sich Ihr Herz, im unerforschlichen Zuge der Sympathie, alsbald erschließt, wenn sich die Geister unter den neuen, reizenden, fremden Formen gleichwohl sogleich wiederfinden, und Ihnen die Katastrophe eines früher abgebrochenen Verhältnisses unter andern Beziehungen entgegen schreitet, wollen Sie dann Anstand nehmen, dieß ein Wiedersehen und eine ersehnte Antwort im höhern Sinne zu nennen? Und," fuhr ich fort, „bietet denn diese Erde, in Bezug auf eine planetarische Präexistenz von weniger vollkommener Form, und aus welcher wir zu ihr heraufgeschritten sind, nicht dieselben Erscheinungen dar? Betrachten Sie, gnädige Frau, die höheren Erfahrungen Ihres Lebens einmal aus diesem Gesichtspunkte; sollten Sie sich nie genöthiget gesehen haben, jenem sonst unerklärlichen Zuge der Sympathie diese Erklärung unterzulegen, um ihr einen Sinn zu verleihen, und gibt es endlich ein innigeres, die verschiedenen Körper desselben Sonnensystems und die verschiedenen Sonnensysteme und Himmel zu einem großen geistigen Ganzen vereinendes Band? Ich..."

„Welch eine eigenthümliche Seite des Menschenlebens berühren Sie da?" unterbrach sie mich mit großer Bewegung. Es schien mir als wolle sie etwas sagen; allein ein Blick auf den Major domus, in dessen Zügen eine Art von Besorgniß zu schweben schien, hieß sie einlenken. — „In der That," setzte sie mit einer gezwungenen Ruhe hinzu, „möchte man dieß den Tonschlüssel zu den geheimsten Akkorden der Lebensverhältnisse nennen, deren zarte Harmonie sonach als der Nachklang einer unterbrochenen Symphonie erscheinen, aus der uns eine Störung abrief. Sehen Sie nur, wie groß der Zauber wird, den Sie der Astronomie verleihen, indem Sie mir die fernen, fernen Weltkörper, welche Sie betrachtet, durch die geistigste Verwandtschaft der Seelen auf einmal so ganz nahe rücken; ich werde Ihnen jetzt gewiß mit verdoppeltem Interesse zuhören, wenn Sie mir aus Ihrer Himmelstopographie vorrechnen, wie viel kleiner oder größer die Oberfläche eines andern Planeten als unsere Erde sey, nachdem ich dieses Größenverhältniß mit der Wahrscheinlichkeit kombiniren gelernt habe, einem verwandten lieben Wesen so viel früher oder später wieder zu begegnen. Oder... doch, brach sie ab, nun für heute auch keine einzige Frage mehr; sehen Sie nur, wie die Kerzen herunter gebrannt sind." Sie schellte nach den Domestiken und wünschte mir eine gute Nacht.

Was sagen Sie nun dazu, liebster Freund! kann es für einen reisenden Doktor der Mathematik und Astronomie ein interessanteres Verhältniß geben? Lächeln Sie immerhin über mich; ich gestehe Ihnen gleichwohl, daß ich noch bis tief in die Nacht in dem Saale, von dem mein Zimmer nur durch den Korridor des Hintergebäudes abgeschnitten ist, am Kamine zugebracht, bald den Ritter und bald den Vollmond betrachtet, und über das Wechselinteresse, welches beyde für die schöne Gräfin haben können, nachgedacht habe. Jemehr ich mir die ernst-freundlichen Züge dieser hehren Gestalt ansehe, desto auffallender wird mir eine gewisse Aehnlichkeit mit der Gräfin; und wenn die Flammen des Kamins lodernd in die Höhe schlugen, und das Bild zweifelhaft beleuchteten, so wollte mich diese Aehnlichkeit, dieses Zusammenschmelzen des Todten und Lebenden fast erschrecken. Sagen Sie mir, wie soll ich solch eine Empfindung nennen bey einem Manne, der den größten Theil seines Lebens nur Cirkel, Lineal und Logarithmentafeln in den Händen gehabt hat? Geisterfurcht? Fast schäme ich mich, den Ausdruck zu gebrauchen.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Frau Anna schwieg. Baptisten war es indessen gelungen, ihren Kummer so weit zu bewältigen, daß sie dessen heftigen Ausbruch mäßigte, und die Thränen, die unaufhaltsam geflossen waren, unterdrückte. Sie setzte sich mit gesenkten Blicken wieder an die Stelle, die sie früher eingenommen hatte. Eine drückende Stille herrschte unter den drey Personen, und eine Jede schien ihren besondern Gedanken nachzuhängen. Endlich stieg mit einem Male eine dunkle Röthe auf Baptista's Wangen, ihr Auge wurde lebendiger, ihre Hand zitterte. Sie hatte den Entschluß gefaßt, dem gespannten Verhältnisse zwischen ihr und Frau Anna eine andere Wendung zu geben, wie schwer es ihr auch wurde den hierzu nöthigen Muth zu erringen, und führte ihn sogleich aus. Mit bebenden Händen ergriff sie die Rechte der Hausfrau, sank vor ihr mit den Geberden einer Flehenden nieder und sprach mit gepreßter Stimme:

„Ich bin in Euer Haus getreten als eine Bettlerin, als ein unglückliches verlassenes Wesen, das nur Eine Zuflucht hat auf der weiten Welt und diese von Eurer Güte erwartet. Duldet mich in Eurem Hause, Frau Anna, und Ihr werdet gewiß nicht unzufrieden mit mir seyn. Seht mich als Eure Dienerin, als Eure Magd an. Laßt mich die niedrigsten Arbeiten verrichten, aber verstoßt mich nicht, gebt mich nicht der Verzweiflung Preis, die mich zur Sünde führen könnte!"

Leo war über diese rasche, unerwartete Handlung der Geliebten im höchsten Grade betroffen. Es erfüllte ihn mit Schmerz, sie in einer ihrer so unwürdigen Stellung zu sehen, indem sich zugleich die Hoffnung in ihm regte, seine Mutter werde durch Baptista's Bitten gerührt

und von ihrer Demuth zum Wohlwollen gestimmt werden. Er sah forschend nach Frau Annen hin; aber zu seinem Schrecken erkannte er in ihren Gesichtszügen den Ausdruck eines schnell erregten Unwillens, der ihn eine harte und versagende Antwort befürchten ließ. Wie sehr mußte er daher erstaunen, als die Mutter, indem ihre Mienen wieder in die gewöhnliche ernste Ruhe übergingen, erwiederte:

„Steht auf, Vasel! Ich weiß wohl, daß Eure Religion es Euch zur Pflicht macht, leblosen Dingen, als Bildern, Statuen und Reliquien, Eure Verehrung zu bezeigen. Wir aber billigen das nicht, und können noch weniger zugeben, daß man sich auf eine Weise, wie es nur gegen Gott allein geziemt, vor der irdischen Kreatur erniedrige. Noch einmal, steht auf! Ihr seyd mir verwandt, und außerdem will es auch die Christenpflicht, daß ich Sorge für Euch trage in Eurer Verlassenheit. Aber," fuhr Frau Anna, indem ihre Stimme scharf und herbe wurde, und sie bald auf Baptista, die wieder ihren Sitz eingenommen hatte, bald auf Leo ihre strengen Blicke wendete, fort, „Ihr wünscht so lebhaft in meiner Nähe zu bleiben und scheint Eure ganze Zufriedenheit so innig an die Erfüllung dieses Wunsches zu knüpfen, daß es Euch sehr hart scheinen dürfte, wollte ich ihn Euch versagen. Bleibt also hier, nicht als meine Dienerin oder Magd, was auch wohl meiner Base Kraft nicht seyn konnte, nein, als meine Hausgenossin und Gesellschafterin. Ihr werdet von nun an Euer Zimmer neben dem meinigen erhalten, Ihr werdet zu jeder Zeit in meiner Nähe seyn und keine härtere Beschäftigung haben, als die Ihr Euch selbst geben wollt."

„Und Eure Reise nach Chiavenna?" fiel Leo, den diese Eröffnung und noch mehr die Art, wie sie gemacht wurde, in das größte Befremden versetzte, übereilt ein.

„Ich habe mich anders besonnen," antwortete kalt Frau Anna, „und halte es nun für besser hier zu bleiben."

Bey diesen Worten stand sie auf und ergriff Baptista's Hand, um das Mädchen mit sich hinweg zu führen. Diese war nicht im Stande, einige Worte des Danks für die Gewährung ihrer Bitte auszusprechen, denn die sonderbare, harte und ernste Weise, in der Frau Anna ihren Willen an den Tag gelegt hatte, war von zurückstoßender und einschüchternder Wirkung auf sie gewesen. Es lag in Frau Anna's Ton und Benehmen auch nicht die entfernteste Spur einer liebevollen und gütigen Gesinnung, die sie veranlaßt hätte, die Waise in ihrem Hause und an ihrem Herzen aufzunehmen; nein, es sprach sich vielmehr jener Widerwillen darin aus, der immer rege wird, wenn man sich einer unangenehmen und drückenden Nothwendigkeit unterwerfen muß. Mit Bangigkeit begleitete Baptista Diejenige, der sie so gern ihre innige Liebe offen gezeigt hätte. Sie wagte nicht noch einen Blick nach dem Geliebten zurück zu werfen, sie dünkte sich jetzt verlassener als bisher, denn alle Hoffnung, Frau Annens Geneigtheit zu gewinnen, schien verschwunden.

Als Leo allein war, sann er dem seltsamen Betragen seiner Mutter nach. Sie war sonst unerschütterlich in den einmal gefaßten Entschlüssen, und hier hatte sie plötzlich eine unerklärliche Ausnahme gemacht, indem sie den bestimmten Vorsatz, das Landhaus bey Chiavenna zu besuchen, aufgegeben. Sie hatte sich willig erklärt, Baptista nicht allein in ihrem Hause zu dulden, sondern sie wollte sie sogar immer in ihrer Nähe haben, die Katholikin, deren religiöse Meynung sie, ohne diese ganz zu kennen, in ihrer Befangenheit wie ein geheimnißvolles, im Dunkeln schleichendes und Unheil brütendes Ungeheuer ansah. Hierzu konnten nur wichtige Gründe sie bewogen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg. Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Unsere nordische Kaiserstadt macht nicht nur jedes Jahr innerhalb ihres Weichbildes bedeutende Fortschritte zur Vergrößerung und Verschönerung, sondern sie hat auch in den letzten Jahren sichtbar außerhalb demselben gewonnen. Der Lieblingsaufenthalt unsers Publikums aus den Mittelklassen ist jetzt während des Sommers das Krondorf Nikolskoje. Es bildet den Mittelpunkt von mehreren kaiserlichen Lustschlössern und vielen eleganten Landsitzen der Großen, und ist von einer Menge schöner Landpartieen gleich weit entfernt; darum ist hier ein solcher Zudrang von Miethern, daß man sein Sommeraufenthalt hier schon im Winter besprechen muß; mit dem ersten Eintritt des Frühlings ist die ganze große Straßenreihe niedlicher, fester Bauerhäuser verjagt. Der Miethzins steigt hier mit jedem Jahr; für einige einfache, schlecht tapezirte Bauerstuben zahlt man schon jetzt für dreymonatliche Miethe (denn länger unsere Landhäuser zu bewohnen, gestattet der so kurze hiesige Sommer nicht), 600—800 Rubel. Dem ungeachtet ist die Wuth unserer hiesigen Städter, hier die wenigen Sommerwochen zu verbringen, so groß, daß der oft lasterspielige Haushalt und der Luxus, dem sich diese kleine Landwelt hingiebt, manchen nicht reichen Familienvater in dem Streben, diesen vielfältigen Bedürfnissen seiner lieben Angehörigen genau nachzukommen, zu Grunde richten. — Die Kressowsky-Insel behauptet immer noch ihr altes Vorrecht, sie ist der Lieblings-Spaziergang unserer vornehmen und eleganten Welt an allen Sonn- und Festtagen. Man kömmt hieher zum Lustwandeln, nicht eben um sich in der schönen Natur zu erholen, denn diese hat hier nichts ausgezeichnet Romantisches, die Promenade ist im Ganzentheil überaus einförmig (der Pfad beschreibt ein großes Rundel, von einer Wiese eingeschlossen); die Athmosphäre lockt hier den Lustwandler durch keine aromatischen Wohlgerüche, vielmehr ist sie durch die gepreßte Menschenschaar mit manchen

widerlichen Dünsten, vorzüglich mit dem unausstehlichen Tabaksdampfe der sich hier im eignen Cirkel belustigenden Handwerkswelt geschwängert; letzteres Uebel nimmt hier so überhand, daß dadurch alle öffentlichen Vergnügungen im Freyen ganz verleidet werden; man besucht diese Promenaden nur um zu schauen und geschaut zu werden; daß dabey der Luxus, die Eitelkeit und Gefallsucht an beyden Geschlechtern ihre tyrannische Gewalt ausüben, versteht sich von selbst. Der gewesene grand maître des plaisirs, Hr. von Narischkin, der hart an dieser Insel ein schönes Landhaus besizt, verleiht diesen Festtagspromenaden dadurch einen unendlichen Zauber, daß er zuweilen seiner, überaus kunstvollen Haustapelle, die gegen sechzig Mann zählt, gestattet, das Publikum durch ihr Talent zu ergözen; zu einer andern Zeit thun es auch die durchgängig gut besezten Gardeorchester. Musik ist hier bey jeder öffentlichen Promenade, die denn auch mit ein starkes Motiv des zahlreichen Zuspruchs ist. Vor einigen Jahren wollte die Regierung diese Promenade, zu Gunsten der von ihr neubegründeten in Katharinenhof, ganz unterdrücken, und es trat nun eine förmliche Rivalität zwischen beyden Orten ein. Die Regierung benüzte dabey alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, um das Publikum zu ihrer Schöpfung zu locken, dieses ließ sich auch einige Monate durch die Neuheit hinziehen; doch das Erzwungene erstirbt in sich selbst, bald sah man den Kontrast zwischen beyden ein, und kehrte zu seinem alten Lieblingssize zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Nismes, Ende Juli.

(Beschluß.)

Wenn Nismes ein freundlicheres Aussehen gewinnt, so verdankt es dieß der Zerstörungswuth der Revolution. Damals war die Stadt mit Graben und Wällen umgeben, angrenzende Kirchhöfe und unreine Stadtgräben verdarben die Luft, ein öffentliches Schlachthaus war nicht vorhanden, die schönsten Monumente waren von andern Gebäuden verdeckt. Dieß ist nun alles verändert. Die Wälle wurden niedergerissen, und bey diesem Anlaß das Augustusthor entdeckt; an ihre Stelle traten breite, auf beyden Seiten mit Trottoirs versehene Boulevards. Dieser angenehme Spaziergang, ungefähr ein Oval bildend, macht die Scheidelinie zwischen der alten, aus krummen engen Gassen, und meist unansehnlichen Häusern bestehenden eigentlichen Stadt, und den ehemaligen acht Vorstädten, die vor jener regelmäßige Straßen voraus haben. Der westliche Theil der Boulevards bildet unstreitig das schönste Stadtrevier, und ein Anblick wie der, dessen man hier in einem beschränkten Raume genießt, dürfte nicht leicht anderswo zu treffen seyn. Von der Esplanade, einem erhöhten, mit Bäumen besezten, und seit Kurzem mit einer Fontäne geschmückten Platze, der die Stadt gegen Mittag begränzt und freye Aussicht auf das Land gewährt, steigt man auf der entgegengesezten Seite gegen das neue, geschmackvolle Palais de Justice herab. Zu dessen Rechten, aber mehr zurück, erhebt sich ehrwürdig, vom Laufe der Zeiten und den Feuerbränden der Sarazenen geschwärzt, die ungeheure Masse des Amphitheaters. Ihm gegenüber, etwas in der Ferne, auf der Anhöhe gegen Norden, welche die Stadt beherrscht, erblickt man die imposante Ruine der Tour-Magne, und am linken Ende des Boulevards prangt die neue Vorhalle des Schauspielhauses. Wir bleiben bey den Arenen stehen; so heißt man hier das Amphitheater. Es ist unbegreiflich, wie dieses majestätische Gebäude noch so gut erhalten ist nach allen Unbilden, welche es von Vandalen, Gothen, Sarazenen, und hauptsächlich deren Besieger Karl Martell, *) erlitten. Es war zulezt durch an und in dasselbe gebaute Wohnungen zu einer Art von Dorf entweiht worden, das gegen 2000 Einwohner zählte, und dessen erbärmliche Hütten man erst 1809 niederzureißen anfing. Es bedurfte freylich noch mancher Ausbesserungen, besonders im Innern; auswendig hat es deren schon viele erhalten, hauptsächlich an den untern Bogen und Zwischenpfeilern. Die neuen weißen Steine, deren man sich hiezu bedient, nehmen sich eben nicht zum besten aus, doch diesen unangenehmen Kontrast wird die Zeit schon verschwinden machen. Jezt steht es von allen Seiten frey da, und gegen Mittag und Mitternacht dehnen sich sogar geräumige Plätze davor aus, welche sehr dazu beytragen es herauszuheben. Große behauene Steinblöcke, deren einige die achtzehn Fuß Länge haben, ohne Kalk und Mörtel auf einander gethürmt, bilden zwey über einander stehende Reihen von sechzig Arkaden, in Form eines Ovals. Der äußere Umfang mißt 190 Klafter, die Höhe 12, und der größte Durchmesser 67½. Die untere Arkadenreihe bildet einen Vorhof, durch dessen sechzig ursprünglich offene, nun mit eisernen Gittern verschlossene Wölbungen man ins Innere eintritt. Die obern Bogen sind mit einer Brustlehne versehen, und ihre Zwischenpfeiler mit Säulen verziert. In beyden Gallerien kann man, nicht ohne Gefahr vor herabstürzenden Steinen, herumgehen, so wie auch auf dem noch erhaltenen Theil des ganz einfachen Attikus, welcher das Ganze krönt, und an dessen äußerer Seite man noch die von einem großen Loch durchbohrten Tragsteine bemerkt, welche zu Befestigung der Schutzdächer (velaria) dienten. Fünf und dreyßig, ringsum gehende Reihen von steinernen Sizen, von denen aber die meisten, besonders die mittleren, zertrümmert sind, gingen inwendig vom Attikus bis auf den Kampfplatz hinab, und konnten bey einer größten Circumferenz von 180 und einer kleinsten von 110 Kl. gegen 23,000 Personen aufnehmen, den Platz zu 16 Zoll gerechnet. Daraus schließt man, daß die Nemausensische Kolonie gegen 100,000 Einwohner haben mochte, da gewöhnlich nur der vierte Theil der Bevölkerung einer Stadt dem Schauspiel beywohnen durfte. Die obersten Size waren ausschließlich für Frauen bestimmt; der unterste, das Podium, war der Ehrensiz. Dieser ist nur wenig über dem Boden erhaben, ein Umstand, der nebst dem Abgang von Behältnissen, wie man deren eine Menge im Amphitheater zu Arles bemerkt, zweifeln läßt, ob das hiesige zu Thierkämpfen diente. Von den vier Thoren, welche das Gebäude ungefähr gegen die vier Weltgegenden gehabt haben soll, ist nur das gegen Norden leicht erkenntlich an einem dreyeckigten Giebel, und zwey darunter, in Relief ausgehauenen Ochsenköpfen sammt Vorderfüßen. Wer das Monument erbauen ließ, weiß man nicht mit Gewißheit; man glaubte lange, es sey Antoninus der Fromme gewesen, weil er von Nismes war; jezt schließt man aus einem, 1809 entdeckten Bruchstück einer Inschrift: VIII. Trib. Po. .., es müsse Vespasian, Titus oder Domitian seyn, als die einzigen, welche seit Tiber acht Mal Konsul waren. Unter dieses leztern Regierung stürzte bekanntlich das Amphitheater zu Fidenä zusammen, und kostete 20,000 Personen das Leben, was denn zur Folge hatte, daß diese Gebäude, welche bis dahin nur von Holz waren, von dort an aus Stein aufgeführt wurden.

*) Carolus ..... Nemausenses exuri jussit arenas,
Aptas præsidio perfidiæ populo.

Beylagen: Literaturblatt Nr. 62. u. Monatsreg. August.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den

neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Ode, von Platen. 210.
Ruſſiſche Volkslieder. 211. 232.
De obitu Canningii, von Roth. 213.
Die Hochzeit des Duſchan, von Gerhard. 215. 218. 220. 221. 225. 227. 228. 229.
Royaliſtiſch, von Robert. 216.
Die Zeit, von Robert. 217.
Herzog Ulrichs erſte Liebe, drei Romanzen von C. Grüneiſen. 222. 223. 224.
Vaterland und König, von Robert. 226.
Der Thurm des Nero, von Platen. 231.
Räthſel: Nachdruck. 210. Conſtitution. 216. Anſtand. 222. Der Hunger. 234 — Logogryph: Treue. Reue. 228.

Erzählungen und Romane.

Die Vorurtheile, von E. Döring. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222.

Länder- und Völkerkunde.

Ein Abend unter Arabern. 216.
Die Araber in Meſopotamien. 232. 233. 234.

Reiſen.

Die Savoyiſchen Ufer des Genferſees. 212. 213. 214. 215. 217. 219. 220. 221.

Naturgeſchichte.

Bevorſtehender gemeinſchaftlicher Frühling der Planeten, von Pfaff. 223.
Anwendung des Galvanismus im Großen, von Pfaff. 224. 225. 226. 227.
Ueber das Centralfeuer der Erde. 230.
Die Vulkane von Auvergne. 231.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Univerſität in Corfu. 210. 211.
Fremdes und Eigenes, von Matthiſſon. 218. 222. 223. 226. 229.
Ueber den Geſchmack in der Muſik. 224. 225. 227.
Die römiſchen Bettler. 228. 229. 230. 231. 232. 234.
Ueber Malerei und Muſik in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe. 233.

Korreſpondenz.

Baden. 216. 217. — Berlin. 215. 218. 219. 222. 230. 234. — Chamouni. 229. 230. 231. — St. Gallen. 214. Hamburg 211. 212. — Leipzig. 213. 214. 215. 217. 218. — London. 211. 212. — München. 231. 232. 233. 234. — Paris. 219. 220. 221. 226. 227. 228. 233. — Petersburg. 210. — Rom. 222. 223. 224. 225. — Solothurn. 220. 221. — Weimar. 225. — Wien. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229.

Kunſt-Blatt.

Nro. 71.

An den Geh. Hofrath Kreuzer in Heidelberg, v. Dorow. — Italieniſche Reſtauration betreffend. v. Köſter. — Kunſtgeſchichte. Notices sur la littérature et les beaux arts en Suède, par M. d'Ehrenſtröm. — Verzeichniß der zu Stein am Auger ausgegrabenen römiſchen Inſchrift. (Fortſ.)

Nro. 72.

Lithographie. Zehn Blätter Katzengruppen von Gottfried Mind. — Neue Entdeckung in Perſepolis.

Nro. 73.

Zur Gemmenkunde. — Reineke Fuchs, 30 Blätter von Rambergs. Tyll Eulenſpiegel, 55 radirte Blätter von Ramberg. Lithographie. Zehn Blätter Katzengruppen. (Schluß.)

Nro. 74.

Lithographie in München. — Zur Gemmenkunde. (Fortſ.)

Nro. 75.

Zur Gemmenkunde. (Schluß.) — Kopien alter Münzen, vom Hofrath Becker. — Bayern. — Die Kritiken des Bamberger Kunſtvereins.

Nro. 76.

Ohmachts Werkſtätte, im Auguſt 1827. — Aus Letronne's Briefen über die von Paſſalacqua aus Egypten gebrachten Handſchriften. — Kopien alter Münzen, von Hofr. Becker. (Beſchluß.) — Paris. — St. Petersburg. — Beförderungen.

Nro. 77.

Muſeographie. Kunſt und Alterthum in St. Petersburg. Von Ferd. Hand. I. — Zodiakalzeichen am Dom zu Cremona. — Die Säule von Schamkor.

Nro. 78.

Zur Geſchichte der Zerſtörung, hauptſächlich deutſcher Denkmale der Baukunſt, Plaſtik, Malerey u. ſ. w., von Oldenborp. — Kunſtgeſchichte und Muſeographie. Kunſt und Alterthum in St. Petersburg, von F. Hand. (Fortſ.)

Literatur-Blatt.

Nro. 71.

1. Religionsſchriften. Quelques mots sur la profession de foi de M. Chenevière, pasteur à Genève etc. 2. Christianisme et théologie,] ou pensées d'un solitaire sur quelques unes des formes que peut revétir le christianisme, par A. Bost. — Geſchichte. Heinrichs IV. Jugendjahre. Aus dem Engl. von A. T. Thomſen. — Roman. Der verwünſchte Prinz, von Voß.

Nro. 72.

Ueberſicht der ruſſ. Bibliographie für 1827. 1ſte Hälfte.

Nro. 73.

Ueberſicht der ruſſ. Bibliographie. (Beſchluß.) — Taſchenbuch. Urania, für 1828.

Nro. 74.

Philoſophiſche Literatur. Die drey erſten Vorleſungen über Philoſophie des Lebens, von Fr. v. Schlegel. — Das Nibelungen-Lied, überſetzt von C. Simrock. 2 Thle. — Die Dogen, Tragödie in 5 Akten, von F. Jömar.

Nro. 75.

Geſchichte. Histoire de la Fronde. Par M. le Comte de St. Aulaire. T. I. — Dichtkunſt. Tauſend und eine Nacht, von Hagen, Hatlicht und Schall. 15tes Bdchn. — Rechtswiſſenſchaft. Das Recht der Schriftſteller und Verleger, von W. A. Kramer.

Nro. 76.

Romane. — Don Eſteban, oder Memoiren eines Spaniers, von Sellen.

Nro. 77.

Romane. — Topographie. 1. Der Bodenſee, nebſt dem Rheinthale, Handbuch für Reiſende ꝛc. von G. Schwab. — 2. Taſchenbuch auf Reiſen durch Würtemberg.

Nro. 78.

Romane. — Chineſiſche Literatur. Morriſons Nachricht über die chineſ. Literatur aus dem Asiatic Journal. — Geſchichte. Franz v. Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang, durch Ernſt Münch.

Anzeige.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde folgendes ſo eben erſchienene empfehlungswürdige Werk verſandt:

Euſebia. Andachtsübungen in Geſängen, Gebeten und Betrachtungen für weibliche Erziehungsanſtalten und für die Familienandacht von F. P. Wilmſen. 382 Seiten in 8. Mit einem allegoriſchen Titelkupfer und Vignetten. Engl. Velin-Druckpr. Elegant geheftet 1 Thlr. Berlin 1827. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.

Es fehlt unſerer überreichen aſcetiſchen Literatur an einem Andachtsbuche für weibliche Erziehungsanſtalten, worin Geſang, Gebet und Betrachtung vereinigt, reichen und angemeſſenen Stoff für Andachtsübungen gewähren, und in welchem die heilſame Mitte zwiſchen ſchwärmeriſcher, empfindelnder Myſtik und trocknem Lehrton gehalten iſt. Ein ſolches Buch wird hier den weiblichen Bildungsanſtalten und religiöſen Familien von einem Verfaſſer dargeboten, der ſich Vertrauen erworben hat. Die erſte Abtheilung, welche 156 Geſänge und poetiſche Darſtellungen enthält, giebt aus dem noch ungedruckten kirchlichen Geſangbuche, welches für Berlin ausgearbeitet worden iſt, und vielleicht noch in dieſem Jahre in den Druck kommt, alles, was für dieſen Zweck brauchbar iſt, und darunter noch ganz neue und unbekannte, aber trefflich bearbeitete Lieder von vorzüglichem Werthe. Die Gebete und 24 Betrachtungen beziehen ſich auf alle kirchliche Feſte, und auf ſolche Gegenſtände, welche beſonders von weiblichen Seelen im Lichte und mit der Kraft des Glaubens und mit religiöſer Geſinnung aufgefaßt werden müſſen, ſo wie auf alle Verhältniſſe des Lebens, in welchen ſich das Herz nach dem Licht und Troſt des göttlichen Wortes ſehnt, in einer Sprache, die dem kindlichen Herzen zuſagt, und das Gefühl aufregt, ohne den Verſtand unthätig zu laſſen. Die äußere Ausſtattung dieſes Buches wird ihm eben ſo ſehr, wie ſein reicher Inhalt, zur Empfehlung gereichen, und überall wird es ſich im Gebrauch als das zweckmäßigſte Andachtsbuch für weibliche Bildungsanſtalten und für die häusliche Andacht bewähren.

Nro. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. September 1827.

— Wenn des Lebens Riesenplagen
Der Freude lezten Keim zernagen,
Erliegt dem heil'gen menschlichen Gefühl
Die schwankende Vernunft, und flüchtet,
Wenn sie umsonst nach Lindrung suchet,
Frech Dir und sich in dem Gewühl.

Seume.

Ode.

„Wem dein wachsender Schmerz Busen und Geist beklemmt,
Als Vorbote des Tods, bitterer Menschenhaß,
Dem blüh'n der Gesang, die Tänze,
Die Gelage der Jugend nicht.

Sein Zeitalter und er scheiden sich feindlich ab,
Ihm mißfällt, was erfreut Tausende, während er
Scharfsichtige, finstre Blicke
In die Seele der Thoren wirft.

Weh' ihm, wenn die Natur zarteren Bau vielleicht,
Bildungsreicheren lieh seinem Gehör, um durch
Kunstvolle Musik der Worte
Zu verewigen jede Pein!

Wenn unreifes Geschwätz oder Verläumdung ihn
Kleinlichst foltert, und er, welchen der Pöbel höhnt,
Nicht ohne geheimes Knirschen
Unerträgliche Qual erträgt;

Wenn Wahrheiten er denkt, die er verschweigen muß,
Wenn Wahnsinn dem Verstand schmieder ein ehrnes Joch,
Wenn Schwäche des Starken Geißel
Wie ein heiliges Zepter küßt:

Ja dann wird er gemach müde des bunten Spiels,
Freyheitathmender wehn Lüfte des Heils um ihn,
Weg legt er der Täuschung Mantel,
Und der Sinne gestricktes Kleid."

Ob zwey Seelen es gibt, welche sich ganz verstehn?
Wer antwortet? Der Mensch forsche dem Räthsel nach,
Gleichstimmige Menschen suchend,
Bis er stirbt, bis er sucht und stirbt.

Graf v. Platen.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Nach einigem Nachdenken gelang es dem jungen Manne, der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen. Er selbst hatte durch sein leidenschaftliches Benehmen bey dem Zusammentreffen mit Baptista der Mutter seine Liebe verrathen. Mit der Andersgläubigen in einem Hause zu leben, schien ihr unerträglich; als sie aber des Sohnes Neigung erkannte, und nun in ihrem Wahne sein Seelenheil bedroht sah, da verschwand jede andere Rücksicht, und nur die Nothwendigkeit, gegen ein Bündniß, das den Zorn Gottes auf sich herabrufe, zu kämpfen und zu wirken nach Vermögen, stand fest in ihrer Seele. Wie konnte sie das besser thun, als wenn sie Baptista's Schritte an die ihrigen fesselte, wenn sie das Mädchen in eine Lage brachte, in der sie immer ihrer Beobachtung ausgesezt blieb, wenn sie sich selbst immer bereit hielt, den weitern Fortschritten von Leo's Liebe Hindernisse in den Weg zu legen? So erklärte sich der junge Mann die Handlungsweise der Frau Anna und irrte nicht in seinen Vermuthungen. Freylich konnte er bey der innigen Ueberzeugung von Baptista's

land versäumte selten eine Gelegenheit, sie gegen jedes Vorhaben, das nicht von ihm herrührte, oder nicht seinen Beyfall hatte, aufzuhetzen. Zum Besten eines Instituts, dessen Zweck es war, Aufklärung auf den Inseln zu verbreiten, war von ihm nichts zu erlangen, als daß er fest an den Instruktionen des englischen Kabinets klebte. Unter diesen niederschlagenden Aussichten machte sich das Parlament von Corfu anheischig, die Universität zu unterstützen, sobald die Materialien dazu vorbereitet seyn würden. — Man fing also an, sich nach Professoren umzusehen, und dieselben für ihre verschiedenen Verrichtungen vorzubereiten. Darüber zogen mehrere Jahre hin; denn die Griechen vermochten aus ihrer Mitte keine Lehrer zu liefern, und die Fremden verstanden nur selten den romanischen Dialekt in dem Grade, daß sie in demselben Unterricht ertheilen konnten. Man mußte also damit beginnen, die Lehrer zu unterweisen; war dieser Unterricht vollendet, so vereitelte häufig die Lockung einer einträglicheren Stelle anderswo, eine Heirath, ein Todesfall, ein Anfall von kriegerischer Begeisterung, Lord Guilfords Anstrengungen. Nach jahrelanger Arbeit, nachdem man mit großen Kosten eine Menge junger Leute auf alle Universitäten Europas gesandt, war es gelungen so viele Professoren zusammen zu bringen, daß man wirklich an das Geschäft gehen konnte. Lord Guilfords Plane wurden dem jonischen Parlamente vorgelegt und von demselben angenommen; man verfaßte die Statuten, bestimmte die Gehalte, und im November 1823 wurde Se. Herrlichkeit zum Kanzler der Universität ernannt.

Der alte Pallast, den Maitland nach Vollendung des neuen räumte, paßt ganz zu einem Ding, das wir ein Kollegium oder vielmehr eine Schule nennen, denn alle Studenten wohnen in der Stadt. Lord Guilford also ist αρχων oder Kanzler, und sein Name bürgt hinlänglich dafür, daß nichts versäumt ist, um das ganze Feld der Wissenschaft den Studierenden zugänglich zu machen; auch ließe sich wirklich nicht leicht ein Zweig des menschlichen Wissens nennen, in welchem in Corfu nicht Unterricht ertheilt würde, oder wofür nicht wenigstens ein Lehrstuhl bestimmt wäre. Die übrigen Beamten der Universität sind: der εφορος, Rektor, der κοσμοφυλαξ, Prokurator, der ρητωρ, Redner, und vierzehn Professoren (προφεσσορυς). Auch an Dienern fehlt es nicht, wie der γλαυκοφορος, Zepterträger, der αρχιραβδουχος, erste Aufwärter, und fünf andere Aufwärter. Auch die Beamten der Bibliothek haben sämmtlich griechische Namen, αρχιγραμματευς, γραμματευς, erster Sekretär und Sekretär, καρτοφυλαξ, Aufseher der Handschriften ꝛc. Der auf der Universität (πανεπιστημιον) Studirende heißt φιλολογος, Philolog, wenn er noch keinen Grad erlangt hat; επιστημων, wenn er Baccalaureus, τελειος, wenn er Magister ist. Alle sind gleich gekleidet, daher gibt es nicht wie bey uns (in England) demüthigende Abzeichen; der Adliche wird wie der Bürgerliche, der Arme wie der Reiche behandelt. — Außer der Universität besteht eine Art von Vorbereitungsschule εφοιβειον genannt; die fünf ausgezeichnetsten Ephöben heißen ενελπιστοι, die Hoffnungsvollen.

Jeder der Professoren gibt täglich einmal Unterricht, und erhält von der jonischen Regierung monatlich sechzig Dollars, oder dreyzehn Pfund Sterling. Die Lehrstunden und der Unterricht in der englischen Sprache sind völlig unentgeldlich; der Aufwand eines Philologen beschränkt sich also auf die Lebensbedürfnisse, und die Universität wacht auch darüber, daß in dieser Beziehung keine Ausschweifungen begangen werden. Das Frühstück der Studenten besteht aus Kaffee, und ihr Mittagessen darf an gewöhnlichen Tagen nicht über zwanzig Obolen (acht-und-zwanzig Kreuzer), an den Feyertagen der griechischen Kirche nicht über fünf-und-zwanzig, an Weihnachten, Ostern und dem Feste ihres Kirchenpatrons nicht über dreyßig Obolen kosten. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß die Kosten des Studierens in Corfu, Essen und Wohnung mit begriffen, nicht über fünfzehn Dollars monatlich, oder vierzig Pfund Sterling jährlich betragen. Mit Ausnahme der wenigen Tage in der heiligen Woche und der Feyertage der griechischen Kirche, wird das übrige Jahr, vom ersten November, wo das Schuljahr beginnt, bis zum fünfzehnten Juni, wo es zu Ende geht, sehr fleißig zugebracht; blos Krankheit spricht den Studirenden vom Besuche seiner Unterrichtsstunden frey.

Die Zahl der Philologen hat seit Eröffnung der Universität fortwährend zugenommen; im ersten Jahr waren es 47, im zweyten 97, und im Juni 1826 211. Dazu lieferte Corfu 80, das Festland von Griechenland 63, England 1, und die übrigen die kleinern jonischen Inseln. Bedenkt man das Unglück Griechenlands, und die fünf-und-zwanzigtägige Quarantaine, durch welche die Verbindung mit den jonischen Inseln erschwert wird, so ist jene Anzahl von jungen Griechen gewiß ein Beweis, in welchem Ansehen die junge Hochschule bereits steht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Anfangs August.

(Beschluß.)

Das schöne Kamenoy-Ostrow mit seinem herrlichen Gärtchen, in dem der verewigte Kaiser Alexander, dieser huldvolle Freund der Menschheit, während seiner ganzen fünf-

und-zwanzigjährigen Regierung im Sommer am liebsten zu residiren pflegte, und sich am gemüthlichsten fand, wenn das Publikum aller Stände es zahlreich besuchte, ist jezt den Promenaden des leztern völlig entzogen worden, seitdem es als Geschenk der verewigten Kaiserin Elisabeth auf die Großfürstin Helena überging, und nun eine Domäne des Großfürsten Michael ist. Hier sahen wir den erhabenen Verblichenen oft höchst schlicht und einfach, ohne alle lästige Etikette, von seinen geliebten Unterthanen umgeben, in den schattenreichen Boskets lustwandeln. Das vor zwey Jahren hier in der Residenz beendete neue Michaelowsche Palais für den Großfürsten zog unserm Publikum einen gleichen Verlust an dem kleinen Sommergarten zu, der bisher öffentlicher Stadtgarten gewesen war, bey Aufführung dieses Palais aber zum Schloßgarten umgewandelt und dem Publikum auf immer entzogen wurde. Von allen Landpartieen unserer Residenz hat jezt die Jelaginsinsel, deren prachtvolles, ganz neu aufgeführtes Lustschloß der jezt regierende Kaiser mit seiner Familie zu seiner Frühlings- und Herbst-, Zarskoje-Selo aber zu seiner Sommerresidenz erwählt hat, den meisten Zuspruch des Publikums. Vor wenigen Jahren eine völlige Einöde, gewinnt diese Insel seit ihrer gegenwärtigen Bestimmung jede Woche an neuem Zauberreiz. Wie herrlich ist der neugeschaffene kaiserliche Schloßgarten, den eine bronzene Umzäunung, stark vergoldet, von dem großen Park der Insel trennt. Außer diesem Garten hat das Publikum in allen Theilen der Insel und zu allen Tageszeiten freyen Zutritt. Unser Kaiserhof residirte im lezten Frühling auf diesem Lustschloß bis zur Mitte des Juni, bisher richtete daher unser Publikum während dieser ganzen Frist an jedem milden Abende seine liebsten Spaziergänge, in zahlreichen Gruppen bedeckte es den Platz vor der Barrière des Schloßgartens und Palais, und ergötzte sich am Genuß der schönen Musik, die hier jeden Abend von dem Orchester des Chevaliers-Garderegiments, welches auserlesen schöne Regiment die Kaiserin Alexandra jezt selbst beseligt, aufgeführt ward. Ein so gewühlvolles Leben alle hier skizzirten Landsitze im Sommer darbieten, und, überfüllt von Bewohnern, in der Miethe zu enormen Preisen steigen, so sehr veröden andere, die vor einigen Jahren zu den Lieblingssommersitzen der Petersburger gehörten; dieß gilt von der ganzen Reihe der auf der Peterhoffschen Landstraße überaus pittoresk gelegenen, massiv und schön erbauten Landhäuser; für größtentheils spottwohlfeile Preise werden sie jezt ausgeboten, und finden nur mit Mühe hie und da einen Liebhaber. So ist alles hier, wie überall, der tyrannischen Mode unterworfen.

Vor einigen Wochen, am 13ten Juli, dem Geburtsfeste der jungen Kaiserin, fand auf der Jelaginsinsel die im vorigen Jahre daselbst zuerst gegründete, festliche Jahrspromenade statt, wobey, wie früher, zur Unterhaltung des Publikums überall auf dem Wege und in den Gehölzen zwischen den beyden Nachbarschlössern Kamenoy-Ostrow und Jelagin eine Menge Militärorchester und Sängerkorps aufgestellt waren. Diesmal aber ward dieses Vergnügen durch einen, den ganzen Tag anhaltenden Regen sehr verleidet, und fand wenigen Zuspruch. — Die Theaterdirektion überraschte an diesem Festtage das Publikum durch eine ganz unerwartete Erscheinung, durch die Einweihung eines neuen öffentlichen Theaters auf dieser Insel, dessen Bau, am 22sten Mai angefangen, in der unglaublich kurzen Frist von sechs Wochen schon vollendet war. Eine fürwahr sehr glückliche und gewinnvolle Spekulation, mitten in dem gewühlvollsten und brillantesten Cirkel unserer Landpartieen, in so kurzer Zeit ein sehr niedliches und geräumiges Theater aufzuführen, wo sich während der schönsten Jahrszeit bey erhöhten Preisen ein stets volles Haus findet, während die Stadttheater bey niedrigen Preisen ganz unbesucht bleiben. Eine andere Idee der Direktion — und man glaubt allgemein, daß sie ausgeführt worden ist — spräche nicht sehr für ihre Humanität, sie soll wenige Tage vor der Eröffnung des Theaters, um sich von dessen festem Bau zu überzeugen, tausend Mann Soldaten hinein kommandirt, und überall im Lokal vertheilt haben. Immer wird dieses neue Theater, das den vielen Schönheiten der Jelaginsinsel noch eine neue Zierde verleiht, die Theaterkasse reichlich für die Verluste bey den städtischen Theatern entschädigen, denn an den vielen unfreundlichen Regentagen, mit denen die meisten unserer Sommer (vorzüglich der gegenwärtige), geplagt sind, wird es dem Publikum der zahlreichen ihm nahen Landsitze sehr willkommen seyn und sich hinlänglich füllen. Unter der Leitung des russischen Architekten Schustow, eines Zöglings der Akademie der Künste, erbaut, kostet der Bau mit der ganzen ersten vorläufigen Einrichtung nicht ganz 50,000 Rubel. Das Innere zeichnet sich gleich vortheilhaft durch geschmackvolle Einfachheit und Bequemlichkeit aus. Es sind zwey Logenreihen angebracht, die erste zählt achtzehn, die zweyte sechs-und-zwanzig Logen, über diese geht eine dreyfache Gallerie. Im Parterre zählt man 250 Sitze. Die Scene ist ziemlich geräumig, und um nichts kleiner als die der hiesigen deutschen Stadtbühne. Von jedem Orte aus übersieht man die Bühne, man hört und sieht überall sehr gut. Eine zierlich gearbeitete gläserne Halbkugel verbreitet nach allen Seiten ein hinlängliches Lampenlicht. Die Zuschauer haben hier weder herabfallende Glasscherben noch Oelflecken zu fürchten. Am Einweihungstage wurden russische Stücke Vormittags und Abends gegeben, darauf fand ein Abendkonzert statt, in dem der italienische Sänger Tosi, nächst den hiesigen Virtuosen Behm und Susman, vielen Beyfall fand; ersterer ist aus Moskau von der dort aufgelösten italienischen Truppe hieher gekommen, und wird wahrscheinlich bey der nun hier errichteten italienischen Bühne angestellt werden. Um eilf Uhr begann in demselben Lokal der Maskenball, der bis gegen drey Uhr des Morgens währte, und überaus unterhaltend war. Seitdem werden dort abwechselnd, wahrscheinlich bis tief in den Herbst, und so lange unsere Städter in den Landumgebungen hausen, deutsche, französische und russische Stücke gegeben.

B***g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 204.

Censor.

Räthsel.

Kennst du die Katze, die zum Schaden
Der Herren, die des Geistes Kost
Bald lang, bald kurz, auf Einem Rost,
Bald abgeschmackt, bald schmackhaft braten,
Manch' fetten Bissen weggemaust,
Und gar zu gern im Reiche haust?
Da hilft kein Gift, kein Prügel, wird von Oben,
So sprach ein Koch, kein Riegel vorgeschoben;
Ihr wißt, man schob ihn vor, bald hier, bald dort.
Was half's? die schlimme Katze blieb nicht fort.
Wenn nicht zum ew'gen Schutz der Küchenmauern
Ein hoher Herr, der Koch' und Küche liebt,
Den Riegel mit der Katze Namen schiebt,
Wird sie noch lang um unsre Töpfe lauern.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. September 1827.

Wiegt ihr die Pflicht so schwer? so drückt die Liebe
Nicht sehr gewichtig auf die andre Schaale. —
Schwer wiegt die Liebe, schwerer noch die Tugend.

Otway.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Trotz den anscheinend ungünstigen Verhältnissen belebte sich Leo's Hoffnung aufs Neue. Baptista war nun immer um seine Mutter, und es konnte nicht fehlen, daß diese den Werth des Mädchens erkannte und einsah, wie nur in Aeußerlichkeiten eine Verschiedenheit zwischen ihnen statt finde, denen bey Beyden ein gleiches Gefühl für das Himmlische, für die Tugend und die Pflicht zum Grunde liege. Aber die Kaltsinnigkeit, welche die Geliebte ihm zeigte, berührte ihn allzu unangenehm, um ihn nicht wenigstens zu dem Versuche zu bewegen, eine Erklärung von Baptista zu erhalten. Auf diese glaubte er ein Recht zu haben, da er bereits mit Zustimmung des Vaters und mit ihrer eigenen Bewilligung sich als ihren Verlobten hatte ansehen können, und er beschloß eine Gelegenheit zu suchen, die es ihm möglich machte, sie allein und ungestört zu sprechen. Nach einigem Nachsinnen war diese gefunden. Baptista unterließ, um Frau Annen kein Aergerniß zu geben, so viel ihr Gewissen es erlaubte, die öffentliche Ausübung ihrer Religionspflichten; aber jeden Morgen besuchte sie, während Leo's Mutter noch im Schlafe lag, die Frühmette und suchte dier in der innigen Andacht eines wahrhaft gottergebenen Gemüths Trost für den unermeßlichen Verlust, den sie mit dem Tode ihres Vaters erlitten, und Kraft, sich unter dem Drucke der auf sie eindrängenden Umstände vorwurfsfrey zu erhalten.

Auf dem Wege nach der Kirche trat eines Morgens Leo Tanni der Erzitternden entgegen und hielt sie vom Weitergehen zurück:

„Baptista," sagte er mit einem Tone des Schmerzes und der Wehmuth, der in ihrer Seele wiederklang, „was habe ich dir gethan? du meidest mich wie einen Verworfenen; die wenigen Worte, die du mir gönnst, sind bedeutungsloser und kälter, als wir sie selbst an Jemanden, der uns gleichgültig ist, zu richten pflegen; kein freundlicher Blick aus deinen lieben Augen entschädigt mich für dieses Fremdethun und gibt mir die Versicherung, daß dir selbst der Zwang, den du dir etwa in diesem Benehmen auferlegen möchtest, schwer fiele. Habe denn nur ich ein Gedächtniß für jene schönen Tage, die wir in deines Vaters Hause verlebten, oder ist Alles ein flüchtiger Traum gewesen, eine grausame Täuschung, die das Glück meines Lebens machte und meine Zukunft mit den seligsten Hoffnungen ausschmückte? Sprich, Baptista! wandelten wir nicht eines Abends traulich in deines Vaters Garten an dem Ufer der Plessur, tauschten dort unsere Gefühle aus und gelobten uns ewige Treue bey der Erkenntniß der wechselseitigen Liebe? War es nicht dein Vater, der uns belauscht hatte und mit Thränen im Auge hervortrat, uns schweigend in seine Arme schloß und mit dieser Aeußerung des väterlichen Wohlwollens unsern Bund heiligte? Haben wir nicht tausend schöne Plane für ein häusliches Leben, das uns einst beglücken sollte, entworfen? Haben wir nicht auch der Stürme des Unglücks gedacht, die uns einst tref-

sen könnten, und daß wir ihnen im innigen Verein muthig entgegenstehen wollten? Oder, sprich Baptista! ist das Alles jezt nicht gewesen? Sind jene Geständnisse mit den Wellen dahingerauscht, die damals zu unsern Füßen flossen? Ist deines Vaters Wille mit ihm zu Grabe gegangen? Waren jene Plane, jene Versätze etwa nur ersonnen, um eine Stunde leicht zu vertändeln, um meinem thörichten Wahne zu schmeicheln?"

„Leo, du bist grausam und ungerecht!" erwiederte Baptista, indem sie dem jungen Mann die Rechte, welche er ergriffen hatte, entzog. „Hätte ich damals deiner Mutter Gesinnungen gekannt, wie ich sie jezt kenne, ich hätte meine Liebe verborgen vor dir in der Tiefe meiner Brust, ich wäre, so viel ich auch darunter gelitten, deiner Nähe ausgewichen, und vielleicht hättest du dann das unbedeutende Mädchen vergessen. Alles wäre gut und ich allein hätte nur zu kämpfen und zu leiden, wozu mich ja schon ohnehin das Schicksal ausersehen zu haben scheint. Aber du hast mir den Widerwillen deiner Mutter verschwiegen und nun hast du dir selbst alles Uebel zuzuschreiben, was deine Heimlichkeit zur Folge hat. Ich will deine Mutter nicht betrügen, Leo. Ich will ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, weder durch Worte, noch durch Zeichen, oder auch nur durch Blicke. Sie gewährt der Verlassenen Schutz, sie gibt der Heimathlosen eine Heimath, sie ist eine wohlmeynende, wenn auch strenge Mutter der Verwaisten geworden — und dafür sollte ich ihr damit lohnen, daß ich hinter ihrem Rücken eine Verbindung unterhielte, die nicht allein ihren Wünschen nicht entspräche, in der sie selbst das zeitliche und ewige Verderben ihres einzigen Sohnes sehen würde? Nimmermehr, Leo! Wir müssen uns fremd seyn, wir müssen unter diesen Umständen selbst jene verwandtschaftliche Innigkeit vermeiden, die — hätten wir keine mächtigere Empfindung zu bekämpfen — uns vergönnt wäre. Laß mich, Leo! Das sey die lezte Unterredung dieser Art zwischen uns. Von nun an sieh mich als eine Fremde an, als ein gleichgültiges Wesen, dessen Gefühle zufällig in dein Leben verflochten wurden, das dich nicht mehr kümmert als eben eine Blume, die du in deinem Wege fandest, deren du dich erfreuetest, so lange sie blühte, die du von dir warfst, als sie verwelkte. So lange die Gesinnungen deiner Mutter sich nicht verändern, müssen unsere Herzen geschieden bleiben. Lebe wohl, Leo!"

Sie reichte ihm noch einmal ihre Hand, auf die während der lezten Worte ihre Thränen gefallen waren; dann entfernte sie sich mit dem festen Vorsatze, fernerhin jedes vertraute Gespräch mit Leo zu vermeiden und ihre Liebe zu ihm, wenn sie diese auch nicht ganz zu bezwingen vermochte, im Innersten ihrer Seele zu verschließen.

Der junge Mann sah lange der leicht dahinschwebenden Gestalt nach. Endlich sprach er mit einem Seufzer bey sich:

„Edles, herrliches Geschöpf! Als eine Fremde sollte ich dich ansehen, gleichgültig und ohne Liebe? das ist unmöglich. Tragen und dulden will ich, aber aufgeben kann ich dich nicht. Das wird auch der Himmel nicht von mir verlangen. Die Mutter muß deinen Werth einsehen, die Ueberzeugung, wie sehr dein Besitz mich beglücken wird, muß sich ihr aufdrängen, und vor der Erkenntniß deiner reinen Tugend muß jedes Vorurtheil weichen."

Er schlug nachdenklich den Rückweg nach seiner Wohnung ein. Schöne Hoffnungen waren neu in ihm aufgegangen; der reizende Blick in die Zukunft, an dem er in frühern Tagen sich so oft ergözt hatte, stand wiederum vor ihm offen. Bald aber drängte sich der Gedanke an die trübe Wirklichkeit in seine Träume. Wie wird meine Mutter je dem Wahne entsagen, den sie für ein Religionsgesetz hält? fragte er sich selbst und betrat mit wieder erschüttertem Muthe und von einer düstern Stimmung ergriffen, die Schwelle seines Hauses.

5.

In einem Orte von so wenigem Umfange wie Plurs konnte, was in dem Hause eines Einzelnen vorging, nicht lange den meisten Einwohnern unbekannt bleiben. Bald wußte Jedermann, daß Frau Anna, die streng evangelische Frau Anna, eine Katholikin bey sich beherberge, die Tochter eines Verbannten aus Chur, der auf der Flucht gestorben sey und das Kind jener gleichsam vermacht habe. Der größte Theil der Einwohner bestand aus Katholiken, und wenn diese auch bisher in einem erträglichen Einverständnisse mit ihren protestantischen Nachbarn gelebt hatten, so wurden doch die Gemüther beyder Partheyen durch die Nachrichten der blutigen Religionszerwürfnisse, welche in einigen Gegenden und in der Hauptstadt des grauen Bundes stattgefunden hatten, in eine seltsame Gährung versezt, die sich bald hier bald dort an öffentlichen Orten und in geschlossenen Kreisen äußerte. Die Protestanten bemühten sich ihre Glaubensgenossen gegen die Beschuldigungen, zu welchen sie allerdings durch ein gewaltsames und grausames Verfahren den Katholiken Grund gegeben hatten, zu vertheidigen, und die Katholiken glaubten in diesem Eifer eine Billigung jener blutigen Handlungsweise zu erkennen. An der Spize der Katholiken, unter denen sich die angesehensten und reichsten Bürger befanden, stand der Podesta, der oberste Beamte des Orts. Die evangelische Parthey bestand größtentheils aus armen Fabrikarbeitern, Handwerkern und unbedeutenden Krämern. Der einzige, der als ihr Oberhaupt und zugleich, vermöge seines Reichthums, als kräftiger Anwalt hätte auftreten können, war Leo Tanni. Er hielt sich aber gerade jezt ganz zurückgezogen von allen öffentlichen Versammlungen, verließ nur selten sein Haus und schien jede Einmischung in den obwaltenden Streit der Partheyen vermeiden zu wollen.

Dieſes ruhige Verhalten konnte ihn jedoch weder vor dem Verdachte ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen, noch vor dem ihrer Gegner bewahren. Jene beſchuldigten ihn der Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die heiligſten Religionspflichten und wollten ſogar eine Neigung zum Katholicismus wittern, wozu ſie beſonders in der Aufnahme Baptiſta's und in deren Verweilen im Tanniſchen Hauſe einen ſcheinbaren Grund fanden. Dieſe glaubten, Leo wirke in ſeiner geheimnißvollen Stille weit gefährlicher als die lauten Schreyer, und ſchoben ihm die verderblichſten Plane gegen die katholiſche Kirche überhaupt unter. Einige ſprachen ſogar von einer Verſchwörung, die er vorbereite; am Meiſten aber gewann die Meynung Eingang, er richte ſeine ganze Thätigkeit und ſein ganzes Bemühen darauf, die junge Katholikin in ſeinem Hauſe vom rechten Glauben abwendig zu machen und zu ſeiner ketzeriſchen Lehre herüberzuführen. Kein Mittel, dieß es, werde verſchmäht, um zu dieſem Zwecke zu gelangen. Dringenden Bitten, Entbehrungen jeder Art, ja ſelbſt den härteſten Zwangsverſuchen habe das Mädchen bis jetzt mit Seelenſtärke widerſtanden; aber es ſey freylich ſehr zu fürchten, daß ſie endlich dem unerträglichen Drucke erliegen und in die Schlingen fallen werde, mit denen man ſie von allen Seiten umgeben habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Univerſität in Corfu.

(Beſchluß.)

Auch die Vorbereitungsſchule iſt ſtark beſucht. Die Zahl ihrer Schüler überſteigt beſtimmt die der Philologen, und man darf behaupten, daß ſich im Jahr 1826 fünfhundert Studirende in Corfu befanden. Um Philolog zu werden, muß der Ephöbe das vierzehnte Jahr zurückgelegt haben, und ein ſtrenges Examen im Griechiſchen, Lateiniſchen, der Arithmetik und der Theologie beſtehen, wenn er für den geiſtlichen Stand beſtimmt iſt. Nach drey Jahren wird der Philolog für den Grad eines Baccalaureus geprüft, und bieſey iſt der Archimandrit der griechiſchen Kirche anweſend und examinirt den Kandidaten des Prieſterthums. Nach einer gewiſſen Zeit muß ſich der Baccalaureus zum Magiſter aufnehmen laſſen. Natürlich ſind alle dieſe Grade nothwendige Erforderniſſe zu gewiſſen Aemtern, worunter die kirchlichen begriffen ſind. Es gibt eine juridiſche, eine mediciniſche, eine philoſophiſche und eine theologiſche Fakultät.

Die Trachten ſind, ſo weit es unſere heutigen Begriffe von Putzen und Reinlichkeit erlauben, nach den Muſtern antiker Koſtüme, wie ſie uns aus Werken der Sculptur und Malerey bekannt ſind, gewählt. Das Doktorskoſtüm unter andern iſt ganz klaſſiſch, und ſehr impoſant, wenn man ſich gut darin zu tragen weiß. Es beſteht in einem ιματιον oder Rock, der vom Hals bis auf die Mitte der Beine, wo die κνημιδες, eine Art rother Stiefeln, anfangen, den Körper ganz bedeckt, darüber wird das τριβωνιον oder der Mantel getragen; die Farbe des letzteren iſt nach der Fakultät verſchieden; das Imation iſt bey allen gleich, aber die Doktoren der Theologie tragen kein Tribonion, ſondern ein ganz ſchwarzes Prieſterkleid. Den Kopf des Doktors umgibt ein σεφανος oder Stirnband, vom ſelben Stoff und derſelben Farbe wie das Imation. Der Kanzler trägt das nämliche Koſtüm; ſeine einzige Auszeichnung beſteht in der Form des Stirnbands, das von ſchwarzem Sammt iſt, mit einer Stickerey, vorſtellend Minervens Vogel und einen Lorbeerzweig zu jeder Seite. Die Philologen tragen eine Imation von Nankin und ein dunkelblaues χλαμιδιον, Mäntelchen, das horizontal über die Bruſt läuft, und deſſen eines Ende anmuthig über die linke Schulter herunterfällt. Lange war man verlegen wegen der Wahl einer Kopfbedeckung, die zu den antiken Muſtern paßte. Endlich verſuchte man es mit einer Art von Hut, πετασος genannt, ähnlich denjenigen, wie ſie die Dominikaner in Italien tragen. Seine Breite war dem Klima ganz angemeſſen, und Caligula ſoll ſeiner Zeit ähnliche Hüte in den Theatern zum Schutz gegen die Sonne, zu tragen erlaubt haben. Doch die gütige Natur hat jedes Land mit einer gewiſſen Zahl von Petitsmaitres beſchenkt, als ſollten ſie den Verſtändigen zur Beluſtigung und zum Zeitvertreib dienen, und Corfu beſitzt deren verſchiedene unter ſeinen Philologen. Dieſe jungen Herrn wollten ihrem Petaſos eine elegantere und zugleich modiſchere Form geben und beſchnitten daher die Ränder ſo, daß er ziemlich der Mütze eines engliſchen Jokey glich. Sie ſind übrigens ſpäter wieder auf die urſprüngliche Form zurückgekommen, zu der antike griechiſche Vaſen das Vorbild geliefert haben ſollen.

Ruſſiſche Volkslieder.

6. Die Troſtloſe.

Laß dein Stöhnen, armes Kukuklein,
Ruf' dein kuku nicht ſo traurig her!
Iſt ja ohnehin mein armes Herz
Schon verwundet, ſchon ſo tief verletzt.

Es verhüllt die ſchöne Sonne ſich,
Blickt dann wieder aus den Wolken vor;
Gar bekümmert iſt die ſchöne Maid,
Aber ach! ihr Kummer endet nie.
Ihren trauten herzgeliebten Freund
Kann ſie ja vergeſſen nimmermehr,
Keine Stunde, keinen Augenblick,
Nicht bey Tage, nicht bey nächt'ger Weil',
Nicht beym Frühroth, nicht beym Abendroth.

Er verließ das ſchöne Mädelein
Nicht auf lang, auf eine Woche nur,
Und die Woche ward zum halben Jahr,
Und das halbe Jahr — zur Ewigkeit!

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 20. August.

Eine der glücklichsten Folgen des Friedens, welcher nun schon so lange in der christlichen Welt herrscht, ist die gegenseitige freundliche Annäherung derjenigen Völker, welche in der Bitterkeit langwieriger Kriege einander verkannt und mißverstanden haben. Zeitungsschreiber und Reisende thaten das mals das übrige, durch falsche, partheyische Darstellungen diese Verkennungen und Mißverständnisse zu nähren. Mit dem Frieden hat sich dieses in mannigfaltiger Hinsicht geändert. Washington Irving war einer von den ersten Nordamerikanern, welcher gegen seine Landsleute den wahren Werth des alten John Bull hervor hob, sein herzliches Wohlwollen, womit er im Namen seiner Landsleute der Mutternation entgegenkam, entwaffnete die Bitterkeit des Quarterly Review, und ließ den unbefangenen Engländer einsehen, daß die Anerkennung der Verdienste in seinen dem Gängelbande entwachsenen Söhnen seiner eigenen Nation zur Ehre gereichen müsse, ein Urtheil, das ihn bewog, mit weniger Befangenheit hinter die etwas grobe Hülle zu blicken, die den Bruder Jonathan bedeckt, und zu sehen, was wirklich an ihm sey. In diesem Sinne hat Kapitän de Roos sein Werk über Amerika geschrieben; und ob es ihm gleich gar nicht an Nationaleitelkeit und Eifersucht fehlt, so weiß er doch dem Charakter der Amerikaner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „In den amerikanischen Gesellschaften," sagt er irgendwo, „findet man weit weniger Umstände und Zwang als in Europa; aber ungeachtet der gestatteten Freyheit im Umgange, herrscht doch in der Unterredung sowohl als im Betragen der vollkommenste Anstand. Junge Frauenspersonen, verheirathet oder nicht, gehen des Morgens nicht nur ohne Diener, sondern oft auch in Begleitung eines Herrn aus. Doch ist es nicht allgemein gebräuchlich Arm in Arm zu gehen. Ich hatte Gelegenheit, ein Beyspiel von der herzlichen und offenen Umgangsweise zu sehen, welche in dieser anmuthigen Stadt (Boston) unter den Vornehmern herrscht. Auf einem Spaziergange mit einer jungen Dame drückte ich den Wunsch aus, eine berühmte Schönheit zu sehen, deren Reize ich oft hatte rühmen hören. Sogleich führte mich meine Begleiterin zu ihr, obgleich ich offenbar sah, daß ihre Bekanntschaft mit einander nur sehr oberflächlich war. — Von einem vornehmen Bürger zum Mittagessen eingeladen, begaben wir uns in seine Wohnung, und sezten uns mit einer zahlreichen Gesellschaft, worunter einige Frauenzimmer, zu Tische. Wir kannten Niemanden außer unserem Wirthe, und fingen an uns über die Zwanglosigkeit der Mitspeisenden zu wundern, als wir entdeckten, daß wir an einer Wirthstafel saßen. Wir wurden indessen von diesem zufälligen Vereine auf's höflichste behandelt, und man trank sogar, unserer Nation zu Ehren unseres Königs Gesundheit. Die Sitten der Männer mögen für einen vielerfahrenden Beobachter rauh und grob erscheinen, aber sie sind herzlich, frey und offen. Es ist bey Reisenden zur Mode geworden, die Amerikaner der beständigen Verletzung der Wahrheit in der Unterredung zu beschuldigen; so weit ich aber habe bemerken können, ist diese Beschuldigung ungegründet. Ihre Wißbegierde indessen dürfte von einem Tadelsüchtigen für an Unverschämtheit grenzende, Neugierde gehalten werden. Das Wesen der Frauenzimmer ist so natürlich und ungezwungen, daß sie bald den unangenehmen Eindruck vernichten, welchen Anfangs ihre gedehnte Aussprache und die Einheit in ihren Ausdrücken zu erregen pflegt. Es gibt nichts Ungegründeteres als die so allgemein verbreitete Meynung, als ob in den V. St. ein Gefühl der Bitterkeit und des Hasses gegen England und Engländer herrsche. Ich weiß nicht, wie es geschieht, aber ein Amerikaner erkennt den Engländer immer auf den ersten Blick, und ich muß es mit Dank erkennen, daß mir diese Erkennung allezeit Höflichkeit zusicherte, und oft zu freundschaftlicher und gutmüthiger Dienstwilligkeit Anlaß gab. Es ist nur zu sehr Sitte unserer Zeitschriften, dieser hartköpfigen Republikaner zu spotten; aber sie sind dennoch ein tapferes, kluges, gutmüthiges und vorurtheilsfreyes Volk. Obgleich sie eine glühende, vielleicht übertriebene Vorliebe für ihr Vaterland haben, so reden sie doch von andern ohne Neid, Bosheit und Verleumdung. Sicher in ihrer natürlichen Stärke, und nur auf die Vortheile der westlichen Welt bedacht, kümmern sie sich wenig um die Politik jenseits des atlantischen Meeres."

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, im August.

Schon wieder ein Zögling der Schröderschen Schule ist uns durch den Tod entrissen, und besonders unserem Lustspiel, welches, sonst so weit berühmt, mit dem Eintritt in's neue Schauspielhaus bedeutend zu kränkeln anfängt, ein schmerzhafter, ja unersetzlicher Verlust dadurch bereitet worden. Christine Reinhold, geborne Löhrs, ist nicht mehr. Ganz zu empfinden was wir in ihr verlieren, vermag nur der, welcher sie selbst sah, sie, den Liebling Thaliens. Sie verstand es wahrhaft, Kunst und Natur zu vereinen, und jeder Gedanke an ein absichtliches Bühnenspiel, der sich jezt leider oft bey der Erscheinung der gefeiertesten Bühnenheldinnen dem Zuschauer aufdringt, blieb bey ihren Darstellungen fern. So wie sie durch ihr, dem reinen Herzen entströmendes Gefühl ihre Schöpfungen zu beleben und zum Herzen zu sprechen wußte, so riß auch ihr unnachahmlicher Humor Alles mit sich fort, und verbreitete Heiterkeit und frohe Laune unter dem Publikum, welches aber auch den Werth einer solchen Künstlerin zu schätzen wußte. Die Trauer um die verehrte Frau ist herzlich und allgemein. Und wer wird sie uns ersetzen? fragen wir. Ach, wer hat uns Weiß, wer Schwarz und Herzfeld ersezt! Wahrscheinlich werden die Rollen der Reinhold unter zwey jungen Schauspielerinnen vertheilt werden, denen noch nicht der wahre Götterfunke der Kunst im Busen glüht, wie er in ihr lebte. Was bey ihr Wahrheit und Begeisterung war, ist bey diesen noch Manier und Affektation.

Die weiße Frau auf Avenel hält sich vorzüglich durch das wackere Spiel Cornels, als George Brown, in der Gunst des Publikums. An die Stelle der Mad. Kraus, als Anna, ist Dem. Schröder getreten, und gibt die Rolle mit vielem Fleiß. Im Spiel übertrifft sie ihre Vorgängerin. Herr und Mad. Cornet haben nun eine Kunstreise angetreten, nachdem sie in einem sogenannten Intermezzo italiano, das eben nichts als einige Scenen aus dem, bis zum Ueberdruß oft gesehenen „Barbier von Sevilla" enthielt, Abschied genommen. Auch Herr Cornet, indem er den Figaro sang, scheint, wie dieß leider jezt oft bey Künstlern der Fall ist, aus seiner Sphäre treten zu wollen. Und das ist nicht gut. Sollte ein so braver Tenorist nicht Tenorrollen genug für sich finden können? — In den gelungensten Darstellungen auf unserem neuen Theater gebührt unstreitig die des „Kaufmann von Venedig," nach der Schlegelschen Uebersetzung gegeben. Man sieht, daß dieses Schauspiel von allen Seiten mit Lust und Liebe gegeben wird, und da kann denn das Gelingen nicht fehlen. Die geistreiche Schauspielerin, Dem. Peche, leistete schon bey der ersten Vorstellung, als Porzia, sehr viel Gutes; man sah, daß sie sich mit diesem schwierigen Charakter vertraut gemacht hatte, und das Aufgefaßte mit Geschick zur Anschauung zu bringen wußte. Nächst ihr verdient Hr. Herzfeld den Preis, welcher den Lancelot Gobbo mit ächtem Humor gab.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. September 1827.

— Ein purpurfarbner Duft
Schwebt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee erglüht in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluthen Spiegel.

Matthisson.

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

Unser Dampf-Winkelried hatte den vernünftigen Gedanken neulich eine Fahrt um den See in zwey Tagen anzukündigen. Gewöhnlich wird sie in einem Tage gemacht. Dieß hat aber gar manches Unangenehme. Ungerechnet, daß die Damen um sechs Uhr früh angekleidet und auf dem Schiff seyn müssen — eine Schwierigkeit, die gar manche zurückhält — kann die ganze Fahrt nur sehr kursorisch und bey den oft so interessanten Beugungen und Buchten fern von der Küste gemacht werden, um Zeit zu gewinnen, denn man vergesse nicht, daß unser See 16½ französische Lieues lang ist, daß also mit den unvermeidlichen Krümmungen in Einem Tage 33 Lieues, gerade 1½ geographischer Grad oder 20 deutsche Meilen zurückzulegen sind, wenn man Abends wieder in dem Hafen von Genf eintreffen will. Ueberdieß hat so eine Tagfahrt viel Aehnlichkeit mit der ersten Ansicht einer großen Gemäldegallerie. In den ersten Zimmern und Sälen, wo der Sinn des Schauens und die Kunst zu sehen noch ganz frisch sind, fesselt auch das minder Merkwürdige und Schöne, aber der Führer zeigt einige Ungeduld; Sie müssen eilen, und bald haben Sie so viel gesehen, und das Schöne stürmt und drückt so auf Sie, daß Sie nichts mehr erkennen und am Ende froh sind, wenn Sie an den Ausgang kommen.

Von all diesem Ungemach hatten wir dießmal nichts zu befürchten, und wenn uns der Himmel günstig war, konnten wir sogar heute Abend von Chillon oder von Vevay aus eine Fahrt nach Montruse oder nach Clarence machen.

Mit dem Wetter war es nun freylich so eine Sache. Heute ganz früh konnte man die schönsten Hoffnungen haben, bey der Abfahrt aber wurde es hier und da trüb, und der Wind blies heftig von Frankreich her. Doch waren wir auf's Schlimmste gefaßt und die Damen versprachen feyerlich, nicht übler Laune zu werden, es möge nun kommen was da wolle. Sie haben auch redlich Wort gehalten, das muß man ihnen nachsagen, was wohl daher kam, daß — Nichts gekommen ist.

Von der Stadt waren ungefähr fünfzehn Frauenzimmer und Herrn bey uns, die sich mehr und weniger kannten, sich aber hier in zwey Stunden näher kamen, als es in Genf in vierzehn Tagen möglich gewesen wäre.

Wir sind bey Lord Byrons Landsitz, Cologny genannt. Ich wußte mir etwas damit, einem jungen englischen Dichter, der mit uns war, die interessante Stelle zu zeigen. Er wußte es aber schon, erzählte mir dagegen etwas von Lord Byron und einem seiner Genfer Bekannten, was ich noch nicht gehört hatte. Als Byron in Cologny wohnte, hatte er große Lust auf dem See zu fahren; unsere Genfer Kähne segelten ihm aber nicht schnell genug. Deßhalb ließ er zu Land von Genua sein kleines englisches Boot kommen, unendlich niedlich und nett, und mit allem Zubehör versehen. Dessen bediente er sich nun auf dem See, und als er Genf verließ, schenkte er es einem seiner Be-

kannten, dem Bankier X. Dieser machte es mit dem Boot wie die Genfer mit der Poesie; er ließ es in einen Holzschuppen stellen, Brennholz wurde in schweren Scheiten darauf gelegt, und in Kurzem war das Boot — in Stükken, die man dann mit dem übrigen verbrannte, um doch einigen Nutzen daraus zu ziehen!

Die Südküste des engen untern See's, an der wir jezt hinfahren, und die sich in sanfter Hügelung hinzieht und von Dörfern und Landhäusern strozt, dreht sich golfartig bis Bellerive hin und bildet ein sehr reizendes Becken, das erste Drittheil des untern oder kleinen See's. Jemehr man sich von Genf entfernt, je einzelner stehen die Campagnen und Dörfer da, besonders wenn einmal die savoyische Gränze bey Hermance zurückgelegt ist. Doch zeichnet sich das schöne große Schloß Beauregard noch vornehm in die Wellen; es steht wirklich grundlos zwischen den Baumwänden, und es ist nicht zu läugnen, daß die Umgebungen von Genf nur wenig ähnliches aufzuweisen haben. Die savoyische Küste ist jezt noch fast ganz flach, nur hinter ihr bauen sich Hügel und drüber die geringen Berge Saxet und Benet auf, dazwischen aber stehen die keckern Zacken der Dent d'Oche, das hohe Gebirgsland ankündigend.

Bey Yvoire öffnet sich der See erst, und erreicht auf einmal zwischen Rolle und Coudre seine höchste Breite von 3 Lieues. Bisher waren wir nur in einem Wasser von ½, ¾ bis 1 L. Breite, das ich dem engen Züricher See vergleichen möchte, so nah und sichtlich sind die Ufer.

Als wir von Genf wegfuhren, war der untere See bedeckt mit Barken von Fischern, die uns unter vielfachen Flüchen Platz machten und mitten durch ließen. Das Brausen der Räder an den Dampfschiffen und die große Bewegung des Wassers scheucht für lange die Fische aus ihrem Weg. Der Fischer Mühe ist also umsonst; sie haben aber aus diesem übeln Umstande einigen Vortheil zu ziehen gewußt; denn weil nun die Fische rechts und links aus der Bahn der Dampfschiffe fliehen, so breiten sich die Barken schnell aus, wenn eins naht, und nun fallen oft die fliehenden Fische in ihre Netze. Jezt sahen wir eine Menge solcher Barken bey Yvoire in ungewöhnlicher Bewegung versammelt, und als wir näher kamen, zogen sie sich auch nicht zurück. Wir steuerten auf sie zu und erfuhren bald, daß sie so eben einen lang gewünschten Fang gemacht hätten, nämlich eine Fischotter, die dem Fischfang in dieser Gegend fast so viel Schaden gebracht habe als die Dampfschiffe; man habe ihr lange nachgestellt, endlich vor einer halben Stunde sey sie glücklich ins Netz gegangen. Wir alle waren neugierig, ein Thier zu sehen, das man selten lebendig fängt. Die Otter wurde also in einem kleinen Faß an Bord gebracht, und da begann schon die gute Einnahme, welche dieses Thier den Genfer Fischern wochenlang gebracht hat. Jedermann wollte die schönen lebhaften Hundsaugen in dem Hechtskopfe sehen. Es war noch ein ganz junges Thier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsezung.)

Niemand war mit größerem Eifer bemüht, die lezlere Meynung zu verbreiten als Ambrosio Crusca. Sein finsteres Gemüth stieß die sanfteren Empfindungen, welche Leo's großmüthiges Benehmen an jenem Abende in der Mairaschlucht in ihm rege machen mußte, zurück, und er fuhr fort, in ihm den hassenswürdigen Feind seines Glaubens zu sehen. Der Gedanke an den Ausgang jenes Ereignisses, und wie der Zufall ihn in die Hand desjenigen gegeben hatte, den er vernichten wollte, war ihm unerträglich. Tausendmal verwünschte er jenen Augenblick, aber nicht seine That, sondern ihr Mißlingen. Wenn er zufällig seinen Gegner antraf, sah er mit wilden, drohenden Blicken zu ihm hin, und die sanftmüthige Ruhe, mit der ihn Leo, der so gern das Wort der Vergebung gegen den Störrischen ausgesprochen hätte, anblickte, dünkte ihm höhnischer Triumph und eine selbstgefällige Erhebung über den Gedemüthigten. Er wich ihm aus, wo er es vermochte, er wandte ihm den Rücken, wenn er mit dem Ansehen, als wolle er ein Gespräch beginnen, auf ihn zuschritt. Allen Zorn, den die Kunde von den ferneren Gräueln in den Thälern des Gotteshausbundes in ihm erregte, wandte er auf Leo Tanni. Früher hatte er in ihm den Ketzer gehaßt, jezt haßte er alle Ketzer in ihm. Die Feindseligkeiten, welche jezt, freylich nur durch Worte, zwischen den Katholiken und Protestanten zu Plurs laut wurden, die Ankunft vieler vertriebenen Glaubensgenossen aus den beunruhigten Gegenden, gaben seinem Grolle reichliche Nahrung. Er hielt heimliche Versammlungen der Katholiken in seinem Hause, in denen jene Vertriebenen allen Schimpf, den sie erdulden mußten, alles Elend, das sie ertragen, den unsäglichen Druck, dem die zurückgebliebenen Rechtgläubigen noch ausgesezt seyen, mit glühenden Farben schilderten. Sie riefen zur blutigen Vergeltung auf, sie forderten Rache an allen Evangelischen, sie verlangten, daß wiederum diese von Haus und Gut entfernt würden und das herrenlose Eigenthum ihnen zur Entschädigung preisgegeben werden solle. War in diesen Zusammenkünften die Empörung der Gemüther auf das Höchste gestiegen, so nannte Ambrosio den Namen Leo Tanni's als den eines Mannes, der von unversöhnlichem Hasse gegen die katholische Kirche beseelt sey, der jener verderblichen Versammlung der Protestanten in Bergün beygewohnt, dort mit zum Aufruhr und zur Vertilgung aller Katholiken ermahnt habe, und dann mit dem

blutdürstenden Haufen hinab in die Thäler gezogen und in Chur ein geheimer, aber sehr thätiger Theilnehmer an allen dort verübten Gräuelthaten gewesen sey. Ambrosio Crusca scheute, wie wir sehen, selbst die Lüge nicht, um seinen Gegner zu verderben. Gegen den Ketzer ist jede Waffe erlaubt, dachte der Verblendete, und sein Gewissen regte sich nicht; denn er war längst zum Sklaven seiner Leidenschaftlichkeit und seiner Vorurtheile geworden. So zog sich über Leo's Haupt eine dunkle Gewitterwolke zusammen, von der er nichts ahnte, und während er unbesorgt und friedlich seinen täglichen Geschäften nachging.

Da sah eines Morgens Ambrosio ein reizendes Mädchen in der Kirche seiner Glaubensgenossen. Sie war ein Bild der hingebendsten Andacht und schien, indem ihre Seele sich mit Gott unterhielt, jeden Gedanken an das Irdische verbannt zu haben. Die begeisterten Blicke, die ihr schönes Auge zum Himmel sandte, das zart gebildete Antlitz, auf welchem wiederkehrende Rosen im leisen Anhauche schwebten, die schlanke Gestalt, die ihre lieblichen Formen, selbst nicht in ihrer knieenden Stellung, verläugnete, gaben ihr das Ansehen einer jener verzückten Heiligen, wie sie italienische Maler in vielen Kunstwerken dargestellt haben. Ambrosio war ganz im Anschauen der schönen Betenden versunken. Noch nie, so dünkte es ihn, hatte er eine Jungfrau von solcher Anmuth gesehen, noch nie war sein Herz gleich beym ersten Anblicke eines weiblichen Wesens von so mächtigen Empfindungen ergriffen worden, wie in diesem Augenblicke. Aber Ambrosio war keiner reinen Liebe fähig. Das Gefühl, das bey Leo Tanni sich mit zarten Wünschen und sehnsüchtigem Hoffen begnügte, artete bey jenem gleich in den ersten Augenblicken seines Entstehens in lüsterne Begehrlichkeit aus, und da, wo Tanni's Herz von einer milden Glut sich erwärmt fühlte, wurde Crusca's Inneres von der wilden Flamme einer sinnlichen Leidenschaft verzehrt. Auf näheres Befragen bey einem Bekannten erfuhr Ambrosio, daß die Jungfrau, deren Erscheinung so wundermächtig auf ihn gewirkt, eine Verwandte Leo Tanni's sey, und in dessen Hause unter der Aufsicht seiner Mutter lebe.

„Bey der Erzketzerin!" grollte er für sich. „Die Rechtgläubige im Hause der Abgefallenen und Sünder? Was thut sie da? Wie kommt sie dahin? Nur die höchste Noth oder gar Mißbrauch der verwandtschaftlichen Rechte kann sie dort zurückhalten. Das Roth ihrer Wangen ist matt und auf ihrer Stirn ist ein Zug des Grams eingegraben, der über Bedrückung und Zwang zu klagen scheint. Bey allen Heiligen! sie soll davon befreyt werden. Ein Wort von ihr, und der Podesta erfährt, daß Tanni eine gute Christin in seinem Hause eingekerkert hält und sie mißhandelt und quält, der Religion wegen. Doch was bedarf es ihres Wortes? Was ich sehe, ist genug, um ihre bedrängte Lage zu erkennen, und es ist des Podesta Pflicht sie dieser zu entreißen, und sie unter seinen Schutz zu nehmen."

Er eilte zu dem Podesta. Mit diesem war er verwandt. Gewiß, so meynte er, würde der strenggläubige Mann, so bald er nur durch ihn von des Mädchens Aufenthalt im Tanni'schen Hause Nachricht erhalten, sein Ansehen verwenden, sie der Aufsicht der Frau Anna zu entziehen, und aus Leo's Nähe zu entfernen. Er würde, dachte Ambrosio ferner, ihr eine Freystätte in seinem Hause anweisen, als Gesellschafterin seiner Frau und seiner Töchter, und dann vor sich ihm selbst, der zu jeder Stunde Zugang im Hause des Podesta hatte, reichliche Gelegenheit, die schöne Befreyte, die ihm, wie er wähnte, Dank wissen müßte, seinen Wünschen geneigt zu machen.

Ganz erfüllt von diesem Plane, trat er vor den Podesta, und brachte hier sein Begehren vor. Der erfahrne Mann hörte ihn ruhig an, schüttelte dann das Haupt, und sprach mit gerunzelter Stirn:

„Noch ist nichts zu thun in dieser Sache. Aber ich denke dieser Tanni soll reif werden zu seinem eigenen Verderben durch sein eigenes Treiben. Auch hier regt sich ein böser Geist unter den Feinden unserer Kirche, und wir müssen auf unserer Hut seyn und strenge wachen, daß wir nicht einem unerwarteten Angriffe unterliegen. Habt ein scharfes Auge auf Tanni und sein Haus. Ich weiß von dem Mädchen, das sich bey ihm aufhält. Es ist Baptista, die Tochter des aus Chur vertriebenen Lostallo, der auf der Flucht seinen Tod fand. Wünscht sie selbst Tannis Haus zu verlassen, beklagt sie sich über eine harte Behandlung, über den geringsten Zwang in der Ausübung ihrer Religionspflichten, so meldet mir das sogleich; dann soll sie keinen Augenblick länger in der Wohnung der Ketzer verweilen."

Ambrosio war froh so viel erlangt zu haben. Seiner Meynung nach mußte Baptista nichts sehnlicher wünschen, als eine Gelegenheit sich von der Gesellschaft ihrer Glaubensgegner loszumachen, und als Hausgenossin einer streng katholischen Familie aufgenommen zu werden, die noch überdem die angesehenste des Ortes war. Er beobachtete sie von nun an auf das Genaueste. Jeden Morgen sah er sie in der Kirche. Die Rosen ihrer Wangen wurden täglich blühender, ihre Stirn erheiterte sich, und Ambrosio wurde von einer neuen beunruhigenden Vermuthung ergriffen, nämlich von der: es möchte ihr unter den Ketzern gefallen, und vielleicht sey sie von diesen schon wankend in ihrem Glauben gemacht worden. Er beschloß nun, nicht länger zu zaudern, und auf jede Ge-

fahr bis sie anzureden, und ihr seine Hülfe, seinen Schutz gegen Tanni und dessen Mutter anzubieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 20. August.

(Beschluß.)

Fast jedes von China nach Singapore kommende Schiff bringt eine Anzahl Emigranten aus jenem Reiche mit, wovon ein großer Theil sich in dieser neuen Pflanzstadt niederläßt, deren Einwohner sich, mit Ausschluß des Militärs und der Züchtlinge, bey der lezten Zählung bereits auf 137500 Seelen beliefen, worunter nicht mehr als 87 Europäer beiderley Geschlechtes, und überhaupt nur 294 Christen. Die Uebrigen bildet ein Zusammenfluß von Leuten aus beynahe allen Völkern der an den südlichen Ocean gränzenden Länder, unter denen beynahe die Hälfte Chinesen. Das große Uebel aber, woran beynahe alle neuen Niederlassungen leiden, ist das große Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern, indem dort das weibliche sich zu dem männlichen wie 1 zu 4½ verhält; dieser Umstand soll unter den Asiaten, besonders den heftigen Malayen, zu vieler Eifersucht, blutigen Streitigkeiten, und sogar grausamen Mordthaten Anlaß geben. Der Handel der Niederlassung nimmt immer mehr zu; man scheint Anstalten getroffen zu haben, mit den am stillen Meer gelegenen Häfen von Südamerika in Verbindung zu treten, und man glaubt, daß die Bewohner jener Küsten es vortheilhafter finden werden, die chinesischen Waaren von Singapore als von Canton zu beziehen, wo ausländische Schiffe so vielen Plackereyen ausgesezt sind. Ein Umstand, welcher dem Wachsthum dieser Kolonie in etwas entgegen steht, sind die zahlreichen Räubereyen, welche von den Malayen in den umgebenden Gewässern verübt werden. Räubereyen, die oft von grausamen Mißhandlungen und Mord begleitet sind. Man hofft aber, daß der zwischen England und den Niederlanden eingegangene Vertrag zur Unterdrückung dieses Piratenwesens, dem Uebel bald ein Ende machen werde.

Ein neuer Reisender in Indien sagt von der weißen Ameise: „Sie gräbt sich so tief und weit in den Boden ein, daß es beynahe unmöglich ist ihr Nest auszustechen. Ein Schwarm derselben wirft daher einen ungeheuren Erdhaufen auf. Ich selbst habe einen gesehen, welcher fünfzehn Fuß hoch war; dieser erhob sich aber nicht kegelförmig, sondern in verschiedenen Spizen. Die Hindus glauben, daß der Regenbogen aus einem solchen Ameisenbügel hervor komme, und sich mit seinem entgegengesezten Ende in einen andern einschlage; ja sogar die Gelehrten unter ihnen sehen das Abgeschmackte einer solchen Meynung nicht ein. Die große schwarze Ameise ist besonders auf Süßigkeiten versessen, aber sie frißt auch Fleisch, und pflegt sich, wenn Jemand stirbt, noch früher einzustellen als der Todtengräber. Sie ist das stärkste unter allen Insekten ihrer Art, und lebt in beständigem Kriege mit der weissen Ameise, die sie mit Leichtigkeit aufzupacken und davon zu tragen pflegt." Dieser verständige Reisende bemerkt auch über den religiösen Gebrauch der Hindus, sich täglich mit irgend einem feinen Pulver (z. B. von Sandelholz, oder der Asche von Kuhmist) und Wasser einzuschmieren: „In vielen religiösen Gebräuchen bemerkt man, daß ihr Stifter irgend einen Nutzen damit bezweckte, und der obige Gebrauch mag als Beyspiel dienen; man findet, daß feines Pulver von irgend einer Art den Körper kühl erhält, und die Europäer, welche sehr häufig der sogenannten stechenden Hize (prickly heat), einer Art von Ausschlag, welcher durch den Schweiß entsteht, ausgesezt sind, finden kein Mittel wirksamer, als wenn sie den kranken Theil mit etwas Haarpuder bestäuben."

Der Thiergarten der zoologischen Gesellschaft im Regentspark ist seiner Vollendung nahe, und soll nächstens dem Publikum geöffnet werden, die Gesellschaft hat bereits eine Menge lebendiger und ausgestopfter Thiere, Vögel u. s. w., welche ihr meistentheils von Mitgliedern geschenkt worden sind, und sie wird deren weit mehr erhalten, wenn sie einmal ihren Garten eingerichtet hat, und sie sich gegen das Publikum liberal zeigt. Fast alle Reisende bringen aus fernen Weltgegenden Muster von interessanten Thiergattungen mit; aber da es bisher keinen öffentlichen Ort gab, wo man sie aufstellen konnte (die Vorsteher des brittischen Museums ließen das meiste der Art, das man ihm gab, verderben), so blieben sie entweder in der Dunkelheit der Privathäuser zerstreut, oder vermoderten in den Kisten, in denen sie verpackt waren.

Hamburg, im August.

(Beschluß.)

Weniger befriedigte Herr Jost, der uns eine Kopie des Devrientschen Shylok geben wollte. Ein Künstler aber, wie Hr. Jost, sollte nur Originalgemälde liefern, denn daß er das versteht, hat er schon oft gezeigt. Was Herrn Jakobi als Antonio betrifft, so haben wir immer mehr Ursache zu beklagen, daß die Unlust, welche den, ehemals so braven Künstler beherrscht, in der neuesten Zeit in seinen Darstellungen allzu sichtbar wird. Wer ihn einst ersezen soll, wissen wir nicht, da Alle, welche uns bis jezt zum Ersaz vorgeführt worden, weit unter seiner Kunstbildung stehen. Als einen recht guten Tenoristen lernten wir Herrn Rauscher vom Theater zu Hannover kennen. Seine kräftige Stimme, der nur Höhe mangelt, scheint noch nicht durch Rossinische Gurgeleyen verdorben, und läßt sich nur widerstrebend zu diesen musikalischen Seiltänzerkünsten gebrauchen. Sein Spiel ist noch ein wenig ungelenk, doch ist auch in dieser Hinsicht bey dem noch jungen Künstler Hoffnung zum Besserwerden vorhanden. Er sang den Max, Othello, Almaviva, George Brown (seine mißlungenste Leistung) und den Grafen Lahnstein im „Schnee." Beyfall fand und verdiente Mad. Steinert, vom Bremer Stadttheater, welche als Aennchen im „Freyschüz" und Jenny in der „weißen Frau" auftrat, und ein lebhaftes Spiel mit einer recht artigen Stimme, die sie auch wohl anzuwenden wußte, verband.

Die Auberscne Oper: „Das Konzert am Hofe," wurde zum ersten Mal gegeben, und noch nicht wiederholt. Die Vorstellung war mehr eine Generalprobe, in der noch Manches verunglückte; deßhalb wollen wir erst bey einer Wiederholung darüber reden und urtheilen. Ein altes, wieder aufgebrachtes Lustspiel; „Der Ton des Tages," von Julius von Voß, fand wenig Beyfall, und mit Recht. Einige gelungene Sittenschilderungen der Pariser Salons abgerechnet, ist das Uebrige ohne Interesse, weil die Intrigue gar zu fade und abgedroschen ist.

Warum unsere Direktion uns im neuen Hause fast durchaus nur mit alter, oft genossener Kost regalirt, ist uns, so wie dem darüber unwilligen Publikum, ein Räthsel.

C. L.

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 213.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 5. September 1827.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis?

Horat.

De obitu Canningii.

Abstulit atra dies humanæ gentis amorem
Deliciasque breves.
Luctu magna tuo pelagi regina potentes
Concipe spes animo.
Miratur lacrymas pubes generosa decoras,
Flamma subest eadem.
Valdius incolumi pertentat pectora virtus
Quam fugientem oculos
Laudibus immensis cumulans desiderat omnis
Unanimis populus.
Sic tibi foecundas magnorum agnosce virorum
Unius exequias.

Fr. Roth.

Auf Cannings Tod.

Den die Menschheit geliebt, der Völker kurzes Entzücken,
Raubt' ein düstres Geschick!
Aber in bitterem Schmerz erfasse du mächtige Hoffnung,
Große Fürstin des Meers!
Edelgeartete Jünglinge schaun die ehrenden Thränen,
Glühen in strebendem Muth;
Stärker als lebende Kraft durchdringet Herzen die Tugend,
Welche den Blicken entschwand,
Welche das ganze Volk mit unendlichem Lobe bekränzend
Nun einmüthig ersehnt.
Sieh! ein fruchtbar Gefild, dem große Männer entsprießen,
Wird dir des Einzigen Grab.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens — es war der erste heitere Morgen seit ihrer Ankunft in Plurs, da der Himmel immer mit düstern Wolken bedeckt gewesen und es fast unaufhörlich geregnet hatte, begab sich Baptista wie gewöhnlich in die Kirche zur Frühmette. Sie war in einer so frohen Stimmung, wie es ihr die noch immer tief empfundene Trauer um den Vater erlaubte. Frau Anna zeigte sich jezt gütiger gegen sie, als es bisher der Fall gewesen, und sie schöpfte neue Hoffnung, daß es ihr endlich doch gelingen werde, den unverdienten Widerwillen von Leo's Mutter zu bekämpfen und ihr dann offen alle Liebe und Verehrung bezeigen zu dürfen, die sie im stillen Herzensgrunde heimlich, aber innig gegen sie hegte. Der schöne Morgen trug dazu bey, ihre Heiterkeit zu vermehren. Zum ersten Mal sah sie die Häupter der ins Mairathal sich hinabneigenden Berge und Gletscher unbewölkt, zum ersten Male war die Aussicht nach den fernern, seltsam gestalteten Felsengipfeln des seitwärts ablaufenden Giacomothals frey. Das runde waldbedeckte Haupt des Berges Conto, dessen abschüssige und an Wasserfällen reiche Seitenwand mit ihrem Grunde dicht an einen Theil der Hinterhäuser

von Plurs ſtieß, blickte wie neugierig hinab in die Straſſen des anſehnlichen Fleckens, und wie auch Baptiſta ſich an der maleriſchen und großartigen Erſcheinung ergözte, ſo konnte ſie ſich doch eines plözlichen Grauens nicht erwehren, das ſie ergriff, als ſie gerade aufſah und in ſenkrechter Linie über ſich die überhangenden Felſenblöcke und Baumgruppen wahrnahm.

„Alle Heiligen mögen mich ſchüzen!“ war ihr erſter Gedanke, denn ſie glaubte, in dieſem Momente reiße ſich der niederſchauende Gipfel von der großen Maſſe des Berges los und begrabe ſie und Alles, was in ihrer Nähe war, mit ſeinen Trümmern. Als ſie aber die Augen, die ſie im erſten Gefühle des Schrecks geſchloſſen hatte, wieder öffnete, und den Bergüberhang noch immer und unbeweglich über ihrem Haupte ſah, da ſchämte ſie ſich ihrer kindiſchen Furcht und erkannte, daß das immer ſo geweſen und ſeit Jahrhunderten die hier unten ruhig wandelnden und wirkenden Menſchen nicht beunruhigt habe. Dennoch wandte ſie ihre Blicke gern von dem drohenden Gipfel ab. Es kam ihr bey ſeinem Anblicke ein altes Mährchen, das ſie in ihren Kindertagen gehört hatte, in den Sinn, von einem verſteinerten Rieſen, der endlich der Bezauberung entledigt worden, und nun, da er ſeine Lebenskräfte wieder gewonnen, Alles ringsum zerſtört und vernichtet hatte, bis er durch den Spruch eines heiligen Mannes widerum gebannt und in Stein verwandelt worden war. Der Conto erſchien ihr wie dieſer Rieſe, und ſein neigendes Haupt wie die dräuende Zerſtörung, die über kurz oder lang einbrechen werde. Die grünen Wieſen, die, von der luſtig vorüber ſtrömenden Maira benezt, zu der Forcula und zu dem Bondasca-Gletſcher hinanſtiegen, boten doch einen weit erfreulichern Anblick, und kaum konnte ſie ihre Augen von dieſen losreißen, um ſie über die ſtattlichen Villen am Ufer des Stroms nach dem zart überduftenden Hintergrunde des Giacomothals ſchweifen zu laſſen.

Sie konnte nicht begreifen, wie alle Menſchen, außer ihr, ſo gleichgültig durch den herrlichen Thalgrund gingen, als müſſe das eben Alles ſo ſeyn, und als habe die Natur die keineswegs eines Dankes werthe Verbindlichkeit, ſich hier in ihrer ganzen Pracht und Größe zu zeigen. Baptiſta öffnete ihr Herz dem mächtigen Eindrucke, den die Umgebung auf ſie machte, und konnte ſich nicht enthalten, hier unter freyem Himmel dem hohen Schöpfer, der alles dieſes geordnet, ihr andächtiges Gebet darzubringen. Sie war ſtehen geblieben, und würde noch länger ſich ihren frommen Empfindungen hingegeben haben, wenn ſie nicht aus dem Geflüſter mehrerer Vorübergehenden, aus den Blicken einiger Perſonen, die ſich in ihrer Nähe verſammelt hatten, wahrgenommen hätte, daß ſie durch ihr ungewöhnliches Betragen für dieſe wie für jene ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit geworden war. Sie wandte ſich verwirrt ab und ſezte ihren Weg fort. Am Unangenehmſten waren ihr die Blicke eines jungen Mannes von düſterm Anſehen aufgefallen, die mit leidenſchaftlichem Ausdruck auf ihr ruhten und in denen ſich eine dunkle, unheilverkündende Glut mahlte. Sie eilte mit flüchtigen Schritten der Kirche zu; aber immer war es ihr, als rauſchten auch die Schritte eines Verfolgers hinter ihr, und ſie hatte nicht den Muth ſich umzublicken, um die widerwärtige Ahnung, jener finſtere Mann ſey es, beſtätigt zu finden.

In einer Unruhe wie noch nie betrat ſie die heilige Stätte. Auch hier konnte ſie heute nicht den Frieden finden, der ihrer Seele in Augenblicken der Bangniß und des Zagens ſo oft geworden war, wenn ſie ſich um Troſt flehend am Altare des Ewigen niedergeworfen hatte. Der erſte Gegenſtand, der ſich ihrem Auge darſtellte, als ſie es zufällig erhob, war der junge Mann mit den trüben, wilden Geſichtszügen, deſſen Anblick einen ſo widrigen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Er ſtand ihr gerade gegenüber, an einen Pfeiler gelehnt, und ſeine flammenden Blicke flogen zu ihr herüber und ließen, indem ſie eine unzarte Begehrlichkeit ausſprachen, die das unbefangene Mädchen erzittern machte, nicht von der Richtung ab, welche ſie einmal genommen hatten. Baptiſta bemühte ſich vergebens, ihre Seele zu andächtigen Empfindungen zu ſtimmen. Sie wünſchte, daß der widerwärtige Unbekannte ſeinen zudringlichen Beobachtungen ein Ziel geſezt haben möge; aber wenn ſie nun in der Hoffnung, daß dieſes geſchehen ſey, nach ihm hinſah, begegnete ſie immer wieder ſeinem glühenden Auge, und der Mißmuth hierüber verſcheuchte jeden frommen Gedanken. Zum erſten Mal war ſie froh, als der Gottesdienſt geendet hatte. Um jeder Zudringlichkeit von Seiten jenes Mannes zu entgehen, beſchloß ſie erſt dann die Kirche zu verlaſſen, wenn er mit der andächtigen Menge ſich entfernt haben würde. Sie beugte ihr Haupt zum Betpulte nieder, ſie wollte ſich der unangenehmen Möglichkeit entziehen, ihn noch einmal zu erblicken, und ſah nicht eher wieder auf, als bis ſie kein Geräuſch mehr vernahm und nun denken konnte, ſie befinde ſich nur noch allein innerhalb des Heiligthums.

Die Kirche ſchien in der That von allen denen verlaſſen, die noch vor wenigen Augenblicken gegenwärtig geweſen. Jezt fühlte ſich Baptiſta frey von jeder Störung. Eine innige Andacht, begünſtigt von der tiefen Stille, die ringsum herrſchte, ergriff ſie, und ſie fand im Gebete eine Kraft und Seelenſtärke wieder, die ihr eine dunkle Ahnung ſeltſamer, noch im Schooße der nächſten Zukunft verhüllter Ereigniſſe nothwendig zu machen ſchien.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Bey den gewöhnlichen Fahrten um den See steuert man quer gerade nach Thonon über den Golf, der da wohl 1½ Lieue tief in das savoyische Land buchtet, gerade da, wo es anfängt malerisch zu werden. Hügel und Berge treten übereinander hervor, und im Vorgrund zeigt sich das alte Schloß Allinges, das in der savoyischen Geschichte des zehnten Jahrhunderts eine so interessante Rolle spielt. Seine Trümmer sind recht malerisch, und man erkennt darin noch jezt eine Bauart, die sich nirgends mehr findet und wahrscheinlich allobrogischen Ursprungs ist. Hier und bey Boisy, dem Hügel westlich gegenüber, entdeckte man im vorigen Jahrhundert Gräber von allobrogischer Bauart, in denen wahrscheinlich Personen von Rang, vielleicht selbst eine Königsfamilie dieses Stammes begraben war. Leider hat man wenig darauf Acht gegeben, die merkwürdigen Waffen und Zierathen zu erhalten, die in diesen Gräbern gefunden wurden. Von den Gräbern selbst ist auch heute keine Spur mehr zu finden. Ich habe mir aber vorgenommen, diesen Sommer einmal nach jenen Hügeln zu wandern, dort einige Gutsbesitzer und Bauern zu gewinnen und sie zu Nachgrabungen zu überreden.

An den Hügeln von Allinge, Boisy und Massongi, die sich an einander reiben, wächst ein guter Wein, der seinem überseeischen Nachbar, dem la Côte des Waadtlands, zu vergleichen ist, aber weniger auf die Nerven wirkt.

Jemehr man sich der Hauptstadt des Chablais nähert, desto reicher wird die Landschaft und häufig trägt sie das Gepräge des Fleißes und der Sorgfalt. Die Aecker, die Gärten, die Weinberge und die Bäume der Landstraßen reihen sich aneinander. Der Anblick der Stadt an einen Hügel gelehnt, ist auch recht anmuthig. Das neue Stadthaus, und daneben eine Terrasse mit herrlichen Bäumen geben ihr sogar etwas Vornehmes und Großstädtisches. Auf dem Hügel ist die obere Stadt ausgebreitet, unten liegt die Hafenstadt.

Die Annäherung eines Dampfschiffs ist ein Ereigniß in Thonon, da die sämmtlichen Dampfboote in der Regel die savoyische Küste nicht befahren, sondern nur die waadtländische. Daher lief alles am Hafen zusammen, und als wir gar Miene machten einzulaufen, war des Jubelns kein Ende. Wo brachten sie nur in der Schnelligkeit die wunderschönen Früchte her? Solche Kirschen, kleinen Pflaumen zu vergleichen, und solche Walderbeeren habe ich noch nirgends gesehen; und als unsere Mädchen und Frauen am Lande waren, konnten sie sich nicht genug über die geringen Preise wundern, da sie solche um die Hälfte niedriger fanden als in Genf, wo doch diese Sachen sehr wohlfeil sind. Auch ungeheure Truthühner und Hühner brachte man herangetrieben. Bekanntlich sind sie eines der vorzüglichsten Produkte des Landes, und die Frau unseres Restaurateurs an Bord des Winkelrieds kaufte wirklich zwey für drey französische Franken. Gravitätisch kamen zwischen den Truthähnen die Douanenbeamten heran geschritten, um uns zu fragen, ob wir nichts Verbotenes in unseren Taschen führten. Sie nahmen es aber auch nicht übel, als ihnen die freyen Genfer ins Gesicht lachten, ja Einer lachte sogar selbst mit, doch waren sie wegen Büchern, Schießpulver und Tabak sehr auf die Körbchen unserer Damen versessen, und Tante Jenny hatte ungeheure Mühe, eine kleine Ausgabe von L. Byrons Schloß Chillon durchzubringen! Durch einen Haufen bettelnder schmutziger Kinder und eckelhafter Weiber, drangen wir glücklich zur obern Stadt hinauf. Sie hat einige ansehnliche Gebäude, die Kathedralkirche, das Kollegium und das neue Stadthaus. Wir eilten aber an dem Mauerwerk vorüber auf die Terrasse, wo der breite See und das gegenüberliegende Waadtland, gerade der Mittelpunkt der Côte, mit seinen hundert Landhäusern, Dörfern und Städten, mit dem dunkelnden Jura im Hintergrund, ein sehr reizendes Bild darbietet. Wir fanden hier viel schöne Welt von Thonon, die zum Theil wohl unser Dampfboot hieher gezogen hatte. Aber es war nirgend, nicht einmal bey den Kindern, störende Neugier zu bemerken. Im Gegentheil machte sich bald eine Bekanntschaft zwischen zwey kleinen Mädchen unserer Gesellschaft und einer niedlichen lockigen Savoyerin. Dieß führte zuerst die Mütter, und bald auch die ganze Gesellschaft zusammen. Es ist unmöglich, bey den Frauen mehr Anstand, Anmuth und gutmüthige Fröhlichkeit zu finden. Ueberall bemerkte man die Frauenschule von Chamberi, wo bekanntlich die weibliche Erziehung für die Gesellschaft und die Welt vorzüglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, August.

Unmittelbar nachdem wir uns der begeisterten Kunst der Fräulein Müller aus Wien zum ersten Male erfreut, gewährte uns die Direktion unserer Bühne das Vergnügen, eine Künstlerin in der Reife ihrer Kunstbildung wieder zu sehen, deren Leistungen uns vor einigen Jahren zu gebührender Anerkennung ihres großen Talents nöthigten (vergl. auch diese Blätter, Jahrg. 1822. Nr. 195—199), und deren großer Ruf auf seltenen Verdiensten beruht.

Jezt, wie damals, wählte Frau Krelinger-Stich zu ihrer Gastdarstellung die Rolle der Julie in Shakespears unsterblicher Liebestragödie; eine Wahl, die sowohl ihr hohes künstlerisches Streben überhaupt, als wohl auch insbesondere ihre Ueberzeugung aussprach, in der Ausbildung dieses Charakters durch ihre Kunst fortgeschritten zu seyn, was jeder Kenner bestätigen

wird. Denn keinem, der das große Dichterwerk kennt und begriffen hat, wird es einfallen, den Charakter der Julie in das Rollenfach gewöhnlicher Liebhaberinnen zu setzen, und zu meynen, daß, wer dieses Fach selbst mit verdientem Beyfall begleite, auch jenen Charakter darzustellen fähig sey. Weder der Reiz der Jugend, noch eine leicht zu erwerbende Bühnengewandtheit kann hier allein aushelfen, ja ich zweifle sogar, daß die Darstellung der Julie überhaupt in dem Kraft- und Kunstbereiche einer jungen Schauspielerin liegt. Hier ist nicht eine gewöhnliche Art leidenschaftlicher Verliebtheit, es ist die Liebe des weiblichen Herzens selbst, von ihrem schnellen Ursprung an, durch ihre eben so schnelle Entwicklung als glühende italische Leidenschaft hindurch, bis zu ihrem, durch den Gegensatz des Hasses beschleunigten Untergange darzustellen, das Mädchen darzustellen, das von den Bewegungen einer stürmischen Welt, wie die Rose von den Dornen, umgeben, durch die Berührung des Wirrstrahles der Liebe schnell zum Weibe reift, und deren Neigung um so glühender und verzehrender wirkt, je ausschließender sie ist, und je mehr sie sich dem Haß verbergen und in das Geheimniß zurückziehen muß; und dieß Alles nicht in einer farbelosen Allgemeinheit, sondern eben in der einwirkenden Umgebung jener Verhältnisse, durch welche der Dichter seinen Ideen lebendige Gestalt und Farbe gibt. Wer diese große Aufgabe nur einigermaßen übersieht, der wird bey einer solchen Leistung, eben weil hier von Kunst die Rede ist, die Forderung der äußern Jugend nicht in einem Grade geltend machen, der die Lösung jener Aufgabe zwar nicht unbedingt ausschließt, dessen Daseyn aber weit niedriger anzuschlagen ist als der Besitz derjenigen Mittel zur Lösung, welche die erworbene Meisterschaft gewährt. Dieß auf die genannte Künstlerin angewendet, so muß der vernünftige Zuschauer, welcher der Kunstleistung seine Aufmerksamkeit widmet, sich bescheiden, daß keine Kunst die bestimmten Formen einer ausgebildeten Frauengestalt aufheben, und die unbestimmteren, mädchenhaften Umrisse, in welchen Julie zuerst erscheinen müßte, wenn die Natur ganz von der Kunst abhinge, gewähren kann; aber er darf mit Recht die freye Entwicklung des Charakters dieser Julie an der gegebenen äußern Persönlichkeit fordern, und diese Forderung wird durch jene Künstlerin in hohem Grade befriedigt. Denn welcher sinnige Zuschauer möchte jene mimische Fortführung des Charakters, von der ersten Sehnsucht der Liebe bis zu den erst geahneten, dann wirklich gewordenen Schrecken des Todes, vornehmlich in dem schönen und freyen Rhythmus mannigfaltiger und ausdrucksvoller Bewegungen verkennen? wer die tiefe Auffassung, das Studium, das sich in der reichen Schattirung zeigt, mit welcher jene Grundzüge zu einem Bilde verbunden und konsequent festgehalten sind? Allerdings wird man geneigt seyn, die zweyte Hälfte der Darstellung, in welcher der Charakter den höchsten Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht, jener vorzuziehen, in welcher sich die Zartheit der frühen Liebe jugendlich, wiewohl nicht ohne eine, durch Erziehung in der Welt erlangte Gewandtheit ausspricht, aber nicht blos aus dem angeführten Grunde, sondern darum, weil die Sprachmodulation der Künstlerin eine so bestimmte Richtung genommen hat, daß man in jenem Theile eine gewisse Anstrengung zu zarter Leichtigkeit vernimmt, welche in einigen Stellen (z. B. in der übrigens vortrefflichen Scene auf dem Balkon) stört; da hingegen diese Modulation nach der äußersten Höhe hin, welche oft zu gewaltsamer Hebung der Stimme wird, den leidenschaftlichen Zuständen noch eher angemessen ist. Daß in dieser willkürlich eintretenden Modulation eine Angewöhnung liegt, läugnen wir nicht; dessen ungeachtet können wir keine Scene der Darstellung anführen, welche nicht mit dem Geiste des Dichters in Uebereinstimmung gedacht wäre, und wenn wir annehmen, daß der erste Eindruck des Romeo auf Julien in der ersten Scene, vielleicht aus Befangenheit beym Auftreten, nicht nachdrücklich genug bezeichnet war, daß die Mimik bey der Anrede der Strickleiter etwas zu weit ging, und die minder gelungene, aber auch schwere Stelle, wo Julie mit verstellten Worten zur Mutter sagt: „fürwahr ich werde nie mit Romeo zufrieden seyn, erblick ich ihn nicht — todt ꝛc.“ so wüßten wir auch keine Stelle, der nicht ihr Recht widerfahren wäre. Aber welch' eine Kunst lag nicht insbesondere in der eben zuletzt angeführten Scene, in welcher die, vor den gemeindenkenden Eltern verheimlichte Leidenschaft zur Verstellung flüchtet; welch' eine Kraft und Wahrheit in der Scene, in welcher die Wärterin die traurigen Nachrichten bringt, und die Eindrücke auf Juliens Seele so mannichfaltig und gewaltsam wechseln; welch' ein Verlangen, welche Innigkeit in der zärtlichen Abschiedsscene des dritten Aufzugs; welche Phantasie in dem großen Monolog, bevor sie den Schlaftrunk nimmt; und welche Rührung in der Sterbescene in der Gruft. Selten, dürfen wir sagen, wird diese Rolle in solche Hände fallen.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß die Vorstellung der Tragödie, in welcher Frau Krelinger auftrat, sich auch noch durch die Leistungen einiger ausgezeichneter Mitglieder unserer Bühne sehr empfahl. Hieher gehört zuerst Hr. Devrient, dessen Darstellung des Romeo sein schönes Talent in der günstigsten Wirksamkeit zeigte. Vorzüglich gut zeichnet er die jugendliche Weichheit und den Trotz, welcher den in Leidenschaft glühenden Jüngling in Lorenzos Zelle zu Boden wirft, ein schwieriger Moment für die Darstellung, den ich noch niemals so gut vorbereitet und gelungen ausgeführt gesehen habe; dann den tiefen Eindruck der Todesbotschaft, und die rührende Resignation, mit welcher er dem Leben Abschied sagt. Minder hat mir die Schilderung der träumerischen Schwermuth und Liebessehnsucht, womit die Rolle beginnt, gefallen; hier hätte, meiner Ueberzeugung gemäß, der Vortrag noch schwärmerischer seyn sollen. In Hinsicht des Merkuzio habe ich dasselbe zu bemerken, was ich in meinem letzten Berichte bey Gelegenheit des Perin sagte. Herr Stein besitzt Humor, und braucht ihn nicht zu stark zu markiren. Die Erzählung von Frau Mab gelang darum nicht ganz, weil sie nicht als eine humoristische Phantasie, die sich der lebhafte Geist im Augenblick entwirft, erschien. Hr. Genast zeigte sein Talent als Lorenzo sehr vortheilhaft; es gelang ihm ununterbrochen die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf diesen Charakter zu ziehen, und die Vertrauen einflößende Würde des Alten mit Nachdruck zu schildern. Für die fernere Ausbildung dieser Rolle würde ich dem Darsteller noch dieß zu bedenken geben, daß, so verständig Lorenzo zu Romeo und Julie als Lehrer spricht, in seinem Handeln für sie doch das Herz über den Verstand die Oberhand behauptet, und seine Liebe und Nachgiebigkeit ebenfalls nicht ohne einige Verblendung der Leidenschaft ist, die in diesem großen Gedicht Alles verstrickt. Ich zweifle daher, daß sich die unterbrochen fortgehende langsame Bewegung, und der reinverständige, ruhige Ton, welchen der Darsteller anwendete, behaupten läßt. Bey dem schönen Monolog des Alten, den Hr. Genast sehr gut sprach, hätte der Blick mehr auf die Gegenstände als nach dem Publikum hin gerichtet seyn sollen. Hr. v. Zieten zeigte in der bedeutenden Scene, wo er Julien schilt, daß er die Rolle des Capulet aus dem Original, das hier sehr verschnitten ist, kenne. Das Uebrige kann übergangen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. September 1827.

Von seinem Munde sirbut der Geifer,
Der Fanatismus waffnet ihn,
Er opferte das Weltall hin,
Getrieben von dem heiligen Eifer,
Der frommen Wuth, die in ihm brennt,
Dem Gott zur Ehr', den er nicht kennt.

Voltaire.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Ruhig und gefaßt schritt Baptista dem Ausgange der Kirche zu. Da trat mit einem Male der düstere Unbekannte hinter einem Pfeiler vor und stellte sich ihr in den Weg. Früher würde sie über dieses plötzliche und einsame Zusammentreffen mit dem widrigen Manne, der — so mußte sie glauben — irgend eine besondere Absicht gegen sie im Sinne führte, im höchsten Grade erschrocken seyn; jetzt aber besaß sie Muth und Festigkeit genug, ihn mit einem stolzen Blicke vom Kopf bis zum Fuße zu messen und, indem sie ihm auszuweichen suchte, sich seiner ferneren Annäherung zu entziehen. Er aber ließ sich durch diese Geberde des Mädchens nicht von seinem Vorsatze abbringen. Er legte die Hand auf ihren Arm, hielt sie zurück und sprach mit einem Tone, dessen natürliche Rauhheit durch eine absichtliche Milderung gemäßigt schien:

„Verweilt einen Augenblick, Baptista Lostallo! Es ist zu Eurem Besten, zu Eurem irdischen und ewigen Heile, daß ich zu Euch reden muß. Ein Freund steht vor Euch, ein Mann, der es gut mit Euch meynt; ein Glaubensgenosse, in dessen Brust eine mächtige Stimme nach Rache ruft für die grausame Behandlung, der Euer edler Vater sterbend unterlegen."

Baptista sah den Fremden, der sich ihr als einen Freund vorstellte, verwundert an. Die Glut seines Auges und das Finstere in seinen Zügen schien ihr im Widerspruche mit dem wohlwollenden Sinne seiner Anrede zu stehen, die Anmaßung, mit der er ihren Schritt hemmte, erregte ihren Unwillen.

„Ich kenne Euch nicht und begehre in keiner Sache Euren Beystand, am wenigsten zur Rache an denjenigen, denen ich längst verziehen habe;" erwiederte sie mit ernster Stimme, und indem sie bemüht war, ihren Arm von der Hand des Unbekannten loszumachen, der ihn jedoch fest hielt. „Laßt mich frey!" fuhr sie lebhafter fort. „Was berechtigt Euch, mich mit Eurer Zudringlichkeit zu verfolgen? Was gibt Euch Grund, Euch der, die Euch ganz fremd ist, aufzudringen?"

„Was mir Grund dazu gibt, fragt Ihr?" versetzte, ohne sie loszulassen, mit Ruhe der Fremde. „Wenn ich einen Menschen, der, sey es um der Religionsgleichheit willen, sey es aus einer andern Ursache, mir werth ist, am Rand eines Abgrundes eingeschlafen sehe, so reiße ich ihn zurück. Finde ich ihn in schmachvoller Sklaverey unter einem Joche, das nicht allein seinem irdischen, sondern auch seinem himmlischen Theile Verderben droht, so wende ich alle meine Kräfte an, ihn zu befreyen. So ist es mit Euch, Baptista. Ich bin Euch fremd, sagt Ihr? Je nun, Ihr wißt meinen Namen nicht; aber liegt denn in dem leeren Schalle das Band, das die Seelen fesselt? Uns hält die Religion zusammen, und sie ist es auch, die mich veranlaßt, Euch meine Dienste anzutragen. Wollt Ihr durchaus meinen Namen kennen, so habe ich keine Ursa-

che ihn Euch zu verheimlichen: ich nenne mich Ambrosio Crusca!"

„Noch nie hörte ich diesen Namen," antwortete Baptista; „aber noch einmal: ich bedarf Eures Beystandes nicht, und wenn Ihr mich für diejenige haltet, die am Rande eines Abgrundes schlummert, oder unter einem drückenden Joche lebt, so irrt Ihr sehr. Ich stehe hier unter dem Schutze meiner Verwandten, und mehr bedarf ich nicht."

„Der Ketzer!" rief mit Abscheu Ambrosio und ergriff beyde Hände der Jungfrau, welche bey jenen Worten eine entscheidende Geberde gemacht hatte, in der sich der ernste Wille, nicht länger an der Fortsetzung ihres Wegs verhindert zu werden, aussprach. „O verstellt Euch nicht länger gegen denjenigen, der den Vorsatz und die Macht hat, Euch aus einer unwürdigen Lage zu befreyen!" fuhr er dringend fort. „Es kann Euch, der Rechtgläubigen, nicht wohl seyn unter jenen Abtrünnigen. Gewiß hat nur die höchste Noth Euch zu ihnen geführt, und die Abhängigkeit von ihnen ist Euch unerträglich! Gewiß werdet Ihr dort hart und unedel behandelt, weil Ihr im wahren Glauben seyd und jene in den Banden der Hölle! Ein Wort von Euch, und in weniger als einer Stunde ist Alles geändert! Die Familie des Podesta, die angesehenste des Orts, nimmt Euch freudig in ihre Mitte auf, und dann steht es in meiner Gewalt, Euch zu rächen für alles erlittene Uebel an Jedem, der Euch beleidigt, und vor Allen an dem schurkischen Heuchler Leo Tanni."

Da malte sich in Baptista's Zügen der Ausdruck einer unendlichen Verachtung, der selbst den eifernden Crusca zwang, seine kühnen Blicke niederzuschlagen und ihn so verlegen machte, daß er in einer augenblicklichen Vergessenheit des Mädchens Hände frey gab. Der Zorn trieb eine hohe Röthe auf ihre Wangen, sie richtete sich stolzer auf und sprach mit bitterer Geringschätzung:

„Vorher kannte ich Euch nicht, nun kenne ich Euch. Ihr seyd ein elender Verläumder, der den edelsten der Menschen zu lästern wagt. Dieß sind die letzten Worte, deren ich Euch werth halte. In Zukunft werde ich mich gegen Eure Zudringlichkeit zu sichern wissen."

Hierauf entfernte sie sich mit raschen Schritten, ohne daß Ambrosio, der alle Fassung verloren hatte, noch einen Versuch unternahm, sie zurückzuhalten. Er sah ihr mit wilden Blicken nach, sein ganzes Wesen war in der heftigsten Empörung, seine Hände zitterten, während sein Antlitz starr nach der Seite gerichtet war, wohin sich Baptista entfernt hatte. Endlich ermannte er sich. Zurückgewiesen, verachtet von der, die er schon glaubte so fest in dem Netze zu halten, das er listig gewebt, das war mehr als genug, um ihn, der nie seiner Leidenschaften Herr gewesen, in die heftigste Wuth zu versetzen.

„Das mir?" sprach er verbissen in sich hinein und hob drohend die geballte Faust nach der Hinweggegangenen. Er würde laut getobt haben, hätte nicht die Heiligkeit des Orts ihre Macht selbst noch auf den Ergrimmten geübt. „Mir, der sie der Gewalt jener Verruchten entreißen wollte, die sie schon als eine gute Christin hassen muß? Mir, der ihr eine Freystätte bot, wo ein Leben voll Freude, voll Glanz und — brauche ich mirs zu verhehlen — wo meine Liebe sie erwartete? Lieber weilt sie bey Ketzern als bey Rechtgläubigen; ihn nennt sie den edelsten der Menschen, während sie mich verachtet? Ha! wenn sie ihn liebte? Wenn es dem verhaßten Schleicher gelungen wäre, ihre Gefühle zu seinen Gunsten zu stimmen, wenn — bey allen Heiligen! dann müßte sie auch wankend im Glauben seyn, dann wäre sie auch jener höllischen Lehre schon geneigt worden, dann wäre die Unglückselige dem Abfalle nahe, und nichts dürfte vernachlässigt, kein Mittel dürfte verschmäht werden, sie zu retten. Pater Maltesta! jezt beginnt Euer Werk. Jezt nenne ich Euch willkommen in Plurs, jezt biete ich Euch die Hand zum Bunde, jezt rechne ich mir das Unheil, das Euch hierher geführt, zum Glück. Skorpionen sollt Ihr in ihr Gewissen säen, von selbst soll sie zu mir kommen und mich um Rettung anflehen und — wäre sie schon allzuverstockt, wäre sie zu tief schon verstrickt in die Schlingen des Bösen — dann darf der Podesta selbst nicht länger zaudern, dann ist es an ihm, die weltliche Macht geltend zu machen, daß der Kirche ihr Eigenthum bleibe."

Mit eiligen Schritten verließ er die geweihte Stätte, er flog durch die Straßen nach dem Hause hin, wo er hoffen durfte, den Priester zu finden, der von den Protestanten aus den obern Gegenden Rhätiens mit Gewalt vertrieben, nach Plurs geflohen war und hier mit fanatischem Eifer Haß und Rache gegen jene predigte. Er traf ihn in einer Stimmung, wie er sie nur wünschen konnte. Pater Maltesta war gerade im Begriff einer kleinen Anzahl seiner Anhänger auseinander zu setzen, daß nicht allein die heilige Kirche, daß Gott selbst in ihm beleidigt worden sey; er rief mit rollenden Augen und bebenden Lippen Bannflüche und Verwünschungen auf die Häupter der Abgefallenen nieder, die, wie er sagte, auch in Plurs mit höllischer Freude den Triumph ihrer Mitverdammten feyerten. Ambrosio nahm mit anscheinender Ruhe seinen Platz unter den Zuhörern des Fanatikers ein. Er wollte das Ende von Maltesta's Eiferungen abwarten; dann war er gewiß, nicht allein ihn, sondern auch die übrigen Anwesenden für seine Absicht zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsezung.)

Was ich schon von einem frühern Aufenthalt in Thonon wußte, unsere Genfer Reisegefährtinnen mir aber nicht glauben wollten, ließ sich nun nicht mehr läugnen: diese Savoyerinnen sind nicht nur sehr anzenehm, sie sind auch schön. Wir hatten mit ihnen ganz vergessen, daß der Winkelried auf uns wartete, als eine Genferin uns noch eher daran erinnerte, als die Schiffsglocke uns rief. Wir wollten hier Abschied nehmen von den lieben Leuten; sie aber ließen es sich nicht nehmen, trotz der Mittagshitze und des langen, ziemlich unbequemen Wegs, mit uns zum Hafen hinabzusteigen. Nun aber luden wir sie ein, mit uns an Bord zu kommen, und der Kapitän war so artig zu versichern, daß wir noch gute Zeit zur Abfahrt hätten. So gaben sie denn endlich nach. Im Nu verwandelte sich der schöne Spiegel- und Mahagony-Salon in einen Festsaal um. Erfrischungen aller Art, Champagner, Kuchen u. s. w. standen schnell auf den weißen Marmortischen; wir Männer warteten den Damen auf, und die Fröhlichkeit hatte zugenommen, als eine Savoyerin, die Frau des Stadtkommandanten, ihr Glas nahm und zum Abschied auf unser Wohl trank. Wir antworteten natürlich mit Thonons Wohl und unserm Dank, und nun erhob sich Alles und stieg in die schwankenden Kähne. Unser Kapitän hatte die Aufmerksamkeit der Stadt beym Abfahren mit sieben Schüssen Valet zu sagen. Das nenne ich mir ein freundliches Impromtü; und wovon ging es aus? von zwey Kindern. Es ist doch unbegreiflich, daß zwischen Thonon und Genf, diesen nahen Städten, so wenig Verbindung und Nachbarlichkeit herrscht. Es ist als wenn ein Weltmeer zwischen ihnen strömte. Einige suchen die Ursache in der Regierung, Andere in der Religion. So ist es aber nicht, denn die Gesellschaft braucht sich um beyde nicht zu bekümmern. Sucht sie nur in — den Frauen. Die Genferinnen würden sich in die Länge nicht mit den heitern, frohen, lebenslustigen, wenig wissenden, aber geistreichen Savoyerinnen vertragen, zumal die Männer einstimmig ihre Art und Weise so liebenswürdig finden, sie selbst aber sich nicht dazu erheben mögen. Ja es will verlauten, als habe es in den folgenden Tagen manches Grollen und Schmollen in Genf abgesezt, und mehrere Frauen hätten es bereut mit ihren Männern in Thonon gewesen zu seyn.

Wer weiß es nicht, daß diese Kapitale des Chablais eine sehr alte Stadt ist, und manchmal eine wichtige Rolle in der Geschichte der Herzoge von Savoyen gespielt hat. Da wo jene schöne Terrasse mit ihren Bäumen grünt, stand einst ein festes Schloß, das die Schweizer im sechszehnten Jahrhundert belagerten, eroberten und schleiften. Damals besezten die Berner das ganze Chablais auf dem linken Ufer der Dranse; dieß war im Jahr 1536, als sie das Waadtland genommen hatten. Die Walliser hingegen besezten das Chablais auf dem rechten Ufer der Dranse bis an ihre Landesgränze. Dieß dauerte 28 Jahre, und in dieser Zeit führten die Berner in ihrem Antheil die Reformation ein. Im Frieden von 1564 gaben die Schweizer das Land an die Herzoge von Savoyen zurück, bis auf ein Geringes, das Wallis verblieb. Als die Berner fort waren, fing auch der Protestantismus an wieder zu verschwinden, und bestand nur noch dreyßig Jahre, denn am Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde er ganz abgeschafft, und die katholische Religion in ihre vorigen Rechte wieder eingesezt. Thonon hat gegen 4000 Einwohner, die sich mit einiger Manufaktur und mit Detailhandel beschäftigen. Die Einwohner sind nicht reich, aber alle wohlhabend. Lähmend wirken die Maßregeln der jetzigen Regierung und ein entsezliches Mauthsystem, bey dem sogar das Menschenleben nichts gilt. Wären diese Hindernisse nicht, so würde Thonon bald im Handel und Wandel den Städten des Waadtlands gleich kommen. Es hat vor ihnen sogar etwas voraus, seinen Hafen, welcher der beste und sicherste am Genfersee ist. Aus keiner savoyischen Stadt gingen so viele ausgezeichnete Männer in allen Fächern hervor, für die Naturwissenschaften, für den Civildienst und für die Armee. Der berühmte General Desair war aus Thonon gebürtig.

Wir kommen nun an die alte Karthause Ripaille, ein weitläuftiges Gebäude, das sich mitten aus schönen, mächtigen Eichen erhebt, und mit den dazu gehörigen Ländereyen einen großen Theil der Halbinsel einnimmt, die östlich von Thonon in den See tritt. Dieß alles ist noch jezt mit einer Mauer eingeschlossen, wiewohl die Karthause und ihre Bestimmung schon lange aufgehört hat. Diese war allerdings unter Amadeus VIII., ehemaligem Herzog von Savoyen — er legte 1432 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes nieder — von dem Wesen anderer Karthausen etwas abweichend. Amadeus hatte den Wunsch nicht aufgegeben Pabst zu werden, und nachdem er einige Zeit in Ripaille im Schein der Zurückgezogenheit und Strenge gelebt, wurde er auch wirklich zum Pabst gewählt, jedoch nicht allgemein als solcher anerkannt. Deßwegen behielt er statt der Tiare nur den Kardinalshut und die Bisthümer von Genf und von Lausanne, und lebte fortan in Ripaille mit wenigen Vertrauten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen, August.

Auch die hiesige naturforschende Gesellschaft hat auf die Zeit, wo sich die allgemeine Gesellschaft schweizeri-

scher Naturforscher in Zürich versammelt, ihren Jahresbericht bekannt gemacht. Es ist der achte seit ihrem Bestande, und gleich allen frühern ward er durch den Vorstand der Gesellschaft, Hrn. Doktor Zollikofer, abgefaßt. „Zwey sind der Irrwege, (sagt dieser kundige und umsichtige Berichterstatter unter anderm in den einleitenden Betrachtungen), auf welche jene, die den Wissenschaften huldigen, nur zu leicht gerathen, und die weder zur Wahrheit, dem Ziele alles menschlichen Wissens, noch zur Nützlichkeit, dem Lohne menschlicher Anstrengungen, leiten. Der eine ist, wenn der Mensch Alles aus sich selbst erschaffen will, die Eingebungen seiner Phantasie, die Klügeleyen seines Geistes für Gesetze der Natur, für die Regeln hält, nach denen sie wirkt, schafft oder zerstört; wenn er die treue Naturbeschreibung, die nüchterne Erfahrungskunde vernachläßigt oder verschmäht, und im eigenen Scharfsinn die Quelle aller Erkenntniß sucht, durch sein Denkvermögen das ganze Universum von vorn hinein sich zu konstruiren wähnt. Der andere Irrweg ist das Nachsprechen, oder der unbedingte Glaube an die Vorgänger, die Unterwürfigkeit unter das Gebot der Autorität, oder wenn, wie der geistreiche Baco von Verulam sagt, die Autorität für Wahrheit und nicht die Wahrheit für Autorität gilt; dadurch wird aber nicht nur aller Fortschritt zum Bessern gehemmt, sondern der Geist selbst gelähmt, und jede Aufmunterung zur Vervollkommnung, zur höheren Entwicklung geistiger Kraft, im Keime erstickt. Beyde Irrwege führen dahin, wie der eben erwähnte treffliche Weltweise sich ausdrückt, daß wir Welten erschaffen, der Natur den Rang abgewinnen, und derselben gebieten wollen, daß wir Alles nach unserer Thorheit, nicht nach der göttlichen Weisheit gestalten, den Geschöpfen und Werken Gottes den Stempel unseres Sinnes aufzudrücken uns anmassen, nicht aber den Stempel des Schöpfers mit Sorgfalt zu erforschen und zu erkennen streben. Daß aber wir, in unserem Kreise, uns vor diesen Irrbahnen bewahrt, und weder naturphilosophischen Träumereyen noch dem blinden Glauben an Autorität uns hingegeben haben, wird hoffentlich unzweydeutig aus der Uebersicht unserer Verhandlungen hervorgehen." Von diesen lezteren können nur ein Paar fragmentarische Andeutungen hier Platz finden. Ein trefflicher Pflanzenforscher, Hr. Doktor Custer in Rheineck hat die neuerlich vorgetragenen, sich widersprechenden Ansichten über Geruch und Farbe der Alpenpflanzen gewürdigt. Er glaubt, das aromatische, ätherisch-blichte Prinzip der Pflanzen verliere sich nach und nach in den höchsten Regionen gänzlich, so wie auch in den Polarzonen. Im Ganzen haben, verhältnißmäßig zu den Thälern, die Alpen weniger aromatische Pflanzen, in der Eisregion finden sich nur noch ein Paar, wie anderseits in der Aequatorialzone die größte Menge der starkriechenden Pflanzen angetroffen wird, die gegen die Pole hin allmählig mit Abnahme der Wärme sich verlieren und in der Polarzone ganz verschwinden. Ein zwar nicht gleiches, doch ähnliches Verhältniß zur Temperatur zeigen die Farben der Pflanzen, wobey jedoch außer der Wärme, auch Licht und Luft ihren Einfluß ausüben. Die Alpenpflanzen haben weniger zusammengesezte Farbenspiele, sind größtentheils einfach gefärbt, roth, blau, gelb oder weiß, dagegen zeigen sich dann aber diese einfachen Farben der Blumen, besonders die blauen und weißen, allerdings intensiver, als bey den Blumen der Thäler und Ebenen. — Eine gehaltvolle Abhandlung über die Eingeweidewürme der Menschen lieferte der Dr. Schläpfer in Trogen, und Hr. Pfarrer Steinmüller theilte Nachrichten mit über die im Wallensee vorkommenden Fische, besonders auch über die merkwürdigen Veränderungen, welche der Haushalt derselben durch die Korrection der Linth erlitten hat. Beyträge zur Naturgeschichte der schweizerischen Säugthiere gab Hr. Hartmann, und über die Verhältnisse der Braunkohlengruben bey Utznach berichtete Hr. Koenlein.

Leipzig, August.

(Fortsetzung.)

Die zweyte Gastdarstellung der Mad. Krelinger-Stich war die Darstellung der Schauspielerin in dem kleinen Stücke Kommher! von Elsholz.

Die einseitige Kunstprobe, welche hier die Schauspielerin liefern soll, beruht auf der Fähigkeit, sich schnell in eine geforderte Situation zu versetzen, und sie in ihrem mimischen und deklamatorischen Ausdruck sogleich ins Leben zu stellen. Dieß ist, zur Fertigkeit erhoben, allerdings ein Talent, bey dessen Besiz jedoch der höhere Vorzug mangeln kann, einen poetischen Charakter richtig aufzufassen, und in der wahrnehmbaren Erscheinung konsequent durchzuführen. Indeß ist diese Probe ein artiger Einfall. Das Gelingen hängt von dem Talent der Schauspielerin, ein Theil des Erfolgs von dem Schauspieler ab, welcher die undankbare Rolle des Theaterdirektors übernimmt, und die einzelnen Leistungen zu bestimmen hat. Was nun die Leistung unserer Künstlerin anlangt, so halten wir ihre Lösung der Aufgabe für vollkommen gelungen, und zwar nicht blos darum, weil sie den Ausdruck der geforderten mimischen Zustände wirklich hervorbrachte, sondern weil sie dieß zugleich mit einer genialen Leichtigkeit, und ohne irgend eine anstrengende Vorbereitung that, mithin nicht etwa zu den pathetischen Zuständen einen großen theatralischen Anlauf, aus Stoßseufzern oder Convulsionen bestehend, brauchte, sondern aus der Stellung, welche sie ja der Konversation zu nehmen hatte, unmittelbar in die Vergegenwärtigung des zu leistenden Momentes einfiel. Und wäre die Künstlerin selbst in dieser Leichtigkeit zu weit gegangen, so würden wir die Art der Lösung doch immer für die richtige, und für den Rahmen, welchen das kleine Ganze darbietet, am besten passend halten. Im Uebrigen müssen wir bemerken, daß die Darstellerin die scherzhaften Momente so treffend als die ernsten zu vergegenwärtigen wußte.

An demselben Abende trat Frau Krelinger als Maja in dem Trauerspiel: der Paria von M. Beer auf. Die Aufgabe, das Weib zu schildern, das sich mit Innigkeit des vollen Herzens an den durch fanatischen Aberglauben geächteten und bis zum Tode verfolgten Gatten anschließt, war, wie die Lösung, der Künstlerin würdig. Das Bild ward lebendig, ohne sich aus dem Ganzen hervorzudrängen. Darum wüßte ich auch keinen einzelnen Moment besonders hervorzuheben, indem in allen Situationen, welche diese Rolle gibt, ein Grundbild sich mit Wahrheit entfaltete. In den beyden Erzählungen, welche in der Rolle vorkommen (wo M. ihrem Gatten entdeckt, wie sie einen fremden Mann gefunden, der sie mit Begierde verfolgt, und da wo sie dem harten Bruder die Geschichte ihrer Liebe mittheilt) fand ich ein Muster des mittelbaren, und doch ausdrucksvollen Vortrags, und die Erzählung von ihrer Sorgfalt um das in Gefahr schwebende Kind ward späterhin durch die gegenwärtige Sorgfalt und Angst noch weit überboten. Die Vorstellung war übrigens auch durch die ernste Anstrengung des Hrn. Stein (als Gatte) und Devrient (Bruder Majas) ausgezeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage zu No. 1.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Literatur, Kunstblatt.

Redigirt von Heinrich Hubert Schubert.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die Wiener Gemäldesammlungen.

Wien, 1. Januar 1809.

Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen einige Nachrichten über die Gemäldesammlungen in Wien zu geben, und ich will mein Versprechen halten. Ich will Ihnen aber nicht einen Katalog liefern, sondern nur einige Bemerkungen über die Sammlungen, die ich gemacht habe, mittheilen. Ich will Ihnen nicht sagen, was alles in Wien ist, sondern nur, was ich gesehen habe. Ich will Ihnen nicht sagen, was ich gehört habe, sondern nur, was ich selbst gesehen habe. Ich will Ihnen nicht sagen, was ich gelesen habe, sondern nur, was ich selbst gesehen habe. Ich will Ihnen nicht sagen, was ich gedacht habe, sondern nur, was ich selbst gesehen habe.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

6.

Baptista besuchte von nun an die Frühmette nur in Begleitung einer alten Nachbarin, die sich sehr geschmeichelt fand, das stattlich gekleidete Mädchen in ihrer Gesellschaft zu haben. Sie begegnete fast jedes Mal auf dem Gange zur Kirche dem Ambrosio Crusca, aber sie wandte dann ihre Blicke nach einer andern Seite und that als bemerke sie ihn nicht. Diese Zeichen der Gleichgültigkeit oder gar der Verachtung konnten den Wunsch nach ihrem Besitze nicht aus seiner Seele verdrängen. Sie war ja nur, meynte er, durch Leo Tanni's Einflüsterungen, dem sie wahrscheinlich ihr Zusammentreffen mit ihm und den Inhalt der Unterredung vertraut hatte, zu einer größern Zurückhaltung veranlaßt worden; sie würde, stände sie nicht unter dessen Einflusse, gewiß nach reiflicher Ueberlegung seinem Vorschlage Gehör gegeben haben, und, sey es erst gelungen, sie auf irgend eine Weise von der Gemeinschaft mit den Ketzern loszumachen, so bleibe nichts anders zu erwarten, als daß sie bald das Bessere einsehen und sich ihm für Rath und That doch verpflichtet fühlen würde. Sein ganzer Haß war auf Leo gerichtet. Ihn feindlich zu verfolgen war sein Tagwerk, war das Sinnen seiner Nächte. Schon wenige Tage nach jenem vergeblichen Versuche, Baptista auf gütlichem Wege von ihren Verwandten zu entfernen, war das obenerwähnte Gerücht, das sie als eine Bedrängte und Verlassene schilderte, die nur in einem Abfalle von ihrem Glauben Rettung aus ihrer unglücklichen Lage sehe, in Umlauf. Blicke der Theilnahme und der Besorgniß ruhten auf ihr, wenn sie Morgens in der Kirche erschien, aber sie bemerkte sie nicht, denn sie hatte es sich zum Gesetz gemacht, auf nichts zu achten als auf die heilige Handlung und auf sich selbst, um nicht wieder durch die zudringlichen Geberden des wahrscheinlich anwesenden Ambrosio Crusca in ihrer Andacht gestört zu werden.

Auch Leo und seine Mutter ahneten nicht, daß viele ihrer Mitbürger, mit denen sie bisher im friedlichsten Einverständnisse gelebt hatten, jetzt mit Groll und Unwillen gegen sie erfüllt waren. Ihr Haus war den Müssiggängern verschlossen, welche üble Nachreden zu verbreiten pflegen, und ihre Freunde unter den Evangelischen, die sie sonst wohl bey sich sahen, hatten sich schon seit Baptista's Ankunft zurückgezogen. Leo selbst vermied in dieser bewegten Zeit, so viel es sein Geschäft erlaubte, mit irgend Jemand Umgang zu haben. Er beschränkte sich ganz auf sein Haus, wo es ihm die größte Freude gewährte, seine Mutter täglich mehr von ihrer Kaltsinnigkeit gegen das geliebte Mädchen zurückkommen zu sehen. Oft bemerkte er, wie Frau Anna sich selbst auf unwillkürlichen Aeußerungen einer mütterlichen Liebe gegen Baptista ertappte, und dann nur mit dem größten Zwange sich wieder in den strengen Ernst, den sie zeigen wollte, zurückfand. Das waren glückliche Vorbedeutungen, die ihn hoffen ließen, bald werde ein Band der Liebe die Mutter, die Geliebte und ihn umschlingen.

Eines Nachmittags trat er in das Zimmer der Mutter und fand diese bey besonders heiterer Laune. Sie bat ihn, sich neben ihr niederzulassen und sprach, nachdem sie den Sohn eine Zeit lang mit freundlichem Lächeln angesehen hatte, weiter:

„Leo, ich habe etwas auf dem Herzen, das mir Freude macht. Vor dir will ich es nicht länger bergen, denn es betrifft dich und dein künftiges Lebensglück, oder ich müßte mich sehr geirrt haben in meinen Beobachtungen."

Der Sohn schlug die Augen nieder; er konnte sich denken, daß jetzt von Baptisten die Rede seyn würde, er schmeichelte sich mit der Hoffnung, Frau Anna sey zu der Erkenntniß gekommen, daß unter Menschen, die überhaupt mit christlichem Sinne Gott in Wort und That verehren, keine Glaubensverschiedenheit statt finde.

„Ja, Leo," fuhr die Mutter fort, „es wird sich, wie ich jetzt Ursache habe zu hoffen, ein Mittel finden, unser aller Wünsche zu erfüllen, ohne daß das Mutterherz für dein besseres Theil zittern müßte, ohne daß du dich von deinen kindlichen Pflichten lossagst, ohne daß eine Andere störend zwischen dich und mich tritt. Du liebst Baptista. Das hast du mir selbst verrathen an jenem Morgen, als du sie zum ersten Male in unserm Hause sahest, das hat mich damals mit Schreck erfüllt, denn was mußte ich von dir halten, wenn du eine Feindin unseres Glaubens als deine künftige Hausfrau im Sinne trügest? Aber ich bin anderer Meynung geworden seitdem. Du wußtest gewiß damals schon, was ich erst jetzt einsehe. Baptista ist im Geiste der Unsrigen eine, sie denkt und handelt nach denselben Grundsätzen wie wir. Sie steht nahe am Lichte und es bedarf nur vielleicht noch einer kleinen Nachhülfe, daß sie ganz darin sey."

Leo sah Frau Annen zweifelhaft und fragend an. Wenn ihn auch ihre veränderte Ansicht von Baptista's Charakter sehr erfreute, so fühlte er sich doch durch eine Ahnung dessen, was die Mutter andeuten wollte, in einem nicht geringen Grade beunruhigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Alle Genüsse des Lebens fanden sich in Ripaille vereinigt und die Karthause war ein pays aux eaux. Daher

kommt der Ausdruck: faire ripaille, ein genußreiches, üppiges Leben führen. Allerdings eignete sich Ripaille sehr zu demselben, denn es gibt nichts Reizenderes als seine Lage am See, fast ganz mit hergender Waldung umschlossen, an einem klaren Fluß, dessen Wellen manches traute Gespräch behorcht haben sollen. So behaupten wenigstens Duclos und Voltaire. Der Genfer Senebier hingegen hat sich Amadeus angenommen. Nach seiner Meynung hat er ein sehr zurückgezogenes, gottesfürchtiges Leben in Ripaille geführt. Gewiß ist, daß alle Schriftsteller der damaligen Zeit, selbst der satyrische Poggis, mit Achtung von Amadeus sprechen.

Hinter Ripaille kömmt die Dranse, dieß unbändige Gebirgswasser, aus dem innern Land geströmt, und wenn sie unwillig ist, verbreitet sie Zerstörung und Grausen an ihren Ufern, die sie alle Augenblicke ändert, wegreißt und neu anschwemmt. Schon ihre trübe Erdfarbe und ihr Schäumen, mit dem sie in den See strömt, zeigt ihre wilde Weise. Vom Ufer sieht man deutlich die merkwürdige Brücke, die über sie führt, und die eine der längsten ist, die ich kenne. Auf vier-und-zwanzig Schwiebbögen ruht sie in einer Länge von 500', ist aber dabey so schmal, daß zwey Wagen nicht aneinander vorüber könnten, wenn in der Mitte der Brücke nicht ein Ausbau gemacht worden wäre, bey dem aber Fußgänger sehr ins Gedränge kommen, wenn zwey Wagen sich begegnen und ausweichen. Man sieht es der häßlichen Brücke wohl an, daß sie aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist. Aber so lange es nicht gelingt, den Strom in sichere Ufer einzudämmen und ihn zur Ordnung zu zwingen, auf daß er nicht heute in Wüsteneyen verwandle, was gestern noch blühende, baumreiche Auen waren, so lange dürfte es wohl schwer werden, eine bessere Brücke über ihn anzulegen.

Gleich nach der Dranse beginnt die reizende Anhöhe, die sich von hier immer mehr hinanzieht, und fast bis auf den Punkt fortläuft, wo Savoyen an Wallis gränzt. Schönere Vegetation als in diesem Lande habe ich nirgends gesehen. Wir alle konnten nicht müde werden, diese Größe und Fülle von Laub- und Blüthenkuppeln zu bewundern. Hier stehen die riesenförmigen Kastanien, deren Brüder sich nur in einigen Pyrenäenthälern und in des Aetna Waldregion finden. Mit ihnen wechseln gigantische Nußbäume, ernsteren Grüns, und darunter breitet sich ein Rasen hin, der solcher Bäume würdig ist. Wie malt sich das Alles so zauberisch auf das tiefe Saphirblau des See's und auf die herrlichen Berg- und Felsenwände, die sich von nun an immer mehr erheben!

Ganz in der Ferne, durch das Thor, wo die Dranse aus dem Binnenlande kommt, gewahrt man die schönen Berge des Abondance-Thals, das so wenig gekannt ist, und doch so vielfachen, ganz eigenthümlichen Reiz darbietet. Näher dem Vorgrund stellt sich über dem schönen Hügelrükken ein Berg mit Eichen hin, und von diesem ziehen sich düstre Nadelhölzer in die wilde Felsenregion der Dent d'Oche hinauf, deren Zacken der Dend du Midi, der Dend de Morcles, dem Col de Balme, und den Granitnadeln des Montblanc zuwinken. Die drey grünen Tinten zwischen dem Lichtblau des Himmels und dem Dunkel des Sees machen eine zauberische Wirkung, von deren großartigem Reiz das Auge in anmuthigen Baumgruppen ausruht, die sich ewig wechselnd wie des Meeres Wellen, immer neu, und nie sich wiederholend dicht am Ufer hinziehen, und da mit ihren mächtigen Aesten Laubgänge über die Straße bilden, die hier, seit Napoleon, eben und gefahrlos bis zum Montblanc hinläuft.

Beym Beginnen der Hügelwand liegen die Ruinen des Schlosses Publier, das den Uebergang über die Dranse hüten sollte, sich aber selbst nicht hat hüten können, denn die Berner nahmen und zerstörten es.

Dicht am See spiegeln sich die Bäder von Amphion in den Fluthen. Unter einem Ueberdach sprudelt das eisenhaltige, tonische Wasser hervor. In der Nähe zieht sich eine schöne schattige Terrasse und ein recht geschmackvolles Gebäude mit Säulengang hin. Es wäre wohl schwer, für Badende und Brunnentrinkende einen reizenderen Aufenthalt zu wählen.

Dreyviertel Stunden von dem anmuthigen Fleck liegt die zweyte Stadt des Chablais, das kleine Evian, dessen Mineralquellen in der neuesten Zeit bedeutenden Ruf bekommen haben, und nur sehr bedauern lassen, daß sie in der Stadt selbst liegen und nicht im Freyen am Seegestade, wie Amphion. In den schmutzigen, krummen Gassen leben gegen 1600 Einwohner von Holz- und Kleinhandel, von Feld- und Weinbau. Dazu kommen in neuester Zeit die Badegäste und so mancher Fremde, den die reizende Natur anzieht. Als eine eigene statistische Merkwürdigkeit von Evian kann angeführt werden, daß sich da die besten Wirthshäuser von Genf bis St. Maurice finden. Man ißt hier vortrefflich, was überhaupt von ganz Savoyen im Gegensatz mit den benachbarten Schweizerkantonen gerühmt werden muß. Das kleine Evian könnte Genf in dieser Beziehung in die Schule nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 20. August.

Die Vorlesungen des Hrn. A. W. v. Schlegel über Theorie und Geschichte der bildenden Künste hatten, wie es nicht anders zu erwarten stand, eine zahlreiche und glänzende Zuhörerschaft versammelt; glänzend nenne ich sie, denn auch Damen hatten sich eingefunden, obwohl nicht so zahlreich als im vergangenen Jahre zu den Vorlesungen des Professor Steffens über Naturphilosophie. Der Grund davon läßt sich nicht genau angeben; so viel ersieht man aber klar, daß die Berlinerinnen sich mehr zur Natur als zur Kunst hingezogen fühlen; sie sind nun einmal darin aufgewachsen. In seiner ersten Vorlesung erinnerte Hr. v. Schlegel an sein früheres Auftreten in Berlin

(im Jahr 1803), und wie seine damaligen Vorlesungen über die dramatische Literatur eine so günstige Aufnahme gefunden hätten; er nahm für seine dießmaligen Vorlesungen eine gleiche Nachsicht und Theilnahme in Anspruch. Einiges Bedenken erregte es, daß Hr. v. Schlegel die Anzahl seiner Vorlesungen anfänglich nur auf zwölf beschränkte, und doch darin nicht nur die Theorie der Baukunst, Skulptur und Mahlerey, sondern auch die Geschichte dieser Künste bey den Indiern, Egyptern, Griechen, Römern, Italienern, Deutschen, Franzosen u. s. w. vorzutragen versprach. Da indessen Hr. v. Schlegel einige Vorlesungen zugab, und fast immer anderthalb bis zwey Stunden sprach, so ist es ihm dennoch möglich gewesen, vollständiger zu seyn, als man anfänglich erwartete. Da der kleinere Saal der Singakademie die Zahl der Zuhörer nicht faßte, sah Hr. v. Schlegel sich genöthigt in dem großen Saale zu lesen, welcher über tausend Zuhörer faßt. Obwohl nun zu den Vorlesungen nicht viel über zweyhundert Theilnehmer sich eingefunden hatten, mithin der große Raum nicht zur Hälfte gefüllt war, so war man doch auf jedem Punkte des Saals im Stande den Redner vollständig zu verstehen. In Beziehung auf die Form waren diese Vorlesungen, (oder vielmehr diese Vorträge, denn Hr. v. Schlegel trug immer frey vor, ohne irgend etwas Geschriebenes vor sich zu haben) vollendet zu nennen. Als geborner Hannoveraner spricht Hr. v. Schlegel ein richtiges Deutsch, das um so wohlklingender wird, da er das Provinzielle des Dialekts abgelegt hat, und durch ein schönes Organ unterstützt wird. Zu dieser abgeschlossenen Form der Rede stimmte auch die äußere Erscheinung des Redners, der immer in dem gewähltesten Anzuge, den man fast Toilette nennen könnte, erschien. Man hat über die blonden Locken, über die Ringe und Spitzgeloken, über die brabanter Spitzen ꝛc. allerhand Witze gemacht, allein sie gehören so wesentlich zu der Eigenthümlichkeit des Hrn. v. Schlegel, daß wir ihn uns nicht anders denken können. Nur mit zu gutem Grunde hat man deutschen Gelehrten von jeher Schmutz und Cynismus zum Vorwurfe gemacht; warum soll es uns nicht lieb seyn, einmal einen deutschen Professor zu sehen, der nicht umsonst die Boudoirs der Pariser Damen besuchte. Was den Inhalt der Vorlesungen betrifft, so war man hierüber nicht so einig wie über die Form, und dieß wohl vornehmlich aus dem Grunde, weil man den Gesichtspunkt nicht genau ins Auge faßte, von dem aus Hr. v. Schlegel diese Vorlesungen hielt. Vornehmlich waren es die hiesigen Künstler, die ihn veranlaßt hatten, die Vorlesungen zu halten; auf sie nahm er daher insbesondere Rücksicht. Da man nun bey dem Künstler im Allgemeinen nicht tiefere Einsicht in das Wesen und die Bedeutung der Kunst und der Kunstwerke voraussetzen kann, so sprach auch Hr. v. Schlegel über die Theorie der Kunst und des Schönen oft ausführlicher und breiter, als es diejenigen Zuhörer wünschen mußten, die sich schon mehr mit Aesthetik und Kunstphilosophie beschäftiget hatten. Von allgemeinerem Interesse waren die Vorträge über die Geschichte der Künste; hier war der Stoff reichhaltiger, und die Bekanntschaft des Hrn. von Schlegel mit den Kunstwerken der alten und modernen Welt gab ihm Gelegenheit zu den interessantesten Mittheilungen. Die Aufschlüsse, die er über Indien gab, waren wohl für die meisten Zuhörer ganz neu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, August.

(Fortsetzung.)

Die letzte Gastdarstellung der Mad. Krelinger-Stich war:

Phaedra,

nach meiner Ueberzeugung auch die großartigste, indem sie, weit entfernt auf starke Wirkungen auszugehen, das Bild der schuldvollen, in sich selbst untergehenden Liebe mit einer Wahrheit, aber zugleich auch in dem Lichte darstellt, der dasselbe dem Häßlichen entzieht. Auf Phädra lastet, wie uns der Dichter glauben machen will, eine, von der strafenden Venus angefachte Gluth. Sie blickt aus ihren halbgeschlossenen Augen, glüht fieberhaft auf ihrer Wange, athmet in dem unruhigen Wogen ihres Busens, und droht, wie ein im Innern des Körpers rinnendes Gift, den Bau zu zerstören. Phädra empfindet die Qual dieser Liebe um so gewaltiger, da sie ihr Geheimniß ist. Ihr erstes Erscheinen deutet uns dieses Geheimniß, noch ehe es über ihre Lippe tritt; denn es zeigt uns den Anblick der in Liebesgluth verschmachtenden Königin, die „schon allzulang ein schuldvoll Daseyn nährt." Aber es ist nicht das Verschmachten einer kraftlosen, in sich zerfließenden Natur, es ist der Brand gewaltiger Leidenschaft in einem gewaltigen Herzen, einer Leidenschaft, der das Bessere in ihr widerstrebt, die erst im Drange verwickelter Umstände offen heraustritt, und sich mit einer furchtbaren Gewalt gegen sich selbst kehrt, in welcher sie das feindliche Wirken einer höhern Macht erkennt. Wir sehen eine, zur Liebe geschaffene Natur durch Liebe fallen, ihre Aeußerungen umkleidet daher der Reiz der Liebenswürdigkeit selbst da, wo wir sie mit dem Schauer betrachten, mit welchem uns der Anblick eines zerstörenden Brandes in dunkler Nacht erfüllt. Hiermit spreche ich den Gesammteindruck von dem Spiele unserer Gastdarstellerin aus, von welchem man doch behaupten kann, daß es allein durch deutsche Auffassung diese Weise gewonnen habe.

Im ersten Akt erscheint uns die Qual der zurückgehaltenen Leidenschaft, welche sich scheut an das Licht des Tages zu treten, aber durch Vertraulichkeit herausgelockt und zum Bekenntniß gebracht wird; (Racine hat auf die Vertraute mehr Gewicht gelegt, als ihr irgend eine Schauspielerin geben kann). Zuerst spricht sie mit halbunterdrückter Stimme. Oenone dringt in sie, das Geheimniß mitzutheilen; sie zögert noch, und die Verwirrung der Scham erpreßt ihr den Ausdruck: „Gott, was will ich ihr sagen, und wie will ich's!" Die Erinnerung an Venus Haß gegen ihren Stamm bahnt gleichsam der Erdffnung den Weg. Oenone fragt errathend: du liebst? Phädra drängt in einem Worte alle Kraft ihres Gefühls hervor, als wollte sie sich dieser Bürde entledigen. Mit erschütternder Gewalt und gleichsam abwendender Geberde sprach die Künstlerin das Fürchterliche: „der Liebe ganzer Wahnsinn rast in mir." Nun dieß ihren Lippen entgangen ist, drängt sich das übrige Geheimniß mit dem selbstquälenden Vorwurf, daß es ein Sprößling feindlichen Geschlechts sey, in unruhiger Eile nach. Noch vermeidet sie seinen Namen zu nennen, gleichsam als fürchte sie die ganze Klarheit dieses Geheimnisses. Mit Eil, und gleichsam furchtbewegt, sprach Frau Krelinger die Worte; „du nanntest ihn, nicht ich!" Die folgende Erzählung, die wegen des, in derselben sichtbaren Widerstrebens gegen die strafbare Leidenschaft das Verbrechen Phädra's in den Augen des Zuschauers mehr mildert, als er an Venus Zorn zu glauben pflegt, wurde so vorgetragen, daß sie in dem theilnehmenden Zuschauer vollkommenen Glauben erzeugte. Phädra ist zum Tode entschlossen, da kommt die Nachricht von des Gatten Untergang, von dem sich ihr Herz längst abgewendet. Oenone schürt in ihrem Herzen die Funken der Hoffnung an; Phädras Blick wird ruhiger, er sagt, daß sie nun freyer ins Leben schauen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. September 1827.

Und nicht allein der Mensch erfreut sich wieder,
Erholt sich jetzt von allem was er litt;
Nein, auch die Erd', in deren kranke Glieder
Die dürre Gluth so manche Wunde schnitt,
Schlürft gierig jetzt den kühlen Regen nieder
Und theilt ihn bald den tiefsten Adern mit,
Und strömt die reiche Nahrung, ohne Säumen,
Dem Grase zu, den Blumen und den Bäumen.

J. D. Gries, nach Tasso.

Ein Abend unter Arabern *).

Durch Pachos Reise nach Marmarika und Cyrenaika wird die Erdkunde, namentlich die alte Geographie, viel gewinnen. Aber auch an gemüthlichen und malerischen Schilderungen fehlt es diesem interessanten Werke nicht. Der Reisende kommt am eilften Tage nach seiner Abreise von Alexandrien beym Catabathmus parvus der Alten an die Hügelreihe, welche sich durch die Wüste vom Strande bis zur Oase des Jupiter Ammon hinzieht; er lagert Abends bey einem vom Regen gebildeten Bache, und beschreibt hier folgende lebendige Scene:

„Die beyden Ufer des Baches waren mit den Lagern der Araber bedeckt; die dunkle Farbe ihrer Zelte stach stark gegen das matte Grün des aufsprießenden Rasens ab. Die Natur begann gerade sich aus der Erschlaffung aufzuraffen, in der sie hier neun Monate lang schlummert, und der Regen drang in die Spalten des von den glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne verhärteten Bodens. Man hatte dieses Regens mit Ungeduld gewartet, und sein Eintreten wurde mit freudigem Entzücken von den Arabern gefeyert, die auf einem Landstriche herumschweifen, wo kein Strom fließt, wo keine Quelle sprudelt. Wie anziehend ist das Schauspiel, das diese Menschen in diesem gesegneten Zeitpunkte gewähren! Sämmtliche über den Landstrich zwischen Alexandrien und dem Meerbusen von Bomba zerstreuten Familien setzen sich in Bewegung; man fragt sich nach dem Orte, auf den die Vorsehung zuerst ihren Segen ausgegossen, man eilt hinzu, Kameele und Stuten werden untereinander an den Pflug gespannt; bald ist die Erde mit Furchen durchzogen und nimmt das Korn auf, das nächst der Milch die Hauptnahrung dieser zwar barbarischen, aber gastfreundlichen, einfachen Völker ausmacht. Der vom Regen gebildete Bach hatte die große Menge Araber, die wir an seinen Ufern fanden, hergelockt. Ihre Freude war so groß, daß sie selbst in ihren Arbeiten sichtbar wurde; hier rüstete man das Ackergeräthe, dort maß man das Korn zur Aussaat, und alles dieß mit einer Lebendigkeit, Lustigkeit, die man bey diesen von Natur ernsten, schweigsamen Menschen selten findet. Besonders schien auch in die Heerden ein ganz neues Leben gekommen zu seyn: man sah das kleine Vieh um den Bach hüpfen, sich um die Gesträuche drängen, während das geduldige Kameel, im Gefühle der Erfrischung seiner Masse und seiner Gewohnheit vergessend, in der Ebene schwerfällige Sprünge machte. Und diese Zufriedenheit der Menschen, dieses Wohlseyn der Thiere rührte von einem Anblick her, der bey uns so gewöhnlich ist, von ein wenig sprießendem Grün, von einem Wasserspiegel im dürren Lande! Zufriedenheit stimmt auch bey den wildesten Völkern zum Wohlwollen, und so wurden wir von diesen Hirten gut aufgenommen. Meine Eigenschaft als Christ

*) Aus Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaique etc. par Pacho.

machte keinen schlimmen Eindruck; ich sagte, wir gehen in Handelsgeschäften nach Derne und sie schienen es zu glauben. Ja, der Scheik des Lagers feyerte unsere Ankunft durch ein glänzendes Mahl; nach dem alten, von diesen Nomaden stets beobachteten Brauche ließ er ein Schaf schlachten, das den Gästen ganz vorgesezt wurde. Ibrahim, so hieß der Scheik, behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und einem Freymuth, an die mich die Araber noch nicht ganz gewöhnt hatten; ich hatte hier wieder Gelegenheit zu der Bemerkung, daß die Begriffe dieser Menschen um so richtiger sind, je beschränkter sie durch ihre Erziehung und ihre Lebensweise bleiben. — Die Plane Muhamed-Alis und besonders seine Organisation der Nizaie-el-djedid (Truppen nach europäischer Art) waren der Gegenstand der Unterhaltung sämmtlicher Bewohner der Gegend. Ibrahim machte eben verschiedene sehr treffende Bemerkungen über die Ereignisse in Egypten und ihre möglichen Folgen, da nahmen anziehendere Gegenstände als das politische Gespräch des Scheiks meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Während die ältern Frauen die Zurüstungen zum gastlichen Mahle machten und Teppiche im Zelte ausbreiteten, zerstreuten sich die Mädchen, nachdem sie ihre wallenden Gewänder aufgeschürzt, in der Umgegend, um trockenes Gras und Gesträuch, das einzige Brennmaterial, wo es keine Bäume gibt, zu sammeln. Ich verfolgte die raschen Bewegungen der schlanken Gestalten, wie sie linkisch und doch so anmuthig hin und her gingen oder vielmehr liefen; ich lauschte mit Lust ihren Gesängen, deren starken Töne zu jungfräulichen Stimmen nicht paßten. Wie es bey ihnen immer Sitte ist, sagte eine das Lied ganz her, die andern wiederholten blos den Refrain; während jene nach einer einfachen, wenig wechselnden Weise die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers für Fatme, die schönste Blume der Wüste, besang, die aber einem feindlichen Stamme angehörte; während sie den Liebenden schilderte, wie er, einsam in seinem Zelte, unempfindlich geworden ist für die Rache, untreu dem Gesetze des Bluts, und seine Stute ungepflegt irren läßt im Thale, unterbrachen sie die andern von Zeit zu Zeit mit dem einstimmigen Rufe: Hia alem! Hia alem! o Liebe, Liebe! — Der Gesang war zu Ende, das lachende Gemälde, das vor meinen Augen ausgebreitet lag, verschwamm in der Nacht; noch nie hatte die Einfachheit, ja ich möchte sagen Glückseligkeit der arabischen Lebensart so tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich saß in Gedanken versunken, als mich Ibrahims Stimme aufrüttelte und das Bismillah*) uns zum Mahle rief. Sämmtliche Vornehme des Lagers wohnten dem Feste bey, und während beym Scheine der Feuer der Scheik gravitätisch den Vorsitz führte, reichten uns die jungen Mädchen, wie Cariatiden gekleidet, das große Milchgefäß, aus dem alle der Reihe nach tranken."

*) Das erste Wort des Tischgebets der Muselmänner.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

„Das gottgefällige Werk mußt du übernehmen, Leo!" hob nach einer Pause, in der sie vergebens auf eine Erklärung von Seiten des Sohnes gewartet hatte, Frau Anna wiederum an. „Dann kannst du dich rühmen, dir die Hausfrau durch die Kraft der Religion gewonnen zu haben, dann bist du sicher, eine liebevolle Lebensgefährtin zu besitzen, denn sie hat dir das Höchste, die Rettung ihrer Seele, zu verdanken. Ja, mein Sohn! der Himmel selbst hat dich zu diesem Werke berufen, indem er zugelassen, daß dein Herz von Liebe zu der Katholikin ergriffen worden. Gehe muthig und mit Gottvertrauen daran. Schwer wird es dir nicht werden, denn ihre Gesinnungen und Handlungen sind schon ganz evangelisch, sie hat mir sogar einige Male unaufgefordert aus der heiligen Schrift vorgelesen, und war sichtbar ergriffen von dem göttlichen Worte. Vollende ihre Erlösung; führe sie ganz ein zum Lichte."

„Verstehe ich Euch recht, Mutter?" fragte in seltsamer Spannung Leo: „Baptista soll abfallen von ihrer Religion? Ich soll sie dazu bewegen?"

„Ja, mein Sohn!" versetzte ruhig Frau Anna. „Sie wird, ich bin es überzeugt, ohne großen Widerstand von Dem ablassen, was noch an Irrthümern in ihr ist; sie wird die falsche Lehre gern verwerfen, um die rechte anzunehmen."

„Nimmermehr!" rief Leo heftig bewegt; er sah eine schöne Täuschung verschwinden, der er sich hingegeben hatte, und ein bitteres Gefühl bemächtigte sich seines Innern. „Nimmermehr!" rief er noch einmal. „O wie verkennt Ihr doch mich, und sie und Euch selbst, Mutter. Baptista sollte im Stande seyn, das Andenken ihrer Eltern zu beschimpfen, indem sie den Religionsdienst verläugnete, in welchem jene sie auferzogen? Ich sollte niedrig genug von ihr denken, sie dazu überreden zu wollen? Euch wäre es möglich sie mehr zu lieben, sie höher zu achten um einer Handlung dieser Art willen? Nimmermehr, Mutter! Weder das eine noch das andere wird geschehen, und ich sehe eine Zeit kommen, in der Ihr Euch selbst Vorwürfe darüber machen dürftet, dem edeln Mädchen nur den Gedanken an eine solche Verletzung der kindlichen Ehrfurcht zugetraut zu haben."

Frau Anna war verwirrt und sah betroffen vor sich hin. Von dieser Seite hatte sie die Angelegenheit, die ihr so sehr am Herzen lag, noch nicht betrachtet. Doch glaubte

Digitized by Google

sie für eine gute Sache zu streiten, und war eben im Begriff dem Sohne zu erwiedern, daß also nach dieser Ansicht Baptista verloren seyn und bleiben müsse, wenn sich gleich ihre Seele der bessern Erkenntniß geöffnet habe, als plötzlich mit Geräusch die Thüre des Zimmers aufgestoßen wurde, und das Mädchen selbst mit allen Zeichen der lebhaftesten Beängstigung herein eilte. Ihr schönes Haar hing verwirrt über die Schultern herab, ihr Antlitz war leichenblaß, ihre Glieder zitterten, und aus ihren irrenden Blicken sprachen Furcht und Entsetzen. Ihr auf dem Fuße folgte ein langer, hagerer Mann in Priesterkleidung, dessen tief gefurchten Gesichtszüge, dessen wild rollendes Auge ein eben so leidenschaftliches als hartes und unbeugsames Gemüth verkündigten. Leo erkannte ihn sogleich und versprach sich von seiner Erscheinung nichts Gutes. Es war Pater Malteſta.

„Schüzt mich vor Diesem!“ rief Baptiſta, die zu Frau Anna's Füßen niedergesunken war und ihre Hände mit Thränen benezte. „Er will mich fortschleppen aus Eurem Hause; er maßt sich ein Recht über mich an, das ich nicht anerkenne, er droht mit Bann und Fluch, wenn ich seinem Begehren nicht willfahre —“

„Folge mir, Verblendete!“ donnerte Malteſta und streckte seine Rechte nach der Knieenden aus. „Dein Aufenthalt ist nicht in diesem Hause der Sünde, wo dich schon der verruchte Geist der Belialskinder angesteckt hat. Für diese ketzerische Brut wird es noch Scheiterhaufen geben, aber du sollst der heiligen Kirche erhalten werden, die ihre Rechte auf dich durch mich geltend macht. Folge mir sogleich, oder Beichte und Absolution werden dir versagt bleiben, so lange du in Gemeinschaft lebst mit dieser Verworfenen, vor der du dich nicht schenest zu knieen gleich einer Heiligen, und mit diesem Gotteslängner, dessen Namen wohl gemerkt und dessen Haupt bereits schwer bezeichnet ist.“

„Gott sieht mein Gewissen!“ sagte Baptiſta ruhiger, indem sie, als befinde sie sich nun unter einem Schuze, dem sie vertrauen könne, ihr Haupt muthig erhob und dem Priester in das glühende Auge blickte. „Ihm stelle ich es anheim mich zu richten, wenn ich dadurch sündige, daß ich bey meinen Verwandten bleibe.“

„Du sollst mit,“ wüthete der Pater, und trat ihr näher. Da drängte sich Leo, den dieser Bruch seines Hausfriedens, und die Beleidigung, welche Malteſta gegen seine Mutter ausgestoßen, doch empörten, zwischen den Fanatiker und Baptiſta, und sprach mit mühesam errungener Kälte, aber auch mit einer Festigkeit, die keinen Zweifel über seinen einmal genommenen Entschluß übrig ließ:

„In meinem Haus dulde ich keinen Zwang. Wollte meine Base es verlassen und Euch folgen, so stände es ihr frey. So aber, Ihr habt es selbst gehört, ist dieser Aufenthalt ihren Wünschen entsprechend, und sie will Euch nicht begleiten. Darum keinen weitern Versuch einer Gewaltthätigkeit, oder, verlaßt Euch fest darauf, ich werde Mittel finden, den Ueberlästigen, der sich hier eingedrängt hat, auch wider seinen Willen zu entfernen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Royaliſtiſch.

Ich höre von Pinseln
Stets klagendes Winseln,
Von Allerweltshelfern
Stets tadeln und helfern,
Von Oben stets sagen:
Nur drein geschlagen!
Revolutionen
Und Konstitutionen,
Tribunengeschwätze
Und Zwangsgesetze,
Vergebne Bemühung
Ohn' Prinzenerziehung!

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden bey Raſtadt, Ende August.

So wie die Masse der Aerzte bald durch Magnetismus, bald durch Blutegel, bald mit dieser Theorie, bald mit jenem Präparat alle und die verschiedensten Krankheiten zu heilen versucht, so kommt auch bald dieser, bald jener Kurort vorzugsweise in die Mode, und heute ist es Doberan, morgen Ems oder Karlsbad oder Pyrmont, wohin die Badegäste wallend strömen. Nicht ungern hören es die Mediciner, wenn man ihre Wissenschaft eine Kunst nennt; und da es keine Kunst gibt, die nicht mehr oder weniger der Mode unterworfen wäre, so werden sie sich auch diese Konsequenz gefallen lassen. Aber außer der Kunst gibt es noch bekanntermaßen eine Natur; und diese ist es, der Baden-Baden das Glück zu danken hat, nicht unter den launigen Ordonanzen der Mode zu stehen; ja, Trotz derselben, vermehrt sich hier mit jedem Jahre die Zahl der Gäste. Von welchem Bade werden nicht wunderbare Genesungen erzählt? in welchem Brunnenhause sind nicht aufgehängte Krücken zu sehen? Dergleichen fehlt hier wahrlich nicht. Das hiesige Wasser verhält sich zu dem Bade von Wiesbaden, wie dieses zum Karlsbad, welches leztere auch hier, mit Hülfe der natürlichen Wärme, im heißen Quell selbst vortrefflich bereitet wird, während dem ein dicht dabey befindlicher bedeckter Säulengang mit der herrlichsten Aussicht den Brunnengästen den bequemsten Spaziergang gewährt. Zugleich wird der Dampf des 54 Grad heißen Wassers aufgefangen und in vielen Zimmern eines eigenen Gebäudes vertheilt, wo die Einrichtungen so getroffen sind, daß die Kranken natürliche Dampfbäder nehmen können, theils ganze, theils partielle für jedes einzelne leidende Glied. In der Ebene befinden sich Stahlbrunnen zur stärkenden Nachkur der Badenden, so wie für diejenigen, die weder das Eine noch das Andere bedürfen, wohleingerichtete Flußbäder. Alles dieses mag an andern Badeorten eben so gut, vielleicht auch kräftigwirkender vorhanden seyn; wo aber ist diese liebliche Natur, diese Mannigfaltigkeit der Gegend, dieses Klima, diese Vegetation, diese

reine wohlthätige Luft zu finden? Schickt man doch Nerven- und Brustkranke hieher, nicht um zu baden, nicht um zu trinken, sondern einzig nur, um diese milde, mit Nadelholzdüften geschwängerte Luft einzuathmen! Die meisten Bäder, in engen Flußthälern gelegen, haben ein oder zwey Spaziergänge im Gebirge, wo man aufstimmend ermüdet, und ihrer bald überdrüßig wird. Hier kann man vier Wochen verweilen und jeden Tag einen andern Spaziergang machen; stundenlang kann man in der Ebene, thalauf- und thalabwärts gehen und fahren, und sich bey jeder Wendung einer neuen, immer schönern Aussicht erfreuen; wer nicht weit gehen will, braucht nur, auf bequemem Pfade den zehnten Theil des nächsten Vorgebirges zu ersteigen, um gegen Südost das breite, reichbebaute Thal zu überschauen, gegen Nordwest die freyeste Aussicht über den silbernen Rhein hinüber, und vierzehn Stunden weit in die sanftaufsteigenden Vogesen zu genießen. Malerischer als die Stadt selbst kann kein Badeort liegen. An schöner üppiger Waldeinsamkeit, an den großartigsten Burgruinen, an wilden Felsthälern mit lieblichem Wasserfalle fehlt es nicht; so daß Personen, die eben aus Italien und der Schweiz kommen, im Vollgefühle der Ueberraschung gestehen, keinen Ort gefunden zu haben, der, so wie Baden, in einem Umkreise von vier Stunden so mannigfaltige Naturschönheiten in einem so glücklichen Klima vereinigt. — Nun aber geschieht es leider nur zu häufig, daß gerade da, wo die Natur ihre schönsten Gaben in reichster Fülle darbietet, jeder Genuß verleidet wird durch hundert und hundert, bald nöthige, bald unnöthige, stets aber quälende und neckende Einrichtungen. Sie sollen hier nicht näher bezeichnet, und nur gesagt werden, daß sie zum Besten des sogenannten Ganzen stattfinden, jedem Einzelnen aber so zur Last fallen, daß Alle darunter leiden, und keiner sich des Gedankens erwehren kann: Wie doch die Menschen die Natur verderben! — Von solchen quälenden und quängelnden Einrichtungen ist jedoch hier keine Spur zu finden. Wie streng und rauh, stets und Alles milde gönnend, wie hier die Natur, so ist auch die Regierung. Da ist gar keine Rede von Visitation, Legitimirung, Examen, von verbotenen und steuerbaren Lebensbedürfnissen, von gezwungener Wohlthätigkeit, und wie die gewaltigen Verbote und Gebote alle heißen mögen. Nur durch die überall herrschende Ruhe und Ordnung und Sicherheit, durch die schönen, zum Nutzen und Vergnügen errichteten Bauten, durch die herrlichen Anpflanzungen, und durch die wohlgehaltene Wege und Pfade nach allen Richtungen hin, fühlt man es, daß man unter einer vorsorgenden Regierung lebt; sie selbst aber ist nirgends zu schauen. Gleich einer edeln und weisen Wirthin verbirgt sie sich eben in Ruhe und Ordnung, anstatt, wie eine thörichte Hausfrau immer in Bewegung zu seyn, immer zu viel zu thun, und überall störend in den Weg zu treten. Selbst eine öffentliche Spielbank duldet die Regierung. Was auch Moralisten gegen eine solche, und mit Recht, sagen mögen, so gibt es doch Uebel in der Gesellschaft, die nur dann aufhören werden, wenn die Menschen überhaupt gesitteter werden. Sie durch Strafgesetze vertilgen wollen, hieße sie nur in den Schooß des Geheimnisses zurückdrängen und noch gefährlicher und unsittlicher machen. So ist es mit den Spielbanken in Badeorten. Wo sie öffentlich verboten sind, findet man meistens heimliche, sogenannte Stubenexekutionen, wo nicht selten eine Gesellschaft falscher Spieler mit leidenschaftlichen Neulingen und Unmündigen ihr verderbliches Unwesen treibt. An der öffentlichen Bank ist die Moralität wenigstens in so weit gerettet, als weder ein bestehendes Verbot übertreten, noch falsch gespielt wird. Auch der Vorwurf, den man der französischen Regierung macht, daß nämlich die Abgaben der Spielbanken im Budjet figuriren, ist hier durchaus nicht anwendbar. Zwar zahlen auch die hiesigen Spielunternehmer eine bedeutende Steuer, aber nicht ein Kreuzer davon fließt in die Staatskassen. Theils wird dieses Geld für das Armenbad, theils für die Verschönerung des Orts und der Umgegend, für Bauten, Anpflanzungen und Wegebesserung verwendet, so daß man hier nicht von Betteley belästigt wird, alljährlich neue und überraschende Anlagen findet, und das spielende Publikum doch in etwas für sein verlorenes Geld sich entschädigt sieht. Auf diese Weise ist vor vier Jahren das sogenannte Promenadehaus entstanden, das, hinsichtlich seiner Größe und seines edeln Styls, wohl eher den Namen eines Pallastes verdient; ein Gebäude mit drey großen Zimmern und einem Saal dient zum Tanz und zur Wirthstafel; durch einen Säulengang, unter welchem sich Kaufläden befinden, ist dieses Gebäude mit dem Mittel- und Hauptbau verbunden. In diesem befinden sich die Zimmer des Restaurateurs, die Gesellschaftszimmer und der große und mächtig hohe Spielsaal, in welchem mehrere Hundert Menschen sich bequem bewegen können. Längs dem Mittel- und Hauptseingang läuft ein erhöhter Peristyl, zu welchem bequeme Treppen führen, und von welchem man die schönste Aussicht auf die amphitheatralisch gelegene Stadt genießt, hinter welcher sich der waldbewachsene Schloßberg erhebt, dessen Gipfel die großartige Ruine der alten Stammburg Badens krönt. An dieses Hauptgebäude schließt sich wieder ein Säulengang an, wo sich eine Kunst- und Buchhandlung, eine Leihbibliothek und ein Lesezimmer finden, in welchem politische und literarische Journale der drey Sprachen aufliegen. Und dieser Säulengang verbindet mit dem Hauptgebäude das Schauspielhaus, das nett und freundlich, aber freylich so klein ist, daß es sich nicht zu Spektakelstücken eignet. Es gibt indessen Leute, die auch dieses für einen Vorzug halten; und es ist wohl möglich, daß irgend Jemand den Heldenmuth gehabt hat, hier laut auszurufen: O, wenn doch alle kleinen Bühnen klein, und nur ein Paar große groß wären!! — Doch fort mit den unbequemen Kritikern, hier aus diesem paradiesischen Thale, wo eine vorsorgliche Einrichtung in Verbindung mit der schönsten Natur beyde Alles gethan haben für Gesundheit, Bequemlichkeit und mannigfaltige Unterhaltung der Erholung und Genesung suchenden Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 210.

Nachdruck.

Räthsel,
nach dem Französischen.

Einst an Europens Krankenbette
Sprach ein hispan'scher Arzt: ich wette,
Das neu' Regime, auf das man jetzt
Die arme Jungfrau hat gesetzt,
Um ihre Krämpfe zu kuriren,
Wird noch zu Recidiven führen;
Homöopathisch ist die Kur.
Half trau' ich der Methode nur.
Ein Ding, es führt denselben Titel
Wie jenes mir suspekte Mittel,
Ist bey der Donna ruinirt.
Drum wird am besten ordinirt:
An Magen, Brust und ins Genicke
Blutegel hunderttausend Stücke.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. September 1827.

Es hieß aus dieſes Chaos alter Nacht.
Der Herr, ſo weit des Lemans Fluthen wallten,
Voll ſanfter Anmuth, voll erhabner Pracht,
Sich zauberiſch dieß Paradies entfalten:
Dieß ſtolzumthürmte Land, gleich Tempes Flur
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergoſſen;
Dieß Wunderwerk der göttlichen Natur
Von Schönheit, wie vom Glanz der Sonn', umfloſſen.
v. Matthiſſon.

Die Savoyiſchen Ufer des Genferſee's.

(Fortſetzung.)

Das Dampfboot hielt abermals an, und mehrere von unſern Herrn und Frauen ſtiegen aus, ich aber blieb an Bord, weil ich von hier eine allgemeine Ueberſicht der Schweizerküſte aufnehmen wollte. Man hat Recht, Evian für den ſchönſten und am weiteſten herrſchenden Punkt des ſüdlichen Ufers zu halten. Da liegt das ganze waadtländiſche Geſtade in einer Ausdehnung von zwölf Lieues. Der Jura, welcher vorhin Thonon gegenüber lag, iſt nun in nebligte Ferne zurückgetreten, aber der Mont Jorat, der ſich von der Jurakette nach Südoſten herunterzieht, läuft wie ein hoher Bord um den See herum, und krönt mit ſeinen Hügeln, Abdachungen und Wellenlinien das Amphitheater von Städten, Dörfern und lachenden Landhäuſern, das ſich vom Seeufer bis hinauf in immer wechſelnder Mannichfaltigkeit erhebt. Rechts aber bauen ſich die Waadtländiſchen und Freyburgiſchen Alpen in reizenden grünen Tinten auf. Felſenwände, Zähne und Zacken ragen herüber und kündigen ſchon an was weiter öſtlich folgt, wo die Natur immer kühner wird und ſich am Ende titaniſch in Schneegipfeln zum Himmel erhebt, der ſeit Jahrtauſenden dort die Nähe der Jungfrau, des Schreckhorns und des Finſteraarhorns duldet.

Während ich ſo zeichnete, und neben mir eine junge Dame aus Lauſanne mit Farben die Abſtufungen ihres Bildes andeutete, bereitete ſich uns ein gar eigenthümlicher Anblick, der auch nicht ohne maleriſchen Reiz war. Die guten Savoyarden waren ſchon von Thonon aus durch die Annäherung des Winkelried und ſein Kanonieren ganz wirre geworden, denn ſie hatten noch nie ſein Inneres geſehen. Des Schiffes Verweilen an ihrer Küſte war dazu die beſte Gelegenheit. Ehe wir es uns verſahen, waren wohl zehn Kähne voll Menſchen in See und ſteuerten auf unſer Schiff zu. Im Anfang begnügten ſie ſich damit, um das Boot herumzufahren und neugierig durch die offenen Lucken in die Salons zu ſehen. Was aber erblickten ſie da? große Spiegel, Kronleuchter, Bronzen, Marmortiſche, darauf eine Menge appetitlicher Dinge, Paſteten, gebratenes Geflügel, Früchte, Weinbouteillen und Gläſer in Menge, kurz — das irdiſche Paradies. War es nun zu verwundern, daß die Leute alles Gleichgewicht verloren? Wir wenigen Männer, die wir an Bord geblieben, ſelbſt der Kapitän war an's Land gegangen, hatten alles mögliche zu thun, um eine förmliche Euterung zu verhüten, denn alle wollten auf einmal herauf, und wirklich ſtiegen auch die jungen Leute, ſelbſt Mädchen, an den Lucken, Gallerien und Geländern heran. Drey Jahre früher hätten ſie das um alles in der Welt nicht gewagt. Denn als der Wilhelm Tell zuerſt an der ſavoyiſchen Küſte vorüber fuhr — Bonſtetten hat dieß ja ſo hübſch im Morgenblatte beſchrieben — lief Jung und Alt in die Kirchen und läutete Sturm, denn man hatte ihnen geſagt, in dem Schiffe ſtecke der Gott-ſey-bey-uns und der treibe es, darum finde ſich dergleichen Schiff auch in keinem chriſtkatholiſchen Lande ꝛc.

Nun aber hatte sich die Furcht gelegt, um ungebändiger Neugier Platz zu machen. So waren in einem Augenblick wohl achtzig Savoyarden jeden Alters, selbst alte Frauen und Männer an Bord und hatten große Lust hinunter zu dem Mechanismus zu dringen, wo, wie sie sagten, die chose sitze. Der englische Mechanikus schloß aber die Thür schnell zu, so daß sie nur durch die offenen Jalusien hinabsehen konnten, was ihnen aber bald wegen der Hitze verging, die da heraufqualmte. Nun wandte sich der Haufe zu den Salons, zu dem Zaubersaal, den sie schon von fern erblickt. So laut und ungestüm sie kurz vorher gewesen, so stumm und verdutzt waren sie nun. Da stand ein Trupp Frauen und Mädchen, ja auch kleine, vor den mächtigen Spiegeln und drängten sich Eine die Andere weg an einen andern. Das war ein Drehen und Wenden, und zurück und vor sich und zur Seite Schauen! Wären die Meisten nicht so häßlich gewesen, ich hätte an Südseeinsulanerinnen gedacht, die zum ersten Mal in ihrem Leben in den Spiegel sehen. Die hübscheste von ihnen war dießmal auch die klügste. Beym Eindringen in den Salon setzte sie sich gleich still nieder, um das Ganze recht behaglich zu beschauen; und erst als alle Uebrigen sich satt begnckt hatten und wieder hinaufgingen, trat sie ganz allein vor den großen Spiegel und machte — wohl zum ersten Mal in ihrem Leben — Bekanntschaft mit ihrer ganzen Person. Die Männer hielten sich mehr an den Anblick der Bouteillen, besonders aber an das reich mit Silberwerk besetzte Buffet. Sie dachten dabey wohl auch dieß und das. Unser Restaurateur und seine Kellner machten aber gar zu scharfe Augen. Einem unserer Matrosen, einer engherzigen Seele — denn der Dampf macht dergleichen nicht weiter wie die papinianischen Töpfe — war bey dem Ankommen und ungeladenen Heraufsteigen so vieler Savoyarden unheimlich und angst für sein Schiff geworden, weil die armen Leute nun einmal übel bey den reichen Genfern angeschrieben stehen. Er mußte daher nichts Klügeres zu thun, als die zwey Coronaden, die am Vordertheil des Schiffs angeschraubt sind, loszubrennen. Nun denken Sie sich den Schreck derer, die ausgestiegen und an's Land gegangen waren, zumal des armen Kapitäns, der bey seiner jungen Frau saß, die in Evian das Bad braucht. Alles kam nun in Hast herunter zum Hafen gestürzt und dachte, das Schiff stehe im Brand, Andere meynten, es werde geplündert, da sie die vielen fremden Menschen an Bord sahen, und hatten eigentlich gar nicht recht Lust herüber zu kommen, um sich auch plündern zu lassen. Der Kapitän war wirklich zu bedauern; er wollte, er mußte an Bord. Dieß schien aber unmöglich, wenn er nicht heranschwamm, denn unsere savoyischen Enterer hatten alle Boote von Evian und sogar das unsrige in Beschlag genommen, und diese schaukelten wie eine kleine Flotte von Schiffs-Embryonen um den Winkelried her. Der Mann dauerte mich, und doch war das Ganze gar komisch mit anzusehen. Endlich fuhr unser Kahn hinüber und holte ihn. Was konnte er aber thun? Die Savoyarden hatten nicht das Geringste verbrochen und schickten sich schon an unter Dankbezeigungen und bewundernden Exklamationen heim zu fahren. Sie winkten uns noch vielfach vom Lande zu, als wir die Rhede ihres Städtchens verließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Maltesta stand einige Augenblicke lang erstarrt dem jungen Manne gegenüber, als habe er das Unglaubliche, das Entsetzliche vernommen. Nur seine Augen rollten wild umher, und eine Glut, welche Haß und Verderben verkündigte, leuchtete aus ihnen. Als es ihm gelang die Sprache wieder zu gewinnen, brach der verhaltene Strom des Zorns und der Wuth um so mächtiger hervor, und er rief mit großer Heftigkeit:

„Elender, du wagst es, mir zu drohen, du, an dessen Händen noch das Blut des unschuldig gemordeten Zambra klebt, du, der mit jener verruchten Rotte zog, welche die Gräuel des Raubs und der Verwüstung in friedliche Wohnungen der Gläubigen brachte? Zittre vor der Rache des Himmels, zittre schon vor der hier auf Erden! Ha, ich sehe Alles klar! Mit bösem Zauber habt ihr die Seele dieses armen Kindes bestrickt, daß es sein Ohr verschließet dem Diener der heiligen Kirche. Ihr habt den Geist gefangen durch böllische Künste, und das ist eine Gewaltthat von eurer Seite, mit der ihr sie von der Vereinigung mit andern guten katholischen Christen, von Reue und Buße zurückhaltet. Aber ihr seyd noch nicht am Ende! Ich will nicht ruhen, bis die Hexe da, die der Verirrten thörigte Anbetung so wohlgefällig duldet, auf dem Scheiterhaufen brennt; ich will nicht rasten —"

„Haltet ein!" fiel ihm stark und im Tone des ausbrechenden Unwillens Leo in die Rede. „Noch eine Schmähung meiner Mutter, und ich vergesse, was mich bisher noch abhielt euch zu behandeln, wie Ihr es verdient, Euer Alter und Euren Stand! Jetzt ists genug. Verlaßt in diesem Augenblicke mein Haus; sonst rufe ich meinen Dienern und lasse Euch hinwegschaffen."

„Ich will Euch diesen Triumph nicht gönnen," entgegnete mit verbissenem Ingrimme der Priester. „Ich gehe schon von selbst. Aber das schwöre ich Euch bey dem Gotte, den Ihr verläugnet, Ihr sollt diese Stunde bereuen, Ihr sollt Euch selbst verwünschen, die frevelhaften Lästerungen, mit denen Ihr einen geweihten Diener der Kirche überhäufet, die schändliche Art und Weise, mit der Ihr ihn an der Ausübung seiner heiligen Pflichten verhindert habt."

Er ging. Frau Anna, solcher heftigen Auftritte nicht gewohnt, befand sich in einer Bestürzung, die ihr nicht erlaubte, ihre Gedanken über das Geschehene und Gehörte zu ordnen. Sie sah Baptista starr an, die jetzt erzählte, wie der Vater plötzlich in ihrem Zimmer erschienen sey und sie mit ungestümen, harten Reden geängstigt habe, bis sie endlich vor seiner Zudringlichkeit sich nur durch die Flucht zu Leo's Mutter zu retten gewußt, aber sie begriff nicht, was die Mittheilung des Mädchens eigentlich enthielt. Leo ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Er war überzeugt, daß der Fanatiker alle Umstände des Ereignisses zu seinem Vortheile ausbringen und daß dieses nicht ohne unangenehme Folgen bleiben werde. Um diesen zu begegnen, beschloß er, in der Frühe des nächsten Tages dem Podesta selbst einen Besuch zu machen und diesen mit aller Offenheit von dem Geschehenen zu unterrichten.

Allein Malteſta und dessen geheimer Bundesgenosse, Ambroſio Erusca, waren zu thätig, um ihm Zeit zur Ausführung dieses Vorsatzes zu lassen. Wenige Stunden, nachdem der Fanatiker sich aus dem Tanni'schen Hause entfernt hatte, erschien daselbst in der Abenddämmerung ein Kommissarius des Podesta mit dem Befehle, die Katholikin Baptiſta Loſtallo sogleich in seine Hände zu übergeben, damit sie ihren Aufenthalt fortan in der Wohnung des Stadtoberhauptes nehme und dort unter dessen eigener Aufsicht lebe. Der Kommissarius war von Gerichtsdienern begleitet. Aller Thränen Baptiſta's, aller Protestationen Leo's ungeachtet, wurde die Jungfrau in eine bereitstehende Sänfte gebracht und von denen getrennt, die seit dem Tode des Vaters ihrem Herzen am nächsten standen. Leo ließ sich durch Sturm und Regen, die an diesem Abende wüthten, nicht abhalten der Sänfte zu folgen. Er verlangte Gehör beym Podeſta, aber es wurde ihm versagt. Mit dem Bescheide, am nächsten Morgen wiederzukommen, mußte er sich begnügen. Traurig und voll banger Besorgnisse um die Geliebte und für die Zukunft, begab er sich in sein Haus zurück, wo er seine Mutter in einem Zustande körperlicher Schwäche fand, die seine ganze Sorgfalt und Pflege erheischte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zeit.

Die Zeit gibt uns die besten Lehren,
Den unumstößlichsten Beweis;
Sie weiß, was sie nicht kann entbehren,
Kann nicht entbehren, was sie weiß.
Propheten schreiten vor ihr her.
Was Noth thut, läßt die Göttin melden;
Und sind wir taub — greift sie zur Wehr,
Und setzt es durch durch ihre Helden.
Sie weiß, was sie nicht kann entbehren,
Kann nicht entbehren, was sie weiß:
Gibt uns zuerst die besten Lehren,
Und dann den triftigsten Beweis.

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden bey Raſtadt, Ende August.

(Beschluß.)

Ist, nach dem Urtheil aller Fremden, Baden mit seiner Umgegend einer der lieblichsten Punkte in Deutschland; versichern selbst weitgereiste Personen, daß sie sogar in fremden Welttheilen kein freundlicheres, beruhigenderes Plätzchen gefunden haben, und ist hier für lebensfrohe Behaglichkeit so wahrhaft gastlich gesorgt, daß diese Sorgfalt nie in pedantische Aengstlichkeit ausartet, nie mit vexatorischen Förmlichkeiten belästigt — so hat sich dieser Kurort noch einer dritten Annehmlichkeit vorzugsweise zu rühmen, die in seiner ungemeinen Wohlfeilheit besteht. Nicht nur die Produkte des erzeugnißreichen Großherzogthums strömen hierher, sondern auch das, was hier gar nicht, oder nicht so gut erzeugt wird, was der fleißige Ueberrhein, was Frankreich, die Schweiz und England hervorbringen, kann, bey einem überaus mäßigen Tarif, hier auf den Markt gebracht werden. Daher bey der, man kann wohl sagen verschwenderischen Fülle des Lebensgenusses, eine Wohlfeilheit, die alle Fremde in Erstaunen setzt. Sie ist so bedeutend, daß, wie die Erfahrung lehrt, Familien, die aus einer großen Stadt Frankreichs oder Deutschlands hierher kommen und sich zwey bis drey Monate aufhalten, ihre Reisekosten hier erspart und nicht mehr ausgegeben haben, als wenn sie daheim geblieben wären, und ihren Haushalt fortgesetzt hätten. Und Trotz dem, haben sie so gut gelebt, daß der Pariser Gastronom seinen Restaurateur nicht vermißt, und der englische Gentleman sich eben so gut und bald so wohlfeil als in London gekleidet hat.

Dieß sind die strengwahren, keineswegs übertriebenen Ursachen, weßhalb dieses paradiesisch gelegene Bad nicht der Mode unterworfen ist, und sein Ruf sich so weit verbreitet, daß die Zahl der Gäste sich mit jedem Jahre vermehrt. Heuer, zu Ende Augusts, beläuft sich die Zahl der Fremden bereits — und noch täglich kommen neue an — auf 7068. Ist nun gleich in dieser Summe die Dienerschaft mit eingerechnet, so bleibt sie doch, in Verhältniß zu andern Bädern, sehr ansehnlich. Bey einem so großen Zusammenflusse von Personen aus allen Ländern Europas kann nun freylich kein ländliches Zusammenleben stattfinden, sondern die Natur der Sache, und auch wohl ihre Unnatur, führt mannigfache städtische Trennungen herbey. Das hat nun, wie Alles in der Welt, seine gute und seine schlimme Seite. Die gute besteht in der völligen Freyheit, die man dadurch genießt. In kleinern Badeorten, wo die ganze Gesellschaft sich kennt und zusammenhält, wo jede Lustbarkeit gemeinsam unternommen wird, kann eben dieses oft sehr lästig werden; hier genießt man seine ungestörte Lust und Laune, keiner bekümmert sich um den andern, und man kann allein, oder mit wenigen Freunden, ganz nach seinem Hange leben. Von der andern Seite betrachtet, ist es aber wahrlich nicht erfreulich, auch hier wieder dem städtischen Wesen zu begegnen, das man ja eben fliehen wollte. Da gibt es wieder eine erste, zweyte und dritte Societät, deren strengbewachte Demarkationslinien selbst da, wo man sich gemischt zu-

Leipzig, August.

(Fortsetzung.)

Was ist in ersten Akte zu verspüren, und um den Sinn des zweitgrössten Akts. Es ist ist der unbeschreibliche Schmerz, welche Personen im jungen Herr spürt. Herr erkennet sich in seinem Unglück, und hat seinen Sinn darauf gerichtet, wie er sich in seinem Unglück kann durch Weg und Mittel helfen. Und weil er sich nicht kann helfen, so will er sich durch Tod helfen. Und weil er sich auch den Tod nicht kann geben, so will er sich durch Mörder lassen tödten. Und weil er sich auch nicht kann durch Mörder lassen tödten, so will er sich selber tödten. Und weil er sich auch nicht kann selber tödten

Nro. 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. September 1827.

Jetzt thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — Versprecht mir
Die Hand gebt mir darauf, daß Ihr sein Leben
Beschützen, unverletzlich wollt bewahren.

Schiller.

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Als es nun am andern Morgen tagte,
Machte der Vesir sich reisefertig,
Kehrte wieder heim zum weißen Prisren.
Angekommen in dem weißen Prisren,
Fragte ihn Stjepan, der Zar der Serben:
„Mein getreuer Diener, Vesir Todor!
Hast Roranda du gesehn, das Mädchen,
Sie gesehn und ihr den Ring gegeben?"
Der erzählt ihm Alles nach der Reihe.
„Sah sie, Zar, und gab auch deinen Ring ihr;
Aber welch ein Mädchen ist Roranda!
Wahrlich ihres Gleichen hat kein Serbe,
Gutes spricht der König auch Mijailo:
Möchtest kommen, wenn es dir beliebet,
Swaten sammeln auch so viel du wolltest,
Doch der König grüßet dich und bittet,
Nicht die Schwestersöhne mitzubringen,
Nicht die Wojnowitschen, deine Neffen;
Denn sie wären bey dem Weine Zecher,
Und zum Streiten allzeit fert'ge Raufer,
Und dann sey es schwer den Streit zu schlichten,
Dort in Ledjan, der Lateiner Veste."
Als der Duschan diese Worte hörte,
Schlug er an das Knie sich mit der Rechten:
„Wehe mir bis zu dem lieben Gotte!
Drang so weit die Schlechtigkeit der Neffen,
Meiner beyden Neffen, Wojnowitschen?
Doch ich schwör's bey meinem festen Glauben!
Wenn die Fevertage mir vorüber,
Werd' ich alle Beyde hängen lassen
An dem Thor der Wutschiterner Veste,
Daß nicht vor der Welt sie mich beschimpfen."
Sammelt nun der Zar die Hochzeitleute,
Sammelt ihrer an der Zahl zwölftausend,
Führt sie durch die Amselfelder Eb'ne.
Als an Wutschitern vorbey sie zogen,
Sahn heraus die beyden Wojnowitschen,
Sahn den Zug und sprachen miteinander:
„Warum hat der Oheim uns gezürnet,
Daß er nicht zur Hochzeit uns geladen?
Hat uns Jemand wohl bey ihm verläumdet?
Dem soll lebend Fleisch vom Leibe fallen!
Oheim ziehet zum Lateiner-Lande
Und nicht einen Helden hat er bey sich,
Keinen Helden, der verwandt ihm wäre,
Daß er in der Noth ihm helfen könnte,
Wenn er etwa in Gefahr geriethe;
Die Lateiner waren stets Betrüger,
Unsern Oheim werden sie vernichten;
Doch nicht ungerufen darf man gehen."
Spricht zu ihnen die bejahrte Mutter:
„Meine Kinder, ihr zwey Wojnowitschen!
Einen Bruder habt ihr im Gebirge,
Bey den Schafen dort, den Hirten Miloseh,
's ist der beste Held, obschon der jüngste,
Und der Stjepan hat ihn nie gesehen.
Sendet ihm auf sein Papier ein Briefchen,
Daß zur Wutschiterner Vest' er komme,
Schreibet ihm nicht, wie und was es wäre,
Sondern schreibet, todtkrank sey die Mutter,
Und sie ruf' ihn zu dem letzten Segen,
Daß kein Fluch auf seinem Haupte bleibe;
Solle bald zum weißen Hofe kommen,
Woll' er lebend noch die Mutter treffen."
Folgen ihrer Mutter Rath die Brüder,
Schreiben eilig auf dem Knie ein Briefchen,

Senden es in das Gebirg von Scharra,
An den Hirten Miloſch, ihren Bruder:
„Miloſch! unſer vielgeliebter Bruder!
Komme ſchnell zur Wutſchiterner Veſte;
Unſre alte Mutter liegt am Tode,
Ruft dich her zu ihrem letzten Segen,
Daß kein Fluch auf deinem Haupte bleibe!“
Als das Briefchen Miloſch nun empfangen,
Da beſchaut er es und weinet Thränen.
Und es fragen ihn die dreyßig Hirten:
„Was, o Miloſch! Oberhirt, was iſt dir?
Haſt der Briefe viele ſchon empfangen,
Doch du laſeſt keinen noch mit Thränen;
Woher kömmt er, wenn du Gott erkenneſt?“
Da ſprang Miloſch auf die leichten Füße
Und entgegnete hierauf den Hirten:
„O ihr Hirten, meine lieben Brüder!
Dieſes Briefchen kömmt von meinem Hofe;
Meine alte Mutter liegt am Tode,
Ruft mich hin zu ihrem letzten Segen,
Daß kein Fluch auf meinem Haupte bleibe.
Hütet im Gebirg indeß die Schafe,
Bis ich geh' und drauf zurücke kehre!“
Miloſch ging zur Wutſchiterner Veſte;
Nahe ſeiner Mutter weißem Hofe,
Kamen die zwey Brüder ihm entgegen,
Und nach ihnen kam die alte Mutter.
Redet ſeine Brüder an der Miloſch:
„Warum, Brüder! — wenn ihr Gott erkennet —
Macht ihr Noth, wo keine Noth, vorhanden?“
Ihm entgegnen die zwey lieben Brüder:
„Komm, o Bruder! Noth iſt wohl vorhanden.“
Küſſen ſich einander in das Antlitz,
Und der Miloſch küßt die Hand der Mutter.
Sie erzählen drauf ihm nach der Reihe,
Wie der Zar um ſeine Braut gegangen
Nach dem fernen Lande der Lateiner,
Und die Schweſterſöhne nicht gerufen.
„Lieber Bruder Miloſch! möchteſt du wohl
Ungerufen folgen unſerm Oheim,
Und ihn nirgends aus dem Auge laſſen,
Wenn er etwa in Gefahr geriethe,
Daß du in der Noth ihm helfen könnteſt?
Aber wenn kein Unfall ihm begegnet,
Kehrſt du bald zurück und unentdecket.“
Freudig hatte Miloſch dieß vernommen:
„Ja, bey Gott! das will ich, lieben Brüder!
Wem, wenn nicht dem Oheim, ſollt' ich folgen?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortſetzung.)

7.

Nicht beruhigter kehrte am folgenden Tage Leo von ſeinem Beſuche bey dem Podeſta zurück. Dieſer hatte ihn ſehr kalt empfangen und Baptiſta's Aufnahme in ſein Haus für eine durchaus nothwendige Maßregel erklärt, die er dem einſtimmigen Verlangen der angeſehenſten Katholiken von Plurs nicht verweigern könnten. Im Uebrigen ſey ſie wohl aufgehoben und werde wie ein eigenes Kind behandelt. Für Leo werde es am Gerathenſten ſeyn, ſich ganz ſtill zu verhalten, da ohnehin ſchon ein ſchwerer Verdacht auf ihm laſte und jeder auffallende Schritt von ſeiner Seite dieſen vermehren könne. Als der junge Mann im Gefühle ſeiner Unſchuld verlangt, ſeinen Anklägern gegenüber geſtellt zu werden, hatte der Podeſta das als ein gefährliches Unternehmen verworfen, da jetzt, wo die Gemüther beyder Religionspartheyen im Orte ſich in großer Reizbarkeit befänden, leicht durch den geringſten Anlaß ein Ausbruch der Feindſeligkeiten herbeygeführt werden könne, und dann ein Unheil, wie es über Chur und andere Städte des grauen Bundes eingebrochen, zu fürchten ſey.

„Sie iſt uns entriſſen, und wer weiß, wann wir ſie wieder ſehen!“ ſprach Leo, als er heimkam, zu ſeiner Mutter, die ſich in einer ungeſtörten Nachtruhe von den Schrecken des vorigen Tages erholt hatte. „Ich fürchte ſehr,“ fuhr er fort, „noch andere Leute als Pater Malteſta haben die Hand im Spiele gehabt bey dieſer Angelegenheit. Ambroſio Cruſca trat gerade in das Haus des Podeſta, als ich es verließ, und der triumphirende Blick, den er auf mich warf, ſein höhniſches Lachen ſagten deutlich genug, daß er mich gedemüthigt, mir eine tiefe Seelenwunde geſchlagen zu haben glaubt. Gott verzeihe ihm! Ich habe es nicht um ihn verdient.“

Ein trübes Leben begann nun in dem Hauſe, wo bisher freylich noch keineswegs eine befriedigende Uebereinſtimmung der Meynungen gewaltet hatte, wo aber doch auf der einen wie auf der andern Seite eine beglückende Hoffnung erblüht war. Frau Anna hatte ſich ſchon ſo ſehr an Baptiſta gewöhnt, daß ſie ihr jetzt aller Orten fehlte. Eine mütterliche Liebe zu dem verlaſſenen Kinde, deſſen trefliche Geſinnungen ſie erkannt hatte, war in ihr Herz gezogen und machte es jetzt der Beſorgniß zugänglich, ſie möchte nun, dem Einfluſſe des Pater Malteſta und ſeiner Gehülfen ganz hingegeben, wieder von dem Pfade der beſſern Erkenntniß abweichen, den ſie nach Frau Anna's Meynung bereits betreten hatte. Leo war zu jeder Thätigkeit untauglich. Er ſaß Tage lang auf einer Stelle und blickte, in düſteres Nachſinnen verloren, vor ſich hin. Dieſes Mißbehagen wurde noch durch die unaufhörlichen Stürme und Regengüſſe vermehrt, die, wie es ſeit Menſchengedenken nicht der Fall geweſen war, in dieſen Tagen das Bregaglia-Thal heimſuchten.

Indeſſen ſah ſich Baptiſta bey dem Stadtoberhaupt mit aller Achtung behandelt. Nur konnte ſie ſich den widerwärtigen Beſuchen des Pater Malteſta nicht entziehen, der, trotz ihren Verſicherungen, daß dieſes durchaus überflüſſig ſey, ſich fortwährend bemühte, die ketzeriſchen Grundſätze, die ſie während ihres Aufenthaltes unter den Abtrünnigen eingeſogen, wieder aus ihrer Seele zu rotten. Auch fand ſie unter der bedeutenden Anzahl derje-

nigen, die sich beym Mittags- und Abendtische versammelten, zu ihrem nicht geringen Schreck den verachteten Ambrosio Crusca. Er grüßte sie mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten, und weder ihre kalte Erwiederung seines Grußes, noch die stolze Zurückhaltung, die sie gegen ihn beobachtete, konnten ihn verhindern, sich ihr ferner auf eine zudringliche Weise zu nähern. Viele katholische Flüchtlinge aus den im Aufruhr begriffenen Gegenden waren außerdem noch gegenwärtig, und Baptista mußte von ihnen, wie von den Söhnen und Töchtern des Podesta, von Ambrosio Crusca und andern Anwesenden, zum Oestern die niedrigsten Schmähreden und heftigsten Drohungen gegen die in Plurs wohnenden Protestanten mit anhören. Der Name Leo Tanni's wurde bey diesen Gelegenheiten von Einigen mit Unwillen, von Andern mit einer Wuth genannt, die Baptista um den Geliebten zittern machte. Ambrosio sah sie dann tückisch an, und ein boshaftes Lächeln, das dem ihm Verhaßten nichts Gutes weissagte, schwebte um seine Lippen. An diesen Gesprächen nahmen der Podesta und seine Frau, wenn sie solche gleich duldeten, keinen Antheil; er aus amtlichen Rücksichten, sie aus einer eingewurzelten Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht ihr Hauswesen betraf.

Baptista aber konnte unmöglich ruhig bleiben, wenn sie hörte, wie hier allen Grundsätzen, die sie für heilig und edel hielt, rücksichtslos Hohn gesprochen wurde. Ihr richtiges Gefühl sagte ihr, daß ein Widerspruch thöricht sey und das Uebel nur ärger machen würde. Sie entzog sich also diesen Gesellschaften ganz, indem sie Unpäßlichkeit vorgab und ihr Zimmer hütete. Hier sah sie Niemanden als Pater Maltesta, der sich nicht abweisen ließ, und die Frau des Podesta, die es für ihre Pflicht hielt, ihrer neuen Hausgenossin die schuldige Aufmerksamkeit an den Tag zu legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung von Nro. 209.)

Leibnitz sagt in einem Briefe an den Bischof Huet: Quid a Germano exspectes, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est? Lessing tadelt diese Aeusserung, als eines Deutschen gänzlich unwürdig. Wenn man sich aber erinnert, daß eben damals der Franzose Bouhours in einem vielgelesenen Werke behauptete, den Deutschen fehle es durchaus an Scharfsinn, so sieht man leicht, was Leibnitz sagen wollte.

*

Man versichert gewöhnlich, daß die große Aloë oder amerikanische Agave nur alle hundert Jahre blühe. Diese Behauptung ist falsch. Im botanischen Garten zu Utrecht brachte man sie in vier-und-zwanzig Jahren zur Blüthe, und gewiß blüht sie auf ihrem heimathlichen Boden in noch weit kürzerer Zeit. Der Botaniker Murray sahe sie zwischen Terracina und Capua im Freyen blühen. Eine andere Agave fand Murray auf einem vorragenden Felsen der Isola madre im Lago maggiore in voller Blüthe. Der Schaft hatte acht-und-zwanzig Fuß Höhe und am Grunde drey Fuß Umfang. Das Ganze gewährte einen, über jeden Ausdruck prachtvollen Anblick. Der Erzähler findet sich zu dem Glauben veranlaßt, daß diese Pflanze in Italien einheimisch sey. Sehr häufig wird sie dort angetroffen. Man sieht sie auf den Wällen Genua's; auch findet man in Unteritalien ganze Felder von ihr bedeckt. Eine zu Pompeji al Fresco gemalte Pflanze hält man für eine Agave. Dieß würde ihre Einführung in Italien auf eine sehr frühe Zeit zurückbringen, ja für die Meynung sprechen, daß sie ursprünglich da zu Hause sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, August.

(Beschluß.)

Im dritten Akte sahen wir die Wirkung dieser Scene. Der marternde Gedanke, von dem Jüngling verschmäht zu seyn, wechselt mit der Hoffnung ab, seinen kalten Sinn noch zu erweichen. In dieser Ungewißheit beschwört Phädra Oenonen, ihr hülfreich beyzustehen, den Glanz der Krone ihm vorzuhalten, und nichts unversucht zu lassen. Die Leidenschaft selbst regt hier die Reflexion auf. Auch das harte Wort: „hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend." wußte die Darstellerin durch die Stimmung leidenschaftlicher Ungeduld mildernd zu erklären, mit sie denn auch die Anrede an Venus mit dem vollen Gefühl verletzter Weiblichkeit sprach. Oenone bringt, statt der erwünschten Nachricht, die sie verwirrende Kunde, daß Theseus lebe und sich nahe. Man sieht die bedrängende Wirkung derselben auf Phädra. Schwer lastet die eingestandene Schuld, der Entschluß zu sterben, regt sich von Neuem; entgegenwirkende Sorge um ihre Kinder, verbunden mit dem drückenden Gefühle der Erniedrigung, kocht in ihrem Busen. In dieser Verwirrung des Herzens räth die arge Vertraute, Phädra solle die eigene Schuld auf den stolzen Jüngling schieben. Nur schwach entwindet sich die Frage: „ich soll die Unschuld unterdrücken, lästern?" Oenone verspricht für sie zu reden, womit diese Tragödie sichtbar in das Intriguenstück übergreift. In willenloser Bestürzung und Schaam sieht Phädra den Gatten nahen; sie weicht im Bewußtseyn ihrer Schuld seiner Umarmung aus, und das nur ihm unverständliche Geheimniß geht über ihre kraftlosen Lippen; darauf entzieht sie sich seinem Anblick, den sie nicht ertragen kann. Hier kann eine Darstellerin den Zuschauer mit tiefem Schauer erfüllen.

Im vierten Akte naht Phädra dem Gatten wieder, um seinen Zorn gegen den unschuldig verklagten Hyppolyt zu wenden. Man sieht in ihrem scheuen, niedergeschlagenen Blick die

Regung des furchtsamen Gewissens. Da hört sie, daß Hippolyt dem Vater seine Liebe zu Aricia gestanden. Ein Ausruf des Staunens, dessen Stärke durch Theseus Gegenwart erstickt zu seyn scheint, entfährt ihren Lippen, und wie angeheftet steht Phädra noch lange, als Theseus sich schon entfernt hat. Die Eifersucht tritt nun in allem Stolze ihres Herzens hervor, und besiegt das Gefühl der Erniedrigung. Von hier an wird jede Aeußerung lebhafter, die Leidenschaft rast und will sich rächend frey lassen, da kehrt die Regung des Gewissens zurück, und der beschämende Gedanke an ihre edle Abkunft, der sich in die lebendigste Vision der aufgeregten Einbildungskraft verwandelt. Hier müssen wir bemerken, mit welcher Kunst, oder mit welcher Natur, (denn das war hier unzertrennlich) die Darstellerin von dem Ausrufe: „und ich lebe! ꝛc.“ durch die herrlichste Modulation ganz unvermerkt in den Zustand der angeführten Vision übergeht. Da war kein Abbrechen, keine Lücke, es war ein schönes Verschmelzen der kräftigsten Farben, und der Kulminationspunkt der Darstellung war hier erreicht. Bey andern Schauspielerinnen mag die darauf folgende Verbannung Oenones wohl sehr lächerlich ausfallen, und wie ein Einfall der Laune erscheinen. Nicht so bey unserer Künstlerin; denn in dieser Vision lag Wahrheit, und das in seiner ganzen Stärke aufgeruhte Gewissen spricht nun in Phädra fort, weßhalb sie die Alles entschuldigende Vertraute als fluchwürdige Verführerin strafend von sich entfernen muß. Phädra übte so die erste Handlung strafender Gerechtigkeit mit strenger Wahrheit aus; hierauf durfte die Künstlerin vielleicht noch etwas mehr Gewicht legen in ihrer Rede an diese.

Im lezten Akte sehen wir das Verlöschen jener gewaltigen Flamme. Phädra, die in Verzweiflung das Gift der Medea genommen, erscheint dem Tode nah, auf ihre Dienerinnen gestützt, mit mattem Blick, aufgelösten Haaren und alles königlichen Schmucks entkleidet, um ihrem Gemahl die schwere Schuld ausdrücklich zu gestehen. Darauf ergreift ihre Glieder der Todesschauer, die Rede stockt, das Auge verdunkelt sich, und der Körper bricht zusammen. Hierbey hatte die Künstlerin vorzüglich Gelegenheit ihr großes mimisches Talent zu zeigen, das noch weit freyer und mannigfaltiger wirkt als ihre Rede. So war dieser Charakter nun vollkommen entwickelt und beschlossen, und mancher aufmerksame Zuschauer wird sein Bild von der Phädra künftig an die Erinnerung dieser Darstellung anknüpfen, zu welcher auch die äußere Erscheinung der Künstlerin so günstig mitwirkte. In der Aufnahme dieser Darstellung konnte man bemerken, daß die französische Tragödie unserem Publikum fremd ist, und daß man hier mehr durch starke Momente ergriffen wird, als man das gediegene Ganze einer Charakterdarstellung mit gebührender Anerkennung aufzufassen im Stande ist.

Berlin, 20. August.

(Fortsetzung.)

Herr v. Schlegel hat seine Vorlesungen in einem sehr vollständigen Auszuge in dem Berliner Konversations-Blatt mitgetheilt, und dieß gibt mir Veranlassung zu einer näheren Erwähnung dieses Blattes. Zu lebhaft wurde in Berlin das Bedürfniß eines Blattes gefühlt, in welchem Dichtkunst und Kritik, so wie sie die Gegenwart schmücken und beherrschen, zur Erscheinung und zum Wort kommen können, und außerdem Alles, was in einer aufblühenden Hauptstadt, wie Berlin, geleistet und getrieben wird, verhandelt werden darf. An Journalen und Tagesblättern fehlt es zwar nicht, aber nur zu bekannt ist es, wie schlimm es mit ihnen allen aussieht. Die politischen Zeitungen beschäftigen sich, wie ihr Titel sagt, zwar nicht blos mit Staats-, sondern auch mit gelehrten Sachen, allein die Kunst- und Theaterartikel sind darin nicht von Belang, die Censur geht strenger mit ihnen um als mit den andern Blättern, und dennoch hat die Theaterdirektion so viel Furcht vor ihnen, daß sie den Befehl ausgewirkt hat, daß kein Stück in diesen Blättern recensirt werden darf, bevor es nicht drey Mal gegeben ist. Da nun viele Stücke oft nur einmal, andere zweymal gegeben werden, so erfährt man gar nichts von ihnen; von noch andern wird die dritte Aufführung ein halbes Jahr verschoben, und so verlohnt es sich denn nicht mehr der Mühe darüber zu schreiben. Von den schönwissenschaftlichen Tagesblättern ist das älteste der Freymüthige, redigirt von Dr. Kuhn. Was würde Ulrich von Hutten sagen, wenn er sähe, daß man sein Bildniß zum Aushängeschilde dieses Blattes gemacht hat! Anständiger und sorgsamer wird der Gesellschafter vom Professor der Holzschneidekunst, Gubitz, redigirt; es fehlt ihm nicht an artigen Erzählungen, allein die Kritik wird darin auf die langweiligste und trivialste Weise geübt. Ein neues Leben in die Berliner Tagesschriftstellerey brachte Hr. Saphir durch seine Schnellpost. Der lebhafte witzige Ton, der zuweilen sogar an Jean Paul erinnerte, gewann diesem Blatte bald ein großes Publikum, und es schlossen sich ihm sogar Männer von Bedeutung, wie Hegel und dessen Freunde, auf einige Zeit an. Aber bald gerieth Hr. Saphir durch seine bissigen Ausfälle in üble Händel, und erfuhr mehr als einmal thätliche Revanche, so daß es bedenklich wurde, mit seiner Schnellpost und literarischem Beywagen zu fahren. Dieß Blatt würde sich aber dennoch gehalten haben, wenn er selbst nicht durch ein neues Unternehmen es zu Grunde gerichtet hätte. Kaum hatte nämlich der Buchhändler Laue für 1827 den Kontrakt wegen Uebernahme der Schnellpost abgeschlossen, so kündigte Hr. Saphir ein neues Blatt: der Berliner Kourier, an, dessen Vertrieb er selbst mit dem Buchdrucker Krauße übernommen hat. Da in dem Kourier früh um acht Uhr schon die Berichte über das Theater vom lezten Abend erscheinen, und die pikanten Witze, die sonst der Schnellpost Reiz gaben, jezt dem Kourier anvertraut werden, so ist die natürliche Folge davon, daß Niemand die Schnellpost mehr lesen mag. Der Kourier hat zwey Rivale, den Beobachter an der Spree, ein Blatt für die Stubenmädchen und Hökerweiber, in der Weise des Eipeldauers in Wien, und die Estafette, die eben so wie der Kourier schon am andern Morgen Theaterberichte liefert. Gegen Rivale, wie die Schnellpost, der Gesellschafter und der Freymüthige, mit Glück aufzutreten, konnte dem neuen Berliner Konversationsblatte nicht schwer werden, und wir finden in demselben bereits Beyträge von den geistreichsten und gelehrtesten Männern Berlins, woran es um so weniger fehlen konnte, da der eine der Redakteurs, Hr. Willib. Alexis, Generalsekretär in der literarischen Mittwoch-Gesellschaft, der andere Hr. Dr. Förster, Mitglied der Societät für wissenschaftliche Kritik, ist.

Die Erwähnung dieser Societät führt darauf, die im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik zu erwähnen. Die Gesellschaft hat sich immer fester konsolidirt, und gerade die Angriffe, die sie von einigen Seiten erfahren hat, waren Veranlassung einer innigeren Vereinigung und der Entwicklung einer größeren Energie, wo es Noth that. In jedem Fall sind diese Jahrbücher ein Institut, wie es die deutsche kritische Literatur noch nicht gehabt hat, und die Unterzeichnung der Namen bürgt dafür, daß nur gediegene Arbeiten darin erscheinen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. September 1827.

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht, Fels, du drohest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh ich mag bey der Liebsten seyn!

L. Uhland.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Stundenlang stand Baptista oft im trüben Nachsinnen am Fenster und starrte den überhängenden Gipfel des Conto an, den sie hier gerade im Auge hatte. Dieser drohende Anblick erregte nicht mehr die grauenhaften Empfindungen in ihr wie damals auf jenem Kirchgange, wo sie dem Ambrosio Crusca zum ersten Mal begegnete. Nur ein Gefühl war ihr treu geblieben in ihrer Einsamkeit, die Sehnsucht nach dem geliebten Leo und seiner Mutter, nach dem Zusammenleben mit Beyden, das ihr nach und nach zu einer freudigen Gewohnheit geworden war, und bey dem Frau Anna's überwiegende Herzensgüte in der letzten Zeit sich so deutlich gegen sie ausgesprochen hatte. Wenn sie nun hinaufblickte zu dem Berggipfel, und um diesen die Wölkchen und Nebel spielen sah, und wie sie hinabschwebten ins Thal und dann vom Winde getrieben nach der Gegend hindrangen, wo Leo wohnte, dann konnte sie kindisch genug seyn, ihnen Grüße mitzugeben an die Geliebten.

Schon seit länger als einer Woche befand sie sich im Hause des Podesta, als sie einmal gegen Abend durch ein ungewöhnliches Geräusch, das von der Straße herauf erklang, an das Fenster gelockt wurde; der Regen, der in den letzten Tagen noch häufiger als zuvor gefallen war, hatte gerade etwas nachgelassen und das Felsenhaupt des Conto wurde von einigen durch das Gewölk schimmernden Abendsonnenstrahlen beleuchtet. Baptista's Aufmerksamkeit aber richtete sich auf eine Gruppe von Menschen, die sich auf dem Platze vor dem Hause versammelt hatten, und, indem sie ein lebhaftes Gespräch zu führen schienen, mit unruhigen Geberden nach dem Berg Conto deuteten und ihre Blicke dahin gerichtet hatten. Baptista öffnete ihr Fenster und vernahm nur aus den Worten der laut Sprechenden, daß mehrere auf dem Berge wohnende Alpenhirten zum Orte gekommen wären und die Nachricht gebracht hätten, es zeigen sich in den Wänden des Berges bedenkliche Spalten, welche der unaufhörliche Regen gerissen, und die Heerden, die dort so lange ruhig geweidet, seyen mit Gebrüll entflohen. Auch habe sich ein Theil Erdreichs von dem jenseitigen Abhange gelöst und einige dort befindliche Rebenhügel verschüttet.

In Baptista's Seele erwachte mit einem Male wieder in seiner ganzen Gewalt das bange Gefühl, das einst der Anblick des zum Niedersturze reif scheinenden Berggipfels in ihr erregt hatte. Der Augenblick ist nahe, dachte sie, wo der versteinerte Riese seines Zaubers ledig wird, und dann vernichtend auf alles Lebende herabstürzt. Die Menschen an dem Platze verliefen sich, aber in Baptista's Innerm ward es nicht ruhiger. Der Eintritt des Pater Matteſa störte sie in diesen Besorgnissen, um sie andern, noch tiefer in ihr Herz greifenden hinzugeben.

„Unglückliche!" sprach dieser mit seiner Donnerstimme, in die er absichtlich einen größern Nachdruck als gewöhnlich zu legen schien, „du neigst dich noch immer zu der

Lehre der Abtrünnigen, du bist noch immer gefangen in den Banden des Ketzerthums und des Irrglaubens! Die Mahnungen der Religion schallen an deinem Ohre vorüber, ohne Eingang zu finden; was der Herr selbst zu dir spricht durch den Mund seines geweihten Knechtes, bleibt deinem Herzen fremd. Aber wie du dich auch sträuben magst, dein Loos ist entschieden. Du sollst nicht verloren gehen dem Häuflein der Gottgetreuen. Die Wahl ist dir gelassen: entweder bringst du deine übrige Lebenszeit als eine Braut des Himmels im Kloster zu, oder du vermählst dich mit einem unbescholtenen Rechtgläubigen, der als Bürge deiner künftigen Gesinnungen angesehen werden kann, mit dem wackern Ambrosio Crusca. Der Podesta, dessen väterlicher Macht du jezt untergeben bist, alle guten Katholiken von Pisa sind hiermit einverstanden. Bis Morgen hast du Bedenkzeit; dann aber ist die Frist der Gnade und Güte abgelaufen. Keine List, keine Verstellung ändert, was einmal beschlossen ist."

Ohne eine Antwort der im höchsten Grade Bestürzten zu erwarten, entfernte sich Maltesta. Zum ersten Mal wurde in Baptista jezt der Gedanke, sich durch die Flucht aus diesem Hause zu retten, wo eine verhaßte Leidenschaft, Tücke und Gewalt sie bedrohten, rege.

„Ja!" rief sie nach kurzem Nachdenken, „ich will, ich muß diesen Aufenthalt verlassen, noch in dieser Stunde. Der Herr wird meine Schritte leiten und mich schützen. Besser ist es in seine Hand zu fallen als in die der Menschen. O wie erkenne ich doch jezt die Wahrheit dieses schönen Spruchs, den Frau Anna nicht genug wiederholen konnte!"

Die Abenddämmerung brach ein. Mit ihr ergossen sich neue Ströme Regens vom Himmel. Ohne zu wissen wohin sie sollte, und nur von der innern Angst vor dem verhängnißvollen nächsten Tage getrieben, warf Baptista ihren Mantel um und bereitete sich zur Flucht. Sie dachte an Leo, aber zu ihm durfte sie nicht; dort würde man sie, konnte sie voraussehen, am ersten suchen. Nur fort, fort! schallte es unaufhörlich in ihrem Innern; Gott wird dich führen, Gott wird dich schirmen! Sie flog an die Thüre ihres Zimmers. Diese war wider Gewohnheit von Außen verriegelt. Baptista erschrak heftig.

„Sie ahnen, wozu mich ihre Bosheit zwingt," sagte sie mit bebender Stimme zu sich selbst. Dann versuchte sie die Thüre des Nebenzimmers, das die jüngste Tochter des Podesta bewohnte. Sie ließ sich öffnen; in dem Gemache befand sich Niemand. Baptista athmete freyer, schlüpfte rasch und leise durch das Zimmer und fand zu ihrer großen Freude auch dessen äußere, auf den Hausgang führende Thüre unverschlossen.

„Gott ist mit mir!" Diese Worte lispelte sie, indem sie im Begriff war, hinaus in den düstern Gang zu treten. Da hörte sie plötzlich in dem anstoßenden Gemache die Stimmen mehrerer sehr heftig und laut redender Männer, unter welchen sie die des Ambrosio Crusca, des Pater Maltesta und der Söhne des Hauseigenthümers erkannte. Leo Tanni's Namen wurde genannt, und ihr Fuß blieb gefesselt auf der Stelle wo sie stand.

„So soll es geschehen!" sagte Ambrosio mit entschiedenem Tone. „Wir erwarten den Einbruch der Nacht, dann ziehen wir still und vorsichtig nach Tanni's Hause; unterwegs finden sich noch andere Freunde zu uns, die dort gute Beute hoffen, und wir fallen dem Heimtücker und der zauberischen Alten über den Nacken, ehe sie daran denken."

„Ein gottgefälliges Werk!" rief der Priester. „Die Langmuth des Himmels ist erschöpft und die Stunde der Züchtigung hat geschlagen. Der Podesta zögert und zögert, aber wir müssen die Bahn brechen, daß er dann nicht mehr zurück kann auf dem Wege, den wir ihn führen. Viele Hunderte warten nur darauf, daß ein Zeichen gegeben werde, um die Gottlosen zu vertilgen. Die Flamme des Scheiterhaufens, auf dem jene Beyde brennen sollen, mag das Zeichen seyn! Es rufe weithin alle guten Christen zum Verderben der Ketzer zusammen!"

„Du klagst den Leo und seine Mutter an?" sprach einer der Söhne des Podesta.

„Ja!" erwiederte Ambrosio. „Er hat es mir schon darnach gemacht, daß ich ihm diesen Liebesdienst schuldig bin."

„Ich, der Diener der Kirche, die nicht irren kann, zeuge gegen Mutter und Sohn," fiel Maltesta ein. „Was vermag das Wort der Ketzer gegen ein Zeugniß? Sie finden nicht Treue und Glauben im Gerichte der Gottgetreuen!"

Baptista hatte genug gehört. Jezt war jede andere Rücksicht vergessen, jezt galt es nur die geliebten Verwandten vor der nahe drohenden Gefahr zu warnen. Sie befand sich in einer gewaltsamen Aufregung ihres ganzen Wesens. Zitternd schlich sie durch die Gänge und die Treppe hinab, ohne daß der Zufall einen Bewohner des Hauses in ihren Weg führte. Das große Thor der Hauses war verschlossen, aber durch eine offene Hinterthüre gelangte sie ins Freye. Der Sturm peitschte ihr den gewaltig herabstürzenden Regen in das unverhüllte Antlitz. Nichts konnte sie verhindern im angestrengtesten Lauf ihren Weg nach dem Hause der Tanni's fortzusetzen. Nur der eine Gedanke stand gebieterisch vor ihrer Seele: Du mußt die Unschuld, du mußt den Geliebten retten, fändest du auch selbst darüber deinen Untergang!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Nun kommt die neue Simplonstraße, welche der französischen Regierung ihr Daseyn verdankt, dicht an den See herab und läuft so bis an die Mündung der Rhone fort. Die Berge aber hinter der herrlichen Waldwand werden immer höher, immer schöner in ihren Formen. Einige Dörfer schauen verstohlen zwischen den dichten Bäumen hervor oder ihre Kirchthürme erheben sich mit Mühe über die vollen Blätterkuppeln, als wenn sie auf die Zehen träten, um zu sehen, was auf dem See vorgeht. Ganz von Bäumen umgeben und über dem Dörfchen gleiches Namens tritt die tour ronde, ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, gar malerisch aus dem frischen Grün hervor. Wenn Sie die Pracht und Fülle und die herrlichen Gruppen dieser Waldvegetation bewundern und das Auge kaum davon wegwenden können, so bemerken Sie doch nicht ohne Unmuth, daß nach und nach die Nutzkultur diese Waldungen lichtet und verringert. Sie bemerken, daß täglich die mächtigsten Kastanien und Nußbäume unter den Streichen der Axt fallen. Ein Genfer behauptete, daß in fünfzehn Jahren von der Waldung fast nichts mehr zu sehen seyn und daß an deren Stelle Kartoffelfelder getreten seyn würden, die man jetzt mit Macht hier anbaut, weil sie eine sichere und bessere Nahrung geben als Kastanien und Nüsse, die oft den Savoyarden als Brod dienen müssen. Wir alle jammerten darüber, daß die üppige grüne Laubfülle der majestätischen Stämme offenen, geradlinigten Feldern weichen sollten, deren Ansehen noch monotoner ist als das der Weinberge am jenseitigen Ufer. Der Genfer wollte das nicht begreifen, und meynte, das sey ja ganz recht, der nützliche Anbau der Kartoffeln. „Wundern Sie sich nicht über meinen Schwager — unterbrach ihn eine artige Frau — er ist in Genf geboren und erzogen und Kompagnon einer großen Seifensiederey.“ — Wir Alle lachten, und Herr Chalumeau zog sich mit guter Art auf den zweyten Platz zurück, wo mehrere Seifensieder waren.

Hinter der tour ronde erheben sich über der Nadelholzregion die ersten Felsen der Dent d'Oche. Dieser granitene Zahn ist einer der Milchzähne unserer Erde, die sie schon in der Wiege gehabt und die ihr jetzt in ihrem Alter noch feststehen. Wie viele menschliche Weisheitszähne hat sie nicht indessen um sich herum begraben sehen, ohne daß die Leute weiser geworden wären, die so ein Jahrhundert nach dem andern zu ihren starren Zacken hinaufschauen.

Bis zur tour ronde ging die alte Straße, da mußte man das Land verlassen, um sich einzuschiffen bis zum Einfluß der Rhone. Welche Unbequemlichkeit! Darum wollte auch damals kein Mensch die Fahrt um den See machen, und wenige der nächsten Bewohner haben sie gemacht. Damals traten die gewaltigen Felsen bis zum See heran, und die Tannen hingen über seinen Wellen. Jetzt läuft da eine der schönsten Kunststraßen, und die Felsen sind wie durch Zauberband zurückgeschoben. Was in Rousseaus Heloise von Meillerie vorkömmt, gilt jetzt also nicht mehr; denn das müßte einer wohl bleiben lassen, sich jetzt vom Felsen in die Fluth zu stürzen. Die französischen Ingenieurs haben aber hier nicht allein die rauhen gigantischen Felsenmassen gesprengt, sie haben auch mit den dadurch gewonnenen Werkstücken einen Quay und schöne Brücken über die Waldströme gebaut.

Bey Meillerie fangen die mächtigen baumgekrönten Felsen an, die am Fuß der hohen Bergwand mit einigen Unterbrechungen bis hinter St. Gingoulph fortlaufen. Hier werden mit Pulversgewalt und Menschenhand die trefflichen Werksteine gebrochen, die man zu Genf, Lausanne und an allen Orten des Sees verwendet. In zahlreichen Oefen am Ufer des Sees werden die Trümmer und Abfälle zu Kalk verbrannt. In der Nacht machen die Flammen dieser Oefen, so wie die Eisenschmelzen von Meillerie, einen sehr schönen Effekt am Schweizerufer und gleichen einer der gigantischen Beleuchtungen, wo große Holzstöße in geregelter Reihe Buchstaben bilden, wie ich vor mehreren Jahren in Tegernsee gesehen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Juli.

Der Theaterbrände hat man in Paris schon so manche erlebt, daß eine solche Begebenheit kein großes Aufsehen mehr erregt. Indessen folgte der Brand des Ambigu comique doch zu schnell auf den des Cirque olympique, als daß man diesem neuen Zufall nicht etwas mehr Aufmerksamkeit hätte schenken sollen als sonst. Das Ambigu comique befand sich zwischen zwey andern Theatern, und hätte man nicht schleunig alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gebraucht, so hätten sie alle drey mit den daneben und dazwischen stehenden Häusern in Brand gerathen können. Hier waren besonders die bey dem Wiederaufbaue des Cirque olympique getroffenen Veranstaltungen von großem Nutzen. Unter diesem Theater geht eine Wasserleitung aus dem unfern davon liegenden Kanal her, und außerdem ist ein, vierzig Fuß tiefer und unversiegbarer Brunnen gegraben worden, welcher durch Röhren das Wasser nicht allein in die Kulissen leitet, sondern auch ein großes Wasserbehälter unter dem Dache beständig anfüllt. Zudem besteht das Gerippe des Schauspielsaals aus gegossenem Eisen, und die Bühne kann durch einen Vorhang von Eisendraht vom Saale getrennt werden. Oben von diesem Schauspielhause herab wurden die Spritzen auf das brennende Ambigu comique gerichtet, und da der Cirque olympique Wasser genug lieferte, so konnten die Spritzen einen ganzen Regen auf den Brand herabfallen lassen. Den Schauspielsaal konnte dieses unaufhörliche Spritzen zwar nicht retten, wie denn bisher auch noch kein Schauspiel-

saal durch die Löschanstalten gerettet worden ist; aber so viel bewirkten sie doch, daß die umstehenden Häuser, und besonders die beyden Theater, zwischen denen das Ambigu comique stand, nicht vom Brande mit ergriffen wurden. Uebrigens war das Ambigu comique keines der größten und schönsten Theater in Paris, und bedurfte auch als Volkstheater keiner großen Pracht, daher das Aufbauen geringere Kosten erfordern wird, als andere Theater, z. B. als der Cirque olympique, dessen Bau über anderthalb Millionen Franken gekostet hat. Hinge man nicht manchmal leichtsinnig in Paris zu Werke, so würde man es vermieden haben, drey Theater so dicht neben einander zu stellen, so daß der erst seit einigen Monaten vollendete Bau des Cirque olympique diesmal wieder einer augenscheinlichen Gefahr ausgesezt war. Die Polizey, die manchmal so kleinlich in ihren Vorschriften ist, und sich in so manches mengt, was sie ruhig seinen Gang gehen lassen könnte, hatte die Augen zugedrückt, oder selbst die Gefahr nicht eingesehen, weil Niemand sie ihr bemerklich gemacht hatte. Erst als der Brand vorüber war, hat sie eingesehen, welch großes Unheil die Nachbarschaft dreyer Theater in einem sehr bevölkerten Stadttheile hätte anrichten können, wenn man nicht schleunig zu Hülfe geeilt wäre. Seitdem ist sie aber auch auf die andern Theater aufmerksam geworden, und nun erst hat sie bemerkt, daß die meisten Schauspielhäuser in Paris zwischen andern Gebäuden eingeklemmt stehen, und diese also alle Abende in der Gefahr schweben, in einem Theaterbrande mit zerstört zu werden. Was für Unheil könnte nicht das Théâtre français im Palais royal anrichten, wo es nicht weit von den Gemächern des Herzogs von Orleans und von den Krambuden steht! Das große Opernhaus, das einige Millionen gekostet hat, und doch so leicht gebaut ist, könnte, obschon es von einigen Seiten frey steht, doch von den in geringer Entfernung liegenden Häusern, wenn sie in Brand geriethen, mit ergriffen und eingeäschert werden, sogar das erst kürzlich fertig gewordene Théâtre des Nouveautés wird von andern Häusern berührt, obschon man hier sonst manche Vorsichtsmaßregeln gegen den Brand angewendet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, 20. August.

(Beschluß.)

Die Akademie der Wissenschaften sieht, wie es scheint, nicht mit vollkommner Schwesterliebe auf die neue Societät für wissenschaftliche Kritik, die gewissermaßen ihren Namen usurpirt hat, denn in der Stiftungsurkunde ist der eigentliche Taufname der Akademie: „Societät der Wissenschaften und Scientien.“ Die vielfachen Angriffe, welche neuerdings die Akademie der Wissenschaften darüber erfahren hat, daß sie, wie der Berliner Korrespondent in der allgemeinen Zeitung sich ausdrückte, einen Sanitätscordon gegen die Philosophie gezogen hat, sollen die philosophische Klasse, die jezt nur aus zwey Predigern, einem Juristen, einigen Historikern und Philologen besteht, veranlaßt haben, sich aufzudrosseln, und den Namen: philologisch-historische Klasse annehmen zu wollen; schon hatte man die feyerliche Sitzung am Geburtstage Friedrichs des Großen mit diesem Beschluß eröffnen wollen, allein der Schatten des Philosophen von Sanssouci war einigen Akademikern im Traume erschienen, und so unterblieb es. — Am Geburtstage Leibnitzens wurde Hr. von Raumer, Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen, in die Akademie, und zwar in die philosophische Klasse, aufgenommen. Herr v. Raumer ist als ein geistreicher, pragmatischer Geschichtschreiber bekannt, dem zugleich die Gabe der Beredsamkeit in einem ausgezeichneten Grade verliehen worden ist. Es steht demnach zu erwarten, daß wir in Zukunft in den öffentlichen Sitzungen, die zu Ehren des großen Königs gehalten werden, nicht mehr langweilige Abhandlungen über die Zwitterkrystalle, über Eingeweidewürmer, über eine neue Mäusespecies u. dgl. hören werden, sondern daß an solchen Tagen vornehmlich die preußische Geschichte den Stoff liefern wird.

Von der Anwesenheit der Dem. Müller, von dem Burgtheater in Wien, ist bereits früher Erwähnung gethan worden. Diese ausgezeichnete Künstlerin hat seitdem sich den Beyfall des Publikums und die Huldigung der Kunstfreunde in einem so hohen Grade erworben, wie es hier wohl selten eine Schauspielerin erfahren hat; denn daß Sängerinnen nur zu leicht Furore machen, ist bekannt genug. Dem. Müller spielte hier fast lauter Rollen der Mad. Stich (jezt Krelinger), und die Auszeichnungen, die ihr zu Theil wurden, erbitterten den der Mad. Stich unbedingt ergebenen Schildknappen, der in der Spenerschen Zeitung das große Wort führt, so sehr, daß er das Talent der Dem. Müller bey allem Lobe dennoch herunterzusetzen bemüht war. Dieß rief ihm Gegner hervor, und anstatt das Spiel beyder Künstlerinnen in ihren verschiedenen Sphären ruhig anzuerkennen, schlugen Voß und Spener sich um die Stich und die Müller mit größter Erbitterung. Ist nun von dem Eindruck die Rede, den beyde Künstlerinnen auf das Publikum machen, so wird Mad. Stich den Sieg davon tragen, wo es übermenschliche Kraftäußerungen, gewaltsamsten Ausbruch der Leidenschaft, und seinen Humor mit einem Anflug von Koketterie gilt; Dem. Müller dagegen wird siegen, wo es kindliche Unschuld und Naivetät, schöne Sentimentalität, Grazie und Leidenschaft innerhalb der Gränze des zarten weiblichen Gemüthes gilt. Was Dem. Müller zur großen Künstlerin macht, ist ihre Universalität und ihr Verstehen des Dichters. Was kann es Entgegengesetzteres geben, als Donna Diana und Käthchen von Heilbronn! Jemanden im wirklichen Leben zuzumuthen, daß er diese beyden Charaktere in sich aufgenommen habe, würde für Wahnsinn erklärt werden, und hier sahen wir von einer Künstlerin dieß Unmöglichscheinende auf eine überraschend befriedigende Weise gelöst. Sie gab uns das unschuldige, demüthige, ganz in Liebe und Neigung aufgelöste Käthchen mit eben solcher Wahrheit als die spröde, stolze, auf ihr Jungfrauthum eingebildete, und zuletzt doch überlistete und besiegte Prinzessin von Barcellona. Ihre größte Leistung war in jedem Falle Julie, in Romeo und Julie; so zart und doch zugleich so entschlossen, wo es zu handeln gilt, hatten wir diese Rolle noch von keiner Schauspielerin aufgefaßt gesehen. Die Liebesworte von dem Balkon herab sprach sie mit solcher Anmuth und Innigkeit, daß wir nicht nur die Lerche und die Nachtigall, sondern auch die Sonntag und Catalani über solchem Zauber der Rede, die hier nicht der unbestimmte Ton, sondern das bestimmte Wort, unmittelbar aus der Seele geredet und zu Seele dringend war, vergessen konnten. Durch diesen Zauber der seelenvollen Rede gab sie sogar solchen Rollen Bedeutung, die sonst nur von Schauspielerinnen des zweyten Ranges ohne großen Eindruck gegeben werden; besonders war dieß der Fall in dem, aus dem Französischen übersezten Stück: Gabriele. Hr. A. W. v. Schlegel hat uns das Andenken an jenen Abend, wo wir sie als die blinde Gabriele sahen, (im Berl. Konversationsblatt) in einigen glücklichen Strophen erneut.

Dem. Schechner, vom königl. Theater zu München, vollendete in diesem Monate ihre Gastrollen. Sie hat hier zuerst die Bekanntschaft mit Gluck gemacht, und ist in der Iphigenie auf Tauris als Iphigenie aufgetreten; von ihr in einem folgenden Berichte.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. September 1827.

Die stein'ge Höh', zerrissen und gespalten,
Sieht man empor als Thurm und Zinne steigen.
Bald scheinet sie in seltsamen Gestalten,
Als Minaret, als Kuppel sich zu zeigen.
So seltsam wild umher sich alles zeiget,
Daß mehr es einem Zaubertraume gleichet.

W. Scott.
Die Jungfrau vom See.

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Meillerie war ehemals ein elender Ort von kaum zwanzig Hütten, von denen auf rauher felsiger Stelle eine über der andern hing, die oft auch mit Kind und Kegel übereinander herfielen. Seit Anlegung der neuen Straße ist der Ort groß, ansehnlich und wohlhabend geworden, und sein Wohlstand ist noch im Zunehmen. Selbst im Vorüberfahren zu Wasser sieht man um die Eisenhämmer und Schmelzen eine Menge neuer Häuser über den alten Hütten. Ja, wenn Sie wohl Acht geben, gewahren Sie das bunt gemalte und vergoldete Schild eines Wirthshauses, wo die armen Savoyarden bisweilen ihres Lebens froh werden, und das eben jezt voll männlicher und weiblicher Köpfe war, um das dampfende Seethier zu sehen, das nach langer Zeit wieder an ihnen vorüber brauste. Ein kleiner Junge war besonders lieb anzuschauen, er hatte es sich auf einem Schornstein bequem gemacht, und rief uns aus Leibeskräften zu und schwenkte dabey sein armseliges Hütchen.

Von nun an werden die Massen und Proportionen der Felsennatur immer großartiger. In den Steinbrüchen sahen wir Arbeiter an Seilen in schwindlicher Höhe hängen, Spinnen an ihren Fäden vergleichbar, welche die Blöcke vollends losbrechen, die dann zu ihren Füßen mit gewaltigem Getöse herabsausen; ein saures Stückchen Brod! — Aber ohne die Waghälse könnten wir unsere Brücken, Theater und Museen nicht bauen. Alles erinnert hier an Salvator Rosa, am meisten die grausenhaften Felsen des Mont de Clouz und der Roche St. Julien, welche oben überragen.

Es thut daher recht wohl, wenn man das Auge nach dem lieblichen Vorgebirg wendet, wo St. Gingoulph mit seinen reichen Obstgärten vortritt, deren Grün sich bis an das Ufer hinabzieht, wo in einem kleinen Hafen einige von den Handelsbarken liegen, die mit ihren lateinischen Segeln so malerisch anzusehen sind. Aber ehe man noch hinkömmt, führet der Weg durch einen Weiler, der Bret heißt und auf der Stelle des römischen Taurunums liegt, das in jener Zeit ein blühender Flecken war. Im Jahr 363 nach Chr. stürzte ein Theil des benachbarten Bergs ein. Dieser Bergsturz war so heftig, daß der See an beyden Ufern austrat und viel Unglück anrichtete, wovon die gleichzeitigen Schriftsteller nicht genug zu erzählen wissen. Ich finde bey dieser Begebenheit doch auffallend, daß der Seeboden am Ufer hiervon nicht die geringste Spur zeigt. Ueberall hat er gleiche Farbe und Beschaffenheit. Wo sind doch die Massen von Felsblöcken hingekommen, die damals in den See rollten? Konnte Alles durch Menschenhand so wegeräumt werden, daß man nun weder auf dem Lande noch in dem durchsichtigen Seewasser ein einziges Anzeichen von der Begebenheit bemerken kann? Auch sieht man an dem Mont de Clouz, der allein das Unglück geschickt haben kann, keine Spur von Zerrissenheit.

St. Gingoulph ist durch einen Walddach in zwey ungleiche Theile geschieden. Das linke Ufer mit dem größten

Stadttheil gehört zu Savoyen, am rechten aber beginnt die Gränze von Wallis. Hier ist viel Regsamkeit in Handarbeit und Fabriken, die auf der Savoyischen Seite nicht zu finden sind. Dafür ist hier die Kirche und alle wohlthätigen Institute, z. B. Douane und Gensd'armerie. Wir sehen diese Gottlob nur von fern wie hungrige Reiher am Ufer stehen. Dabey erzählte uns ein liebliches Mädchen, als sie vordin in Evian ausgestiegen, habe ein solcher Douanier ihr Arbeitskörbchen angefühlt und angelegentlich gefragt, ob sie kein Schießpulver bey sich führe. „Nichts natürlicher als dieß," erwiederte ihr Jemand; „er sah ein Feuergewehr in Ihren Augen."

(Der Beschluß folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

8.

Es war am Abend des vierten Septembers 1618, als Frau Anna und ihr Sohn Leo in der Erbauung, die ihnen das Lesen der heiligen Schrift gewährte, durch ein lautes und wiederholtes Klopfen an der Thüre des Hauses gestört wurden. Da die Diener gerade in einem entlegenen Theile des Hintergebäudes beschäftigt waren, so eilte Leo selbst hin, um dem späten Besuche zu öffnen. Wie groß aber und wie freudig zugleich war das Erstaunen des jungen Mannes, als er in der rasch eintretenden Baptista das Mädchen seiner Liebe erkannte. Ehe er sie jedoch willkommen heißen konnte, verwandelte sich seine Freude in ängstliche Besorgniß, denn nun gewahrte er, wie sie vom Regen durchnäßt, wie ihr Angesicht bleich war, wie sie an allen Gliedern zitterte, wie sie athemlos und außer Fassung dastand. Sie selbst schob, als sie eingetreten war, mit einer raschen Bewegung den Riegel der Hausthüre wieder vor und sprach dann, nachdem sie wenige Augenblicke lang sich schweigend auf Leo's Arm gestützt hatte, in seltsamer Hast:

„Fort Leo! — Wir müssen fliehen, du, deine Mutter und ich. — Es ist keine Zeit zu verlieren. Jeder Augenblick der Zögerung bringt uns dem Verderben näher, euch dem Tode, mich noch schrecklicherem! — Unser Untergang ist geschworen. Unsere Feinde sind thätig. Starre mich nicht an, als sey ich eine Wahnsinnige! — O Gott, ich weiß nur zu gut, was ich spreche! Glaube mir, Leo, nur die höchste Noth konnte mich zu dem verzweifelten Schritte bewegen, den ich gewagt habe. Aber jetzt zaudere nicht, fort, fort!"

Während dieser Worte hatte der junge Mann das geliebte Mädchen in das Zimmer geführt, wo sich Frau Anna befand. Diese eilte Baptista mit einem Ausrufe der Freude entgegen und schloß sie in ihre Arme. Hier an der Brust der Mutter ihres Geliebten erleichterte sich ihr Inneres, und ein Strom von Thränen entquoll den schönen Augen. Gefaßter richtete sie sich dann auf und erzählte mit Ruhe, aber so gedrängt es sich thun ließ, was ihr im Hause des Podesta begegnet war, und was ihr ein glücklicher Zufall verrathen hatte. Als sie schwieg, sah Leo einige Augenblicke nachdenklich vor sich hin.

„Baptista hat recht!" sagte er dann entschlossen zu seiner Mutter. „Keine Zeit ist zu verlieren. Wir müssen entfliehn. Ich kenne das Treiben der Fanatiker. Erst opfern sie ihrem Hasse, dann richten sie. Macht Euch reisefertig, Mutter. Ich selbst werde still und unbemerkt die Maulthiere an die hintere Gartenpforte bringen. Unsere Vorsicht muß die Gegner verwirren. Gleich seht Ihr mich wieder."

Er eilte fort. Zu Baptista's Erstaunen zeigte Frau Anna unter diesen Umständen eine Geistesgegenwart, welche sie ihr nicht zugetraut hätte. Für die Matrone war es der schrecklichste Gedanke, in die Hände der Andersgläubigen zu fallen, und um diesem drohenden Schicksale zu entgehen, erkräftigte sie sich zu einer außerordentlichen Gemüthsanstrengung. In kurzer Zeit stand sie zur Flucht bereit und besaß noch überdem Besonnenheit genug, Baptisten ihren durchnäßten Anzug mit einem trockenen, gegen Sturm und Regen schützenden vertauschen zu lassen. Leo kehrte zurück. Die Maulthiere standen gesattelt und gezäumt an der Gartenpforte, meldete er, und niemand von den Dienern des Hauses habe ihn bemerkt. Rasch nahm er nun an Geld, Kostbarkeiten und wichtigen Papieren zu sich, was er besaß, und führte hierauf die zitternden Frauen durch den Hof und den Garten zu dem Orte, wo er die Maulthiere angebunden hatte. In jener Zeit war diese Art zu reisen für Frauen und Männer in den meisten gebirgigen Gegenden gebräuchlich, und Frau Anna nahm daher eben so wenig wie Baptista einigen Anstand, mit Leo's Hülfe die harrenden Thiere zu besteigen. Es schien als wolle der Himmel selbst ihre Flucht begünstigen. Der Sturm schwieg, der Regen verminderte sich. Kaum aber hatten sie sich einige Schritte von der Gartenthüre entfernt, so vernahmen sie ein wildes Getöse von der Vorderseite des Hauses. Heftig wurde an den dort befindlichen Eingang geklopft und lärmende Stimmen klangen herüber.

„Sie sind es!" sagte ängstlich Baptista. „Sie werden eindringen, sie werden uns nachsetzen und, kommt nicht ein Wunder zu Hülfe, uns erreichen.

„Fürchtet das nicht!" tröstete Leo die erschrockenen Frauen. „Niemand weiß um unsere Flucht. Sie werden uns im ganzen Hause, in den Fabrikgebäuden, in der Nachbarschaft aufsuchen. Die Nacht selbst legt ihrer Verfolgung Schwierigkeiten in den Weg. Ehe sie diese

beginnen, sind wir in Sicherheit, und die Wellen des Komersee's tragen uns an ein friedliches Ufer."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Eilten jezt die Brüder ihn zu rüsten;
Peter ging und sattelte den Falben,
Und Wukaschin kleidete den Miloseh;
Und er zog ihm an ein zartes Hemde,
Bis zum Gürtel war's von reinem Golde,
Und von weißer Seide weiter oben;
Ueber'm Hemde drey der feinsten Westen,
Und den Dolman drauf mit dreyßig Knöpfen;
Ueber'm Dolman einen Schuppenpanzer,
Goldnen Panzer von vier Oka Schwere;
An die Beine Hosen und Kamaschen,
Ueber Alles den Bulgarenmantel,
Auf dem Haupte die Bulgarenmütze;
Wurde so zum schwärzlichen Bulgaren;
Konnten kaum die Brüder ihn erkennen;
Reichten ihm die kriegerische Lanze,
Und das grüne Schwert des alten Wojin;
Und Petraschin führt heraus den Falben,
Ganz in eine Bärenhaut genähet,
Daß der Zar den Falben nicht erkenne.
Guten Rath noch geben ihm die Brüder:
„Wenn du eingeholt die Hochzeitleute,
Und man fragt dich, wer du seyst und wannen,
Sag': ich bin aus dem Wallachenlande,
Und dem Radul-Bey hab' ich gedienet;
Da er mir den Sold nicht zahlen wollte,
Bin ich in die weite Welt gezogen,
Um mir einen bessern Dienst zu suchen;
Auch vernahm ich von des Duschan Hochzeit,
Schloß mich ungerufen an den Zug an,
Eines Stückchens weißen Waizenbrodes,
Eines Glases rothen Weines wegen;
Halte deinen Falben gut im Zügel,
Denn der Falb' ist noch gewohnt von sonst her,
Mit des Zaren Rossen gern zu gehen."
Miloseh wendete hierauf den Falben,
Um dem Zug des Duschan nachzufolgen,
Hatt' ihn zu Saaerje eingeholet.
Fragen die geschmückten Hochzeitleute:
„Woher kömmt denn das Bulgarenbürschchen,
Unsern Zug um Einen zu vermehren?"
Als sie wandernd nun des Weges zogen —
Uebele Gewohnheit hatte Miloseh,
Bey den Schafen im Gebirg von Schärra
Immer gegen Mittag einzuschlafen —
Sank er auf dem Falbenroß in Schlummer.
Wie nun so der Zügel schlaffer wurde,
Hob's den Kopf und jagte durch die Menge,
Andre Pferd' und Helden niederrennend,
Bis es eingeholt des Zaren Rosse,
Und da stellt sich's in der Andern Reihe.
Räthe wollten den Bulgaren schlagen,
Doch der Serbenzar Stjepan verbot es;
„Schlaget mir nicht den Bulgarenjüngling!
Hat sich wohl zu schlafen angewöhnet,
Seine Schafe hütend im Gebirge,
Darum schlagt nicht, sondern weckt ihn lieber!"
Wecken ihn die Räth' und die Wojwoden:
„Kerl! wach auf! ermuntre dich, Bulgare!
Gott erschlage nimmer deine Mutter,
Die dich, solchen Jüngling, einst geboren,
Und gesendet zu des Zaren Hochzeit!"
Als der Miloseh Wojnowitsch erwachte,
Da erblickt' er Stjepans-schwarze Augen,
Seinen Falben mit des Zaren Pferden;
Griff dem Falben in die schlaffen Zügel,
Trieb ihn wieder aus dem Zug in's Freye,
Spornt ihn heftig mit dem scharfen Bügel;
Seitwärts springt das Roß drey Lanzenlängen,
In die Höhe springt's vier Lanzenhöhen,
Ungemessen aber springt es vorwärts;
Aus des Rosses Maule sprühet Feuer,
Aus der Nase lodern blaue Flammen.
Blieben stehen die zwölftausend Swaten
Des Bulgaren Roß sich anzuschauen,
Schaun das Roß und staunen sehr darüber:
„Lieber Gott! o übergroßes Wunder!
Welch ein schönes Pferd und schlechter Reiter!
Nimmer sahn wir noch ein Roß wie dieses,
Außer einem bey des Zaren Schwager,
Und das haben jezt die Wojnowitschen."
Sahn ihn drauf drey händelsücht'ge Reiter:
Einer war der Djakowitza Wutsche,
Und der zweyte Nestopolische Janko,
Und der Dritte war der Prijepolitsche:
„Welch ein gutes Roß hat der Bulgare!
Unter allen gibt es hier kein solches,
Und sogar nicht bey des Duschan Pferden.
Laßt ein wenig uns zurücke bleiben,
Von dem Zug ihn wegzulocken suchen!"
Als man bis nach Klissura gekommen,
Blieben die drey Händelsücht'gen hinten,
Sprachen zu dem jungen Hirten Miloseh:
„Hör' einmal du Kerl, Bulgarenbursche!
Hast du Lust das Roß mit uns zu tauschen?
Wollen dir dafür ein beff'res geben,
Zuschuß hundert goldene Dukaten,
Obendrein noch einen Pflug und Ochsen,
Daß du von dem Acker dich ernährest."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, August.

Die beynahe oder vollends einzige literarische Institution Solothurns, von deren Leben etwas gemeldet werden kann, ist eine, seit bald fünf Jahren gegründete naturhistorische Kantonalgesellschaft, die ihre äußere Veranlassung von einer nach Solothurn angeordneten Jahresversammlung der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, den innern Antrieb aber durch die von dem Professor Hugi in den Steindrücken um Solothurn und in den Kalksteinformationen des Juragebirgs gemachten merkwürdigen Entdeckungen erhielt, welche der Petrefaktenkunde mancherley Zuwachs verschafft haben, und auf denen zunächst auch der Werth des durch wohlwollende Theilnahme des Stadtraths in Solothurn eröffneten

naturhiſtoriſchen Muſeums benützt. So eben iſt von den Verrichtungen jener Geſellſchaft der dritte Bericht erſchienen, welcher den zweyjährigen Zeitraum vom 7ten Auguſt 1825 bis zum 1ten Juli 1827 befaßt. Die vorgeſetzte Rede des Vorſtands der Geſellſchaft, Hr. Hugi, handelt „von der wahren Aufgabe der Naturkunde," als welche er die Erforſchung des zuſammenhängenden Ganzen in der Natur aufſtellt, und ihrer wiſſenſchaftlichen Behandlung entgegenſtellt: die praktiſche, die phyſiko-theologiſche und die empiriſche; mit dem Beyfügen jedoch: „die wiſſenſchaftliche Betrachtungsweiſe der Natur ſchließt die drey übrigen nicht aus, ſondern gründet ſich bey Anordnung des Ganzen auf die empiriſche Forſchung, bezweckt Anwendung zum Wohl der Menſchen, und, wenn ſie die Natur als Ganzes zuſammengefaßt haben wird, ergibt ſich die theologiſche Zweckmäßigkeit am ſchönſten." Er ſetzt noch weiter hinzu: „Wenn wir die Geſchichte der Naturkunde von ihrem Entſtehen an betrachten wollten, ſo würden die genannten Anſichten die Hauptperioden der ſich entwickelnden Wiſſenſchaft bezeichnen. Im Laufe der Zeiten ſchritt jedes für ſich ſelbſtſtändige Volk vom Nutzen zur Zweckmäßigkeit, von dieſer zur einzelnen Unterſuchung, aus der theilweiſe die Wiſſenſchaft geboren wurde. So bis hinauf zur Blüthe der griechiſchen Zeit, und ſo von den barbariſchen Jahrhunderten bis zu uns, wobey es auffällt, wie langſam unſer wiſſenſchaftlicher Cyclus ſich entwickelte, nachdem doch die griechiſche Zeit ſo herrliche Werke, ſo große Meiſter ihm gegeben. In allen Jahrhunderten jedoch erhoben ſich einzelne Männer, die in erhabenem Geiſtesſchwung, wo nicht den wiſſenſchaftlichen Geiſt auffaßten, doch denſelben ahneten. Auch die künftigen Jahrhunderte werden im Kampfe der Anſichten wie die verfloſſenen ſich entwickeln. Sagt ja Cuvier, unſere Geologie ſey noch nicht weiter fortgeſchritten, als die Aſtronomie jener Zeit, wo man glaubte, der Himmel ſey aus Steinen gewölbt. Die oben erwähnten einſeitigen Anſichten erzeugen meiſt einſeitige Urtheile, die aber, in ſofern ſie auf Anſichten ſich gründen, nicht zu verachten ſind. Es gibt jedoch auch Menſchen, die ohne eigentliche Anſichten, ohne Kenntniſſe ihre Stimme erheben. Solche Urtheile ſind aber Vorurtheile. So ruft mancher, dem im Fache eigentlich keine Stimme zuſtände, ſein Anathema über die ſogenannte Naturphiloſophie, ohne zu wiſſen, was ſie bedeutet. So glaubt auch mancher, in bloßem Sammeln beſtehe die Naturkunde, da es doch an ſich zu nichts taugt, und nur als Beförderungsmittel der Wiſſenſchaft zu würdigen iſt. Oft ſind ſolche Vorurtheile eben ſo lieblos als widerſinnig." Dieſe und ähnliche Herzenserleichterungen mehr geben von der perſönlichen Stellung und den Umgebungen des Hrn. Hugi aus, welcher übrigens bey weitem der thätigſte und eifrigſte Mitarbeiter in der Geſellſchaft iſt. Er hat ihr Bericht erſtattet von zwey durch ihn unternommenen naturwiſſenſchaftlichen Wanderungen; die eine zum Beſuch des Vereins deutſcher Naturforſcher, im Sommer 1825 zu Frankfurt am Main, die andere zur Erſteigung des Titlis. Dieſer, ſeit einem Jahrhundert ungefähr zwar mehrmals, jedoch immerhin ſelten und in langen Zwiſchenräumen erſtiegene, mit einem Gletſcherhaupt bedeckte Berg (10710 F. ü. M. nach Müller in Engelberg), auf der Gränze der Kantone Uri, Unterwalden und Bern, ward von den Herrn Hugi und Roth, in Begleitung eines Gemsjägers und Wildheuers, vom Kloſter Engelberg aus in etwa acht Stunden erſtiegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, 24. Juli.

(Fortſetzung.)

Das Muſter eines Theaterbaues bleibt noch immer das Odéon, denn dieſes ſteht von allen Seiten frey, hat einen gewölbten bedeckten Bogengang rund umher, und iſt von außen beynahe ganz von Quaderſteinen erbaut, weswegen denn auch der Saal ſchon zwey Mal hat abbrennen können, ohne daß das Gebäude ſelbſt dadurch zerſtört worden, und ohne daß der Nachbarſchaft Schaden zugefügt worden wäre. Es wäre zu wünſchen, daß alle Theater ſo feuerfeſt und unſchädlich für die Nachbarſchaft erbaut wären. Allein Theater will man in den volkreichſten Stadtrevieren anlegen, und dort gebricht es beſtändig an Platz. Dem Cirque olympique hat der Platz, auf dem das Theater neulich erbaut worden iſt, über hunderttauſend Franken gekoſtet; eben ſo theuer hat man den Raum für die neue komiſche Oper erkauft, die man jetzt ſehr feſt neben dem neuen Passage de Choiseul errichtet. Kündigt einmal der Herzog von Orleans dem Théâtre français die Miethe im Palais royal auf, wie dieß wahrſcheinlich über kurz oder lang erfolgen wird, ſo wird ſich auch dieſes Theater nach einem andern Platze umſehen müſſen; ſo iſt denn hier ein beſtändiges Theaterbauen und Theaterwandern, und die Feuersbrünſte tragen nicht wenig das ihrige zu dieſer beſtändigen Bewegung bey. Das Schlimmſte iſt, daß dieſe Bauten bey der jetzigen Theurung der Baumaterialien ungeheure Koſten veranlaſſen, welche, wenn das Theater keinen großen Zulauf hat, die Unternehmer in Schulden bringen. Und es gibt der Theater jetzt ſo viele in Paris, daß es ſchwer hält beſtändig ein zahlreiches Publikum zu bekommen. Drey Melodramentheater ſind zwar nicht zu viel für eine Stadt, worin die ſogenannte Volksklaſſe ſich auf mehr als hunderttauſend Individuen beläuft; aber vier Vaudevilletheater ſind doch wohl ein Ueberfluß; denn wiewohl das Vaudeville eine bey den Franzoſen ſehr beliebte Theatergattung iſt, ſo wären doch zwey hinreichend, zumal da auch die Volkstheater, zur Abwechslung neben ihren grauſenden Melodramen kleine Vaudevilles aufführen. Außerdem iſt noch ein Kindertheater vorhanden, das Vaudevilles für die Jugend darſtellt, und dann werden noch auf den drey Landtheatern vor den Barrieren täglich Vaudevilles gegeben. Von den vielen Vaudeville-theatern werden alſo wahrſcheinlich in der Folge einige zu Grunde gehen, wenn ſie nicht eine einträglichere Gattung wählen, beſonders da das Vaudeville, das beſtändig etwas Neues bedarf um zu gefallen, ſo verbraucht und abgenutzt iſt, daß es den Dichtern beſchwerlich wird, ihren Stücken den Reiz der Neuheit zu geben. Scribe, beynahe der einzige, der dieß vermochte, iſt ſchon ſeit einigen Monaten krank oder doch unpäßlich, und ſcheint vor der Hand des Dichtens überdrüßig geworden zu ſeyn. Das Variétéstheater hält ſich klüglich an eine eigene Art Vaudevilles, worin es immer den Vorzug verdient hat, nämlich an die Darſtellung der gemeinen Natur, und des Lebens und Treibens der unterſten Volksklaſſen in Paris, als Kutſcher, Köchinnen, Schuhflicker, Waſſerträger und dergleichen. Zuweilen ſind es plumpe und gehaltloſe Stücke; manchmal aber ſieht man wohlgetroffene Schilderungen, die ziemlich originell von Brunet (ſchon ſeit dreyßig Jahren), Leveinte und andern dargeſtellt werden. Auch das Parodiren beliebter neuer Stücke der größern Bühnen gehört zu dem Fache dieſes Theaters; indeſſen muß das Parodiren eine ſchwere Aufgabe geworden ſeyn, da nur ſehr wenige ſolcher burlesken Parodien Beyfall erhalten. Bey dieſen kleineren Theatern findet nie eine Unterbrechung ſtatt, ſie ſpielen Jahr aus Jahr ein, das Publikum erfährt wenig von demjenigen, was bey ihnen hinter den Couliſſen vorgeht, und man hört nie, daß ſie ins Stocken geriethen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

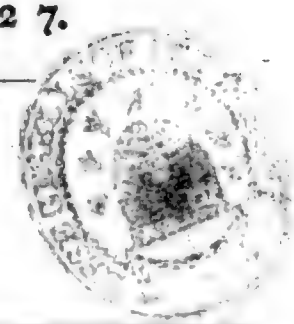
Nro. 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 14. September 1827.



Sind des Gießbachs Dämme gebrochen?
Stürzt sich das Meer in der Erde Raum?
Hört ihr's im Boden furchtbar kochen? —
Toben uns treulos die Elemente?
Naht sich erschütternd der Welten Ende?

Th. Körner.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

In dem dunklen Schatten des überhangenden Conto setzten die Flüchtlinge, so schnell es den Frauen möglich war, ihren Weg längs der wild hinrauschenden Maira fort. Eine ängstliche Stille herrschte unter ihnen. Baptista sah mit Empfindungen der Furcht und des Grauens an der ungeheuern Bergwand hinauf, die sich im unsichern und matten Dämmerlichte immer tiefer in das Thal zu neigen schien. Erst als der Conto weit hinter ihnen lag, als schon einige Lichter aus dem Dörfchen Prosto ihnen entgegenschimmerten, verloren sich diese Gefühle aus ihrem Innern, und sie vermochte wieder freyer zu athmen.

Auch Leo schien, da er seine Hoffnung, nicht sobald von denen verfolgt zu werden, die sein Verderben und das der seinem Herzen so Theuern beabsichtigten, erfüllt sah, von einer fast fröhlichen Stimmung ergriffen und sprach in heiterm Tone:

„Sollten wir nicht unsern Feinden Dank wissen für die Dienste, die sie uns freylich wider ihren Willen leisten? Haben sie uns doch ein frohes Wiedersehen bereitet, und wer weiß, welches Glück noch die Zukunft birgt, das wir am Ende nur ihrer angelegentlichen Sorgfalt um uns zuschreiben können."

Da erhellte mit einem Male ein furchtbarer Blitz die Gegend und mit ihm zugleich ließ sich ein ungeheures Getöse vernehmen, das gewaltiger war als das Gebrüll des heftigsten Donners und einige Minuten lang anhielt. Gleich nach dem Blitze trat eine undurchdringliche Finsterniß ein, der Erdboden zitterte, die Maira brüllte fürchterlicher und schleuderte ihre Wellen über das Ufer hinaus, so daß die Flüchtlinge von ihnen benezt wurden. Die Maulthiere gingen nicht von der Stelle; zitternd drängten sie sich zusammen, und die beyden Frauen griffen, von Entsetzen durchdrungen, nach Leo's Arm. Im nämlichen Augenblicke heulte der Sturm aufs Neue wüthend durch die Bergschlucht. Die Reisenden fühlten sich von herbeygeschleuderten harten Gegenständen berührt und in der unbeschreiblichen Verwirrung, in die sie ein unerklärliches Ereigniß versetzte, wähnten sie, ein Steinregen falle nieder vom Himmel und werde sie zerschmettern. Mehrere heftige, aber schnell vorüberzuckende Blitze erhellten noch einige Male die Umgebung, allein sie blendeten nur die Erschrockenen, ohne sie ihre eigentliche Lage erkennen zu lassen. Eben so plötzlich, wie es eingetreten war, hörte mit einem Male das Getöse wieder auf, der Sturm schwieg, kein Blitz zuckte mehr und eine Grabesstille, die nicht einmal mehr von dem Rauschen der Maira unterbrochen wurde, herrschte überall. Aber noch immer standen die Maulthiere zitternd auf einer Stelle und senkten furchtsam die Köpfe zu Boden. Die Lichter von Prosto flimmerten wieder herüber, aber schwach, als liege eine Nebeldecke über ihnen, und einzelne Leuchten bewegten sich unruhig hin und her.

„Was ist das, und was ist mit uns geschehen?" rief

endlich Leo, der ſich ermannt hatte. Iſt der Welt Untergang nahe und war das das Vorſpiel dazu?"

„Ja, mein Sohn!" ſagte ernſt und mit wunderbarer Faſſung Frau Anna, „das Gericht des Herrn bricht ein und bald ſtehen wir vor ihm, um Rechenſchaft zu geben von unſerm Wandel hienieden."

Baptiſta war ſchon zu ſehr durch das, was ſie am heutigen Tage bereits erlebt hatte, erſchüttert, um dieſer neuen unbegreiflichen Begebenheit eine ſtandhafte Seele entgegenſetzen zu können. Sie vermochte nicht zu ſprechen, ſie war in einer dumpfen Betäubung, in der ſie ſich inſtinktmäßig an den Sattel ihres Thiers anklammerte.

Leo ſtieg ab und trat an das Bett der Maira. Auch nicht das leiſeſte Geräuſch ließ ſich in der Tiefe vernehmen. Der Fluß war verſiegt, die Wellen, die ſeit Jahrtauſenden dieſe Ufer beſpült, ſtrömten nicht mehr.

„Nur eine Empörung mächtiger Naturkräfte kann das bewirkt haben," ſagte er bey ſich ſelbſt und ging dann zu den Frauen zurück, um dieſen Muth einzuſprechen und ſie zur weitern Reiſe zu ermahnen. Nach und nach gewann Baptiſta ihre Faſſung wieder, und da auch die Thiere ruhiger geworden waren, ſo hatte man nichts Eiligeres zu thun, als dem Wunſche, recht bald unter Menſchen zu ſeyn, nachzugeben und ſich, von den mattſchimmernden Lichtern geführt, dem Dorfe Proſto zu nähern.

Aber ſchon vor dem Dorfe fanden ſie die Einwohner deſſelben auf einem freyen Platze verſammelt. Auch dieſe waren in der höchſten Beſtürzung über das Geſchehene. Einige von ihnen ſtanden mit brennenden Fackeln an dem trockenen Flußbette, und ſtarrten das Wunder an, deſſen Urſache ihnen allen ein Räthſel war. Andere lagen unter freyem Himmel auf den Knieen und ſandten ihre Gebete zu Gott. Wieder andere thaten ſich vor ihrem lezten Stündlein, das ſie nahe wähnten, noch einmal recht gütlich und ſchmauſten und zechten nach Herzensluſt an den Vorräthen, die auf den Winter geſpart worden waren.

Als Leo mit ſeinen Begleiterinnen bey ihnen anlangte, ſah er ſich ſogleich von vielen Herbeydrängenden umringt, die ihn mit Fragen nach dem Ereigniſſe, das Alle in Schrecken und Angſt verſezt hatte, beſtürmten. Allein er konnte eben ſo wenig Auskunft geben wie erhalten.

„Es iſt ein Erdbeben und jeden Augenblick kann es ſeine Stöße wiederholen," ſagte ein Greis, der bey den Uebrigen in Anſehen zu ſtehen ſchien. „Deßhalb iſt es ſicherer hier im Freyen als in unſern Hütten, die uns über den Köpfen zuſammenſtürzen können."

Leo theilte dieſe Meynung nicht. Die Erſcheinungen, welche er beobachtet hatte, dünkten ihm nicht übereinſtimmend mit denen, welche, ſo viel ihm bekannt war, ein Erdbeben zu begleiten pflegen. Dennoch hielt er es am Beſten gethan, vor der Hand bey dieſen Leuten zu verweilen, da noch Folgen jenes räthſelhaften Ereigniſſes zurück ſeyn konnten, die Einzelnen Gefahr bringen, von den vereinten Kräften Vieler aber vielleicht abgewendet werden konnten. Die Urſachen, welche ihn zur Flucht bewogen, dieſe ſelbſt, waren vergeſſen. Wie konnte auch das Werk eines kleinlichen und elenden Menſchentreibens ſeinem Geiſte gegenwärtig bleiben neben dem mächtigen Eindrucke, den dieſe unerklärliche Empörung der Natur auf ihn gemacht hatte? Frau Anna und Baptiſta pflichteten ihm bey, und man beſchloß hier wenigſtens ſo lange zu harren, bis man eine nähere Auskunft über die wunderbare Begebenheit erhalten haben würde.

In einer unbehaglichen Lage brachte man mehrere Stunden hin. Einige von den Dorfbewohnern waren an den angezündeten Feuern eingeſchlafen, Mütter mit Säuglingen, Kinder, alte Männer und Frauen. Andere waren im Dorfe geweſen und hatten neue Vorräthe an Speiſe und Trank herbeygeholt. Die ganze Verſammlung zeigte ein Bild der Verwirrung und die ſeltſamſten Kontraſte in einzelnen Gruppen. Gegen Mitternacht erhob ſich plötzlich ganz in der Nähe ein wildes Gebrüll. Alle fuhren erſchrocken auf; aber ſie beruhigten ſich bald wieder, als ſie ſahen, daß es nur ihre Heerden waren, die den Gebirgspfad hinab dem Feuer zueilten. Die Thiere ſchienen in großer Angſt. Sie zitterten an allen Gliedern und drängten ſich furchtſam zu denen, welchen ſie angehörten, als wollten ſie bey dieſen Schutz ſuchen. Ihnen folgten bald die Hirten, denen ſie voraus geeilt waren. Nach der Meynung dieſer Männer mußte im obern Gebirge etwas Auſſerordentliches geſchehen ſeyn, denn nach dorthin hatten ſie den Blitz geſehen, das entſetzliche Getöſe vernommen, und alle Bäche, welche in jener Gegend entſprangen, waren ausgetrocknet.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Savoyiſchen Ufer des Genferſee's.

(Beſchluß.)

Auf der Walliſer Seite iſt der kleine Hafen, und als wir in deſſen Nähe kamen, wurde zuerſt wieder auf dem Winkelried geläutet, weil — zum großen Leidweſen der Einwohner — auch die Dampfſchiffe keine Verbindung mit Savoyen haben, und da nur manchmal zu Gaſt hinkommen, ohne jedoch Leute des Landes ein- und auszuſchiffen. Dieß geſchah nun aber gleich hier auf Schweizerboden. Einige Bauernfrauen kamen an Bord, um mit hinüber nach Villeneuve zu fahren. Wie häßlich iſt doch die Walliſer Frauentracht! Man ſollte nicht glauben, daß ſie in dieſem Kanton Nachbarn von Waadt und Bern ſind, wo die weibliche Kleidung ſo nett und wahrhaft ſchön iſt. Wer aus dem

Berner Oberland, zumal aus dem Oberhaslithal, wo Alles Gemälde und Dichtung ist, über die Grimsel oder den Gemmi nach Wallis kömmt, sollte nicht glauben, daß die Geschmacklosigkeit so nahe beym Geschmack wohnen könne. Auch in der Umgangsweise und im Ausdruck findet sich derselbe Abstand; es ist immer ein Bischen Cretinismus dabey. Ein Mädchen aus Oberhasly mit ihrem heitern, sinnigen, lieblichen Wesen, und eine — Walliserin! Freylich steht eine Gletscherwand zwischen Beyden.

Von nun an wird der Gesichtskreis immer malerischer, aber immer beschränkter. Am Ufer liegt le Boveret, ein kümmerlicher Ort, wo eine hübsche Stadt gedeihen könnte, wenn die Niederungen am Einfluß der Rhone in den See hier nicht fieberbringende Sümpfe wären. Doch haben einige Handelshäuser aus dem gegenüber liegenden Vevay hier, ich möchte sagen fliegende Bureaux errichtet, wie man fliegende Brücken hat. Sie halten es — wie die Leute in den Pontinischen Sümpfen — nur einige Monate hier aus und kehren dann in ihre reizende Heimath zurück, an deren Thurmuhr sie die Stunden zählen und schlagen hören können, die sie hier nicht ohne Gefahr zubringen.

Nach wenigen Minuten hätten wir an der Bewegung des Wassers etwas Ungewöhnliches vermuthen müssen, wenn es der Augenschein nicht ergeben hätte. Es war das Einströmen der Rhone in den See. Früher hatte ich mir gar nicht vorstellen können, daß dieß etwas Auffallendes seyn könne, und dachte dabey an den Rhein, der Rhone Bruder, denn wie diese kommt er mit der Reuß aus Einer Wiege, aus Einem Gletscherhaus, der Furka und des St. Gotthards Höhen, daher auch der ähnliche Name, vielleicht von ῥέω, ich rinne. Auch im Osten strömt der Rhein in den Bodensee, um im Westen wieder herauszufließen. Aber dabey ist nichts Besonderes; durch das Rheinthal ist er ganz ruhig und besonnen geworden. Nicht so die Rhone. Sie ist von der Furka her das wilde Gletscherkind geblieben, reißt brausend und schäumend Alles mit sich fort, Gerölle, Erde, Holz und Sand. So strömt sie ganz trüb und erdfarbig in den See. Und wie der Mensch durch das Leben, seine Wellen und seine Untiefen, gereinigt und geklärt wird, und am Ende hell und ruhig wieder hinausgeht in der Seele tiefes Himmelsblau, so auch der Strom.

Dr. Chr. Müller.

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Spricht zu ihnen der Wojnowitsch Milosch:
„Laßt mich gehen, ihr drey Händelsücht'gen!
Suche mir kein besser Roß als dieses,
Ich vermag ja dieses kaum zu bänd'gen.
Was auch helfen hundert Stück Dukaten?
Weiß nicht auf der Wage sie zu wiegen,
Und versteh noch minder sie zu zählen.
Wozu brauch' ich einen Pflug und Ochsen?
Ackerte doch auch mein Vater niemals,
Hatte dennoch Brod mich zu ernähren."
Ihm entgegneten die Händelsücht'gen:
„Hör einmal, du Kerl, Bulgarenbursche!
Wenn du keine Lust zum Tausche zeigest,
Werden mit Gewalt dein Roß wir nehmen."
Spricht Milosch, der Wojnowitsch, zu ihnen:
„Ey! Gewalt die raubet Land und Veste,
Warum nicht von mir den guten Falben?
Will ihn lieber euch im Tausche geben,
Weil ich doch zu Fuß nicht reisen könnte."
Dieses sprechend hält er an den Falben,
Greift bedende unter's Fell des Baren,
Meynen sie, er nehme ab den Bügel,
Doch er greift nach seinem goldnen Kolben,
Schlägt damit den Buk von Jakowitza,
Und hat ihn so leicht damit berühret,
Daß sich dieser drey Mal überpurzelt.
Und der Milosch ruft ihm nach im Fallen:
„Mögen dir so groß die Trauben wachsen,
Dir in deinem fruchtbar'n Jakowitza!"
Fliehet vor ihm der Nestopoljtsche Janko,
Ihn ereilt auf seinem Roß der Milosch,
Trift ihn mit dem Kolben auf die Schulter,
Daß sich dieser vier Mal überpurzelt.
„Halt dich fest, o Nestopoljtsche Janko!
Mögen dir so groß die Aepfel wachsen,
Dir in deinem fruchtbar'n Nestopolja!"
Fliehet auch der arme Prijopoljtsche,
Ihn erreichet Milosch auf dem Falben,
Und berührt ihn mit dem goldnen Sechseck,
Daß er sieben Mal sich überpurzelt.
„Halte fest dich, Knabe Prijopoljtsche!
Wann du kömmst nach deinem Prijepolje,
Magst du prahlen bey den jungen Mädchen,
Wie das Roß du raubtest dem Bulgaren."
Sprachs und lenkte wieder zu den Swaten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, August.

(Beschluß.)

Auf dem sogenannten Rollen, der höchsten Firnkuppe des Berges, verweilten die Wanderer eine Stunde. Der Barometer sank auf 199.9 Decimallinien; der Thermometer des Barometers zeigte 3° R., und die Lufttemperatur war 6° R. Eine Fahne, die zwey Jahre vorher von Reisenden aus Aarau hier aufgepflanzt worden, war von der Stange abgerissen, die angenagelten Ueberreste ganz gebleicht, und die Stange selbst schwankte an der südöstlichen, senkrecht abgerissenen Gletscherkante, auswärts überhängend, ein Zeichen, daß die Firnkuppe Abfälle erlitten habe. Die Stange wurde durch den am Stricke hinaus gelassenen Gemsenjäger hereingeholt, und mit einem gehörigen Anwartzeichen wieder in der Mitte der Kuppe aufgesteckt.

Viele und bedeutende Mittheilungen hat Hr. Hugi aus der Fundgrube für die Petrefaktenkunde, die er mit unermüdetem Fleiße im Jura auszubeuten fortfährt, geliefert; sie können hier nicht aufgezählt werden, ihr Verdienst aber ward sattsam bereits auch von Cuvier, Schlottheim u. a. m. gewürdigt. Gleichförmige meteorologische Beobachtungen werden gegenwärtig durch Veranstaltung der Gesellschaft auf vielen Stationen des Kantons Solothurn regelmäßig angestellt, und in kurzer Zeit dürfte ein vollständiges barometrisches Nivellement desselben zu Stand gebracht werden. Auch topographisch-statistische Beschreibungen von einzelnen seiner Landschaften werden bearbeitet. Besondere Aufmerksamkeit für den Kanton Solothurn verdient insbesondere noch ein Vortrag des geschickten Arztes, Dr. Kottmann, über Gewerbe und Landwirthschaft, mit Vorschlägen zur Einführung gemeinschaftlicher Käsereyen. Er beherzigt darin zunächst die traurige Verdienstlosigkeit des gewerbtreibenden Standes, und den so geringen Preis aller Erzeugnisse der Landwirthschaft im Kanton Solothurn, und bemerkt, wie glücklich hingegen jene Gegenden seyen, wo vor Jahren schon wohlthätige Geister irgend einen Erwerbszweig hinbrachten, der mit ihrem eigenen Glücke auch den Wohlstand des Landes begründete, und Tausende von Menschen beschäftigte und nährte. Beyspiele dafür bieten alle Solothurn umgränzende Kantone, Basel, Bern, Aargau und Neuenburg dar. Zu ihrer Nachahmung, die, wenn auch spät, doch nie zu spät kömmt, stehen der reichsten Korporation, nämlich der Stadtgemeinde Solothurn, Mittel genug zu Gebot, wenn sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihre Armengelder viel besser zu solchen Erwerbsanstalten verwendet würden, als wenn dieselben in Gestalt von Almosen als Unterstützung abgereicht werden, wodurch jedes bessere Gefühl nach und nach erstickt, und in der folgenden Generation nur Bettler erzogen werden. Mit Recht behauptete der sel. Pestalozzi, was einsichtige Staatsmänner schon früher erkannten, daß die Armen nur scheinbar arm seyen, indem sie einen großen Reichthum von schönen Anlagen und Kräften besitzen, welche man nur zu entwickeln und zu beschäftigen brauche, um dieselben zum Vortheil des Staats zu nutzen. Selbst die gemeinsamen Sennereyen für Käsebereitung, wodurch die Nutzbarkeit und der Ertrag der Milch bedeutend vermehrt wird, haben im Kanton Solothurn noch keinen Eingang gefunden, und Hr. Kottmann zeigt nun, wie leicht und vortheilhaft dieß geschehen könnte. An diesen leztern Theil seiner Vorlesung schließen sich die Notizen an, welche Hr. Oberthierarzt Luthi über die Verfertigung verschiedener Käsearten und des sogenannten Schabziegers, so wie über Verbesserungen, die dabey angewandt werden könnten, eingereicht hat.

Paris, 24. Juli.

(Beschluß.)

Auf den größern Theatern, besonders auf den sogenannten königlichen, herrscht immer Hader, Zwiespalt, Unordnung in den Geldsachen u. s. w. Die Schauspieler beklagen sich über das Einmischen der obern Behörde, diese beschuldigt die Schauspieler, daß sie unmäßige Forderungen machen, sich eigensinnig beweisen u. s. w. Es vergeht kein Jahr, wo nicht ein oder mehrere Zankäpfel niederfielen, und dem Publikum ein Kulissenstreit zum Besten gegeben würde. So ist jezt an der komischen Oper alles wieder in Unordnung, nachdem seit einem Jahre der Streit beygelegt schien; die Hauptschauspieler an demselben, welche eine Gesellschaft oder Kompagnie ausmachen, verlangen Rechenschaft von ihrem Direktor, dem bekannten Theaterdichter Pixerecourt; dieser aber stüzt sich auf einen Vertrag mit ihnen, worin von dieser Rechenschaft nicht deutlich die Rede ist, und auf die Entscheidung des Gentilhomme de la chambre, Herzogs v. Aumont, unter dessen Aufsicht dieß Theater steht, und der den Direktor kräftig unterstüzt. Da nun die Schauspieler von ihren Obern nichts haben erhalten können, so haben elf oder zwölf derselben den Vorsaz gefaßt, nicht eher zu spielen als bis ihnen Gerechtigkeit widerfahren sey. Von dieser Gerechtigkeit ist nun zwar nichts erfolgt, wohl aber eine Ordre des Herzogs von Aumont, oder gar eine königliche Verordnung, welche den widerspenstigen Schauspielern eine Frist von acht Tagen anberaumt, um sich eines Bessern zu besinnen; wo nicht, so sollen sie nicht allein vom Theater ausgeschlossen bleiben, sondern auch ihre Rechte auf eine Pension verlieren, ja nicht einmal auf einer andern Bühne in Frankreich auftreten können. Die Drohung lautete fürchterlich; allein die Schauspieler wußten schon aus Erfahrung, daß man sie zulezt doch nöthig haben würde, wie denn in der That seit ihrer Entfernung vom Theater manche Stücke gar nicht gegeben werden können, und andere von mittelmäßigen Schauspielern aufgeführt werden, welche sich das Publikum keineswegs beeilt zu sehen und zu hören; so leidet denn die Theaterkasse einen starken Verlust, den alle Verordnungen des Herzogs v. Aumont nicht im Stande sind zu decken oder in Gewinnst umzuschaffen. Deßhalb hat der Herzog versucht, den abtrünnigen Theaterherrn und Damen durch Güte beyzukommen, und sie durch glatte Worte dazu zu bewegen, das Vorige zu vergessen und wieder aufzutreten, und zu thun als ob nichts vorgefallen sey. Sie aber wollen nicht, halten fest zusammen, und verlangen, als Conditio sine qua non, die Entfernung oder Absezung ihres Herrn Direktors. Dieser sizt jedoch fest im Sattel, und will die Schauspieler dagegen Mores lehren. Er belangt einige derselben vor Gericht, und verlangt im Namen des Theaters sechszigtausend Franken Schadenersaz dafür, daß sie ihre Verbindlichkeiten gebrochen haben. Dieß ist etwas ernstlicher als die hochtrabenden Verordnungen des Herzogs, denn mit den Gerichten ist nicht zu spaßen; wenn diese entscheiden sollten, daß die Schauspieler den Schadenersaz zahlen müssen, so ließe sich wohl von dem Urtheile appeliren, allein weiter ließe sich dann auch nichts thun als zahlen, wofern nicht etwa die Schauspieler ihrer Seits den Direktor vor Gericht belangen und ihn zwingen könnten, Rechenschaft wegen seiner Verwaltung abzulegen. Da nun aber der gerichtliche Gang immer etwas langsam ist, wiewohl in Frankreich nicht so als in einigen andern Ländern, so hätte das Theater Zeit über diesem Prozeß zu Grunde zu gehen. Wahrscheinlich wird also die Direktion es machen, wie es die Direktoren alle machen, wenn sie mit beliebten Schauspielern zu thun haben, das heißt, sie wird einen gütlichen Vergleich zu treffen suchen *), und vielleicht ist der Prozeß nur ein indirektes Mittel um dahin zu gelangen; bis dahin hat Paris jezt nur eine halbe komische Oper. Zum Glücke gibt es der Schauspiele so viele, daß der Verlust nur für die Musikliebhaber etwas empfindlich ist.“

D g.

*) Dieser Vergleich hat, nach den Zeitungen, wirklich stattgehabt, und die königliche oder herzogliche Verordnung hat zurückgezogen werden müssen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 15. September 1827.

Wer entwandelt durch den Garten
Bey der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm selig seyn?

L. Uhland.

Herzog Ulrichs erste Liebe*).

Von Karl Grüneisen.

Erste Romanze.

Von dem Berge sieht man schreiten
Einen Ritter, hoch zu Roß,
Sieht gen Nürtingen ihn reiten
Jeden Abend auf das Schloß.

Herzog Ulrich, jung an Tagen,
Alt an Muth und Heldendrang,
Herzog Ulrich kommt zu jagen,
Eilt und schaut die Straß' entlang.

Nicht die Blumen auf den Wiesen,
Nicht die Garben in der Flur
Mag sein stolzer Blick begrüßen;
Fernhin eilt und schaut er nur.

Von dem sammt'nen Hute winken
Bunte Federn fürstlich reich,
Und das Schwert an seiner Linken
Ziert den Jüngling Helden gleich.

Um den Hals an goldnen Schnüren
Hängt ein lustig Jägerhorn:
Denn nach goldner Beute spüren
Will er jetzt im Liebeszorn.

Düster ist es schon im Thale,
Wo der Neckar einsam rauscht,
Und er naht im Mondesstrahle
Zu dem Schlosse, hält und lauscht;

Und sein Horn, das jagdvertraute,
Drückt er an die Lippen schnell,
Draus ertönen muntre Laute,
Ernste Klänge tief und hell.

Doch das Fenster seiner Lieben,
Unerleuchtet bleibt es heut,
Und kein Gruß winkt ihm von drüben
Und kein Dank hat ihn erfreut.

Brausend im gewohnten Grimme
Stürmt er an des Hauses Thor,
Ruft mit zitternd wilder Stimme
Den verhaßten Pförtner vor:

Sprich, wohin? auf welchen Wegen?
Wer mir raubt' Elisabeth?
Sie, zu der mit reinen Schlägen
Meines Herzens Liebe steht!

Fest verschlossen ist die Pforte,
Lautlos steht vor ihm das Haus,
Nur des Fürsten eigne Worte
Wiederhallen zürnend draus.

Und im Grimme will er scheiden;
Doch ihn fesselt tief're Pein,
Denn der Liebe stille Leiden
Kehren jetzt im Busen ein.

*) Herzog Ulrich von Würtemberg liebte die Prinzessin Elisabeth von Brandenburg, die sich in Nürtingen bey der Wittwe Eberhards II. aufhielt, aber von dieser auf Anstiften der Landräthe schnell nach Durlach gebracht und bald darauf hier genöthigt wurde, dem Markgrafen Georg von Baden ihre Hand zu geben. Bey ihrem Sterben wünschte sie in dem Kreuzgang der Hospitalkirche zu Stuttgart bestattet zu werden, wohin man auch ihre Leiche brachte.

Ach! dem Glücklichen, dem Frohen
War sein Glück zu Grab gebracht,
Und die schönen Stunden flohen,
Eh' sie recht ihn angelacht.

Liebe, die dir früh' entglommen,
Edler Fürst, zu kurzer Lust,
Nimmer ist sie wiederkommen
Deiner ritterlichen Brust.

Mit der Minne zartem Bande
War dein Frieden auch dahin;
Drum so bald von Land zu Lande
Mußt du flied'n in düstrem Sinn;

Denn mit stürmisch wildem Schaffen
Draußen und im eignen Haus
Wetzest du der Feinde Waffen,
Treibst dich von der Heimath aus.

Trotz'ger Thaten bittre Sühne
Wird vom Schicksal dir gereicht,
Bis der stolze Muth, der kühne,
Höherm Willen gläubig weicht.

Die Vorurtheile.

(Beschluß.)

Erst gegen Morgen, als die Sonne blutigroth und strahlenlos aufging, ward das schreckliche Räthsel, das die Natur in einer unwilligen Laune den Menschen hingeworfen, gelöst. Einige Männer, die, von ihren Geschäften veranlaßt, gewagt hatten, noch vor Anbruch des Tages hinauf nach Plurs zu gehen, kamen mit fliegenden Schritten zurück, um die Kunde des Entsetzlichen zu bringen. Plurs war nicht mehr. Der Gipfel des Conto, mit diesem noch ein großer Theil des Berges, war eingestürzt und hatte das reiche Plurs sammt dem schönen Nachbardorfe Schilano unter seine Trümmer begraben.

„O Gott, meine Ahnung!" seufzte Baptista für sich, als sie die Schreckenskunde vernahm. Unter den Anwesenden verbreitete sich Entsetzen und Verzweiflung. Viele Bewohner von Prosto hatten ihre nächsten Verwandten, Eltern, Geschwister, Kinder in den beyden untergegangenen Orten gehabt. Die Ungewißheit über ihr Schicksal erregte die lebhafteste Besorgniß in Allen. Ohne daß es vorher einer Abrede bedurft hätte, schlugen die rüstigen Männer den Weg nach der Stelle ein, wo Plurs gestanden hatte, um zu sehen und zu retten, wenn eine Möglichkeit vorhanden war. In gleicher Absicht schloß sich Leo ihnen an, nachdem er die beyden Frauen der Führung eines ihm bekannten alten Landmanns übergeben hatte, der sie nach seinem, nur eine halbe Stunde entfernten Landhause bey Chiavenna zu begleiten versprach.

Aber die Hoffnung, welche Leo und seine Gefährten hegten, daß sie irgend etwas zur Rettung der Verunglückten thun könnten, ging nicht in Erfüllung. Wie hatte sich seit gestern alles so schrecklich verändert! Da wo noch, ehe der vorige Tag sich geneigt, das stattliche Plurs mit seinen reizenden Gärten, seinen üppigen Villen, seinen lieblichen Rebenhügeln gestanden, wo das freundliche Dorf Schilano am Bergabhange zum Besuche eingeladen hatte, war jezt ein wüstes Gebirg angehäuft, das den Lauf der Maira hemmte mit ungeheuern Felsblöcken, mit wilden Steinmassen, zwischen denen sich langsam und widrig Schlammströme hinzogen, mit mißgestalteten Haufen von Schutt und Geröll, aus denen die Wurzeln umgestürzter Bäume hervorsahen. Dieser ungeheure Grabhügel, der mit einem Male beynahe dreytausend sorglose Menschen bedeckt hatte, war undurchdringlich; das erkannte Leo. Tief unter seinen Füßen ruhten jezt die, deren Herzen noch gestern von mißverstandenem Glaubenseifer feindlich entbrannt waren, die, welche niedrigen Leidenschaften das Heiligste unterworfen hatten, mit den friedlich Gesinnten und Tugendhaften, Katholiken und Evangelische, nun durch ein furchtbares Gottesgericht vereinigt.

Traurig kehrte Leo zurück und begab sich auf sein Landhaus bey Chiavenna. Hier fand er die Frauen in ängstlicher Erwartung. Seine Erzählung bestätigte die Nachricht des schrecklichen Ereignisses, dessen vernichtender Gewalt sie selbst nur wie durch ein Wunder entgangen waren. Baptista vergoß häufige Thränen der Theilnahme, Frau Anna versank in eine tiefe Betrübniß. Als Leo geendet hatte, trat eine Pause allgemeiner stiller Betrachtung ein. Dann stand Frau Tanni plötzlich auf, ergriff ihres Sohnes Hand, führte diesen zu Baptista und sprach:

„Der Herr selbst hat sie uns als einen Engel der Rettung gesandt und durch sie mich versöhnt mit denen, die ich in einem unglücklichen Wahne nicht geliebt, wie ich gesollt. O Baptista, verzeihe mir und sey fortan meine Tochter, meinem Sohne ein treues Weib!"

Da lagen drey Menschen in einer innigen Umarmung vereint, und der heutige Tag, der so viele Unglückliche beschien, sah auch drey Glückliche, deren Gefühle noch freudiger gewesen wären, hätte nicht der Gedanke an jene sie getrübt.

Leo hatte ein bedeutendes Eigenthum in Plurs verloren, aber die Summen und die wichtigen Papiere, welche ihm geblieben, sicherten ihm eine sorgenfreye Zukunft. Umsonst hatte die Hand des Herrn sich warnend und strafend in dem Untergange von Plurs gezeigt. Furchtbarer begann der blutige Bürgerkrieg im Graubünderlande zu wüthen und schlug diesem tiefe und schmerzhafte Wunden. Da verkaufte Leo sein letztes Besitzthum im Vaterlande, das Landhaus bey Chiavenna, und zog mit der jungen Hausfrau und der verehrten Mutter nach Genf, wo seit Calvins Tode ein milder Sinn der Duldung und des Friedens herrschte.

Nie bereute Frau Anna, eine Katholikin zu ihrer

Schwiegertochter gewählt zu haben, und Leo fand in seiner Baptista alle Tugenden vereinigt, die einen liebevollen Gatten beglücken können.

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Mancher will behaupten, es gebe kein passenderes Sinnbild eines eiteln, hochmüthigen, unbescheidenen und dabey unnützen Aufschößlings als eine italienische Pappel. Leichtes, kraftloses Holz, keine scheinbare Blüthe, keine Frucht, mit Insektenschwärmen bedecktes Laub, dabey Wurzeln, die dreyßig Fuß in der Runde jedem nützlichen Gewächse die Nahrung entziehen: das sind die Haupteigenschaften dieses beliebten Baumes, der vermöge seiner geringen Breite keinen wohlthätigen Schatten für den Wanderer, einen desto nachtheiligeren aber für den Weg und die Umgebungen gewährt. Der geringste Obstbaum erfreut doch das Auge in der Blüthezeit, gibt ein festes, brauchbares Nutzholz; aber sehr häufig sieht man, besonders an den Heerstraßen, den nützlichen Obstbaum von diesem unnützen Zierbaume verdrängt.

*

Aus den reichen, im Museum der Naturgeschichte zu Paris aufbewahrten Schätzen ergibt sich, daß die Zahl der bisher bekannten, theils verborgen, theils offen blühenden Pflanzen an 57,000 Arten reicht, während die der Insekten 44,000, der Fische 2400, der Amphibien 700, der Vögel 5000 und der Säugethiere 500 beträgt. Den Berechnungen Valenciennes's und v. Humboldt's zufolge, kommen auf Europa allein 80 Säugethiere, 400 Vögel und 30 Amphibien. Folglich leben in diesem nördlichen, temperirten Erdstriche fünfmal so viel Vögel als Säugethierarten, während wieder daselbst fünfmal mehr Hülsengewächse als Orchideen und Euphorbiaceen angetroffen werden. Die durch Delalande vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebrachten reichen Sammlungen können, wenn sie mit den Arbeiten von Levaillant verglichen werden, darthun, daß in diesem südlichen, temperirten Erdstriche die Säugethiere zu den Vögeln sich ebenfalls wie eins zu vier verhalten. Die Vögel, vorzüglich aber die Amphibien, erhalten gegen die Aequatorial-Zone einen verhältnißmäßig viel stärkern Zuwachs als die Säugethiere. Aus den Entdeckungen Cuviers über die fossilen Knochen läßt sich mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß diese Verhältnisse nicht zu allen Zeiten die nämlichen waren, und daß durch die verschiedenen Katastrophen unseres Erdballs bey weitem mehr Säugethiere als Vögel vertilgt wurden.

*

Bey dem hohen Kredit, in welchem der bürgerliche Zustand Englands im Auslande steht, sollten wir es allerdings auffallend finden, daß daselbst noch achtzehntausend Zigeuner umherirren. Auch der unwissenschaftliche Leser muß sich von ihrem Daseyn auf der brittischen Insel durch ältere wie neuere, das Volk schildernde Romane hinlänglich unterrichtet haben. Zu unserer Zeit hat Walter Scott durch seine Schilderungen im Astrologen sie auf's Neue ins Gedächtniß gerufen. Jetzt übernimmt es der Ausschuß für die Missionen im Innern, in England an der Sittigung dieses wunderbaren Volkes zu arbeiten. Er bemerkt sehr vernünftig, daß aufgeklärte Christen bisher ihre Bekehrer auf den ganzen Erdball ausgesendet, dabey aber ein indisches Volk, welches unter ihnen wohnt, vergessen haben. Dieser Ausschuß nimmt nämlich die Meynung vieler Gelehrten als ausgemachte Wahrheit an, daß die Zigeuner zu dem Stamme der Suder gehören, der im Jahre 1408 bey Timurs Kriegszügen zersprengt und zum Theil ausgerottet worden sey. Ihre Sprache ist, mit wenigen kleinen Verschiedenheiten, in allen Ländern Europas, welchem mehr als 700,000 dieser Fremdlinge meist unwillkommene Gäste sind, ganz dieselbe, und mit der gegenwärtigen Sprache ihrer ehemaligen Landsleute durchaus übereinstimmend. Man geht damit um, zu ihrer Bildung Schulen zu stiften, und hofft besonders, sie einst ihrer Sprache wegen mit großem Vortheile bey dem Bekehrungswerke in Asien gebrauchen zu können. Alle Christen werden zur Beysteuer für dieses preiswürdige Vorhaben aufgerufen.

*

Merkwürdig ist die verschiedene Art, wie manche Völker den Augapfel bezeichnen. Im Persischen heißt er merdümi tschescham, d. i. Augenmensch, gleichsam als ob im Auge der ganze Mensch sich darstelle oder abspiegele. Auf ähnliche Weise sieht der Grieche und auch der Spanier ein Mädchen im Auge (κόρη, niña), der Engländer aber nichts als eine Kugel (eye-ball), der Franzose eine Pflaume (prunelle) und der Deutsche einen Apfel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im August.

Mehrfach ist von einem deutschen Originallustspiel in fünf Akten, unter dem Titel: die Hofdame, von F. v. Elsholz, öffentlich die Rede gewesen, das, ungeachtet der Seltenheit ähnlicher Erzeugnisse in unserer Literatur, ungeachtet der dem gegenwärtigen zu Theil gewordenen Aufmerksamkeit vieler sinniger und geistvoller Beurtheiler, ja ungeachtet des thätigen Antheils, welchen selbst Goethe daran genommen, zur Aufführung auf einer vaterländischen Bühne bisher nicht hat gelangen können. Um so verdienstlicher erscheint es also, daß

nachdem von dem hiesigen königlichen Theater dieß Stück, aus uns unbekannten Gründen, abgelehnt worden ist, die Direktion der Königstädter Bühne sich zu Lösung der allerdings schwierigen Aufgabe entschlossen, und, dem Vernehmen nach, sogar Fräul. Henriette Sonntag vermocht hat, ausnahmsweise die Rolle der Hofdame zu übernehmen, welche, nach der Absicht des Dichters ganz das angenehme und gewandte Spiel, die Grazie und den feinen Weltanstand, so wie die liebenswürdige Persönlichkeit erfordert, wodurch diese Künstlerin vor vielen andern ausgezeichnet ist.

Sehr lebhaft und allgemein haben sich daher die Wünsche der Unterrichteten für das Gelingen der Sache ausgesprochen, in deren Verfolgung die Direktion des Königstädter Theaters ihre Thätigkeit und eifrige Sorge für das öffentliche Vergnügen abermals rühmlich bethätigt. Doppelten Dank aber wird Fräul. Henriette Sonntag sich durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit erwerben, von ihrem lieblichen Talent auch zu Gunsten eines Kunstzweiges Gebrauch machen zu wollen, welcher von andern Sängerinnen wohl zuweilen als untergeordnet und ihrer Bemühung unwerth angesehen wird. Um so erfreulicher ist es daher, gerade sie, die allgemein Bewunderte, von solchem Vornehmthun gegen das rezitirende Schauspiel entfernt zu finden, und gewiß wird jeder, der die Proben ihres allerliebsten Spiels in den Opern: der Schnee, die heimliche Ehe, Jocende u. s. w. gesehen hat, mit uns der Meynung seyn, daß die Muse des Lustspiels, dankbar für den Tribut der neuen Sängerin, dieser sich gleich huldreich erweisen werde, wie Polyhymnia, ihre Schwester.

Uebrigens wird dieß holde Schoßkind des Glückes uns in den ersten Tagen des Septembers verlassen, um, wie man sagt, in den Hauptstädten Sachsens und Schlesiens eine Gold- und Beyfallerndte zu halten, demnächst aber hierher zurückkehren, und eine Reihe von Gastdarstellungen auf dem königl. Opernheater beginnen, worin sie selbst ihr Talent in einer noch höhern und glänzendern Sphäre, wie bisher, zu zeigen hofft. Man erwartet sie unter andern als Donna Anna, als Vestalin, und Susanna in Figaro zu sehen, wodurch natürlich die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grad angesprochen wird. Nach Beendigung dieses lezteren Rollencyclus aber verläßt uns sodann die Liebliche, um gegen den Monat December über Hamburg, Bremen, Amsterdam, Brüssel, ihrer neuen Bestimmung in Paris entgegen zu gehen.

Für die Fortdauer ihrer Oper hat indessen die Direktion des Königstädter Theaters rühmlich und thätig gesorgt. Ein neuer Bassist, Hr. Wiedermann aus Prag, ist bereits nicht ohne Beyfall aufgetreten; ein guter Tenorist an Jägers Stelle, dessen bisher zweifelhafter Abgang nunmehr entschieden zu seyn scheint, wird erwartet, und die neu engagirten Sängerinnen Tibaldi, Altstimme, und die Schwestern Bamberger, hohe Sopranc, alle drey früher in Dresden angestellt, sind schon angekommen, und haben in den lezten überfüllten Opernvorstellungen das Feld ihrer künftigen Siege vollständig in Augenschein nehmen können. Die beherzte Italienerin hat aber, wie verlautet, noch nicht die mindeste Besorgniß wegen ihres Erscheinens nach einer so glänzenden Nebenbuhlerin geäußert, und will vielmehr die Gefahr als Mann (wirklich zu nehmen, da sie meistens in männlichen Rollen erscheint) bestehen. Wird nun zu diesem Personal der Buffo Spitzeder, der Liebling des Publikums, welcher bleibt, und manches andere brauchbare Talent hinzugerechnet, so ist nicht zu läugnen, daß die Königstädter Oper in ihrer Gattung die königliche weit übertrifft, welche lezlere, dem bey uns waltenden allgemeinen Prinzip gemäß, ihre ruhige und geräuschlose Existenz durch gewagte Neuerungen nicht unterbrechen zu wollen scheint.

Rom, 28. August.

Die Sucht der Schatzgräberey hat sich hier dergestalt des Gemüthes bemächtigt, daß, seitdem die bekannte Cartonische Unternehmung zu Schanden geworden ist, und daher von ähnlichen Versuchen in der Erde abgeschreckt hat, man nun gar anfängt das Wasser zu durchwühlen, um darin nach Schätzen zu suchen. Wenn dieß nicht in der Tiber geschieht, so ist der Abbate und Advokat Fea daran Schuld, der durch sein quos ego den Bannstrahl der Unwissenheit über alle diejenigen ausgesprochen hat, welche glauben, daß es keinen denkbaren Grund gibt, an der Existenz eines Dinges an einem Orte, wo es sich befinden kann, zu zweifeln, ehe man nicht im ganzen Umfange desselben darnach gesucht hat. Es ist materiell nicht unmöglich, daß nichts in der Tiber liegt; es ist aber moralisch noch unmöglicher, daß nichts darin liegen sollte. Der glänzendste und bewohnteste Theil Roms, das Forum Romanum, der Capitolinus, der Palatinus lagen an der Tiber; rechnet man dazu das sogenannte pulcrum litus, und besonders den Hafen Roms, so werden selbst diejenigen, welche Rom weder aus eigener Ansicht noch aus Beschreibungen kennen, begreifen, welch eine unsägliche Menge von werthvollen Gegenständen aller Art sich um die Tiber herum befunden habe. Man nehme noch die Tausende von Ereignissen, als da sind: Tumulte, Aufstände, Bürgerkriege, Feuersbrünste, absichtliche Verwüstungen, alles dieß auf dem Forum oder in der Nähe desselben vorgefallen, weil hier der Sitz der Regierung, der stete Aufenthalt des Volks, mit einem Worte der Mittelpunkt der Stadt war, durch welche Ereignisse Rom in einem Zeitraume von mehr denn anderthalb Tausend Jahren im eigentlichen Verstande von Grund aus umgewandt worden ist, und es gehört große Ungläubigkeit dazu, nicht wenigstens an die Möglichkeit, ich will nicht einmal sagen an die Wahrscheinlichkeit zu glauben, daß in der Tiber noch heut zu Tage Sachen von Werth liegen können. Die lezte große absichtliche Verwüstung Roms durch Robert Guiscardo, als dieser im Jahre 1084 Rom einnahm, um die Einwohner für ihre, an Gregor VII. verübten Unbilden zu bestrafen, betraf insbesondere das Forum, wo sein Kriegsvolk diruerte. Man denke sich solche Zerstörungen, wo es nicht darauf ankömmt zu rauben und zu plündern, sondern nur zu zerstören, was sich nicht fortschaffen läßt. Steht nicht zu glauben, daß man in solchen Fällen die Gegenstände lieber ins Wasser geworfen, welches sich leicht bewerkstelligen ließ, als sie zertrümmert haben wird, womit Zeitverlust und Mühe verknüpft war?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 216.

Konstitution.

Räthsel,

Gespräch.

A. „Hast du noch immer kein X?

B. „Nein, aber ich bin jezt eben auf X.

A. „Glaube mir, wenn du mehr X hättest, du würdest ohne X längst ein X haben.

B. „Was dieß betrifft, so hoffe ich mit meinem geringen X ohne X ein xiges X zu bekommen.

(Wir hoffen, daß der Leser nicht X nehmen wird X zu errathen.)

Hl W.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. September 1827.

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.

Schiller.

Herzog Ulrichs erste Liebe.

Von Karl Grüneisen.

Zweyte Romanze.

Lieblich tönen rings die Flöten,
Lustiger noch die Schalmeyn,
Und die Hörner, die Trompeten
Schmettern laut und stürmisch drein.

Bey des Grafen Hochzeitmahle
Sind zu Durlach auf dem Schloß
In den Zimmern, in dem Saale
Tausend Gäste, reich und groß.

Purpur schimmert, Gold und Seide,
Demant, Perl' und Edelstein;
Viele Pracht, doch wenig Freude
Sieht man in den bunten Reih'n.

Denn die lieblichste der Bräute
Sitzt in tiefem, stillem Gram
Mit gesenktem Blick zur Seite
Ihrem stolzen Bräutigam.

Die mit jungfräulichem Strahlen
Aufgeblüht am Neckarstrand,
Neigt das Haupt in bittern Qualen,
Seit vom Neckar sie verschwand.

Wenig Tage sind vergangen
Und schon trübte sich ihr Sinn,
Und es bleichten ihre Wangen
Und ihr Lächeln war dahin.

Ach! die Hände sind gebunden,
Und zerrissen ist die Lieb',
Und das Herz trägt seine Wunden
Fernhin, wo der Theure blieb!

Hier auch wird es neu betroffen
Von unwendbar schwerem Gram,
Und erstirbt mit seinem Hoffen,
Da von Ulrich Kunde kam.

Denn aus bayrischem Geschlechte
Ist das Weib erlesen schon,
Dem der Jüngling seine Rechte
Bieten soll und seinen Thron.

Schon bereitet man die Feyer,
Zögernd wohl und mit Verdruß,
Wo sie der gezwungne Freyer
Nach der Hauptstadt führen muß.

Bebend noch von solcher Kunde,
Wankt die Jungfrau zum Altar;
Zitternd und mit bleichem Munde
Gibt sie sich dem Grafen dar.

Treue, die sie zugeschworen,
Hielt sie strenge dem Gemal;
Liebe war ihm nicht erforen,
Blieb im fernen Neckarthal.

Und kein Lächeln glänzte wieder
Um der Fürstin holden Mund,
Klagen thaten ihre Lieder,
Thränen ihre Blicke kund;

Bis die Blicke ganz verglommen
Und der Mund geschlossen war,
Und das Herz zur Ruh' gekommen
Auf der stillen Todtenbahr.

Bevorstehender gemeinschaftlicher Frühling der Planeten.

Als die auffallende Kälte zu Anfang dieses Jahrs uns heimgesucht hatte, und, wie gewöhnlich über meteorologische Merkwürdigkeiten zu geschehen pflegt, weit umher gerathen und gegriffen wurde, rief mein astronomischer Freund aus: „Ich wollte, ich könnte jezt auf dem Saturnusring umherwandeln, dort ist Frühling jezt, und all das veränderliche Wesen und Wetter muß auf diesem herrlichen Planeten zur schönsten Ruhe und Ordnung sich eingerichtet haben. Ach was sind wir doch für arme Gefangene, ewig ohne alle Hoffnung der Befreyung auf einer solchen Planetenkugel in dem unermeßlichen Leeren herumzutreiben! Wir wandeln auf Vulkanen umher und unter uns brennen nie auslöschende Feuer; und wie oft dachte ich, wenn ich Jupiter durch mein Fernrohr wandeln sah, es wäre ein Schiff oder Luftballon, das in ferne Welten hinaussegelt. Wenn es nun in Brand geriethe, wenn die unterirdischen Feuer losgingen; vergebens würden sie Nothschüsse thun, um Hülfe rufen, Niemand hört sie, und ohne Theilnahme und Gemeinschaft ewig von einander geschieden, treiben die andern schiffenden Planeten durch den Raum." — Ob wir so ewig getrennt bleiben, erwiederte ich, ist eine gar wichtige Frage; aber daß der Frühling auf dem Saturn, auch uns zu Gute kommt, das glaube ich gewiß, eben so, als ich den alten astrologischen Glauben Keplers nicht aufgebe, daß die Planeten schon jezt Theilnahme und Gemeinschaft miteinander und gegeneinander halten und pflegen. Um nun darüber beyspielsweise, also auch verständlicher, etwas dem geneigten Leser vorzulegen, will ich nicht von den ehemals so berüchtigten Oppositionen und Konjunktionen und Gegenscheinen, sondern von den Frühlingen der Planeten reden und von dem schönen Fest, dem so gar freundlichen, wenn sie einmal alle miteinander zu Einer Zeit ihren Frühling feyern.

Daß die Planeten alle ihren Frühling haben, wer wird daran zweifeln? Die Glieder eines Ganzen, die Brüder einer Familie haben doch ihre Aehnlichkeit, und warum sollten wir allein den Vorzug haben, diesen immer wiederkehrenden Wechsel neuer Erscheinungen und Belebungen, die uns der Frühling gewährt, zu genießen? Wer wollte auch nicht gern seine Vorzüge andern auch wünschen? Doch wir brauchen es nicht zu errathen das Räthsel unserer brüderlichen Verwandtschaft mit den übrigen Planeten; die Astronomen haben es uns gelöset durch ihre Beobachtungen. Ist es nicht eine der ersten astronomischen Thaten Herrschels gewesen, die Zeit des Mars-Frühlings zu bestimmen? Hat er uns nicht seinen Pol und die sonderbaren hellen Zonen, die in jener kalten Gegend sich befinden, gezeigt? Er hat den Aequator dieses kleinen Planeten und die Wolkenzüge auf demselben uns gezeichnet, und uns gelehrt und gezeigt den Stern am Himmel, nach welchem der Mars seinen Pol dreht, oder nach welchem die Seefahrer auf demselben steuern. Das ist in der That kein so leichtes Unternehmen; man stelle sich etwa vor, man gebe einem Mineralogen die Aufgabe, er solle von dem Berg Rigi aus die Lage eines Krystalls und seiner Achse bestimmen, der auf dem hohen Gipfel der Jungfrau liegt. — Was soll ich von dem Saturn sagen? hat nicht der Himmel den Anbruch seines Frühlings durch ein so allgemein, nicht blos uns, sondern allen Bewohnern unsers Planetensystems verständliches Signal gleichsam als merkwürdig aufgedrungen? Er hat ihn mit dem scharfen Ring umgeben, im Aequator des Saturns liegend; der Ring verschwindet unsern Fernröhren, wenn die Sonne in dieser Richtung des Aequators ihn bescheint, und das ist uns ein Zeichen seines Frühlings. Das Jahr 1789, der Anfang der französischen Revolution und das Verschwinden des Saturnsrings sind gleichzeitige Begebnisse. Wenn die Chronologie nach Jahrtausenden die Spur dieser großen Begebenheit verloren hat, so wird wenigstens diese Erscheinung am Saturn, wenn sie die Astronomen aufbewahren, ein Fingerzeig und eine Andeutung bleiben. Der Frühling der von Trabanten begleiteten Planeten ist auf eine fast sinnreich zu nennende Weise zugleich der allgemeine Frühling seiner Trabanten gemeinschaftlich; welche Geselligkeit überall, welche Ordnung! Es ist unzweifelbar ein Beweis, daß auf unserer Erde eine unordentliche Bewegung oder Umkehrung stattgefunden, da jenes für unsern Mond nicht statt findet, und so weisen es auch die Naturforscher nach.

Es haben die Planeten aber, um noch weiter zu verfolgen, einen Frühling noch mit der Sonne gemein oder gleichsam etwas Aehnliches. Sie tauchen sich nämlich während ihres Laufs zweymal in den ungeheuern Lichtgürtel oder die Lichtatmosphäre, welche die Aequatorial Zone der Sonne umgibt, das uns als Erscheinung des Zodiakallichts von den Physikern also gedeutet wird.

Die Frage nach dem gemeinschaftlichen Frühling der Planeten ist nicht so wunderlich astrologisch, wie die über die Zusammenkunft der Planeten. Als Keppler diese allgemeine Zusammenkunft berechnen wollte, kam er auf ungeheure Zeiten und Epochen; und es ist eine Frage, ob je die Bewohner des Erdballs dieß seltene Ereigniß erblicken werden; wenigstens ist es noch so lange hin bis zu diesem allgemeinen Kongreß, daß vielleicht gar der ewige Friede vorher möglich wäre. Es ist ein kurzer Augenblick, aber die Frühlinge dauern auf den Planeten länger; also ist ihr Zusammentreffen (nicht nach der Gleichzeitigkeit des Anfangs oder nach der astronomisch genauen Sekunde), ihr Zusammenwirken überhaupt häufiger. Der Frühling dauert

auf jedem Planeten den vierten Theil seines ganzen Umlaufs oder seines Jahrs. Auf dem Jupiter dauert er drey Erdenjahre; auf dem Saturn sieben ein Fünftel Jahr; auf dem Uranus ein-und-zwanzig Jahre. Und wenn man Herbst und Frühling überhaupt als die Tag- und Nachtgleiche rechnet, so kehrt dieß Phänomen alle halbe Umläufe jedes Planeten einmal wieder.

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Als Ballade in Schiller's, Bürger's oder Stolberg's Geiste bearbeitet, müßte folgende tragische Begebenheit von außerordentlicher Wirkung seyn:

Miß Fell, ein liebenswerthes Mädchen von siebzehn Jahren auf der Insel Man, geht am 20sten März 1821 Abends von einem Besuch nach Hause, und eilt bald heim zu kommen, weil der Bruder am Gehirnfieber krank liegt. Ihr Weg führt längs dem Meergestade. Der hohe Felspfad ist schmal. Sie tritt fehl und verschwindet in dem Abgrund. Die Eltern, durch ihr langes Fortbleiben beängstigt, senden Boten aus mit Laternen. Ohne sie kehren alle wieder. Unterdessen lag das arme Mädchen auf einer kleinen, vom Meere ringsumflossenen, mit Gras und Moos bedeckten Erdhöhe. Der Hülferuf ihrer schwachen Stimme ward vom Brausen der Brandung verschlungen. Erschöpft von Angst und Kälte schlief sie endlich ein. Am folgenden Morgen sah sie wohl Schiffe auf der hohen See, aber ihre heiser gewordene Stimme drang nicht bis zum Borde derselben. In dieser schrecklichen Lage fand sie noch der dritte Morgen. Da führte der Zufall ein Fischerboot in ihre Nähe; die Fischer retteten die der Verzweiflung schon halb Hingegebene glücklich. Die Freude des Wiedersehens tödtete die Mutter. Auf die Tochter aber hatten jene drey furchtbaren Tage und nun der Tod der geliebten Mutter so tief gewirkt, daß sie in Wahnsinn verfiel und sich selbst das Leben nahm.

*

Die Fruchtbarkeit der Erfindungsgabe des Lope de Vega bleibt so unerhört in der Geschichte der Poesie, wie sein Talent, gut gebaute Verse in allen Sylbenmaßen, zu denen die spanische Sprache sich bequemt, mit derselben Leichtigkeit wie fließende Prosa zu schreiben. Ein versificirtes Schauspiel von drey Akten, durchwebt mit Sonnetten, Terzinen und Oktaven, und reich an Intriguen oder an Wundern, vom Anfange bis zum Ende zu verfassen, bedurfte er in der Regel nicht über vier-und-zwanzig Stunden. So war es ihm möglich das spanische Theater mit mehr als zweytausend neuen Schauspielen zu versehen, von denen aber nicht viel über dreyhundert durch den Druck aufbewahrt wurden. Seine Leichtigkeit im Dichten und Versificiren recht bestimmt zu würdigen, nahm man in neuern Zeiten die Arithmetik zu Hülfe. Man rechnete aus, da er, nach eigenem Geständnisse, im Durchschnitte täglich in seinem Schriftstellerleben fünf Bogen verbraucht hat, daß die Summe dieser sämmtlichen Bogen sich auf 133,225 belaufen, und daß, wenn man davon die wenige Prosa abzieht, über ein-und-zwanzig Millionen und dreymal hunderttausend Verse heraus kommen, die Lope, der fruchtbarste aller Musenpriester, gedichtet und geschrieben.

Die Anzahl von Kotzebue's Theaterstücken beläuft sich auf acht-und-neunzig. Die Stricknadeln, eines seiner beliebtesten Lustspiele, begann und vollendete er in acht-und-vierzig Stunden, wohlverstanden, daß er nebenher noch speiste, sich mit seiner Familie unterhielt, Besuche machte, und sich von der gewohnten Schlafzeit nichts abbrach.

*

Man sollte schon in den Schulen lernen, was man von der Welt und den Menschen fordern kann, um sich und andere nachher nicht zu peinigen. Man gebe mir den abgefeimtesten Schurken, den Menschen, der in einem Athem zehn Lügen sagt, den Eiteln, der hoch von seinem Werthe aufgeblasen ist, den rohen Menschen, dem die gemeinste Lebensart fehlt, und ich will mit allen fertig werden, nur nicht mit dem, der überall die reine Bruderliebe erwartet, und der mit den Menschen wie mit Blumen und Nachtigallen umgehen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.*)

Unsere Berichte eröffne die Wiedereröffnung unseres schönsten und größten Schauspielhauses, des Theaters an der Wien, welche am 28ten Juni geschah. Sie sollte eigentlich erst im August vor sich gehen, weil aber im Juli unsere Hofbühne geschlossen bleibt, so wollte die Direktion die ihr günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, und eröffnete ihre Bühne früher. Man gab Macbeth nach der Schiller'schen Bearbeitung. Das Haus war überfüllt. Keine der äußern Veränderungen des Schauspielhauses, auf die man gerechnet hatte, war zu bemerken, und das Publikum fing an etwas mißlaunig zu werden. Dieß schien die Direktion erwartet zu haben, denn nun fingen die Ueberraschungen an, die um so stärker wirkten.

---

*) Unsern Lesern, die es vielleicht befremdete, seit längerer Zeit keine Berichte aus Wien in diesen Blättern zu finden, diene zur Nachricht, daß wir über diese Stadt immer nur Berichte, die größere Zeitabschnitte und merkwürdigere Ereignisse umfassen, geben werden.

D. Red.

je vollständiger sie waren. Wie mit einem Zauberschlag flieg die alte Astrallampe in die Höhe, und eine neue, schöner geformt und ein freundlicheres Licht verbreitend, senkte sich an jener Stelle herab. Die Ouvertüre begann, und mit ihren ersten Tönen fiel eine neue Courtine herunter, einen schön drappirten, reich mit Silber verzierten Vorhang von blauer Farbe vorstellend. Nach dessen Emporheben erschien die Schauspielergesellschaft, die Herrn in schwarzen, die Frauen in weißen Kleidern. Direktor Karl an ihrer Spitze, welcher sich und die Seinigen in einem, von Castelli verfaßten Prologe dem Publikum empfahl. Nach dem Prologe senkte sich eine zweyte neue Courtine herunter, Wien, vom Belvedere aufgenommen, vorstellend. Nun war des Beyfalls kein Ende. Die Darstellung befriedigte Jeden, der Rücksicht auf die beschränkteren Kräfte einer Bühne unter Privatleitung nimmt. Herr Rott war Macbeth, Mad. Brede Lady. Das äußere Zusammenwirken und die Scenerie fielen, kleine Störungen im Maschinenwesen bey den Geistererscheinungen abgerechnet, vorzüglich aus. Seitdem hat sich das Theater als eigentliches Théâtre des Variétés ausgesprochen. Die Räuber, die Schuld, Kabale und Liebe, der junge Herr auf Reisen, Prinzipal Purzel, der Rebbock, die sieben Mädchen in Uniform, die schwarze Frau, eine gelungene Parodie der weißen Frau, mit Musik von A. Müller, einem jungen Sänger des Kärnthnerthortheaters, der ein ungewöhnliches Talent bemerken ließ, alles dieß wechselte bunt durch einander. Die Gesellschaft ist nicht nur in Rücksicht ihres Willens, sondern selbst, wenigstens mehrere Mitglieder betreffend, in Rücksicht der Kräfte bedeutender, als vermuthet wurde. Die künstlerische Wirksamkeit der Mad. Brede ist in der theatralischen Welt bekannt, nur Schade, daß gerade jenes Fach, in welchem sie sich auszeichnet, das feinere Lustspiel, von dieser Bühne fast ausgeschlossen werden muß. Rott ist ein bedeutender Schauspieler, und wird es noch mehr werden, wenn er sich durch die Lobhudeleyen der Wiener Blätter nicht irre machen läßt. In früherer Zeit konnte ihm ein zu ungestümer Vortrag vorgeworfen werden, nun ist er in den entgegengesetzten Fehler verfallen, den eines zu weichen und süßlichen, welcher um so mehr störend wirkt, als er mit der Kräftigkeit seines Aeußern im Widerspruche steht. Es ist sehr zu wünschen, daß er jenen Fehler beseitige, denn Studium wird in keiner seiner Rollen vermißt. Herrn Kunst ist bey seiner herrlichen Anlage zu wünschen, daß er mehr der Natur und der Wahrheit treu bleibe, als sich durch Künsteley davon entferne. Er muß aufhören den Theatereffekt für das Höchste zu halten, und seine Rollen mehr individualisiren, als er bis jetzt gethan hat. Direktor Karl ist sowohl als anordnendes wie als darstellendes Mitglied die Seele des Ganzen. Das Theater an der Wien sowohl als das in der Josephstadt stehen unter seiner Leitung. Ersteres hat er auf sechs Jahre gepachtet. Theilnehmer ist Herr von Scheiblin, der Pächter des Josephstädter Theaters.

Seit einiger Zeit macht in ersterem eine Bearbeitung des Auffenbergischen Schauspiels: „der Löwe von Kurdistan" unter dem Titel: „König Richard in Palästina," besonders in Rücksicht des damit verbundenen Spektakels viel Glück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 28. August.

(Fortsetzung.)

Der kaiserliche Pallast (die sogenannte domus aurea), vielleicht eines der weitläufigsten Gebäude, welche jemals auf der Erde existirt haben, in welchem eine ungeheure Menge von Kunstwerken aller Art aufgehäuft war, stand ganz in der Nähe der Tiber. Er ist bis auf einige äußere Mauern, welche kaum den tausendsten Theil von seinem ehemaligen Material ausmachen, zerstört. Wohin sind die Schätze desselben gekommen? Freylich mögen sie theils zufällig, theils absichtlich zerstört oder geraubt und fortgeschafft, aber doch sicher auch, einem großen Theile nach, durch hundert denkbare und mögliche Veranlassungen in die Tiber gerathen seyn. Von dieser Abschweifung, welche ich mir nur darum erlaubt habe, weil in diesen Tagen abermals über den Gegenstand pro und contra disputirt worden ist, zurück zu der Schatzgräberey, deren ich oben erwähnt habe. Es wird von einigen Schriftstellern gemeldet, daß Tiberius am See von Nemus (jetzt Nemi) eine Villa besessen habe, eben so, daß er sich auf dem See eine Art von Lustschiff, in welchem er während der stärksten Sommerhitze zu schiffen, oder vielleicht am Tage eigentlich zu wohnen pflegte, habe erbauen lassen. Letzteres soll, heißt es nun, im See untergegangen seyn, und noch heut zu Tage auf dem Grunde desselben festsitzen. Alle diese Angaben sind möglich, und das Faktum selbst also keineswegs zu bezweifeln. Wenn aber vorausgesetzt wird, daß sich Kunstsachen oder andere Dinge von Werth darauf befinden sollen, so ist dieß aus dem Grunde zu bestreiten, daß den Römern zu Tiberius Zeiten die Taucherkunst, deren schon Aristoteles gedenkt, hinlänglich bekannt seyn mußte, um sie in Stand zu setzen, jene Sachen, wenn sich dergleichen wirklich im Schiffe befunden hätten, herauszuziehen. Ein Versuch, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angestellt, scheint, so viel aus der im Drucke existirenden Beschreibung, von einem gewissen Biondo von Forli, welche die hiesige Zeitung in diesen Tagen hat von neuem abdrucken lassen, abzusehen ist, sehr ernstlich gemeynt gewesen zu seyn. Der Unternehmer derselben, ein gewisser Leone Battista Alberti, ist in Person selbst untergetaucht, und spricht von den Dingen mit großer verwirrter Geschwätzigkeit. Unter den Personen, welche dem zweyten Versuche im Jahre 1535 mit beygewohnt haben, wird der berühmte Giovanni von Udine genannt, aber nur dadurch bezeichnet, daß er, wie die Beschreibung sagt, alte Kunstwerke, Gebäude, Berge und sonst merkwürdige Gegenstände Roms gemessen habe, und doch war er ein Künstler, der als Arabeskenmaler höchstens von seinem Lehrer Raphael übertroffen wurde. Aus beyden Beschreibungen ergibt sich die ungemeine Festigkeit, mit welcher das Schiff gebaut gewesen. Erwägt man diesen Umstand, so fällt gewiß jeder Gedanke an allmähliges Verfallen oder zufälliges Leckwerden des Schiffes, wogegen noch so viele andere Umstände sprechen, von selbst weg; dagegen ist zu verwundern, daß weder früher noch jetzt ein Erklärer auf die allernatürlichste Vermuthung gerieth, das Schiff werde nach Tiberius Tode, als man sein Andenken zu verfluchen begann, absichtlich zerstört worden seyn. In diesem Falle aber steht Hundert gegen Eins zu wetten, daß man die etwa darauf befindlichen Kunst- oder Luxusgegenstände vorher daraus fortgeschafft, die metallenen Beschläge und Nägel jedoch, weil diese einen unmittelbaren Theil desselben ausmachen, darin hat sitzen lassen; denn die Römer unter Tiberius waren ganz andere Leute als die unter Tarquinius Superbus, welche letztere nicht einmal das Korn essen wollten, daß in zahllosen Garben auf des Königs Feldern (dem vormaligen Märzfelde) aufgeschichtet stand, sondern es in die Tiber warfen, wo es sich nach Livius dergestalt anhäufte, daß daraus die heutige Tiberinsel entstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. September 1827.

Das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den lezten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet: so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt blos die Dornenkrone von seinen Wunden.

Jean Paul.

Herzog Ulrichs erste Liebe.

Von Karl Grüneisen.

Dritte Romanze.

Hilflos auf verborgnem Gange
Flieht der Herzog aus dem Land;
Das gebeugt in stummem Zwange
Deutschem König Ferdinand.

In die Ferne wird getragen
Ulrichs hoffnungsreicher Sohn,
Und die treuen Bürger klagen:
Alle Hoffnung ist entflohn.

Neue Jagd, Turnier und Schulden
Wollten wir bezahlen gern,
Wollten Alles von ihm dulden,
Wär' es doch vom eig'nen Herrn.

Aber bitter ist der Friede,
Den der Oesterreicher gab;
Solchen Glückes sind wir müde,
Dünkt uns alter Freyheit Grab.

Grämlich schleichend durch die Gassen
Schaun die Bürger nach dem Schloß,
Wo die fremden Ritter prassen,
Schweigend mit des Landes Schoß.

Horch, was treibt mit Einem Male
Stuttgarts Männer, Frauen all?
Was bedeutet rings im Thale
Dumpfer Trauerglocken Schall?

Auf den reich verzierten Wagen
Folgt ein fürstliches Geleit;
Tiefer Schmerz und laute Klagen
Sind in allem Volk erneut.

Im Spital zu Sankt Katbrinen,
Wo die Glocke ladend ruft,
Legen, dem Gebot zu dienen,
Sie den Sarg in stille Gruft.

Und hier schlummert, die im Leben
Ulrichs erste Lieb' erwarb,
Die vom Sturm, der ihn umgeben,
Heimlich welkte, sank und starb.

Und hier will sie bey den Todten,
Wenn er ferne flüchtig eilt,
Rub'n in seiner Heimath Boden,
Wo sie einst, wo er geweilt;

Will das Herz, das ihm treuneigen
Sich in reiner Lieb' ergoß,
Seinem Volk ein weckend Zeichen
Legen in des Volkes Schooß.

In des Hofs gewölbten Hallen,
Wo die Linde trauernd steht,
Rubt von ihren Leiden allen,
Schlummert hier Elisabeth.

Ulrich, herzoglicher Degen,
Ueber der Geliebten Gruft
Wacht dein Volk, und dir entgegen,
Hörst du, wie es Wünsche ruft?

Rüste deine Waffen wieder,
Steig' auf dein arabisch Roß;
Deine Kinder, deine Brüder
Oeffnen dir dein fürstlich Schloß.

Und die Liebe, die dir frühe
In dem Weib des Herzens schwand,
Nähre sie für uns und glühe
Für das Recht im Vaterland!

Ueber den Geschmack in der Musik.

Keine Kunst ist in der neuern Zeit so sehr in Aufnahme gekommen wie die Tonkunst. Ueberall zeigt sich ein reges musikalisches Leben in der Kirche, wie in der Schule und in den Häusern. Musikalische Bildung wird für ein nothwendiges Stück guter Erziehung erachtet, und wer sein Glück in der Gesellschaft machen will, darf Apollo's Leyer nicht schmähen. Immer höher werden die Forderungen gesteigert, und was jezt Dilettantismus genannt wird, hieß früher Meisterschaft. Vergleichen wir die Zahl der jährlich ans Licht tretenden musikalischen Produktionen, der öffentlichen wie der Privatvereine zu diesem Zweck, und besonders der singenden — früher unter uns gänzlich unbekannten — mit den Ergebnissen aus einer frühern Zeit, so stellt sich klar an's Licht, wie allgemein musikalische Bildung, wie zahlreich Polyhymniens Jüngerschaft geworden ist. Es kann im Allgemeinen nur erfreulich seyn, daß eine Kunst, die einen so reichen Schatz fruchtbarer Bildungsmittel in sich faßt, die uns die Tiefen der Natur und des Menschenlebens aufschließt, die uns am unmittelbarsten von allen ergreift, die, wie keine, eine versöhnende und erhebende Gewalt über uns ausübt, den Zwiespalt des Lebens uns vergessen und den Frieden des Himmels uns ahnen läßt — daß eine solche Kunst mehr und mehr gesucht, geübt und gepflegt wird. Aber eben diese Erfahrung berechtigt auch zu dem Wunsche, daß sie sich stets in der rechten Bahn bewegen, daß sie sich von falschem Schein frey erhalten möge, daß das Verkehrte immer mehr ausgeschieden und Standpunkte auf einem festen Boden in ihr gewonnen werden. Denn es ist von der fast stromartigen Verbreitung dieser Kunst unzertrennbar, daß sie auch trübe Fluten mit sich führt, deren Niederschlag sich mancher Orten festgesezt hat.

Wenn Kunstfähigkeit überhaupt nie rein angebildet wird, sondern als eine angeborne betrachtet werden muß, so scheint dieß bey der Tonkunst in hohem Grade der Fall zu seyn. Der Sinn für dieselbe ist Manchen in dem Maaße versagt, daß sie auch bey fertiger Handhabung manches Technischen, aller gegebenen Mühe zum Trotz, nie zu einem sichern rhythmischen Gefühl gelangen, noch überhaupt ihre Sprache verstehen, ihren Zauber empfinden lernen. Dieser Sinn ist Andern so überschwenglich zugetheilt, daß nur das von ihnen klar empfunden und lebendig aufgefaßt wird, was sich ihnen rhythmisch und in Tönen gestaltet. Wenn dieser bey Anhörung eines seelenvollen Tonstücks auf's Tiefste gerührt und erschüttert, ja bis zu Thränen bewegt erscheint, so sehen wir jenen kalt und kämpfend mit tödtender Langerweile, denn die Natur hat um seine Brust eine Hülle gelegt, die der Seele, die auf Tönen schwebt, keinen Einlaß gestattet, während der in Worten gekleidete Begriff und Gedanke leicht aufgefaßt wird. Doch wohl uns, die schöpferische Hand war nicht karg in Austheilung ihrer schönsten Gaben. Wenigen ist der Eingang in den Tempel der Göttin ganz verschlossen und von noch mehreren bleibt er unbetreten, die, im Besitz des vollen Geburtsrechts zu ihrem Priesterorden, allein durch äußere Lage an der Entwickelung des schlummernden Keims verhindert bleiben. Es ist eine gemeine Sage, daß große Männer nur selten, etwa alle Jahrhunderte, geboren werden, und immer nur wenige erscheinen, die auf die Ehre des Genie's Anspruch machen können. Berufen sind so Manche, ja sind Viele im Ganzen, durch natürliche Anlage, aber Wenige auserwählt, das anerkennende und richtig würdigende Auge und die pflegende Hand zu finden, die des Keimes sorgsam wartet und den glimmenden Funken zur Flamme anzufachen weiß. Wer sagt es, wie viele reich ausgestattete Kunstberufene unter uns den Dreschflegel führten und noch führen, und wie viel Herrliches so täglich unter dem Schutt und Druck des Lebens verloren geht; und liegt er nicht nahe der Zweifel, ob nicht Schöneres in der Anlage verborgen bleibt in der Dunkelheit des Lebens, als wirklich an's Licht tritt und zur Entfaltung kommt. Auf welcher Höhe der Ausbildung würde die Kunst nicht stehen, wenn durch öffentliche Institutionen von ausgedehnter Wirksamkeit dafür gesorgt würde, daß der überall zerstreute edle Same aufgesucht, gesammelt und in ein fruchtbares Land gesäet würde, wo er sich frey entwickeln und ungestört seine Früchte tragen könnte! Dann würden wir einen Reichthum von Kräften für den Dienst der Kunst gewinnen, die jezt unwiederbringlich verloren gehen, und wir würden eine Mannigfaltigkeit und einen Glanz der Kunstschöpfungen besitzen, die unsere jezigen Leistungen noch weit übertrafen, und eine Sicherheit des Geschmacks und der Beurtheilung würden wir sehen, welche alles Unedle und Unreine noch besser in seiner Nichtigkeit erkennen, und als Unkraut aus dem reichen Fruchtgarten der Kunst rein ausscheiden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anwendung des Galvanismus im Großen. *)

Aus einer Abendunterhaltung.

Wir hatten uns in der gewöhnlichen Abendgesellschaft recht zahlreich und voll theilnehmender Erwartung gesammelt, denn unsere lieben Reisenden aus Schweden und England und aus Italien waren wieder in's Heimathland zurückgekommen; auch einige Fremde aus München und Berlin hatten uns besucht. Da war nun allerdings Manches und Mancherley zu erzählen, zu berichten, zu beantworten; wir ließen uns wässern, wie das dürre Land Egypten vom Nil, so von den Strömen ihrer fruchtbaren Erzählung; der Wind blies von allen Seiten auf die Reisenden ein und drehte wie in einer Windmühle das Getriebe, um das Mehl der Unterhaltung zu Tage zu fördern. Wir mußten uns selbst an die Wirklichkeit fest halten, damit wir durch den schnellen Wechsel der Bilder nicht schwindlicht würden. Denn von dem äußersten Punkte der nördlichen Civilisation in dem schwedischen Gefle sahen wir uns wieder auf den Vesuv und unter den schönen Himmel Neapels versezt. Der Eine fragte nach dem Original des schwedischen Pfarrers, der Andere nach der berühmten Köchin und Schriftstellerin Christina Warg, dort nach dem Sphinx, den die Insel Ischia bildet, dort nach der Pracht der Orford-Street in London, und dem reichsten Juwelenschatz, und nach den Riesenzeitungen der Engländer, die ein Deutscher ihnen hat schneller drucken helfen. Man kam auf die große Luftpumpe, die einen ganzen unterirdischen Kanal als Stiefel hat, in welchem Reisende und ganze Wagen durch den Druck der Luft fortgeschoben werden, und auf die galvanischen Schiffe des berühmten Präsidenten Davy, als Einer sofort die Frage aufwarf, ob denn die Engländer den Galvanismus noch nicht im Großen angewandt hätten? Diese Frage mußte nun zunächst unser aus England zurückgekommener Freund mit Nein beantworten; er meynte auch, daß die Engländer mehr auf die Erhöhung der mechanischen Kräfte sich erpicht zeigten. Andere aus der Gesellschaft waren überhaupt der Meynung, es sey der Galvanismus eine bloße Kuriosität, ein Experiment für die Schule, nicht fürs Leben; die größten Entdeckungen seyen vor dem Galvanismus und ohne ihn gemacht worden. Man erinnerte selbst die Frauen an das geheimnißvolle Spiel mit dem Hin- und Herschwingen der Ringe am Faden hangend (das in den Wahlverwandtschaften vorkömmt), und an die goldnen Fingerhüte aus Dresden, die sich galvanisch von selbst nach Norden drehen, als einer von der Gesellschaft sich an mich wandte mit den Worten: „Man sagt von den Schul- und Jugendfreunden, daß sie die bewährtesten und liebsten seyen; sollte das nicht auch von den Studien und Wissenschaften gelten, die uns in der Jugend besonders angezogen haben, besonders wenn sie so unerschöpflich und reich zu seyn scheinen wie der Galvanismus? denn immer lesen wir wieder aufs Neue in unsern vortrefflichen Unterhaltungsblättern etwas Neues darüber. Sie, mein Freund, haben Ihre Jugend in der Zeit gehabt, als diese große Entdeckung auftrat, und mit gelebt und gehandelt; Sie könnten uns wohl Kunde und Unterricht geben, ob vielleicht jezt ein Wendepunkt für diese galvanische Weisheit eingetreten ist, und sonst Einiges in freundlicher Manier uns mittheilen." Ich erwiederte: „allerdings sey in meiner Jugend der Galvanismus das Wort des Tages gewesen; man glaubte dem Prinzip des Lebens näher gekommen zu seyn; was die alten Alchimisten aus den Metallen vermittelst des Feuers und der Blasebälge suchten, das allgemeine Lebenselixir, das schien die Natur gleichsam selbst verrathen zu haben. Doch zweifelte ich, ob die Gesellschaft mit dem eben ausgesprochenen Wunsche meines Freundes einverstanden sey; auch gab ich zu bedenken, daß meine Vorliebe mich zu einem partheyischen oder zu einem gar langweiligen Redner machen möchte." Es erhoben sich alsbald mehrere Stimmen, die der Aufforderung meines Freundes verstärkend beystimmten; also daß ich, wiewohl nach einigen noch vorangeschickten abwehrenden Erklärungen, die Rolle des Berichterstatters übernehmen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Durch ein Versehen wurde unter dem Artikel „Frühlingsfeyer der Planeten" (Nr. 223) der Name des Verfassers ausgelassen. Wir verdanken ihn, wie vorliegenden, dem sehr verehrten Herrn Professor Pfaff in Erlangen.

D. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Das Kärnthnerthortheater hat viel durch das theilweise Aufführen der italienischen Oper verloren. Am 21sten Juli verließ uns Mad. Lalande, die zum lezten Male in Rossinis Semiramide auftrat. An ihrer Statt kam Dem. Tosi, eine gefühlvolle, nur nicht sehr kräftige Sängerin, welche wir aber nur in der einen Oper: „l'ultimo giorno di Pompeji," von Paccini, hörten, da sie, nachdem sie einige Mal darin aufgetreten war, uns wieder am 7ten August gemeinschaftlich mit Hrn. David verließ. Die genannte Oper zeigt Studium und Anlage des Komponisteurs, nur schadet ihr ein zu sichtliches Ringen nach Originalität. Uebrigens gefiel sie bey der spätern Darstellung mehr noch als bey der früheren, und hätte sich ohne die Abreise der genannten Sänger bleibend auf dem Repertoir erhalten. Am 17ten August endlich erlitt die Oper den empfindlichsten Verlust durch die Abreise des Hrn. Lablache, welcher zum lezten Mal in „l'inganno felice," von Rossini auftrat. Referent gehört nicht zu denjenigen, die schnell mit dem Lob fertig werden, und nicht Worte genug für ihre Angebeteten finden können, und dennoch muß er bemerken, daß es schlechterdings unmöglich ist, sich einen Begriff von der Kunsthöhe des Lablache zu machen, wenn man ihn nicht gehört und gesehen hat. Die sonorste und kräftigste Stimme vereinigt sich mit dem eindrucksvollsten Vortrage, und dem

größten Zauber des Spiels, und dabey iſt es zweifelhaft, ob ihm im ernſten oder komiſchen Fache die Palme gebühre. Die Wahnſinnsſcene in der Agneſe, die in der Semiramide, in welcher er den Geiſt zu ſehen glaubt, und die in l'ingannо felice, in welcher er den Brief lieſt, gehören zu dem Vollkommenſten, was die Schauſpielerkunſt je geliefert hat. Verſchiedenartiger war noch kein Künſtler als er. Am Abende vor ſeiner Abreiſe brachte ihm die deutſche Sängergeſellſchaft eine Serenade. Man kann mit Recht annehmen, daß durch ihn die Geſangskunſt bey uns eine ganz neue Richtung genommen habe. Gott bewahre uns nur vor talentloſen Nachahmern!

Was uns von italieniſchen Sängern noch bleibt, iſt leider nicht ſo bedeutend, als das, was wir verloren. Monelli iſt der Manier nach ein vortrefflicher Sänger, aber das Metall der Stimme wird vermißt; Beretroni hat eine Zeitlang mit Lablaches Andenken zu kämpfen; Paccini iſt mehr Schauſpieler als Sänger, nur Mad. Cori-Paltoni, die zum erſten Male in Roſſinis „Barbiero di Siviglia“ auftrat, behauptet einen bedeutenden Kunſtrang, beſonders in Rückſicht der Ueberwindung der Schwierigkeiten und Feinheit der Koloraturen. In einigen Monaten erwarten wir die Paſta und Tamburini. Nach der Abreiſe der vorgenannten Sänger hat die Adminiſtration des Theaters die Preiſe für die italieniſchen Opernvorſtellungen heruntergeſetzt. Die erſte Darſtellung war l'Italiana in Algieri, am 20ſten Auguſt, welche in Rückſicht des Zuſammenwirkens günſtig aufgenommen wurde.

Das Vorzüglichſte wird eine Zeit hindurch das Ballet ſeyn. Mad. Rozier, Dem. Pierſon, vor allen aber die unnachahmliche Brugnoli, und dazu die Herrn Guerra, Garay und Sanungo bilden einen herrlichen Künſtlerverein. Guerra iſt einer der herrlichſten Tänzer neuerer Zeit. Im Blaubart, einem Ballette von Veſtris, trat Hr. Dimattia, erſter Pantomimiſt von Neapel, in der Hauptrolle auf. Er hat viel mimiſche Kraft, und hält ſich von Uebertreibung fern, indeß kann jetzt die bloße Mimik als eine ſelbſtſtändige Kunſt nicht mehr durchdringen ohne Unterſtützung der Rede, des Geſanges oder des Tanzes. Die deutſche Oper ſoll nun, wie es verlautet, vorzugsweiſe ins Auge genommen werden. Am 7ten Auguſt wurde Fauſt von Spohr, Text von Bernard, zum Benefiz des Herrn Forti gegeben und beyfällig aufgenommen. Der Klaſſicität der Muſik thut es Eintrag, daß der Komponiſteur zu ſehr das Orcheſter, und zu wenig die Sänger bedacht hat, ein Fall, der bey der italieniſchen Oper, an die wir ſeit einiger Zeit gewöhnt ſind, gerade umgekehrt iſt. Der ſehr wirkſame, hin und wieder zu hart behandelte Operntext gab gute Gelegenheit jenen Fehler zu vermeiden. Von bedeutenden Virtuoſen hörten wir nur den dreyzehnjährigen Wörlitzer, der durch Fertigkeit und Lieblichkeit des Spiels auf dem Fortepiano, ſo wie durch Anſtand und Feinheit des Benehmens, die allgemeinſte Theilnahme erregte.

Könnte nur vorerſt die Schechner, deren Verluſt wir ſo empfindlich fühlen, wieder erſetzt werden! Sie trat zum letzten Mal in Roſſinis Semiramis am 5ten Mai bey überfülltem Hauſe auf. Eine Dem. Greis, früher beym Chor, verbindet mit einer lieblichen Geſtalt bedeutende Anlage, aber noch iſt ſie Anfängerin, und wir wiſſen, wie leicht dieſe durch vorlautes und übertriebenes Lob zu verderben ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom, 28. Auguſt.

(Fortſetzung.)

Der erſte Verſuch, die etwaigen Sachen von Werth aus dem See von Nemi zu ziehen, wurde etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, unter dem Kardinal Proſpero Colonna, dem die Weiler Nemi und Cinzio gehörten, gemacht. Aus dem Berichte, welchen Biondo von Forli davon hinterlaſſen hat, ergibt ſich, daß die Kenntniß von der Verſenkung des Schiffes im See ſich blos auf eine Sage gründete, welche das von unter den Bewohnern der genannten Ortſchaften, deren Netze beym Fiſchen häufig darin hängen geblieben waren, vernommen. Dem früher erwähnten Leon Battiſta Alberti war die Oberaufſicht übertragen worden. Der Verſuch ſollte nicht durch die eigentliche Taucherma ſchine oder Glocke, ſondern vermittelſt Flößen, auf einer Menge zuſammengebundener Fäſſer ſchwimmend, bewerkſtelligt, und von dieſen herab das im See ſteckende Schiff, nachdem einige Taucher Haken und Harpunen in das Vordertheil deſſelben befeſtigt haben würden, durch darauf ſtehende Perſonen aus der Tiefe heraufgezogen werden. Aber ein Stück brach aus, und man konnte nur einen Theil deſſelben bis über das Waſſer bringen. Es beſtand aus Balken von Lerchenholz, welche drey Finger dick, außen mit einem bleiernen, mit bronzenen Nägeln befeſtigten Beſchläge verſehen, von innen aber mit einem Mörtel, und darüber mit einem Eiſenguſſe (ferro liquefatto) überzogen waren, deſſen Durchmeſſer faſt der Dicke der Dielen gleich kam. In der Nähe des Schiffes fand man einige bleierne Röhren, welche zu einer Waſſerleitung gehört haben mochten, die aus einer nahebefindlichen Quelle das Schiff mit friſchem Trinkwaſſer verſorgt hatte. Auf dieſen Röhren ſtanden einige ſchöne und deutliche Buchſtaben eingegraben, in welchen man den Namen Tiberius zu leſen glaubte. Die höchſte Verwunderung erregten die, einen Ellenbogen (cubito) langen, bronzenen Nägel, welche ſo wohl erhalten waren als kämen ſie erſt eben aus der Werkſtätte. Dieß die ziemlich magere Beſchreibung des Biondo vom erſten Verſuche, in welchem der einzige Umſtand wichtig iſt, daß Alberti und ſeine Gefährten in den Buchſtaben nur geglaubt haben den Namen Tiberius zu leſen. Den zweyten Verſuch, am 15ten Juli 1535 angeſtellt, dirigirte der bekannte de Marchi, Architekt Alexanders von Medici. Der Bericht davon iſt ausführlicher, und, wenn auch in der Hauptſache eben ſo wenig genügend, doch in phyſikaliſcher Hinſicht von einiger Wichtigkeit. Es iſt merkwürdig, daß dieſer das Schiff als dem Trajan angehörig ſchildert, ein Beweis, auf welch unſichern Füßen die Angaben dieſer ganzen vermeinten Verſenkung ſtehen mögen. De Marchi beſchreibt die Vorrichtung, mit welcher er in den See getaucht hat, und als deren Erfinder er einen Wilhelm von Lothringen nennt. So viel ſich aus der ziemlich verworrenen Einleitung abnehmen läßt, war dieſe ſo beſchaffen, daß man freylich damit unter dem Waſſer arbeiten, ſägen, ſchneiden, verſtorfen, Seile an einander binden, Hämmer, Meißel und Zangen anwenden konnte, aber alles nur mit der größten körperlichen Anſtrengung, weil das Waſſer eine beträchtliche Hemmung verurſachte. Auch ſah man wenig unter demſelben, und nur bey ſehr hellem Sonnenſchein. Das Sehen wurde erleichtert durch ein Glas (criſtallo), eine Spanne groß, wodurch die Gegenſtände dergeſtalt vergrößert wurden, daß ein Laterino (Gründling), der nicht größer wie ein kleiner Finger war, drey Palmen lang zu ſeyn ſchien, ſo daß de Marchi, wie er naiv hinzuſetzt, hätte man ihn nicht im Voraus auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht gehabt, ſich vor dieſen Fiſchen gefürchtet haben würde; „beſonders als das Brod, welches er mit unter das Waſſer genommen hatte, beym Eſſen zu zerbröckeln begann, und hierauf eine ſolche Menge Fiſche herbeyeilte, daß er ſich nicht rühren konnte.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. September 1827.

In rauher Felsenhöle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bins, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Ehren
Es auf zum Himmel führt.

Herder.

Ueber den Geschmack in der Musik.

(Fortsetzung.)

Was ist es nun, was wir von der Tonkunst erwarten? Welchen Genuß, welche Befriedigung soll und kann sie uns gewähren? Die Beantwortung dieser Frage muß uns auf den guten Geschmack führen. Sehen wir überhaupt auf den Zweck der Kunst, so können wir nicht sagen, daß es irgend ein besonderer, ein religiöser, ein ascetischer, ein politischer, ein geselliger sey, wiewohl alle diese Zwecke durch dieselbe können gefördert werden. Die Kunst soll uns das Leben verklärt zeigen, im Besondern das Allgemeine, in der Beschränkung die Freyheit, in der Zersplitterung das Ganze, in dem Zerrissenen die Harmonie, in dem Zerbrechlichen das Ewige ahnen lassen; sie soll uns das Ideal des Lebens nicht im Begriff sondern im Bilde zur Anschauung bringen. Da dies gewissermaßen als die höchste Aufgabe unseres Daseyns angesehen werden kann, welche ihre vollständige Lösung in der Religion findet, so begegnen sich Kunst und Religion auf diesem Gebiet. Indem die Kunst solchen Zwecken huldigt, tritt sie absichtslos als Dienerin der Religion auf. Ganz besonders gilt dies von der Musik. Unfähig Begriffe und Vorstellungen des Verstandes zu erzeugen, ist es vor allen die Sphäre des Gefühls und der Phantasie, worin sie als freye Herrscherin gebietet. Dieß ist ihre Welt; diese will sie reinigen, verschönern, verklären, über sie den Zauber ihres himmlischen Lichts ausgießen. Zu dem Ende bemächtigt sie sich der verschiedenartigsten Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften, Stimmungen, Seelenzustände. Kein Tonstück kann verstanden werden und Anspruch auf Kunstwerth machen, dem nicht eine solche, ihm vom Künstler gegebene Tendenz als Ausdruck einer Empfindung zum Grunde liegt, und dasjenige, was uns weder Ernst noch Scherz, weder Freude noch Schmerz, weder Liebe noch Haß, weder Einfachheit noch Prunk, weder Unschuld noch Gewissensangst, weder Demüthigung noch Erhebung und Andacht, oder verwandte Empfindungen und Zustände vergegenwärtigt, ist ein Unding, das von Niemand verstanden wird. Denn die Kunst, getrennt vom Leben, ist nichts. Eine Idee, eine Grundempfindung soll, wie überall, so auch hier einem jeden wahren Kunstwerk unterliegen; diese soll auf mannigfaltige Weise modulirt, durch blühende Auen und über schroffe Abgründe getragen werden, aber nie soll der Künstler sie fallen lassen. Der Meister zeigt sich in der Erfindung, Festhaltung und geschickten Modulation der Grundidee; der Unberufene in dem steten Abspringen und regellosen Hüpfen von einem aufs andere. Es ist hiermit wie mit der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände. Organische Entwickelung einer Idee ist die Aufgabe des systematischen Denkers. Seine Meisterschaft besteht darin, dieselbe durch Beleuchtung von allen Seiten zur höchst möglichen Klarheit zu bringen und zu dem Ende alle Partheyen seines Vortrags an diesen Grundgedanken faßlich anzureihen und nichts in seine Darstellung aufzunehmen, dessen innere Verknüpfung mit dem Ganzen nicht

eingesehen wird. So soll in anderer Weise der Tondichter uns Ideen, Gefühle, Zustände darstellen, und wenn die Kreise, worin er sich bewegen darf, weiter, ja unbegränzt scheinen, wenn es hier schwerer scheint, die Homogenität der Theile zu erkennen und festzuhalten, so soll er uns gleichwohl nichts bringen, was sich von dem gebildeten Geschmack dem Ganzen nicht auf eine faßliche Weise assimilirt. Dieß gilt sowohl von freyen Kunstbildungen wie von der Gesangdichtung. Dort bildet sich der Tondichter seinen Grundstoff aus freyer Wahl, hier wird er ihm in der Regel gegeben. Mit der Wahl des Stoffs schließt sich für beyde Fälle dort ein weiteres, hier ein engeres Gebiet für die Behandlung. Ohne Störung des Totaleffekts können seine Gränzen nicht überschritten werden; in der Beschränkung zeigt sich die freye Schöpferkraft. Selbst die sogenannte freye Phantasie, wenn sie auf Kunstwerth Anspruch machen will, ist kein blindes Aggregat heterogener Theile, ohne Wahl, Ordnung und Zusammenhang, sondern Ein Faden innerer Verbindung soll hier, wenn auch in kühnern Uebergängen, dennoch alles Einzelne zu Einem Ganzen verknüpfen. — In dem Genuß, den uns beyde Gattungen von Tondichtung gewähren, wird wohl die Gesangbildende obenan stehen. Nicht allein, weil in der Praxis die menschliche Stimme, die viva vox, auch Bewegung und Leben am ersten zu erzeugen und am liebsten in uns aufzuregen vermag, sondern weil hier die eigentliche Tendenz des Tonkünstlers klarer hervortritt, indem der Text dem Gang seiner Ideen überall erklärend zur Seite geht und also sich leichter, als es durch freye Komposition bey dem Hieroglyphischen so mancher Tonmassen möglich ist, in der Seele des Hörenden ein Bild gestaltet, das klarer angeschaut, auch lebendiger empfunden wird. Ton- und Wort-Bild vereinigen sich hier, einer Gefühlsvorstellung das höchste Maaß von Klarheit und Leben zu geben. Dichter und Tonkünstler werden ihre gegenseitigen Ausleger in der Sprache der Seele. Was jener mehr als Gedankenbild gibt, senkt dieser hinab in die Tiefe des Gefühls, und was dieser dunkler empfand, wird durch den Dichter zur Klarheit der Anschauung erhoben. Je inniger Beyde im Geiste verbrüdert sind, deste sprechender das Bild.

(Der Beschluß folgt.)

Anwendung des Galvanismus im Großen.

(Fortsetzung.)

„Der Galvanismus," hub ich an, „ist so alt als die Welt, und überall zu finden. Wer den Wein aus silbernen Bechern trinkt, mit goldenem Reif und schön geschnitzten Figuren verziert, der wird durch den Wein gestärkt, und durch den galvanischen Kreis, in dem er sich befindet; darum die silbernen Schüsseln und goldenen Messer. Der Mond und die Erde üben gegen einander galvanische Wirkung aus, wir stehen zwischen inne, und wissen nicht was und wie uns geschieht. Denn, um es kurz zu sagen, überall wo zwey verschiedene Metalle oder metallischwirkende Körper einander berühren, wird jedes Wesen, das, mit Flüssigem verbunden, in den Kreis ihrer Wirkung tritt, galvanisch aufgeregt, verändert. Diesen wirksamen Kreis nannten sie daher auch die galvanische Kette. Solcher Weise läßt sich das Auge, das Ohr, die Muskeln und Nerven galvanisch aufreizen; das war auch wirklich das erste in der Entdeckung, die wir dem Professor Galvani und dem italienischen Himmel zu verdanken hatten. Er reizte durch den Galvanismus die Frösche noch nach ihrem Tode zu Zuckungen; daher diese Erscheinungen auch den Namen der thierischen Elektricität erhielten. Vielleicht lassen sich die alten Fabeln von den Zauberringen dieher deuten; und die Aerzte behaupten ganz wohlgemuth, wenn Jemand im Bade zu Wildbad sitze, der sitze im wirksamen Kreise der galvanischen Kette, deren Glieder tief in den Schachten der Erde wirksam verborgen sind, und es wäre daher wahrscheinlich wohlthuender in Wannen von zweyerley Metall zu baden."

Ich bemerkte, daß einige von der Gesellschaft sich hiebey eines Lächelns nicht erwehren konnten; sie verglichen wahrscheinlich unsere Frage über die Anwendung des Galvanismus im Großen mit diesen Badewannen. Ich fuhr daher also fort: „Mit dieser einzelnen Kette hätten wir so nichts Außerordentliches binden oder lösen können; aber es kam aus Italien ein zweyter noch mächtigerer Naturforscher, Volta aus Como; der lehrte uns, wie man die einzelnen Glieder der Kette zu einem viel mächtigern Ganzen, einer Ketten-Kette vereinigen könne, die sich ohne Ende verlängern und also immer verstärken ließ. Da er diese vereinigten Glieder gerade übereinander aufschichtete, so nannte man diese vielgliedrige Kette, nach seinem Namen und nach ihrer Gestalt, die Voltasche Säule. Ach wie froh waren jetzt die Gelehrten, daß man nun nicht mehr mit dem Mikroskop zusehen mußte, sondern daß man nun Alles recht handgreiflich vor sich sah! wie griff nun Alles zu! jedes Museum und jedes Lazareth hatte eine Voltasche Säule. Jetzt kamen auch die Engländer herbey; haben wir nun die galvanische Elektricität so in unsre Gewalt verstärkt bekommen, wie sich nun eben aus der Ketten-Kette ergeben hat, so wollen wir, dachten sie, sie ohne Furcht auf alle Körper, seyen sie todte oder lebende, aus allen Reichen der Natur wirken lassen. Da ergab sich nun eine reiche Ernte der schönsten Resultate; von Funken, von glühenden und verbrannten Metallen, von Verwandlung des Wassers in Luft, von Krystallen, die da hervorgerufen wurden aus dem Flüssigen, in welchem sie begraben und aufgelöst waren. Alle diese Erscheinungen gehorchten dem Winke des galvanischen Wesens.

In der That, indem man immer mehr ins Große den Apparat erweiterte, erhielt man eine Kraft, die die bisherige Gewalt des Feuers und die Wirkungen des Blitzes weit übertraf; der Demant, die unschmelzbarsten Erden flossen, und die strengsten Metalle wurden in augenblicklicher Berührung zum Glühen gebracht. Nur die Werkstätten des Vulkans blieben von uns unerreicht."

„Da haben wir's ja," riefen Einige aus; „wenn wir es so weit gebracht haben, warum greifen wir nicht zu? An Kraft und Mitteln dazu kann es uns nicht fehlen, wir haben ja große Ausführungen genug gesehen; wie oft haben sie die Erde seit dieser galvanischen Epoche gemessen, ja in England gar gewogen; und in Schweden dagegen haben sie es in der Feinheit so weit gebracht, daß sie die lezten Elemente aller Dinge gemessen und gewogen haben."

„Sehr wahr," antwortete ich; „aber eine Frage, und zwar eine sehr prosaische, hat man in der Bewunderung aufzuwerfen, also auch zu beantworten vergessen. Nämlich die finanzielle Frage: Was kostet solch ein grandioses physikalisches Experiment? Der Gedanke ist im gemeinen Leben sehr nahe gelegen; aber auch wir Physiker sollen bedenken, daß wir noch lange keine Zauberer sind; nur mit Aufwand von Materie und Stoff können wir große Wirkungen hervorbringen; und wir können nicht, wie die Fee in Aschenbrödel oder im gläsernen Pantoffel, einen Kürbis in einen Staatswagen verwandeln. Alle diese großen galvanischen Wirkungen geschehen auf Kosten der Metalle (besonders des einen derselben, des positiven); aus ihrer Zerstörung gehen die neuen Schöpfungen hervor; um es kurz zu sagen: das Metall verbrennt im Wasser, während es galvanische Wirkung erzeugt. Und unsere Frage, wenn wir den Galvanismus im Großen, z. B. zur Erregung von Wärme, anwenden wollen, ist also kurz diese: Ist es ersprießlicher, nüzlicher, daß wir Metalle (um Wärme zu erhalten) im Wasser verbrennen, oder Holz in der Luft?"

(Die Fortsezung folgt.)

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsezung.)

Als sie nach dem weißen Ledjan kamen,
Schlugen auf dem Feld sie auf die Zelte;
Schickt man Futter für die Zarenpferde,
Aber keines für das Roß des Miloich.
Wie das Miloich, der Wojnowitsch, sahe,
Ging er, seinen Sack auf linkem Arme,
Von dem einen Futtersack zum andern,
Bis er auch den seinigen gefüllet.
Drauf begibt sich Miloich nach dem Wirthshaus,
Spricht zum Wirthe: „Wirth, gib Wein zu trinken!"
Doch der Wirth entgegnete dem Miloich;
„Geh von dannen, schmuziger Bulgare!
Hättest du gebracht Bulgar'sche Tröge,
Wär' es möglich, daß ich Wein dir schenkte,
Doch für dich sind keine goldnen Gläser."
Schielt ihn an der Miloich von der Seite,
Schlägt ihn mit der Rechten in das Antlitz,
Daß drey Zähn' ihm in die Gurgel brachen.
Bittet da der junge Wirth den Fremden:
„Schlage mich nicht mehr, o du Bulgare!
Wird dir Wein im Ueberflusse werden,
Sollt' er selbst nicht für den Duschan reichen."
Miloich aber wollte nicht mehr fordern,
Sondern nahm sich selber von dem Weine.
Bis er sich ein wenig nun erheitert,
War der andre Morgen angebrochen,
Ein Lateinerchen schrie von der Veste:
„Hör', o Stjepan Duschan, Zar der Serben!
Da hinunter vor die Ledjanveste
Ist des Königs Kämpfer ausgegangen,
Rufet dich zu einem Heldenkampfe,
Nöthig ist es jezt ihn zu bestehen,
Oder wirst nicht mehr von dannen kommen,
Nie zurück mehr deine Swaten führen,
Noch viel weniger die Braut Roxanda."
Als Stjepan, der Serben Zar, es hörte,
Sandt' er einen Herold an die Swaten,
Allerwärts verkündet es der Herold:
„Hat gebor'n die Mutter keinen Helden,
Und gesendet zu des Duschan Swaten,
Welcher für den Zar den Kampf bestehe?
Möcht er wohl beglückt vom Zaren werden."
Aber unter Allen fand sich Keiner.
Schlug da mit der Hand aufs Knie der Stjepan:
„Wehe mir bis zu dem lieben Gotte!
Wären da doch meine beyden Neffen,
Beyde Neffen, die zwey Wojnowitschen!
Diese würden wohl den Kampf bestehen."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, 4. September. *)

Am Vorabende von Goethes Geburtstag kam der König hier an, ohne alles Gefolge, blos mit seinem Oberstallmeister; er stieg im Gasthofe ab und Niemand ahnete, welch hoher Gast in Weimars Mauern eingetroffen war. Da Höchstderselbe die ihm, wie natürlich, angebotene Wohnung im herzoglichen Schlosse ablehnte, so behielt sein Aufenthalt den einmal angenommenen Charakter. Am andern Morgen, während alle Glückwünschende bey Goethe versammelt waren, erschien der König, ihm zur Seite unser hochverehrter Großherzog. Die Versammlung zog sich sogleich in die anstoßenden Zimmer zurück, aus welchen man jedoch das gewiß seltene Dreyblatt beobachten konnte. Goethe, mit der Freude Verklärung im Angesicht über eine Auszeichnung so einziger Art, der König mit der ihm ganz eigenen Begeisterung im Blick und mit den sinnigsten Worten dem Dichtergreis das Großkreuz des bayrischen Civilordens verleihend, daneben unser Großherzog, der mit sichtlicher Rührung und Wohlgefallen seinen ältesten Jugendfreund und seinen jüngern königlichen Freund beobach-

*) Aus öffentlichen Blättern haben wir längst erfahren, daß Se. Majestät der König von Baiern einen eben so schnellen als denkwürdigen Besuch in Weimar machte; doch glauben wir unsere Leser zu erfreuen, wenn wir ihnen einige Worte über diesen Besuch von einem Augenzeugen mittheilen.

tete. Ach, es war eine Scene, wie ich sie nimmer wiedersehen werde! Viel hätte ich darum gegeben, hätte ein Künstlerauge sie sogleich aufgefaßt und würdig dargestellt, leider daß uns ein solches in dem Augenblicke mangelte. Nach und nach verließen wir alle die für mich wahrhaft geweiheten Räume, der König blieb mehrere Stunden bey Goethe. Erst am Abend, wo derselbe geruhte an einem öffentlichen Feste der Schützengesellschaft auf dem hiesigen Schießhause Theil zu nehmen, war auch ich so glücklich ihm zu nahen. Zu meiner nicht geringen Freude fand ich denselben, in einem Zeitraume von fünf Jahren wo ich ihn nicht gesehen, ganz unverändert. Meine stillgehegten Besorgnisse, ob ein solcher Aufwand von geistiger Kraft und Anstrengung, wie der König bey seiner Art und Weise, an der Spitze der Staatsverwaltung überall selbst zu stehen, nothwendig bedarf, seine Gesundheit nicht gefährdet habe, sind verschwunden. Der kräftig ruhige Blick seines Auges bürgt mir für die Erhaltung des körperlichen Gleichgewichts; wie wir ja immer sehen, daß außergewöhnliche Naturen vom Geist ganz vorzüglich getragen werden. Gott erhalte ihn, jeder Deutschgesinnte muß diesen Wunsch von ganzer Seele aussprechen, damit manches von ihm begonnene Werk, dessen Folgen die Zukunft erst bewähren kann, zur Vollendung gelange. Die Herablassung, mit welcher der König sich Jedermann nahte, die Milde und das Wohlwollen in seinen Aeußerungen, haben ihm alle Herzen gewonnen. Aber nicht zu dem lebenden Dichterheros allein fühlte er sich hingezogen, er vergaß auch alle die nicht, die Weimars Zierde einst waren, und nun über den Sternen thronen. Mit der rührendsten Pietät besuchte er Schillers Haus; möchten die unvergleichlichen Worte, die der König über Schiller und seinen frühen Verlust sprach, so zu dem Himmel gedrungen seyn, wie sie denen unvergeßlich bleiben werden, die das Glück hatten solche zu hören.

Rom, 28. August.

(Beschluß.)

De Marchi hatte sich, um zu versuchen, ob er unter dem Wasser hören würde, nicht, wie ihm vom obengenannten Meister Wilhelm von Lothringen gerathen worden war, die Ohren mit geleimter Baumwolle verstopfen lassen wollen, vernahm aber dennoch nichts, ob man ihn gleich mehrmals mit lauter Stimme bey Namen rief, ja sogar die Trommel schlagen ließ, und er sich überdem nur sechs römische Palmen unter dem Wasser befand. Wohl aber hörte er es sehr deutlich, wenn man einen halben Arm unter dem Wasser zwey Steine oder zwey Hämmer an einander schlug; letzteres besonders machte eine fast unerträgliche Wirkung auf ihn. Als er tiefer hinabgelassen wurde, begannen ihm die Ohren zu schmerzen, es sprang ihm sogar ein Gefäß im Kopfe, so daß er, da ihm das Blut aus Mund und Nase floß, das Zeichen, heraufgezogen zu werden, geben mußte. Vermittelst eines Kraus, den man oben auf einer Schiffbrücke aufgestellt hatte, ließ er mehrere einzelne Stücke aus dem Borde des Schiffs heraufziehen; sie wurden für Lerchen-, Fichten- und Cypressenholz erkannt. Die Zarfen waren von Eichenholz, aber so schwarz wie Ebenholz, obgleich, wie alles übrige Holz, vollkommen gesund, dagegen die eisernen Nägel, ursprünglich einen Daumen dick, bis zur Stärke eines Gänsekiels zusammen geroſtet und sehr verkürzt. Die bronzenen Nägel aber zogen auch diesmal, ihres Glanzes und unversehrten Zustandes wegen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie waren von sehr verschiedener Größe, die längsten von zwey Palmen, die kleinsten nicht größer als der kleine Finger; von außen saßen sie eine Handspanne von einander entfernt, und dienten dazu, das Bley und das wollene Segel, welches letztere mit einer Art von Leim (mixtura) überzogen war und leicht brannte, zu befestigen; andere hielten die Fugen des Holzwerks zusammen. Der Fußboden des Schiffs war mit karmosinrothen Backsteinen belegt. Ein anderer Boden (wo dieser gewesen, wird nicht gesagt) bestand aus Steinen von schönem rothem Smalte. Hier befanden sich gewisse Abtheilungen, welche Zimmer gewesen zu seyn scheinen. Sie näher zu untersuchen, erlaubte de Marchi die Besorgniß nicht, die Tauchmaschine möchte zerbrechen, und er dann, da er nicht schwimmen konnte, ertrinken. Meister Wilhelm, welcher schon einmal unten gewesen war, sagte, es gebe metallene Balken darin; de Marchi aber gesteht diese nicht gesehen zu haben. Er ließ endlich einen Versuch machen, das Schiff vermittelst eines, in dasselbe eingehackten Ankertaues herauszuziehen, aber das Tau riß. Man fand eine bleierne Röhre, drey Finger dick und so weit, daß man eine Faust hineinstecken konnte. Dann ward das Schiff gemessen und siebenzig Canne (acht Palmi) lang, fünfundvierzig breit, und vom Grunde bis an's Bord acht hoch befunden. Nachdem de Marchi noch hinzugefügt hat, daß, zwey kleine Stückchen abgerechnet, das Schiff vollkommen ganz und unbeschädigt gewesen sey, schließt er seinen Bericht mit der Lobeserhebung der Tauchmaschine, indem er hinzusetzt, er habe auf's Sakrament geschworen, vor Wilhelms Tode Niemanden Kenntniß davon zu geben, könne jedoch so viel sagen, daß der Athem von innen aus der Maschine abgehe, daß kein Wasser hinein dringen könne, und daß sie ohne Luftloch über dem Wasser sey.

Vergleicht man die beyden Beschreibungen mit einander, so bieten sich eine Menge Widersprüche dar; der auffallendste ist, daß de Marchi das Schiff für fast ganz und unversehrt erklärt, während Alberti in seiner Beschreibung ausdrücklich bemerkt, es sey von ihnen so viel Holz aus dem Schiffe heraufgezogen worden, daß kaum zwey Maulesel es hätten tragen können. Merkwürdig dabey ist, daß keine der beyden Beschreibungen von Kunstsachen oder sonst von Dingen von Werth spricht, welche unten gefunden worden wären. Die Hoffnung, hier auf Schätze zu stoßen, ist also bey dem in diesen Tagen angestellten Versuche einzig und allein im Kopfe des Mechanikers entstanden, der zugleich eine längst von ihm verfertigte Tauchmaschine verbessert zu haben vorgegeben, und die Tauglichkeit derselben durch eine öffentliche Probe hat darthun wollen. Von der Art wie diese ausgefallen ist wird so verschieden gesprochen, daß man sich, so lange keine authentische Nachricht davon bekannt geworden ist, aller Erwähnung derselben enthalten muß. So viel aber scheint ausgemacht, daß der Versuch, wie er auch mit der Maschine an sich ausgefallen seyn mag, in Hinsicht des vorgesetzten Zwecks, das versenkte Schiff näher zu untersuchen, oder wohl gar aus dem See hervorzuziehen, zu gar keinem Resultate geführt hat, weil sonst die tausendzüngige Fama schon Mittel und Wege gefunden haben würde, sich Gehör zu verschaffen.

Da bekanntlich auch der See von Nemi, obgleich bey weitem kleiner als der von Albano, einen Abzugskanal (emissario) hat, so sind bey dieser Gelegenheit die alten, oftgehörten Lobeserhebungen über beyde Unternehmungen von Neuem angestimmt worden. Ja, es hat sogar patriotische Römer gegeben, welche die Brünelesche Straße unter der Themse in Vergleich mit dem albanischen Kanal für ein Kinderspiel erklärt haben, weil die Länge der ersten mit der des letzten in gar keinem Verhältnisse stehe. Dergleichen wohls, nur nicht rechtgedachte Urtheile über Unternehmungen der Vorzeit sind den Römern zu verzeihen, da ihnen mit jedem Tag handgreiflicher wird, wie sehr die Bauten über und unter der Erde von Heutzutage dagegen abstechen. Exempla sunt odiosa. Auch hat ja der Kanal von Albano das Schicksal gehabt, daß er selbst von solchen Leuten, die weiter sehen als andere, überschätzt worden ist; ruft nicht sogar der brave Sickler aus: „Ouvrage hardi et étonnant!“

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. September 1827.

Menschenherrscher sind groß, wenn sie, von edlerer
Lust nach Ruhme gereizt, frühe den hohen Geist,
Und den mächtigen Arm, ewigkeitwürdigen,
Folgerweckenden Thaten weihn.

Denis
an Ramler.

Vaterland und König.

⏑ — | — ⏑ — | — | — | —
— ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑

Gott sey Dank, wir sind Preußen! Gott sey Dank für
Unsern König, für unsern theuren Friedrich
Wilhelm! — Beydes sagt ganz dasselbe. Beydes
Spricht harmonisch aus, durch des Sinnes Einklang,
Unser glückliches Loos, im herzentströmten
Frommen Danke für Vaterland und König. —
Was ist Vaterland? Brennen! was das Eure,
Das so heiß Ihr liebt, Gut und Blut ihm opfernd?
Doch die Scholle nicht? Nein! denn sonst ja liebte
Jener, welcher des Rheins erglieb'ge Ufer,
Jener, welcher bewohnt den eis'gen Oststrand,
Und auch Jener, der abgewinnet mühsam
Kargem Sande der Marken karge Früchte —
Jeder liebte ja sonst ein and'res Preußen.
Das wär' Vaterlandsliebe nicht! — Nur Liebe
Zur heimathlich-gewohnten Wohnung wär' es,
Die das rohe'ste Volk, der Sklav', das Thier selbst,
Von blindwaltendem Trieb geleitet, findet,
Wiederfindet und auch in Noth vertheidigt.
Unser Brennenland ist — mit edlem Stolze,
Mit gerettem, darf's jeder Preuße sagen —
Unser Vaterland ist, und ist für Alle
Ein ganz gleiches Gebiet, ein endlos weites,
Wo der geistige Mensch mit Freyheit aufstrebt,
Auf vom festen, vom felsenfesten Boden
Langgepflegter Gesittung, hoch und höher,
Zur fruchtbringenden Landessonne Preußens,
Zu dem himmlischen Lichtquell klarer Forschung.
Keine Fessel umschließt des Lehrers Freyheit;
Kein gränzhütender Wächter scheucht zurück dich,
Gottgegebne Vernunft! Du strahlst im Lande
Geisterleuchtend zugleich und herzerwärmend;
Und der Preuße gehorcht in Lieb' und Ehrfurcht
Dem erkannten Gesetz', in während Sklaven,
Die, im Joche des eh'rnen Machtgebots, in
Blindheit keuchen, auch blind und thierisch wüthend,
Wie am Bosporus dort, sich selbst zerfleischen.
„Wahrheit blendet das Volk," so sprechen warnend
Esoterische Priester. Doch wir Preußen,
Wir erwiedern mit edlem Hochgefühle:
Ja, es blendet die Wahrheit nachterzog'nen
Pöbel, aber nicht uns! Wir sind an Wahrheits-
An Gerechtigkeits-Strahlen längst gewöhnt schon.
Stets erblickten wir Beyde: Recht und Wahrheit,
Als die Quellen des Lichts, des Heils, als reinsten,
Schönsten Zwillingsdemant der Königskrone.
So hat Friedrich, der große Churfürst, früh' schon
Festgegründet das Reich auf geist'gen Boden,
Ludwigs Blindheit mit klarem Blick besiegend;
So stand Friedrich, der And're, Einzigroße —

Heut noch lehnen sich Finsterlinge drob auf
Mit ohnmächtigen Phrasen — so stand Friedrich,
Wo gestritten für Licht ward, stets im Vorkampf;
So Charlotte, sie war des Denkers Leibnitz,
Und Luise, die treubeständ'ge Freundin
Alles Schönen und Edlen. — Nun, und ist nicht
Gatte dieser Verklärten Friedrich Wilhelm?
Ist Er Enkel nicht jener hehren Reihe
Volkerziehender Vaterlandserzeuger?

Sohn und Vater zugleich des Vaterlandes
Lebt und webt Er in ihm, und kennt und fühlt tief
Mit das Seelenbedürfniß Seiner Preußen,
Fortzuführen den Bau des Brennenreiches:
Jenen geistigen Bau, den Seiner Ahnherrn
Weisheit liebevoll einst und fest gegründet
Auf niewankenden Fels der Völkerbildung.

Ehrerbietige Lieb', erprobte Treue,
Achtung vor dem Gesetz, dem wohlverstand'nen,
Hohe, schöne Gesittung, mächt'ges Zutrau'n,
Also heißen des Baues Säulen. Innen
Flammet auf dem Altar des heil'gen Rechtes
Die geheiligte Flamme reiner Wahrheit,
Von der Milde genährt; inwährend droben
Hoch zur Kuppel sich wölben Gnad' und Glaube.

Staat und Tempel und Thron ist dieser Bau uns,
Friedrich Wilhelm uns Priester, Fürst und Bürger!

Ja, drob jubeln wir Alle! — Nahet doch kein
Tag, der Gaben nicht heut aus Königs Händen,
Selbst den Lezten im Volk zu Dank begeisternd.
Und ich sollte nicht danken heut, nicht singen,
Da mein König, voran vor allen Deutschen
Stämmen schreitend, das Eigenthum, das geist'ge,
Feigen Räubern entreißt, die, gleich Korsaren,
Brief und Siegel sich schaffen, und dann schamlos
Unbewehrte berauben, ungeahndet?

Klagt den Dichter nicht an des Eigennutzes,
Nicht den Preußen ob engbeschränkter Selbstsucht!
Uns hat stets das Gesetz beschützt in unserm
Lande, schützet uns heut noch nicht im Ausland.
Aber Fremde, Euch, — Leider kann der Deutsche
Stammgenossen so nennen — Euch beschützet,
Euer geistiges Eigenthum, in Preußen,
Das großmüth'ge Verbot des edeln Königs:
Ganz Deutschland ein erfreutes Beyspiel gebend.

Und so jubl' ich aus vollem, reinen Herzen:
Gott sey Dank, wir sind Preußen! Gott sey Dank für
Unsern König, für unsern theuren Friedrich
Wilhelm! — Beydes sagt ganz dasselbe. Beydes
Spricht harmonisch aus, durch des Sinnes Einklang,
Unser glückliches Loos, im herzen strömten
Frommen Danke für Vaterland und König!

Ludwig Robert.

Anwendung des Galvanismus im Großen.

(Fortsetzung.)

„Nur die Metalle nicht so herabgewürdigt," bemerkte Jemand, „sie sind die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts; zu sehr nur werden sie schon mißbraucht; wenn wir einmal kein Holz und keine Luft mehr haben, dann ist es Zeit davon zu reden."

„Die Frage," entgegnete ich, „ist nicht so ganz wegzuweisen, auf jeden Fall, wenn wir sie beantworten, haben unsere Nachkommen die Mühe nicht mehr, sie zu beantworten. Auch ist ja eben noch zu untersuchen, ob der Dienst, zu dem wir die Metalle auffordern wollen, nicht sehr umfassend, also ehrenvoll sey. Denn, wenn dieser Galvanismus ins Leben tritt, so würde ein Industriezweig entstehen, dergleichen noch nie erhört worden. Bey allen Gewerben war bisher Abgang, etwas ging im Rauch auf, Schlacken kamen unwillkommen zum Vorschein. Bey diesem steigt kein Rauch auf, alles Zerstörte und Verbrannte und Verwandelte sammelt sich und begräbt sich in den Schooß des hier belebten Wassers; und wenn man recht kunstmäßig zu Werke geht, kann man das Metall wieder aus dem Wasser wiederhergestellt erhalten. Doch das gäbe eine Art von Perpetuum mobile, und wir wollen nicht zu viel."

„Nun," antwortete jener etwas anzüglich, „wie, wenn dem so wäre? seit fünf-und-zwanzig Jahren galvanisirt ganz Europa und wird galvanisirt, baut Voltasche Säulen und noch größere Apparate; große und kleine Herrn lassen sich durch galvanisches Feuerwerk belustigen, und Niemand hat noch die Frage beantwortet, oder nur untersucht, was kostet dieß? Was ist der Aufwand, um eine bestimmte Wirkung hervorzubringen. Ist hier noch kein Franklin, noch kein Rumford aufgetreten?"

„Diese Frage zu beantworten," fuhr ich fort, „mag es erlaubt seyn, einige vorläufige Bemerkungen voranzuschicken. Es ist zu viel Luxus in den Museen unserer gelehrten Anstalten im Verhältniß ihrer Einkünfte; die Apparate müssen die Dienste schöner Meubles vertreten; die Belehrung will gar stark mit einer Dosis Amusement verbunden seyn, und auch die gemeine Wahrheit muß in neuen Formen erscheinen, und Verbrämung mit einer schönen Unwahrheit stößt auch nicht mehr zurück. Dann geht viel Zeit und Kraft verloren, und es geht an ein Rennen und Jagen, daß oft die wenigsten sehen, wo die Wissenschaft eigentlich steht und wo man's gelassen hat. Es ist schwer zu entscheiden, ob bey der Beantwortung

der Frage, die uns hier beschäftigt, für den Galvanismus solche hemmende Einwirkungen oder andere eintraten. Aber das ist gewiß, daß in dem Wesen des Galvanismus selbst ein Grund liegt, warum man, trotz aller der Theilnahme und Liebhaberey und großen Fortschritte, doch — wenn von seiner Anwendung im Großen die Rede ist — noch gänzlich am Anfangspunkt steht. Dieser Grund liegt in der beschränkten Dauer jedes galvanischen Apparats; seine Wirksamkeit ist schon zu kurz für nur etwas umfassendere theoretische Untersuchungen, daher die Widersprüche und das Mühselige, mit denen die Naturforscher zu kämpfen hatten; um so mehr ist sie zu kurz für eine regelmäßig fortdauernde Wirkung im Großen. Eben das Metall, auf dessen Kosten der Galvanismus seine Kraft äußert, wird an seiner Oberfläche zerstört, und seine Thätigkeit hört sofort auf. Es ist wie bey einem Herschelschen Metallspiegel; hat Thau und Feuchtigkeit seine spiegelnde Glätte erreicht und verwischt, so ist er unwirksam und verfinstert. So kommen die schönen Funken und Lichter, die der bewunderte galvanische Apparat gab, nicht wieder, und das durch die Metalle im Innern aufgeregte Leben versinkt in Gleichgültigkeit und Ruhe, das Ende jeder Verwandlung. Das ist's, was unsere Hoffnungen auf Anwendung des Galvanismus im Großen so sehr herabstimmt. Wir brauchten ein Werkzeug, das immer fortwirkt und sich wieder erholt, und wir haben ein sich schnell verzehrendes, wir haben ein Feuer, das nicht fortbrennt, obgleich Stoff zur Nahrung genug da ist; wir haben eine Uhr, die immer langsamer geht, und dem Stillstehen unausbleiblich unterworfen ist, eine Kraft, die einer immerwährenden Erregung bedarf.

Also kommen wir von der ersten und zweyten Frage wieder auf eine andere, und sie lautet: Wie ziehen wir die galvanische Uhr wieder auf? Können wir die Metalle wieder verjüngen, können wir aus den unreinen wieder reine machen?"

(Der Beschluß folgt.)

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Die Florentiner hatten den Muth, die so erstaunenswürdige Kathedrale zu erbauen, indem sie zu Bestreitung des Aufwandes die auf die Fabrikation der Wolle ruhenden Abgaben nur um einen Heller für das Pfund erhöhten; eine Erhöhung, die hinreichend war, um die Kosten dieses Riesenbaues zu decken, welchen keine Regierung der neueren Zeit hätte ausführen können.

*

Der verstorbene Sir Boyle Roche in Irland galt für den Vater aller zu seiner Zeit erschienenden irischen Bulls. So ward einmal darüber gesprochen, wer von Beyden, Dante oder Milton, der größere Dichter sey? „Ich sollte meynen," unterbrach Sir Boyle die Andern, „daß Horaz mit Recht für den besten Kritiker über Dichterwerke gelte, und dieser hat schon lange gegen Dante entschieden. Lesen Sie nur die Stelle in den Episteln, Buch I. Epistel 17. Vers 22., da sagt er ausdrücklich: Dante minor."

*

In Kopenhagen lebt gegenwärtig wohl die jüngste Schriftstellerin. Sie heißt Virginia Christiane Lund. Schon in ihrem neunten Jahre hat sie ein Familiengemälde: Klotilde, oder Zwey für Einen, herausgegeben, und kurz darauf erschien von ihr eine kleine dramatische Darstellung, betitelt: Die entdeckte Untreue.

*

Der verstorbene X. pflegte, so lange er noch mehr aß als trank, auszurufen, wenn ein Fremder seine Behaglichkeit störte: „Der Mensch hat Unkraut unter meinen Waizen gesäet!" Seitdem er aber mehr trank als aß, hieß es dagegen: „Der Mensch hat mir Wasser in den Wein gegossen!"

*

Die Morgenländer haben verschiedene Sprüchwörter, wodurch sie den Charakter der drey, jetzt in einem großen Theile Asiens herrschenden Hauptsprachen, der arabischen, der persischen und der türkischen zu bezeichnen pflegen; die arabische Sprache überrede, die persische schmeichle, die türkische strafe; arabisch habe die Schlange unsere Stammmutter im Garten Eden angeredet, persisch haben Adam und Eva sich von Liebe und Gegenliebe unterhalten, türkisch habe der Engel gesprochen, als er den ersten Eltern das Paradies verbieten mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

Vorigen Freytag hielt die Académie royale des inscriptions et belles lettres ihre jährliche öffentliche Sitzung. Unter den vier Akademien, welche das Institut royal de France ausmachen, ist jene jetzt die unansehnlichste und unthätigste; nicht als ob es ihr an gelehrten Männern fehlte; eine Akademie die Silvester de Sacy, Ebezo, Abel Remusat, Gosselin, Mongez, Boissonade zu ihren Mitgliedern zählt, kann noch immer auf einen hohen Rang Anspruch machen; allein mehrere Umstände tragen dazu bey, um dieser gelehrten Gesellschaft ihr Ansehen zu rauben. Erstlich besteht sie aus einer zu geringen Anzahl von Mitgliedern, wovon noch mehrere sehr alt oder abwesend sind, und also für die Akademie gar nicht arbeiten; zweytens haben ihre Arbeiten so wenig sichtbaren Einfluß auf das gesellschaftliche Leben, und stehen in zu geringer Verbindung mit demjenigen, was die große Welt bewegt und beschäf-

tigt, als daß dieselbe bedeutendern Antheil an den akademischen Arbeiten nehmen könnte. Freylich, wenn diese Akademie den Titel und die Bestimmung beybehalten hätte, den sie bey ihrer Stiftung während der Revolution bekam, da sie eine Klasse der moralischen und historischen Wissenschaften seyn sollte, so könnte sie sich mit Dingen von allgemeinem Interesse abgeben; so aber ist sie in den alten Schlendrian verfallen, und gibt sich meistens nur mit philologischen Untersuchungen ab, die allerdings ihren großen Nutzen haben, dem großen Publikum aber ziemlich gleichgültig sind. Sogar noch vor einigen Jahren stiftete sie einigen sichtbaren Nutzen dadurch, daß sie in den französischen Provinzen das Nachforschen nach Alterthümern und das Beschreiben derselben beförderte, und jährlich den drey besten Abhandlungen darüber Ehrenmedaillen zuerkannte; allein der Minister des Innern, Cyrbiere, hat ihr die Medaillen, die bey einem so großen Aufwande an Staatsausgaben doch nur eine Kleinigkeit waren, weggeschnitten, so daß ihr jetzt nur noch ein einziger jährlicher Preis zu vertheilen übrig bleibt. Wie gewaltig sticht aber ein Preis von 1500 Franken gegen die reichen Belohnungen und Aufmunterungen ab, welche die königliche Akademie der Wissenschaften jährlich zu ertheilen im Stande ist, gegen die 20.000 Franken, die sie Chemikern, Aerzten und Wundärzten wegen nützlicher Erfindungen zuerkennt, gegen die vielen Medaillen, die sie im Fache der Sternkunde, der Physiologie, der Statistik u. s. w. austheilt! Zwar bekommt sie die Mittel zur Austheilung solcher Spenden nicht von der Regierung, sondern hat sie durch Stiftungen humaner Bürger bekommen, so wie auch die Académie française mehrere von Privatpersonen gestiftete Preise austheilt, unter andern für die besten im Laufe des Jahres erschienenen moralischen Schriften. Solche Belohnungen zeugen von dem Eingreifen einer gelehrten Gesellschaft in das Wirken und Handeln der großen Welt. Dagegen steht die Académie des inscriptions et belles Lettres ganz abgeschieden da; sogar ein Obskurantenverein, die sogenannte Société catholique des bons livres, hat größere Belohnungen darzubieten als jene Akademie, da sie erst neulich einen Preis von 2000 Franken auf die beste Beantwortung einer Frage aus der Geschichte der Völkerwanderungen gesetzt hat. Zudem haben sich in den letzten Jahren, wo so manche nützliche Vereine entstanden sind, und der Vertheidigungsgeist so wohlthätige Früchte hervorgebracht hat, mehrere gelehrte Gesellschaften gebildet, die sich einen besondern Zweig der philologischen und historischen Wissenschaften zum Ziele vorgesteckt haben, z. B. die asiatische Gesellschaft, die geographische u. s. w. Diese Gesellschaften bestehen ohne Beyhülfe der Regierung; sie helfen sich selbst, was immer das Klügste und Sicherste ist; sie ertheilen Preise, wovon einige nicht unbedeutend sind, sie geben Zeitschriften und Sammlungen von Abhandlungen heraus, sie erregen Theilnahme bey Fremden und Einheimischen, wirken mit der Zeit und in die Zeit. Indessen dauern freylich solche freywillige Anstalten auch nur einige Zeit, wenigstens in dem veränderlichen Paris, wogegen die königl. Akademien wie stehende Typen immer dieselben Abdrücke geben, und gleich allen mauerfesten Gebäuden den Stürmen der Zeit trotzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Die bedeutendste Darstellung des Hofburgtheaters war „Isidor und Olga" von Raupach, am 15ten Mai. Das Stück ist, was auch hin und wieder dagegen gesagt wurde, von bedeutender dramatischer Kraft; die theatralische Wirksamkeit hat sich wenigstens bey uns durch die allgemeinste Theilnahme erwiesen. Nach dem dritten Akt wollte der Beyfall fast kein Ende nehmen. Die Ausstattung war glänzend, die Darstellung vorzüglich, besonders was die Rollen der Olga und des Osslp durch Dem. Müller und Hrn. Anschütz betrifft. Da findet man doch noch Charaktere und eine kräftige Sprache, die nicht nach gewohnter Manier alles honigsüß überzuckert, sondern der Zeit und den Verhältnissen der handelnden Personen gemäß ist. Die Rücksicht auf den Bühneneffekt muß bey der poetischen Kraft des Verfassers gelobt werden; Raupach versteht ihn im hohem Grade. Wie Schade wär es, wenn ein so herrliches Talent in der Lust des Vielschreibens unterginge!

Die Zwillinge, ein Lustspiel in zwey Akten von Grammersdörfer, am 21sten August dargestellt, gefielen, obschon nicht bedeutend. Die Sprache ist leicht und gefällig, aber die Hauptfabel des Ganzen, daß Zwillingsbrüder, wegen ihrer Aehnlichkeit beständig mit einander verwechselt werden, ist durch mehrfache frühere Bearbeitungen zu bekannt, und es finden sich eigentlich nicht mehrere Situationen, wie es das Lustspiel begehrt, sondern man trifft nur immer dieselbe gleichsam in Variationen an. Korn, der die Rolle beyder Brüder darstellte, leistete Vorzügliches. — Von Gastspielern sahen wir im April und Mai die Herrn Polawsky und Bayer vom Prager, und im Juni Herrn Keller vom Hannoveraner, dann Herrn und Madame Devrient vom Leipziger Theater. Im Juli blieb die Bühne verschlossen, weil er der Ferienmonat der Schauspieler bey uns ist. Polawsky, von früherer Zeit her als einer der vorzüglichsten Darsteller der Rollen von Chevaliers und Gecken bekannt, trat diesmal größtentheils in den komischen und launigten Akten auf. Er gefiel sehr; seine beste Darstellung war der Amtsrath in Claurens Hôtel de Wibourg. Wahrheit ist der Charakter seines Spiels. Weniger glücklich hatte auch Bayer sein früheres Rollenfach der Helden und jüngeren Charakterrollen verändert, und war in das der Darstellung älterer Charaktere, wie des Oberförsters in Iffands Jägern, des Justizraths im „Brief aus Cadix." Dallners in der Dienstpflicht übergetreten. Er gefiel, aber weniger als in früheren Jahren. Es schien als habe er sich noch nicht recht in die Rollen, die er darstellte, finden können; besonders war das Alter nicht genug in Ton und Bewegung ausgedrückt. Herr Keller ist ein vorzüglicher Schauspieler der ältern Schule. Von den Rollen, in welchen er auftrat, gefiel er am meisten in Bergners Räuschgen, besonders in der Hauptszene des Stücks, welche er mit wahrer komischer Kraft und einer lobenswerthen Mäßigung gab. Vom Devrientschen Künstlerpaar erfreute Mad. Devrient durch ächten Humor und eine liebenswürdige Grazie der Darstellung. Sie kann zu den vorzüglichsten Schauspielerinnen im naiven Fache gerechnet werden. Besonders gelang ihr die Rolle der Franziska in Minna von Barnhelm. Hr. Devrient ist weit weniger bedeutend; obschon von der Natur begünstigt, fehlt ihm doch zur Darstellung tragischer Rollen, wozu die Neigung ihn zu bestimmen scheint, das eigentliche Auffassungsvermögen und die physische Kraft. Die Darstellung des Don Carlos war ein Beleg davon. Viel besser gelingen ihm leichte, launige Charaktere. So hat er in Kotzebues Verwandtschaften als Anton, und in Holbeins „Vorsatz" allgemein befriedigt.

Von Neuigkeiten erwarten wir vor der Hand ein neues Stück von Raupach und Hans Sachs von Deinhardstein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 21. September 1827.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt.
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Goethe.

Ueber den Geschmack in der Musik.

(Beschluß.)

Die Oper ist ein Schauspiel, das durch die Vereinigung und Gesammtwirkung der meisten schönen Künste, nämlich der Poesie, der dramatischen Kunst, der Musik und der Malerey den vollständigsten Effekt erzeugen kann. Schade, daß sie oft so wenig den reinen Kunstforderungen entspricht, und was der Tonkünstler Treffliches leistet, durch das Gemeine und Widersinnige der Handlung, wie durch triviale Poesie in seiner reinen Auffassung gehindert wird. Auch den besten Erzeugnissen in der neuern Zeit steht fast immer in ihrer lebendigen Wirkung das zu Entfernteliegende und Fremdartige des Stoffs im Wege. Es leidet keinen Zweifel, daß in der Natur wie in der Kunst die Vorstellung eines Gegenstandes um so viel mehr Eindruck auf uns macht, in je näherer Berührung er mit den uns innwohnenden Ideen und Erfahrungen steht, und je größer überhaupt der Reichthum analoger Bilder ist, die derselbe in unserer Seele vorfindet. Die Darstellung eines Objekts, das weder nahe noch fern in unsern Ideenkreis fällt, kann uns auch nicht afficiren, wenigstens auf keine klare und besonnene Weise, weil ihm die Anknüpfungspunkte an unser Ich, an die Welt unsers Bewußtseyns fehlen. Zeigt dem Ungebildeten eine Schillersche Tragödie, er bleibt kalt, weil das Gemeinsame der Bilder und Vorstellungen fehlt; zeigt ihm den Hanswurst und er beweist lebendigen Antheil, denn er ist in seiner Heimath, er sieht einen Theil seiner Welt. Hieraus ergibt sich, daß auch diejenige dramatisch-musikalische Darstellung am leichtesten verständlich und des tiefsten Eindrucks auf uns fähig ist, die die größte Summe verwandter Ideen und Empfindungen bey uns antrifft, diejenige aber uns wenig oder gar nicht berührt, die nur den äußersten Rand unsers Horizonts streift. Diese Wahrheit scheint von unsern Operndichtern bisher wenig berücksichtigt. Das Nahe, das mit unsern Lebenserfahrungen, unserem Volkscharakter, mit unserer ganzen Art zu empfinden, zu denken und zu seyn Verwandte, wofür sich am ersten und fast allein ein richtiger Ausdruck der Empfindung treffen läßt, ist bis jezt meist in den Hintergrund geschoben worden und ungenuzt liegen geblieben. Dagegen ist das durch Zeit, Ort, durch Sitten und Lebensweise sich meist von uns Entfernende, wofür der richtige Ausdruck so schwer ist, weil es an scharfen Umrissen fehlt, der willkommenste Stoff für musikalische Dramen gewesen. Egypten und Ostindien, Arabien und Syrien wetteifern auf unsern Bühnen. Vestalinnen und Opferpriestern, Brahminen und Bonzen legen wir deutschgedichteten Gesang in den Mund. Unsere Opern strotzen öfters von Opfergesängen und Todtenchören; sie wollen Handlungen und Empfindungen in Tönen veranschaulichen, wovon es bey uns kein Analogon gibt, deren Sinn und Bedeutung darum im Allgemeinen nicht verstanden wird, höchstens von denen, die sich einer Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und des Geistes fremder Nationen erfreuen, welche weder bey dem Tondichter, noch beym Publikum vor-

ausgesezt werden darf. Wenn solche Darstellungen Beyfall finden, so kann es überhaupt nur wegen der freyen, von der Eigenthümlichkeit des Stoffs mehr unabhängigen Schönheit ihrer Gesangstücke seyn. Der Hauptreiz des Gesanges, seine Objektivität, sein inniges Verschmolzenseyn mit dem Gegenstande, der zur lebendigen Anschauung soll gebracht werden, geht mehr oder weniger verloren, weil unser Leben keine hinlängliche Parallele darbietet. Keine Oper ist in der neuern Zeit in Deutschland mit solchem Beyfall aufgenommen worden als der Freyschütz. Die Ursache dieser seltenen Theilnahme liegt aber nicht allein in der anziehenden Gesangdichtung, sondern eben so sehr in der Natur des Stoffs, nicht weil er so kunstreich gewoben, sondern weil er unserm Boden entwachsen ist. Die Handlung, die Charaktere, die Sitten, alles trägt das Gepräge vaterländischer Eigenthümlichkeit, wie sie mit einigen Modifikationen bewußt oder unbewußt noch unter uns zu finden ist; überall sehen wir Verwandtes und Berührungspunkte mit unserm Leben. Dieß ist der rechte Schlüssel, der uns den ganzen Schatz seiner Schönheiten aufschließt; dieß ist das Prinzip, das den Tondichter selbst leitete, so vernehmbar zu uns zu reden; es ist dasjenige, wodurch alle mehr oder weniger Berufene zu der innern Gewißheit kamen: es ist schön. Ein französischer Freyschütz ist ein Unding und kann nie recht verstanden werden, weil die ganze Fabel aus dem Schooße des deutschen Volkslebens entnommen ist, zu dessen Verständniß dem Franzosen in dem seinigen alle Anknüpfungspunkte fehlen. Die Musik kann schön gefunden werden und wird es; allein der höchste, nur aus der objektiven Auffassung des Ganzen, aus der klar gefühlten und verstandenen Angemessenheit der Tonmittel zu dem Gegenstande sich erzeugende Genuß, kann von Ausländern, denen der Geist und das Leben des deutschen Volks fremd ist, nie empfunden werden. Weder Iphigenie noch Armide, weder Vestalin noch Jessonda, noch Oberon, noch ähnliche exotische Gewächse in Betreff des Stoffs werden trotz ihrer hohen Schönheiten dem Publikum, ohne Ausnahme des gebildeten Theils, nie das werden, was ihm die deutsche Volksoper ist und noch lange seyn wird. Schade, daß für deutsche dramatische Tondichtung nicht auch deutscher Sagenstoff fleißiger benuzt wird. Dann würden die Werke unserer Meister einen objektiven Gehalt, eine Wahrheit und eine Klarheit erhalten, deren Mangel jezt überall, wenn auch unbewußt, empfunden wird.

Weydmann.

Anwendung des Galvanismus im Großen.

(Beschluß.)

Die Gesellschaft trennte sich hier in zwey Partheyen, wie es so überhaupt zu geschehen pflegt, nämlich in die Parthey der zu wenig und die der zu viel wollenden. Jene sprachen alle Hoffnung ab, von Unmöglichkeit redend, von Träumen und Hirngespinsten, und sezten scherzhaft hinzu: ich sey nahe daran, nicht den Galvanismus, sondern die Phantasterey ins Große zu treiben.

Die andere Parthey, am Räthselhaften sich erfreuend, und dem Ungemeinen nachstrebend, dachte an eine Wiederherstellung des Galvanismus durch sich selbst, des durch die galvanische Wirkung an seiner Oberfläche getrübten und zerstörten Metalls durch eine Gegenwirkung wiederhergestellten Metalls, denn nur ähnliche Kräfte können einander das Gleichgewicht halten; und man hat ja Uhren, die sich immerfort von selbst wieder aufziehen. Das Metall nämlich, das in der einen Minute positiv war, müßte in der andern Minute, etwa mit einem andern, negativ werden und so in seinen ursprünglichen Zustand zurückkehren. Der Gedanke war anfangs als höchst sinnreich aufgenommen, aber es ergab sich bey weiterer Betrachtung, daß man auf diese Weise ohne Ende von einem Metall zum andern gehen, und wirklich ein Perpetuum mobile vor sich haben müßte.

„Ich versteige mich nicht so hoch," ergriff ich das Wort, „meine galvanischen Restaurationsmittel sind blos — Bürsten."

Ein allgemeines Gelächter ertönte in der Gesellschaft: „so hohe Plane durch so gemeine Mittel auszuführen! er will durch eine augenblickliche Berührung unsere Oefen alle wärmen und die Dampfkessel in unsern Dampfmaschinen heizen, mit solchen Vorrichtungen!"

Ich berief mich auf die allgemeine Erfahrung Aller, die je einen Voltaschen Apparat gebaut, und stets, wenn er nicht mehr wirksam war, genöthigt waren, durch Schaben, Bürsten und Kratzen die Metalle wiederherzustellen. Ich glaube nämlich, daß der metallische erdige Staub, der da entsteht, allmählig entsteht und allmählig erst mit dem Metall zusammenwächst, und also bey gehörigem Bürsten in seiner ersten Daseynsperiode entfernt werden kann.

„Wie ist es möglich," rief der Berliner, „einen dynamisch Unreinen mechanisch rein zu machen! Hat nicht der Verfasser der neuen Theorie des Galvanismus gelehrt, daß die Metalle in ihrem Innern, nicht blos in ihrem Aeußern aufgeregt und verändert werden?"

Ohne die geistreichen Ansichten jenes Verfassers in Zweifel zu ziehen, erlaubte ich mir doch einige Bedenklichkeiten gegen denselben, da er offenbar ein gar zu kühner und unternehmender Geist ist, indem er sich nicht scheut, nicht mehr und nicht weniger als dieß zu behaupten: daß während fünf und zwanzig Jahren ganz Europa, der Urheber der Voltaschen Säule selbst, nicht blos in tiefer Finsterniß der Unwissenheit gesteckt, sondern das Verkehrte und Falsche behauptet, das Negative für das Positive gehalten haben und umgekehrt; daß die ganze gelehrte Welt buchstäblich bisher auf dem Kopf gestanden, und, wie unmün-

dige Kinder, Rechts von Links nicht habe unterscheiden können.

„Solch ein Proteſtantismus," bemerkte der Münchner, „iſt doch wohl von zu unerſchrockener Art. Dieſer große Phyſiker wird wohl über unſere galvaniſchen Bürſtenbinder ſchlecht zu ſprechen ſeyn. Doch es iſt die Zeit der Modelle; machen Sie wenigſtens das Modell eines Modelles, denn ich ſehe wohl, daß der große engliſche Apparat, womit Children den Demant ſchmolz, für Ihre großen Plane nur eine Kleinigkeit iſt."

Es war zu bemerken, daß die Geſellſchaft bey dieſem Gang des Geſprächs und bey dem Schwanken zwiſchen dem Mechaniſchen und Dynamiſchen in eine unbehagliche Stimmung gerieth; auch das ſchönſte galvaniſche Feuerwerk hätte ſie nicht mehr, wie es ſchien, mit dem Gegenſtande befreundet; ich machte daher nur die Bemerkung, es wundere mich, da man nun Alles umkehre, ſelbſt den Galvanismus, warum man nicht auch ein umgekehrtes Feuerwerk erfinde, d. h. ein Tag-Verdunklungs-Kunſtſtück, wo man Dunkelheitsraketen bey Tag aufſteigen läßt, die, wie die gewöhnlichen Licht ausgießen, ſo umgekehrt eigentliche dunkle Finſterniß ausſtrömen. Als hierauf Einige von der Geſellſchaft bemerkten, dergleichen Kunſtwerke laſſen ſich vielleicht doch in Europa nachweiſen, ſo lenkte ſich das Geſpräch auf andere Gegenſtände.

Pfaff.

Die Hochzeit des Duſchan.

(Fortſetzung.)

Hatte kaum der Zar das Wort geſprochen,
Kömmt der Miloſch, führend ſeinen Falben,
Bis vor's Zelt des Serbenzaren Duſchan:
„Iſt's vergönnet mir, o mein Gebieter,
Daß in's Feld ich zu dem Zweykampf gehe?"
Drauf entgegnet ihm der Zar der Serben:
„Ja vergönnt iſt dir's, Bulgarenjüngling!
Wohl vergönnt, wenn auch mit keiner Hoffnung;
Siegſt du über'n königlichen Kämpfer,
Will ich dich vor Vielen glücklich machen."
Schwang ſich Miloſch auf den tollen Falben,
Lenkt' ihn abwärts von dem weißen Zelte,
Trug verkehrt die Lanz' auf ſeiner Schulter.
Spricht zu ihm Stjevan, der Zar der Serben:
„Söhnchen! Trage nicht verkehrt die Lanze,
Sondern kehr' den Speer der Lanze vorwärts,
Daß dich die Lateiner nicht verlachen."
Da verſetzt der Wojnowitſche Miloſch:
„Hüte du, o Zar, nur deine Herrſchaft!
Wenn ich es vonnöthen haben werde,
Werd' ich ſchon den Speer zu wenden wiſſen,
Wenn ich's aber nicht vonnöthen habe,
Kann ich ſie auch ſo zurücke tragen."
Und ſo ritt er in das Feld von Ledjan.
Blickten auf ihn die Lateinermädchen,
Blickten auf ihn, redeten zuſammen:
„Lieber Gott! o welch ein großes Wunder!
Iſt das der Vertreter eines Zaren?
Hat er doch nicht einmal rechte Kleider.
Freue dich, du königlicher Kämpfer!
Brauchſt deinen Säbel nicht zu ziehen,
Findeſt kaum mit Blut ihn zu beflecken."
Jener kömmt indeſſen bis zum Zelte,
Vor dem Zelte ſitzt des Königs Kämpfer,
Hat den Braunen an den Schaft gebunden.
Spricht zu ihm der Wojnowitſche Miloſch:
„Auf, o Kämpfer aus dem weißen Ledjan!
Laß uns nun den Heldenkampf beginnen!"
Aber das Lateinerchen erwiedert:
„Geh von dannen, ſchmutziger Bulgare!
Kann mit dir ja kaum das Schwert beflecken,
Haſt ja nicht einmal anſtänd'ge Kleider."
Da begann der Wojnowitſch zu zürnen:
„Auf! Lateinerchen, du eitler Prahler!
Freylich haſt du ſchönre, beſſre Kleider;
Will dir ſchon die ſchönen Kleider ausziehn."
Das Lateinerchen ſprang auf die Füße,
Raſch beſtieg er ſeinen tollen Braunen,
Tummelte das Roß auf freyem Felde,
Und der Miloſch ſtellte ſich zum Ziele.
Schleudert das Lateinerchen die Lanze
Auf die Heldenbruſt des jungen Miloſch;
Mit dem ſechsgerippten goldnen Kolben
Fängt der Miloſch auf des Gegners Lanze,
Und zerbricht ſie zu drey gleichen Stücken.
Spricht zu Miloſch der Lateiner Kämpe:
„Harr' ein wenig, ſchwärzlicher Bulgare!
Schlechte Lanze hat man mir gegeben,
Will mir eine andre Lanze holen."
Drauf enteilt er fliehend durch die Eb'ne.
Ruft ihm nach der Wojnowitſche Miloſch:
„Halt ein wenig, du Lateiner Kämpe!
Wär' es dir wohl lieber zu entfliehen?"
Alſo ſprechend jagt er über's Blachfeld,
Trieb ihn bis an's Thor des weißen Ledjan,
Doch verſchloſſen waren Ledjans Thore.
Sieh da wirft der Wojnowitſch die Lanze,
Nagelt an die Pforte den Lateiner,
Eilt das blonde Haupt ihm abzuhauen,
Wirft es in den Futterſack des Falben;
Fängt dann auch des Gegners guten Braunen,
Führt ihn fort zu ſeinem hohen Zaren.
„Hier, o Zar, haſt du des Prahlers Schädel!"
Reicht der Zar ihm ungezählte Schätze;
„Geh mein Söhnchen, labe dich am Weine!
Werde dich noch königlich belohnen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.

(Fortſetzung.)

Von ſonſtigen Neuigkeiten nenne ich als die vorzüglichſten ſeit meinem letzten Berichte die Wettrennen auf der Simmeringer Haide, und die Blumenausſtellung im Schwarzenbergiſchen Garten. Für die erſtere ſcheint ſich ſeit einiger Zeit eine beſondere Vorliebe der Wiener ausgeſprochen zu haben. Das Intereſſanteſte war wohl das Bauernwettrennen, bey welchem inländiſche Pferde von Bauern oder ihren Knechten geritten

werden mußten. Die Reiter waren durch Schärpen von verschiedener Farbe ausgezeichnet. Die Weite des Wegs betrug zwey englische Meilen. Das Preispferd legte ihn in vier Minuten achtundvierzig Sekunden zurück. Die Pferde von englischer Abkunft, welche nach demselben rannten, kamen nur um eine halbe Minute früher zum Ziel. Die Blumenausstellung, zu welcher alle Blumenfreunde eingeladen wurden, die schönsten Exemplare inn- und ausländischer Gewächse zu liefern, worauf durch kompetente Richter fünf Preise, in Blumen bestehend, für die Besitzer der vorzüglichsten, theils seltensten, theils schönsten bestimmt wurden, berechtigt zu guten Hoffnungen für die Zukunft, da sie nach dem Willen der Gründer jährlich fortgesetzt werden soll. Die erste war ziemlich bedeutend, die äußere Vorrichtung sehr geschmackvoll. Die Blumen standen in einem großen Gewächshause über einander aufgestellt, so daß sie den Hintergrund der Wand bedeckten. Vorne waren niedlich drappirte Vorhänge angebracht. Die Blumen, welche die Preise erhielten, standen zur Seite. Jede stand unter dem Preise, den sie gewann, erstere außer der Bezeichnung der Art und Gattung mit dem Namen des Gewinners versehen. Der erste derselben war Seine kaiserl. Hoheit Erzherzog Anton.

Das Volksfest der Kirchweihe in der Brigittenau war dieses Jahr durch Begünstigung der herrlichen Witterung eines der lebendigsten. Man begeht es an einem Sonntage und den darauf folgenden Tagen im Juli. Fünfzig bis sechszig Tausend Menschen aus allen Ständen trieben sich diesmal in harmloser Fröhlichkeit bunt durch einander auf den herrlichen Wiesenplätzen, zwischen Buden und Gezelten aller Art, zwischen Tanzplätzen und rauschenden Musikchören. Tanz und Musik dauern jedesmal die Nacht durch, zu welcher Zeit das Fest durch die Beleuchtung der mit transparenten Lampen und Blumengewinden verzierten zahllosen Wirthshäuser und Gezelte mit Erfrischungen einen neuen und eigenthümlichen Reiz gewinnt.

Von Gauklern machte eine Zeitlang ein Herr Chanteur aus Amsterdam mit seinen sogenannten holländischen Wundermädchen Aufsehen. Sie sollten nach dem Anschlagezettel jedem Zuschauer sein Alter sagen, dann, ob er noch ledig oder verheirathet, wie lange er verheirathet sey, ob er Kinder habe, wie viele männlichen und weiblichen Geschlechts, wie viele todt oder noch am Leben seyen; sie wollten genau wissen wie viele Augen man im Würfelspiele gewonnen habe, und mit Sicherheit sagen ob man im Militärdienste gewesen, wie viele Jahre und welchem Monarchen man gedient, wie viele Bataillen man mitgemacht und wie viele Wunden man bekommen habe, und mehrere ähnliche Dinge über die Beschaffenheit der Münzen, Uhren u. dgl. Der zauberhafte Anstrich der Sache lockte viele Zuschauer herbey. Die Sache ging, wie zu vermuthen war, sehr natürlich, aber in Rücksicht der Art, wie der Künstler das Räthsel zu lösen wußte, immer noch interessant genug her. Der Zuschauer, welcher Bescheid auf seine Frage haben wollte, mußte nämlich Herrn Chanteur aus der Versammlung ins Nebenzimmer folgen, und dort die Antwort auf eine Tafel niederschreiben, welche dem Künstler übergeben wurde. Derselbe verließ nun den Zuschauer nicht wieder, und auch die Tafel kam nicht aus seinen Händen. Beyde Personen traten unmittelbar in den Gesellschaftssaal, wo die zwey prophetischen Mädchen im Hintergrunde mit verhüllten Häuptern saßen und die an sie gestellte Frage nach dem Inhalte der Schrift auf der Tafel beantworteten. Die Art und Weise, wie der Künstler jene Antwort den Mädchen mittheilte, war schlechterdings nicht zu bemerken, und muß nun so mehr auffallen, da die Antwort oft ziemlich lang ausfiel. Die Mädchen, welche nach gelösten Aufgaben ins Publikum traten, waren ungefähr fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, mager, und von gelbbrauner Gesichtsfarbe. Herr Chanteur hatte eine Zeitlang ungewöhnlichen Zuspruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 30. Juli.

(Fortsetzung.)

Daß die Académie des inscriptions eine alte und fast veraltete sey, konnte das Publikum aus den Vorlesungen bey der dießjährigen öffentlichen Sitzung abnehmen, worin unter andern von Monges die Frage erörtert wurde, ob Hannibal wirklich Essig gebraucht habe um Felsen auf den Alpen zu sprengen und sich einen Durchgang zu bahnen. Man sollte glauben, eine Akademie, welche die gesammte Vorwelt mit allen ihren merkwürdigen Erscheinungen der Zeit und der Menschen zu ihrem Studium gewählt hat, könne das Publikum mit etwas Wichtigerm unterhalten als mit der Frage über den Gebrauch des Essigs auf dem Hannibalschen Zuge über die Alpen. Die Zeitungen haben sich deßhalb auch etwas über den guten alten Monges lustig gemacht, der seine Frage mit einer Gewissenhaftigkeit und einer Wichtigkeit erörtert hatte, als ob hier eine große Angelegenheit ins Reine zu bringen sey. Aber muß ein Gelehrter nicht solch eine Gewissenhaftigkeit bey allen das Alterthum betreffenden Fragen anwenden, wenn er etwas Gutes leisten soll? Das Publikum scheint nicht zu wissen, daß Monges, ein ehemaliger Genovefermönch, sein ganzes Leben auf Erörterung kleinerer und größerer archäologischer Schwierigkeiten verwendet hat, die, einzeln betrachtet, manchmal sehr geringfügig scheinen können, da sie, zusammen genommen, doch bedeutende Beyträge zur Aufhellung des gesellschaftlichen Lebens und des Zustandes der Künste und Wissenschaften bey den Alten liefern. Was kümmert es aber die große Welt, welche zu den öffentlichen Sitzungen der Akademien eingeladen wird, zu wissen ob die Alten ihre Mäntel mit Wolle oder mit Leinwand fütterten, und ob Hannibal Essig oder Wasser gebraucht hat, um einen Felsen zu spalten? Für den Kunstverständigen ist letzterer Umstand jedoch nicht ohne Interesse; auch ist derselbe schon so oft bestritten worden, daß es wohl die Mühe verlohnt, denselben nochmals gründlich zu erörtern; nur hätte dieß in der Stille vor den Akademikern, nicht aber vor dem großen Publikum geschehen sollen, welches daraus nichts anders abnimmt als den Schluß, daß sich die Herrn Akademiker mit recht lächerlichen Dingen beschäftigen, und daß die Zeiten noch nicht vorüber sind, da ein Gelehrter einen Quartband über die Dintenfässer schrieb, und ein anderer jahrelange Nachforschungen über diejenigen Gelehrten anstellte, welche sich mehr als einmal in ihrem Leben verheirathet haben. Monges ist Münzaufseher, und muß in der Scheidekunst wohl bewandert seyn, oder doch leicht Erkundigungen über chymische Gegenstände einziehen können. Wenn er also entscheidet, Hannibal habe keinen Essig zum Spalten der Felsen gebraucht, weil Essig keine Felsen spaltet und beym Erhitzen der Steine keine andere Wirkung thut als diejenige jeder andern Flüssigkeit, so muß er wohl seine guten Gründe dazu haben und sich auf gemachte Erfahrungen stützen. Indessen habe ich doch von einem ehemaligen Präfekten eines der französischen Alpendepartements gehört, daß man während seiner Verwaltung Versuche mit den Felsen auf den Alpen angestellt und wirklich vermittelst des Essigs Felsen gespalten habe. Wer hat nun Recht, Monges und die Sachverständigen der königl. Münze, oder der Präfekt und diejenigen, welche die Versuche mit den Alpenfelsen angestellt haben?

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

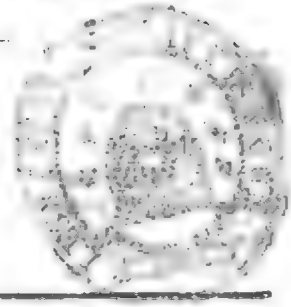
Nro. 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. September 1827.



O! wüßtest du, wie sich's in Lumpen
So ruhig und behaglich leben läßt!
Man sieht die Welt an sich vorüber gleiten,
Und werfen unter Tausenden nur Zehen
Dir einen Penny zu, so hast du was du brauchst;
Drum tausch ich meine sorgenfreye Lumpen
Nicht um dein sorgenvolles Treſſenkleid.

Gray.

Die römischen Bettler.

Bekanntlich gibt es drey Wege, sich seinen Unterhalt zu erwerben, arbeiten, stehlen und betteln. Das Betteln scheint der geradeste, unzweydeutigste, folglich moralischste von allen zu seyn. Ein Bettler betrügt Niemand, denn entweder kann er nicht arbeiten, oder er will nicht, Grundes genug, ihm entweder ein Almosen zu geben oder es nicht zu thun. So gut es ihm erlaubt ist zu verhungern, wenn er nichts zu essen hat, mit demselben Rechte kann er die Zumuthung, er solle arbeiten und nicht betteln, als ungebührlich von der Hand weisen. Daß das Stehlen eine unerlaubte Handlung ist, davon würden sich, außer den ehrlichen Leuten, sogar die Diebe überzeugen, wenn nicht der Begriff desselben, nach den Umständen, eine sehr weite und eine sehr enge Erklärung zuließe, und wenn zu beweisen stände, daß ein Unterschied darunter sey, ob man sich mit zwey oder mit vierzigtausend Händen eines fremden Gutes bemächtige; besonders müßte man zuvor von der Maxime abgegangen seyn, die Diebe erst dann zu hängen, wenn man sie hat. Das Arbeiten ist bis jetzt für das erlaubteste Mittel gehalten worden, um sich Essen und Trinken verschaffen zu können. Aber wie viel Arbeiter gibt es, welche nicht stehlen, d. h. welche nicht statt der ganzen übereingekommenen Arbeit an Quantität und Qualität nur die Hälfte oder gar das Viertel liefern? So möchte in der That das Betteln unter allen Erwerbszweigen derjenige seyn, bey welchem am wenigsten betrogen wird. Daher scheint es auch vom Schicksal als Gegensatz der direkten und indirekten Dieberey zugelassen zu werden. Verfolgt man diese Idee, so wird es klar, warum sich z. B. in England, wo am meisten gearbeitet wird, auch die größte Anzahl Bettler befindet.

Wir können nicht Alle Alles: wenn daher England, wie eben gesagt, die größte Masse körperlicher Arbeit aufzuweisen hat, so herrscht in Rom (und ich bitte, diese Aeußerung für die ernsteste Wahrheit und für keinen Scherz zu nehmen) die größte geistliche Thätigkeit. Ist es daher zu verwundern, daß letztere Stadt mehr Bettler als viele andere Europa's ernährt? Wie könnte hier die Mildthätigkeit als die erste aller christlichen Tugenden geboten werden, wenn nicht zugleich für die Gelegenheit gesorgt wäre, sie auszuüben? Die Moralisten irren daher, wenn sie über die große Menge Bettler in Rom schreyen, denn ohne diese wäre keine Mildthätigkeit und ohne Mildthätigkeit wiederum keine Betteley. Beyde bilden die nothwendigste Wechselwirkung, welche in der moralischen Natur existirt.

Die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, begreift sichs, warum die Betteley in Rom einen unterscheidendern Charakter hat als an solchen Orten, wo sie von lokalen oder persönlichen Umständen, d. h. von Mangel oder Tagdieberey erzeugt wird. Daß die römischen Bettler weder arm noch faul sind, ergibt sich sowohl aus ihrem öffentlichen als Privatleben. Man frage nur

bey den Pasteten-bäckern und Rosoliohändlern nach, und diese werden eingestehen, daß es keine bessern Kunden für sie gibt als eben die Bettler, und von ihrer Arbeitsamkeit kann nur der urtheilen, der wie sie den ganzen Tag mit verschlossenen Augen, oder mit unbeweglichem Körper gesessen, um den Blinden oder Gichtbrüchigen zu spielen, und dabey unaufhörlich Psalme und Gebete hergesagt hat, um die Vorübergehenden zur Mildthätigkeit zu bewegen. Das Publikum macht von Jahr zu Jahr mehr Ansprüche; wer nur einen halben Bajocco gibt, verlangt ein Ave Maria, eine Litaney, ein Miserere oder ein Gebet für seine Anverwandten im Fegefeuer. Die regelmäßigen Almosengeber, d. h. solche, welche täglich ihre Gabe bringen, und von denen der Bettler doppelt fordert, wenn sie am vorigen Tage nicht bezahlt haben, sind am schwersten zu befriedigen; für sie muß er wenigstens alle acht Tage ein neues Gebet lernen. Thut er es nicht, so sagen sie: che seccatura! sempre l'istessa orazione; und geben zu einem andern, der weniger faul ist. Mit einem Worte: so ein armer Teufel, besonders wenn ihn das Glück in eine andächtige Gegend versetzt hat, ist Abends noch lahmer als ein wirklich Lahmer, und oft so heiser, daß er im Speisehause das Gericht, welches er essen will, nicht mit Worten, sondern blos mit Zeichen auf dem Speisezettel bezeichnen kann *).

Der besondere Charakter, welcher der hiesigen Betteley aufgedrückt ist, hat seinen Grund in dem Umstande, daß sie nicht der Menschen wegen, sondern um Gottes willen getrieben wird. An andern Orten schämt man sich ihrer, weil sie nicht löblich und obenein von der Polizey verboten ist; in Rom dagegen wird sie betrachtet, wie ein jedes anderes Handwerk, welches seinen Mann nährt. Ja, die Bettler glauben hier nicht allein keine weltlich ungeziemende Handlung zu begehen, sondern sogar ein gottesdienstliches Werk zu thun, weil sie dem Publikum oben besagte Gelegenheit verschaffen, die Wohlthätigkeit zu üben. Darum ist ihr Benehmen nicht das von demüthig Bittenden, sondern ihre Phrasen klingen wie Befehle, und Gott, die heilige Jungfrau, die gebenedeyten Seelen im Paradies, die andern Seelen im Fegefeuer und sämmtliche Heilige werden nicht sowohl als Vermittler angerufen, um das Herz des Publikums zum Mitleide zu rühren, als vielmehr um sie um Rache anzuflehen, wenn Eins oder das Andere verschlossen bleibt. Phrasen wie: „Voi dunque non sate mai la carità," „l'amor del povero non entra mai nel vostro cuore," „non temete l'ira di Dio," u. s. w. werden den Hartherzigen in einem so drohenden Tone nachgeschickt und dabey der Krückenstock, oder die Faust so ausdrucksvoll bewegt, daß jene nicht selten umkehren, um per l'ira di Dio zu geben, was der Bettler per l'amor di Dio nicht hat erhalten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Historisch, wie Frau von Genlis zu sagen pflegt.

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Kaum ließ Miloſch nieder ſich zum Weine,
Rief vom Walle wieder ein Lateiner:
„Duſchan Zar! dort unten vor der Veſte,
Auf der Wieſe ſind drey Heldenroſſe,
Gut geſattelt, herrlich ausgeſchmücket,
Und ein Flammenſchwert auf jedem Roſſe,
Das die Spitze auf zum Himmel kehret.
Springen ſollſt du über die drey Roſſe;
Aber wirſt du ſie nicht überſpringen,
Kömmſt du fort nicht, führſt nicht weg das Mädchen."
Wieder ruft der Herold laut den Swaten:
„Hat gebor'n die Mutter keinen Helden
Und geſandt zum Hochzeitzug des Duſchan,
Der die Heldenroſſe überſpringe,
Und drey Flammenſchwerter auf den Roſſen?"
Fand kein Held ſich, der das Wagſtück wagte.
Sieh! da tritt von Neuem der Bulgare
Vor das Zelt des Serbenzaren Stjepan:
„O Gebieter! wirſt du mir vergönnen,
Daß ich Roſſ' und Schwerter überſpringe?"
„Ja, es ſey vergönnt dir, lieber Knabe!
Ziehe aus nur den Bulgarenmantel.
Wolle Gott den Schneider doch erſchlagen,
Der dir ſolchen Mantel zugeſchnitten!"
Ihm entgegnet der Wojnowitſch Miloſch:
„Setz dich, Zar, und labe dich am Weine,
Habe keine Sorg' um meinen Mantel!
Trägt der Held ein muthig Herz im Buſen,
Wird ihn kein Bulgarenmantel hindern;
Wo dem Schaf das eigne Vließ beſchwerlich,
Da wohl tauget weder Schaf noch Wolle."
Sprach's und ging hinaus zum Ledjanfelde.
Angekommen bey den edlen Pferden,
Führt er ſeinen Falben um die Roſſe,
Und dann ſpricht er zu dem guten Falben:
„Harre meiner hier in deinem Sattel!"
Ging zurück nun auf die andre Seite,
Lief im Tanze her die ed'ne Wieſe,
Ueberſprang mit Leichtigkeit die Roſſe,
Die drey Roſſe ſammt den Flammenſchwertern,
Sprang und ſaß in ſeines Falben Sattel;
Nahm beym Zügel drauf die Heldenroſſe,
Führte ſie zum Serbenzaren Stjepan.
Aber wenige Minuten ſchwanden,
Schrie vom Walle wieder ein Lateiner:
„Dortbin geh nun, o du Zar der Serben,
Unter jenen höchſten Thurm von Ledjan.
Eine Lanz' iſt auf dem Thurm gepflanzet,
Auf der Lanze Spitz' ein goldner Apfel;
Schieße durch den Ring den goldnen Apfel!"
Wollte Miloſch dießmal nicht erſt warten,
Sondern fragte ſeinen hohen Zaren:
„Iſt es mir vergönnet, mein Gebieter,
Daß ich durch den Ring den Apfel ſchieße?"
„Ja vergönnt iſt dir's, mein leiblich Söhnchen."

Geht der Miloſch zu dem ſchlanken Thurme,
Leget einen Pfeil auf goldnen Bogen,
Schießet durch den Ring den goldnen Apfel,
Hebt ihn auf und bringt in weißen Händen
Zum Geſchenk ihn ſeinem hohen Zaren;
Hat der Zar ihn königlich belohnet.
Aber kurze Zeit war nur verſtrichen,
Schrie vom Walle wieder ein Lateiner:
„Dort, o Zar! dort unter jenem Thurme
Sind zwey Königsſöhne ausgegangen,
Haben ausgeführt drey ſchöne Mädchen,
Aehnlich an Geſtalt ſich alle dreye,
Alle drey auch ähnlich ſich in Kleidung;
Geh und rathe, welches die Koranda.
Aber greifeſt du nach einer Andern,
Trägeſt du dein Haupt nicht mehr von dannen,
Minder noch entführeſt du das Mädchen.“
Als der Duſchan dieſes Wort vernommen,
Läßt er Todor, den Vezir ſich rufen:
„Diener, geh das Mädchen zu erkennen!“
Und da ſchwöret Todor ihm in Treuen:
„Habe, Zar, ſie nicht einmal geſehen,
Weil ſie mir im Dunkeln vorgeſtellet,
Als ich deinen Ring ihr übergeben.“
Schlug der Zar an's Knie ſich mit der Rechten;
„Wehe mir bis zu dem lieben Gotte!
Haben ſie durch Geiſt und Muth beſieget,
Und zur Schmach uns bleibt die Braut zurücke!“
Als der Miloſch Wojnowitſch dieß hörte,
Ging er hin zu ſeinem hohen Zaren:
„Iſt's vergönnet, Zar, mir, und Gebieter,
Deine Braut Koranda zu erkennen?“
„Ich vergönn' es dir, mein theures Söhnchen!
Aber peinlich iſt's auf dich zu bauen;
Sprich! wie möchteſt du die Braut erkennen,
Da du ſie doch früher nicht geſehen?“
Doch der Miloſch Wojnowitſch entgegnet:
„Sorge nicht, o Duſchan, mein Gebieter!
Als ich im Gebirg von Scharra lebte,
Bey der Heerde von zwölftauſend Schafen,
Manche Nacht dreyhundert Lämmer brachte:
Da erkannt' ich jedes nach dem Schafe,
Sie erkennen werd' ich nach den Brüdern.“
Wieder ſpricht zu ihm der Zar der Serben:
„Nun ſo gehe, geh nur hin, mein Söhnchen!
Gebe Gott, daß du die Braut erkenneſt!
Werde dir Skanderia verleihen,
Dir zur Herrſchaft für das ganze Leben.“
Ging nun Miloſch nach der grünen Wieſe;
Als er ankam, wo die Mädchen ſtanden,
Warf er von ſich die Bulgarenmütze,
Legte ab auch den Bulgarenmantel,
Und es ſchimmerte Damaſt und Scharlach,
Leuchtet' auf der Heldenbruſt der Harniſch,
An den Beinen goldene Geſpänge;
Da erglänzt der Held im grünen Felde,
Wie die Sonne hinter dem Gebirge.
Breitet jetzt aufs' grüne Gras den Mantel,
Schüttet auf den Mantel Edelſteine,
Kleine Perlen, Ring' und Diamanten,
Ziehet drauf das grüne Schwert des Wojin,
Alſo ſprechend zu den ſchönen Mädchen:
„Welche von euch Dreyen iſt Koranda?
Dieſe ſchürze ſich Gewand und Aermel,
Sammle hier die Ring und Edelſteine,
Kleine Perlen auch und Diamanten.
Doch wenn eine Andre darnach greifet,
Ihr, bey meinem Glauben, der mir helfe!
Hau' ich ab die Arme bis zur Schulter.“
Als die ſchönen Mädchen dieß vernommen,
Schaun die Mittler' an die beyden Andern,
Auf den Raſen aber ſchaut Koranda,
Schürzet das Gewand ſich und die Aermel,
Sammelt ein die bunten Edelſteine,
Und die Perlen, Ring' und Diamanten;
Wollen jetzt die beyden Andern fliehen,
Doch der Miloſch läßt ſie nicht entſchlüpfen,
Sondern fängt ſie beyde bey den Händen,
Führet alle Dreye vor den Duſchan,
Gibt dem Zaren jetzt die Braut Koranda,
Noch ein Mädchen gibt er zur Koranda,
Aber eins behält er für ſich ſelber.
Küßt der Zar den Miloſch auf die Stirne,
Noch nicht wiſſend wer er ſey und wannen;
Und nun riefen die geſchmückten Herold':
„O ihr Swaten, macht euch reiſefertig!
Zeit iſt's, nach der Heimath aufzubrechen.“
Machten fertig ſich die Hochzeitleute,
Führten heim die ſchöne Braut Koranda.
Aber noch nicht weit vom weißen Ledjan,
Spricht zum Zar der Wojnowitſche Miloſch:
„O Gebieter, Zar der Serben, Stjepan!
Hier in der Lateinerveſte Ledjan
Gibt es einen Wojwoda Balatſchko;
Kenn ihn wohl, und mich auch wird er kennen;
Sieben Jahre nähret ihn der König,
Daß er deiner Swaten Zug zerſtreue,
Und Koranda, deine Braut, entführe;
Wird gewiß ihn jetzo nach dir ſenden;
Wojwoda Balatſchko hat drey Köpfe,
Haucht aus einem eine blaue Flamme,
Aus den beyden andern kalte Winde;
Sind die beyden Winde ausgeblaſen,
Iſt es leicht den Balatſchko zu köpfen.
Geht indeſſen ihr und führt das Mädchen!
Ich will hier den Balatſchko erwarten,
Und gedenke wohl ihn aufzuhalten.“
(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.

(Fortſetzung.)

Auf eine ernſtere Weiſe zieht jetzt die allgemeine Aufmerkſamkeit die Ausgrabung von foſſilen Knochen und Zähnen eines, dem Elephanten ähnlichen, jedoch nur der antediluvianiſchen Zeit angehörenden Thieres, von den Naturforſchern Maſtodon angustidens genannt, auf ſich. Die Stücke wurden hinter dem Belvedere, im ſogenannten Sandgraben, zufällig durch Sandgräber gefunden. Die ausgegrabenen Thierknochen, welche zuſammengeſetzt beynahe den ganzen Schädel bilden, ſind einſtweilen in einer Hütte, unweit dem Orte wo ſie gefunden wurden, zur Schau aufgeſtellt, und ſollen bald in das Naturalienkabinet, welches ſie käuflich an ſich gebracht, übertragen werden. Am beſten ſind die Zähne erhalten. Das Naturalienkabinet hat bereits die öffentliche Anzeige gemacht, daß es jedes der etwa in Verluſt gerathenen Stücke verhältnißmäßig bey deſ-

ſen Zurückgabe vergüten wolle. Die weitern Nachgrabungen ſind bereits eingeleitet, aber noch nicht erfolgt. Vor einigen Tagen wurden wieder zufällig, ungefähr in der obgedachten Gegend, einzelne Knochen eines kleineren Thieres, ſehr gut erhalten, gefunden. Es iſt zum verwundern, daß die Nachgrabungen, welche man vorhat, nicht eifriger betrieben werden, da die Sache von hoher Merkwürdigkeit iſt, zu den wichtigſten Reſultaten führen kann, und man gute Hoffnung hat das ganze Skelet des Thieres aufzufinden.

Von literariſchen Angelegenheiten ſind als erfreuliche Erſcheinungen zu nennen, der Nachlaß der Matheus von Collinſchen Gedichte, durch ſeinen gelehrten Freund Hofrath von Hammer, bey Gerold in zwey Bänden herausgegeben, von welchen beſonders der Erſte durch Mittheilung des Trauerſpiels Eſſex Auszeichnung verdient, und das gleichfalls bey Gerold erſchienene Werk, Melpomene, oder über das tragiſche Intereſſe; von dem verdienſtvollen öſterreichiſchen Gelehrten M. Enck, durch eine bedeutende Belesenheit und reifes Selbſtdenken über einen der wichtigſten Gegenſtände der Kunſt entſtanden, muß es, obſchon mehr fragmentariſch, als eigentlich ſyſtematiſch gehalten, bey dem fühlbaren Mangel befriedigender Anſichten über die Natur des Tragiſchen, bald das allgemeinſte Intereſſe erregen. Die Jahrbücher der Literatur werden eine umſtändliche Beurtheilung dieſes bedeutenden Werkes enthalten. Bey Wallishäuſer erſchienen gleichfalls zwey merkwürdige ſchriftſtelleriſche Erzeugniſſe. Das erſte iſt ein Werk des Herrn von Moſel über das Leben und die Werke des Anton Salieri. Außer den merkwürdigſten und intereſſanteſten, Salieris Leben betreffenden Ereigniſſen enthält es gründliche und unparteyiſche Beurtheilungen ſämmtlicher Opern des alten Meiſters, wie ſie der Reihe nach vorkommen. Dieſe aber ſind um ſo bedeutender, da ſie nicht nur einem der größten, jetzt lebenden Kunſtkenner und allgemein anerkannten Kunſtrichter ihre Entſtehung verdanken, ſondern Salieri bey Lebzeiten ſelbſt den Wunſch äußerte, Herr v. Moſel möchte einſt ſeine Biographie ſchreiben, zu welchem Ende dieſem nach Salieris Tode deſſen Schriften eingehändigt wurden. Würdevoll widerlegt der Verfaſſer am Schluſſe ſeines Werks, durch einen Rückblick auf die Lebens- und Handlungsweiſe des merkwürdigen Manns, die niedrige Beſchuldigung des gräuelvollen Verbrechens gegen Mozart, und wünſcht, daß aus der Aſche des verewigten Meiſters, einem Phönix gleich, die einzig wahre dramatiſche Muſik wieder erſtehen möge! — Das zweyte Werk iſt ein Gedicht des Baron Chriſtian Zedlitz, unter dem Titel: Todtenkränze. Der Dichter führt in dieſer wirklich meiſterhaften, Sr. Majeſtät dem regierenden Könige von Baiern zugeeigneten und von demſelben durch ein eigenhändiges, in den huldvollſten Ausdrücken verfaßtes Schreiben angenommenen Kanzonenreihe die Idee durch, daß Begeiſterung allein die Mutter alles wahrhaft Großen und Schönen ſey, aber nur dann, wenn ſie zugleich für das Gute und Sittliche erglüht. Indem er an den Gräbern der entſchlafenen Könige, Helden und Künſtler vorübergeht, welche die Welt als groß und ruhmeswerth preißt, macht er jenen Grundgedanken auf eine lebhafte und ächt poetiſche Weiſe anſchaulich. Zugleich erwarten wir von Zedlitz in Kurzem die Herausgabe von Werners Nachlaß.

Am 3ten Auguſt ſtarb hier, der Neſtor deutſcher Dichtkunſt, Lorenz Leopold Haſchka, emeritirter Profeſſor der Aeſthetik, und vormaliger Kuſtos an der Univerſitätsbibliothek, im 81ſten Jahre. Er iſt das vorletzte Mitglied des ſchönen Dichtervereins, der hier in guten alten Zeiten blühte: Alxinger, Blumauer, Denis, Maſtalier u. ſ. w. Noch iſt davon nur Gottlieb von Leon übrig, an Jahren freylich viel jünger als Haſchka. Die poetiſchen Leiſtungen dieſes Mannes und ſeine literariſchen Verbindungen mit den bedeutendſten Gelehrten des Auslandes: Kant, Wieland, Herder, Klopſtock, ſind bekannt. Seine Gedichte erſchienen bisher nur zerſtreut in Zeitſchriften. Beſonders ſind ſie im Fache der Oden ausgezeichnet. Den literariſchen Nachlaß wird dem Vernehmen nach ſein Nachfolger im Lehrfache und ſein genauer Freund, Profeſſor Deinhardſtein, herausgeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, 30. Juli.

(Beſchluß.)

Auch in England hat man Verſuche mit dem Eſſig gemacht, und Ure oder ein anderer Chemiker hat vor Kurzem in einer engliſchen Zeitſchrift eine Abhandlung darüber geſchrieben, die, wenn ich nicht irre, zu Gunſten des Hannibalſchen Verfahrens ſtimmt. Mongez meynt, eine bloße Volksſage habe das Gerücht von dem Felſenſpalten durch Eſſig bey den Römern in Umlauf gebracht. Hannibal habe unmöglich Eſſig genug bey ſich führen, und noch weniger auf den Alpen bekommen können, um einen Felſen zu erweichen u. ſ. w. Zwar ſpricht die Geſchichte von mehreren ähnlichen Verſuchen; Mongez vergaß weder Tartaren noch Chineſen; ſogar was Caſanova von ſeinen Verſuchen, die Marmorplatten unter den Bleykammern zu Venedig vermittelſt des Eſſigs von ſeinem Salate zu erweichen, erwähnt, wurde von dem gelehrten Mongez angeführt, er meynt aber immer noch dieſe Angaben ſeyen unſtatthaft, und liefern keinen bündigen Beweis von der Möglichkeit des Dinges. Da Mongez ſoon alt iſt, ſo wird er wahrſcheinlich ſeine Meynung nicht mehr ändern, und mit der feſten Ueberzeugung, daß ſich kein Felſen mit Eſſig ſpalten laſſe, und daß Hannibal keine geſpaltet habe, aus dieſer Welt ſcheiden. Irgend ein Gelehrter, der nach ihm erſcheinen wird, beweiſt oder behauptet vielleicht einmal, daß die Sache nicht allein möglich iſt, ſondern ſich auch ſo zugetragen hat, und dann kommen vielleicht andere Gelehrte, ſtehen zwiſchen den beyden Behauptungen ſtill und zweifeln. Dieß iſt die Geſchichte mancher Meynungen, ſogar über Thatſachen, über die es doch ein leichtes ſeyn ſollte, zu entſcheiden, ob ſie ſtattgehabt haben oder nicht, und ob ſie auch ſtatthaben konnten.

D g.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 222.

Anſtand.

Logogryph.

Kennſt du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennſt du der Liebe trautſtes Symbol?
Das feſte Band, das ſich um Freunde windet,
Des Fürſten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eiſen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen ſtillen Feind;
Streichſt du des hohen Wortes erſtes Zeichen,
Haſt du die finſtre Macht, die ich gemeynt.

So lang die Welt ſteht liegen dieſe beyden
Im Kampf um höchſtes Leid und höchſte Luſt;
Halt feſt am Ganzen; laß ſie nimmer ſtreiten
In deiner ſtillen und zufriednen Bruſt.

H. W.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. September 1827.

Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtrahl!
Er gewinnt Almanſors Fahne,
Und es flieht die Mohrenſchaar.

L. Uhland.

Die Hochzeit des Duſchan.

(Beſchluß.)

Zogen weiter die geſchmückten Swaten,
Führten mit ſich fort das ſchöne Mädchen.
Doch der Miloſch blieb im grünen Walde,
Und mit ihm dreyhundert Kampfgenoſſen.
Kaum entfernte ſich der Zug von Ledjan,
Ließ der König den Balatſchko rufen:
„O Balatſchko, mein getreuer Diener,
Möchteſt du allein dir wohl getrauen,
Zu zerſtreun des Zaren Hochzeitleute,
Und die Braut Roxanda wegzunehmen?“
Fraget ihn der Wojwoda Balatſchko:
„König und Gebieter! Herr von Ledjan!
Wer war jener Jüngling in dem Zuge,
Der ſo vielen Heldenmuth gezeiget?“
Spricht zu ihm die Königin von Ledjan:
„Treuer Diener, Wojwoda Balatſchko,
Unter ihnen gibt es keinen Helden,
Außer einem ſchutzigen Bulgaren,
Der noch unerfahren, jung und bartlos.“
Da entgegnet Wojwoda Balatſchko:
„Ey! das iſt kein ſchmutziger Bulgare,
Sondern der Wojnowitſch iſt's, der Miloſch,
Dieſen kennet nicht einmal der Stjepan,
Aber ich Balatſchko kenn' ihn lange.“
Spricht zu ihm die Königin von Ledjan:
„Geh nur, Diener Wojwoda Balatſchko!
Reiße mir das Mädchen weg vom Serben,
Und zum Lohne werd' ich dir es ſchenken.“
Sattelt nun Balatſchko ſeine Stute,
Rennet nach den reichgeſchmückten Swaten,
Mit ſechshundert Reitern der Lateiner.
Als ſie zu dem grünen Wald gelanget,
Steht das Falbenroß auf breitem Wege,
Hinter ihm der Wojnowitſche Miloſch.
Rief ihm zu der Wojwoda Balatſchko:
„Miloſch! haſt du meiner hier gebarret?“
Blies ihm eine blaue Flamm' entgegen,
Die des Falben Bärenhaut verbrannte.
Wie er merkte, daß ſie nichts geſchadet,
Ließ er auch die kalten Winde wehen;
Dreymal ſchlug ſich um und um der Falbe,
Aber unverletzet blieb der Miloſch.
Ruft der Miloſch drauf aus weißem Halſe:
„Nun empfange, was du nicht geahnet!“
Schleudert drauf nach ihm den goldnen Kolben,
Und ſo leiſe hat er ihn berühret,
Daß er aus dem Sattel ihn geſchlagen;
Dann ergreift er ſeine Kriegeslanze,
Nagelt ihn damit auf grünen Raſen,
Haut ihm mit dem Schwert ab die drey Köpfe,
Wirft ſie in den Haferſack des Falben;
Stürmte drauf in die Lateiniſchen Reiter
Mit dreyhundert tapfern Kampfgenoſſen;
Hieben ab dreyhundert Reiterköpfe,
Folgten dann dem Zug der Hochzeitleute.
Eingeholt den Zaren und die Swaten,
Warf er hin die Köpfe des Balatſchko;
Gab der Zar ihm tauſend Stück Dukaten;
Weiter ging der Zug zum weißen Prisren.
Als ſie auf das Amſelfeld gekommen,
Will Miloſch zur Wutſchiterner Veſte,
Spricht zum Serbenzar, dem Stjepan Duſchan:
„Bleibe nun mit Gott, mein lieber Oheim!
Lieber Oheim Stjepan, Zar der Serben!“
Hat ſich jetzt der Serbenzar erinnert,
Daß es wohl der Wojnowitſche Miloſch;
Und er ſpricht zu ſeinem Neffen alſo:

„Bist du wirklich denn das Kindchen Milosch?
Bist du wirklich denn mein lieber Neffe?
Heil der Mutter, welche dich geboren!
Heil dem Oheim eines solchen Neffen!
Warum hast nicht eher dich entdecket?
Hätte ja dich, Söhnchen, unterweges
Nicht an Trank und Speise darben lassen."
Wehe Jedem, dem die Seinen fehlen!

W. Gerhard.

Die römischen Bettler.

(Fortsetzung.)

Dem Geschlechte nach zerfallen die römischen Bettler in zwey Klassen, in weibliche und männliche. Diese Eintheilung möchte man, da sie überall stattfindet, für überflüssig halten. Ich mache sie aber mit gutem Vorbedacht, denn es ist nicht einerley, ob Jemand zum männlichen oder zum weiblichen Geschlechte gehört, um als Bettler sein Glück zu machen. Auch diese Bemerkung dürfte unnöthig scheinen; findet doch, meynt man, eine schöne Bettlerin immer mehr Gehör als ein häßlicher Bettler. Aber gerade das Gegentheil trifft in Rom ein. Um diese Sonderbarkeit zu erklären, muß ich weiter ausholen. Wie es anfangen, meine Meynung zu sagen, ohne dem einen zu viel und dem andern zu wenig zu thun? Wißt ihr, Ausländer, was der römische Beichtstuhl sagen will? Er ist allmächtig! Durch ihn wird die Gebrechlichkeit der Weiber, trotz des Vulkans, der in ihren Adern glüht, und der die Maschine im langsamen Feuer verzehrt, zu einer Entsagung gezwungen, von welcher man im Auslande keinen Begriff hat. Wenn nachsichtsvolle Beichtväter gesucht werden, so geschieht es sicher nicht von Frauen der untern weiblichen Klasse. So stehen die schönsten und jüngsten Weiber in allen gangbaren Winkelgäßchen herum und betteln um einen Bajocco, während ihnen Louisd'ore, von reichen Wüstlingen angeboten, nichts als ein verächtliches Lächeln ablocken. Reisende, welche das hiesige weibliche Geschlecht nur zu kurze Zeit und zu oberflächlich beobachtet, haben über die Tugend desselben so entschieden anders geurtheilt, daß es mich nicht wundern würde, wenn man meine entgegengesezte Meynung für nichts als Eingebung der Liebe zum Widerspruch nähme. Der ausländische Weltmann findet im Beginnen dieser jungen Bettlerinnen den grellsten Widerspruch; an die Sitten seiner Heimath gewöhnt, wird er von diesem Kontraste zur Hartherzigkeit verleitet und gibt nur den männlichen Bettlern, während er die Weiber mit leeren Händen stehen läßt. Dieser abstoßenden Behandlung ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß leztere nie am Tage betteln, sondern sich des Abends, wie schon gesagt, in Winkelgäßchen stellen, wo es ihnen mit Hülfe der dort herrschenden Finsterniß und der Lumpen, in welche sie Kopf und Oberkörper hüllen, möglich wird, ihr Alter und Aussehen zu verbergen. Einige Entschädigung finden sie in den Almosen, welche Abends nach Untergang der Sonne im Vorhofe der Kirchen und Klöster ausgetheilt werden. Hier scheint man blos Frauen zuzulassen, denn ich habe, mit Ausnahme von einigen abgelebten Greisen, nie Männer darunter bemerkt. Diese nächtliche Almosenspende ist nicht minder originell als alles andere in dieser originellen Stadt. Man denke sich ein Dutzend junger und schöner Weiber, mit allen Reizen geschmückt, welche die Römerinnen vor allen übrigen Weibern des Erdbodens auszeichnen, sämmtlich mit einem Säugling an der Brust, wie sie dem Pfarrer entgegenstürzen, ihm Hände und Kleid küssen, die Wangen streicheln, ihm die süßesten Schmeichelnamen geben und zugleich ihre hülflose Lage schildern: die eine hat einen Mann auf der Galeere, die zweyte einen auf dem Stroh liegen, der dritten ist er davon gelaufen, die vierte hat den ihrigen verlassen, weil er ihr den Arm, oder das Bein, oder den Kopf zerschmettert, der Gatte der fünften ist ohne Arbeit (sta a spasso), die sechste, siebente u. s. w. muß einen kranken Vater, eine kranke Mutter oder dergleichen ernähren. In Gesellschaft des Pfarrers befinden sich einige Kirchendiener, oder wenn er zugleich Ordensgeistlicher (Padre curato) ist, mehrere Lavenbrüder, denn so will es die Sitte. Die nicht an den Pfarrer gelangen können, halten sich an diese, stellen ihnen ihre Noth vor und bitten sie um ihre Fürsprache. Man denke sich die Scene nach dem Leben: in der Halle ist es finster, oder wenigstens dämmernd, der Pfarrer, nicht selten ein Mann in den besten Jahren, seine Begleiter junge Leute, und die Weiber, von Haus aus schon sehr natürlich und ohne alle Ziererey, vergessen auch die lezte Spur von Zurückhaltung, weil es hier darauf ankömmt, einen oder ein Paar Bajocchi mehr zu bekommen als die andere. Wie wird dabey den guten Mönchen oder Priestern zu Muthe seyn? so habe ich mich oft selbst gefragt. Ins Herz kann allein Gott schauen; was aber die Thaten betrifft, so stimmen darin auch die ärgsten Lästerzungen überein, daß sich hier kein Schatten von Unziemlichkeit zeigt. Dieß hindert aber nicht, daß sich die Weiber nach der Spende einander Vorwürfe machen; da hat die eine mehr bekommen als die andere, oder ihrer ist, um bey einer der unzähligen Armenanstalten eine monatliche regelmäßige Unterstützung zu erhalten, in dem vom Pfarrer ausgestellten Attestate mit besonderm Lobe gedacht u. s. w. Da heißt es denn beym Weggehen: „Lasciate passare la prediletta del Curato," oder „quant'è bella la protetta di D. Filippo," (Sakriſtan des Pfarrers) oder „è naturale, perch'è più bella di noi tutte!" Läßt die Auserwählte des Pfarrers, oder die Günstlingin des Sakristans nicht mit sich spaßen, so entsteht Ernst daraus; von den Stachelreden geht es zu Püffen, von den Püffen zu Messerstichen, von

diesen entweder ins Grab, oder auf Lebenszeit in die neuen Gefängnisse. Und dieß alles um ein Paar Bajocchi!

Die eigentlichen privilegirten Bettler, die Blinden, welche vor den Kirchthüren, oder auf den gangbarsten Plätzen und Straßen sitzen, zeichnen sich durch zwey Dinge aus, einmal durch die Klapperbüchsen, mit welchen sie ihre Anwesenheit zu erkennen geben, und deren Geräusch Predigt, Orgel, ja selbst (was viel sagen will) den Gesang der päpstlichen Kapelle übertäubt; zweytens dadurch, daß sie sich absichtlich in den Weg setzen, damit die Vorübergehenden über sie wegfallen. Verletzen sich letztere dabey die Nase, oder verstauchen sich den Fuß, so thun die Bettler, als wäre es ihnen selbst geschehen, und heulen aus vollem Halse. Augenblicklich hat sich dann ein Haufen Volks um sie versammelt, der Partbey für sie nimmt: „povero cieco" heißt es von allen Seiten. Zugleich werden allerley Stachelreden gegen den Gefallenen geführt. Ist letzterer ein Römer, so bekümmert er sich nicht darum, sondern hinkt seines Wegs, und der Blinde, durch den Rippenstoß seiner Begleiterin benachrichtigt, hört auf zu heulen. Raunt ihm aber letztere ins Ohr: „E un forestiere, animo, coraggio," so thut er den Mund bis an beyde Ohren auf und schließt ihn nicht eher, als bis ihm der Fremde (was nicht selten aus Rache geschieht) ein Stück Geld hineingeworfen hat. Dann sagt der Blinde ruhig: „Che Dio vi benedica," und fährt im Abbeten des Psalmes fort, wo er durch des Fremden Fallen unterbrochen worden ist.

Dieses Beyspiel zeigt, daß die römischen Bettler so gut Betrüger sind, wie die zu Paris und London. Dennoch ist ein Unterschied unter ihnen, und dieser hat im Nationalcharakter seinen Grund: in Rom baare Offenheit des Betruges, ich möchte fast sagen, die Ironie desselben, dort der Betrug in seiner ganzen labyrinthischen Verheimlichung; in Rom lacht man darüber, als wäre es eine Theaterposse, die Pariser und Londoner Bettler zeigen die menschliche Herabwürdigung auf ihrer untersten Stufe. Was man von einem französischen Schriftsteller erzählt, er sey von der Aufrichtigkeit, mit welcher ihm ein Bettler erklärt habe, keine Lust zum Arbeiten zu haben, dergestalt erfreut worden, daß er ihm mehr als ein gewöhnliches Almosen gegeben, begegnet einem in Rom alle Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Von des Thomas von Kempis „Nachfolge Christi" zählt man gegen zweytausend Ausgaben. Von Fenelons Telemach erschienen hundert und vierzig Ausgaben und neunzig Uebersetzungen.

*

Die Harzbergleute haben vor ihrem finstern und gefahrvollen Gewerbe eine Art von Devotion, die man mit Verwunderung und Achtung ansehen muß. Ihr: Glück auf! klingt schöner und feyerlicher als das: Memento mori der Karthäuser.

*

Lord Byron zum Dichter Southey: „Dein Name wird genannt werden, wenn Homer und Pindar, Virgil und Horaz längst vergessen sind — aber nicht eher.

*

Eine der ältesten nordischen Bilderdichtungen ist die von Odin's beyden Raben Hugin und Mumin (Vernunft und Gedächtniß), die jeden Morgen in alle Welt ausfliegen, um Mittag zurück nach Walhalla kommen, während dem Mahle auf Odins Schultern sitzen und ihm ins Ohr sagen, was sie auf der Erde gesehen und gehört haben.

*

Die Nachwelt wird aus einzelnen Zügen den großen Mann eben so erkennen wie Cuvier und Blumenbach aus einem Zahne oder Knochen, den man im innern Nordamerika am Ohiostrome findet, die Größe eines unbekannten Thieres zu berechnen wissen, dessen Geschlecht schon längst erloschen ist.

*

Wie Matthias Claudius ausschließlich nur Sprüche aus Jesus Sirach in Stammbücher schrieb, so blieb Moses Mendelssohn, bey gleichem Anlasse fast immer bey dieser Gnome:

Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beste thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chamouni, September.

Nie macht man eine Reise ins Chamounithal, ohne etwas Neues in dieser Zauberwelt zu entdecken, sey's eine Naturgestaltung, sey's ein neuer Ring aus den Sagen des Thals. In dieser Beziehung bin ich dieses Jahr glücklicher gewesen als im vorigen, und ich will hier kurz erzählen, was ich auf meiner Wanderung Neues gesehen und erfahren habe. Das reizende Chamounithal hat ganz kürzlich eine große Verschönerung erhalten, denn jener freundliche Gnomenkönig, welcher in der herrlichsten Eisgrotte Hof hält, hat nahe bey seiner Behausung eine neue prachtvolle Zierde angebracht, die vorher dem Thal fehlte. Man denke nicht an Obelisken und Pyramiden; denn wären diese auch dreymal höher, wären es dreyfache Pyramiden von Gbize und Sonnenobelisken, so würden sie doch armselig dastehen neben der niedrigsten Granitzacke, zu welcher hier der Blick hinaufschwindelt. Nein, dem Thal

fehlte ganz Anderes — ein imposanter Wasserfall. Denn die Cascade des Pélerins nahe beym Bossonsgletscher ist zu sehr zwischen vortretenden Felsenwänden verborgen, um dem ganzen Thal anzugehören. Nun ist das ganz anders. Kaum ist man von Südwest kommend, bey les Ouches in das Thal getreten, so zeigt sich schon in der Ferne auf mehrere Stunden das neue Wunder, und wird immer schöner und mächtiger, je mehr man ihm naht. Unmittelbar aus dem Gletscher des Bois, dem Mer de Glaces und seinen Eisschlünden entquollen, stürzt sich an dessen Südwestseite ein prächtiger Strom, silberglänzend von der Gletscherwand, ungefähr hundert Fuß hoch, schießt dann gleich wieder unter die Eisblöcke, um weiter unten aus der berühmten Grotte als Arveiron wieder hervorzuschäumen. Dadurch hat dieser Gletscher eine große Verschönerung erhalten, die aber wahrscheinlich, wie alle Gletschererzeugungen, nur von kurzer Dauer seyn wird. So geht der schöne Bossonsgletscher nicht mehr so tief herab wie sonst, wenn auch seine Eisnadeln, Grotten und Schlünde, seine unten donnernden Wasser nichts von ihrer Herrlichkeit verloren haben. Trotz des überaus günstigen Wetters, der gleichen Hitze und der warmen Nächte, sind doch dieses Jahr weniger Fremde nach Chamouni gekommen als 1826, wo nichts so günstig war. Das glückliche Zusammentreffen klimatischer Umstände mit den neuen Gletscherformationen auf dem Glacier des Bossons und do Tacconai ist dagegen diesen Sommer zu einer Besteigung des Montblanc benutzt worden, der im September, wenn er sich günstig zeigt, vielleicht noch einige folgen. Ich langte gerade in Chamouni an, als die beyden Engländer, Ch. Fellons und Harves von ihrer Besteigung des Riesenberges zurückkamen. Es war Dienstag den 24sten Juli. Unter den dreyzehn Besteigungen, die bisher auf den Montblanc unternommen worden sind, war dieß gewiß eine der glücklichsten für den Anfang und die Reise selbst, sehr unglücklich aber für die kurze Zeit, die man auf dem Gipfel zubringen kann. So war sie denn gerade das Gegentheil von dem, was dem Dr. Clark und dem Kapitän Sherwill im August 1825 widerfuhr. Bekanntlich hatten sie auf den Gletschern und in der Schneeregion mit den unsäglichsten Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, wovon sie selbst ganz neuerdings eine interessante Beschreibung geliefert haben. Als sie aber endlich auf die Spitze des Montblanc gelangten, fanden sie den heitersten Himmel und eine weltbeherrschende Aussicht. Fellons und Harves hatten, weil sie auf große Schwierigkeiten rechneten, neun Führer und einen jungen Menschen bey sich. In weniger als acht Stunden, früher brauchte man immer zehn, und ohne viele Umwege und Erklimmungen der Eisgründe und Nadeln, gelangten sie zu den Grands-mulets, wo sie übernachteten wie alle ihre Vorgänger. Aber von den herrlichen Lawinen, die gewöhnlich in der Nachtzeit von der Aiguill du midi hier niedergehen und vorüberfausen, hörten sie wenig. Am andern Morgen brachen sie schon um drey Uhr auf, um bey guter Zeit, gegen eilf Uhr, auf den Gipfel zu gelangen. Es war das heiterste, schönste Wetter, und nur manchmal zogen schnell dünne Wölkchen am Haupt des Berges und an seinen Schultern vorüber. Dieß ist kein gutes Zeichen, denn es läßt auf heftigen Sturm in der Höhe schließen, doch war man voller Hoffnung, denn die drohenden Sturmwölkchen verzogen sich immer wieder. Von den Grands mulets bis zum Grand Plateau gelangten sie wieder ohne besondere Schwierigkeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien. Mai bis September.

(Beschluß.)

Der Unfall, welcher vor kurzer Zeit eine rechtliche, aus mehreren Personen bestehende Familie eines hiesigen Fabrikanten betraf, die bey einer Donaufahrt von dem nahe bey Wien liegenden Greifenstein nach Nußdorf verunglückte, wovon durch Umschlagen des Kahnes alle den Tod fanden, wird wahrscheinlich durch andere Blätter schon bekannt seyn. — Der Raubmörder von Jaroschinski, fälschlich Graf genannt, wurde durch das Urtheil des Raubmordes schuldig erkannt, deßhalb seines Adels und der damit für seine Person verbundenen Rechte in den österreichischen Erbstaaten entsetzt, und am 30sten August Morgens mit dem Strange zum Tode gebracht. Die Ankündigung des Urtheils geschah am 27sten August Morgens um halb zehn Uhr im Rathssaale des Kriminalgebäudes, und eine halbe Stunde darauf auf dem öffentlichen Platze vor demselben. Der Zudrang des Volks war außerordentlich. Der Mörder war auf den Inhalt des Urtheils nicht vorbereitet, hörte es aber mit wenigstens scheinbarer Ruhe im Saale an. Die Todesstrafe schien ihn mehr zu überraschen als zu erschüttern. Wie er die Schandbühne betrat bemerkte ich jedoch genau, daß er zitterte, was er bald mit sichtlicher Anstrengung zu bezwingen wußte. Den Trostgründen der Religion gab er in den drey Tagen seines sogenannten Aussetzens so viel Gehör, als sein verwildertes Gemüth es zuließ. Ein würdiger Priester, der Seelsorger des Strafhauses, kam wenig von seiner Seite, und begleitete ihn auch auf seinem letzten Wege. Die genannten drey Tage war er ruhiger und gefaßter als man erwartet hatte. Er sprach mit seinen Umgebungen, dem Priester, dem Kerkermeister und seinen Gehülfen viel und gern von seinen frühern glücklichen Verhältnissen, rauchte stark Tabak, benahm sich aber im Genusse der Nahrungsmittel, die man unter solchen Umständen dem Verbrecher nach dessen billigem Wunsche reicht, überaus mäßig. Am Morgen der Hinrichtung brach jedoch die von ihm früher nur mit großer Anstrengung aufrecht gehaltene Kraft zusammen, und da alle Mühe, sie wieder aufzurichten, vergebens war, trat ein schauerlicher Trotz an die Stelle der früher erkünstelten Ruhe. In der Nähe der Johannisgasse, dem Orte wo er die That beging, riß er sich das Tuch vom Halse und warf es vom Leiterwagen, auf dem er saß. Bald darauf überfiel ihn eine, mit Erbrechen verbundene Uebelkeit. Beym Galgen angekommen, sprang er vom Wagen, entkleidete sich selbst, und ermunterte mit wildem Ungestüm die Schergen, schnell an ihr Werk zu gehen. In wenigen Minuten darauf hatte er geendet. Der im Druck mitgetheilte Thatbestand beschuldigte ihn des Hochmuths und Stolzes schon von früher Jugend her, welch letzteren er auch bis zum letzten Augenblick seines Lebens bewies, dann einer regellosen Lebensart. Spiel und Wollust waren die Furien, denen er opferte. Die Verschwendung steigerte seine Geldnoth aufs Höchste, ein Zustand, der dadurch noch vermehrt wurde, daß er gegen Ende Januars d. J. von seiner Regierung den gemessenen Befehl erhielt, in sein Vaterland zurückzukehren, mit dem Beyfügen, daß er sich über die Führung des von ihm zuletzt bekleideten Amtes Rechenschaft abzulegen, und in Bezug auf dieses eine bedeutende Zahlung zu leisten habe. Die That wird genau mit denselben Umständen erzählt, wie ich sie in meinem vorletzten Berichte gemeldet. Die Summe des geraubten Geldes wird auf 6100 Gulden Conv. Münze in acht Stück fünfpercentigen Obligationen angegeben. Die Zahl der Wunden gibt der Bericht auf vierzehn an. Der Beweis gegen den Mörder wurde nach langem hartnäckigem Läugnen durch sein Geständniß hergestellt. Jaroschinski war 34 Jahre alt, katholischer Religion, im kaiserlich russischen Gouvernement Podolien geboren, verheirathet und Gutsbesitzer.

— ſt —

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

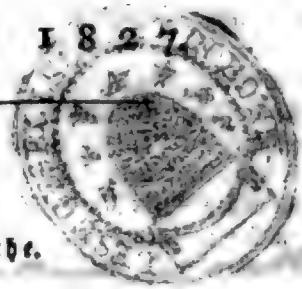
Nro. 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 25. September 1827.



Geht's in der Welt dir einmal ſchlecht,
Thu' was du willſt, nur hab' nicht recht.

Goethe.

Die römiſchen Bettler.

(Fortſetzung.)

Die intereſſanteſten Scenen, ſolche, über welche man nicht ſelten von Herzen lachen muß, ſpielen auf dem Jeſuitenplatze (Piazza del Giesù), einmal weil hier eine ſtarke Paſſage iſt, dann wegen der geringeren Schwierigkeit, welche die guten Väter bey Vertheilung der Almoſen machen. Die Tageszeit iſt eine oder ein Paar Stunden vor Untergang der Sonne, d. h. wann die Jeſuiten, nach gemachtem Mittagsſchlafe, entweder nach dem Macao ſpazieren gehen, oder von dort zurückkommen, eine Zeit, um welche überhaupt in Rom, wo mit Einbruch der Nacht Jedermann von der Arbeit, vom Spaziergange, oder von Geſchäften nach Hauſe eilt, die meiſte Bewegung auf den Gaſſen iſt. Zuerſt tritt eine wohlgekleidete Frau (ich möchte Dame ſagen, wenn ſie keine Bautta trüge, in welcher keine Dame ſich Abends ſehen laſſen darf) in ſehr anſtändiger Haltung auf, verneigt ſich mit vieler Grazie, und ſpricht mit Würde: „Signore, mi permetterebbe Ella una parola?" Was kann der Fremde, denn ihm wird hier wie überall der Vorzug gegeben, auf eine ſo höfliche Anrede, noch dazu von einer Perſon, welche nichts weniger als alt oder häßlich iſt, anders antworten als: „Benvolontieri, Signora!" Dann ſpricht jene weiter: „È noto a tutti, che Vossignoria è avvezzo a soccorrere le persone garbate." Jetzt geht ihm ein Licht auf: dieſe rechtliche Perſon, (wie ſie ſich ſelbſt nennt) iſt durchaus nichts von dem, was er ſich vorſtellte, ſondern eine Bettlerin. Sie fährt fort: „Le disgrazie mi perseguitano," wobey ſie das Taſchentuch hervorzieht und zu weinen anfängt. Der Fremde beſieht ſie von Kopf bis zu Fuß, kann aber weder auf ihrem blühenden Antlitze, noch weniger in ihrem ſehr reinlichen, faſt gewählten Anzuge „die Unglücksfälle, von denen ſie verfolgt wird," finden, und gibt ihr das offen zu erkennen. Pikirt antwortet ſie: „Vorrebbe Ella vedermi forse una donna straccione?" Nun kömmt ſie auf „die Unglücksfälle" zurück und beginnt einen Katalog derſelben zu entwerfen, wo bey jedem dritten Worte, die „persona garbata" zum Vorſchein kömmt. Die eiskalte Gleichgültigkeit und mechaniſche Einübung, mit welcher ihr die wohlgeſetzten Worte vom Munde und die bitterſten Thränen aus den Augen fließen, ſtimmt den Fremden ſtatt zum Mitleide zur Ironie; er ſtreichelt ihr über die blühenden Wangen und ſagt ſcherzend: „Ma un' amante ricco"..... Da tritt die „rechtliche Perſon" ein Paar Schritte zurück, wirft ſich, plötzlich zu weinen aufhörend, in die Bruſt und ſagt, die höflichen Phraſen des Vossignoria und Ella in die zweyte Perſon des Pluralis umändernd: „Cosa pensereste voi forse? io sono una persona civile, e cerco a campare onestamente domandando la limosina..." (Ich bin eine rechtliche Perſon und ſuche mich mit Betteln anſtändig durch die Welt zu helfen). Der Fremde, den Reſt der Faſſung verlierend, lacht laut auf und ſagt, ihr den Rücken wendend: „Buona sera, persona civile, che campa onestamente mendicando di notte tempo per le vie e li

vicoli...“ Sie, ihres Weges gehend, ziſchelt mit verhaltenem Ingrimme ihm nach: „Cho ti venga un' accidente, vassallo maledetto!“ Der Fremde fällt aus den Wolken; was ihm ein Frauenzimmer aus den erſten Ständen geſchienen hat, glaubt er jezt für eine Perſon aus der Hefe des Volks nehmen zu müſſen. In beydem hat er ſich geirrt: das Frauenzimmer iſt weder unter dem Pöbel, noch in einem der höhern Stände geboren, ſondern gehört der arbeitenden Klaſſe an, welche ſich in Rom, wie in allen großen Hauptſtädten Europa's, durch ihren Verkehr mit den Vornehmen jene geſchliffene Außenſeite verſchafft, die den Beobachter um ſo mehr in Erſtaunen ſezt, als ihnen nach Befinden der Umſtände auch der Ton des Pöbels in nicht minderem Grade zu Gebote ſteht. Davon zeugen hier die Worte accidente und vassallo. Beyde ſind in der römiſchen Volksſittengeſchichte von großer Bedeutung. Zu den auffallendſten Erſcheinungen, welche ſich dem Fremden bey ſeiner erſten Ankunft in Rom darbieten, gehört die Erbitterung, mit welcher ſich der Pöbel, im Streite mit einander, das Wort Un accidente entgegenſchreit. Da er es im franzöſiſchen, oder lateiniſchen, oder auch italieniſchen (höheren) Sprachgebrauche nimmt, ſo bleibt ihm unbegreiflich, wie es eines Theils mit ſo viel Wuth ausgeſprochen, andern Theils mit eben ſo viel Wuth aufgenommen werden kann. Bey längerem Aufenthalte erfährt er endlich, daß accidente, vom Pöbel im Streite gebraucht, der ärgſte Fluch iſt, den es in der Volksſprache gibt, und daß er ſo viel als das deutſche ſchwere Noth, aber bey weitem mehr als dieß bedeutet, weil die religiöſe Bildung der Römer das Fluchen härter verpönt als es in Deutſchland der Fall iſt. Im Worte ſelbſt liegt übrigens der Beweis einer Eigenthümlichkeit des Charakters der Römer, welche hier um ſo mehr bemerkt zu werden verdient, als, ſo viel ich weiß, bisher von Niemanden aufmerkſam darauf gemacht worden iſt. Wer kennt nicht die Furcht, welche die alten Römer vor übeln Vorbedeutungen hatten, und wodurch ſie veranlaßt wurden, für unglückbringende oder ſonſt unangenehme Dinge, z. B. für ſterben u. ſ. w. einen mildern, oder von der Hauptidee abführenden Ausdruck zu ſuchen? Den heutigen Römern iſt, obgleich in vermindertem Grade, dieſelbe Geſinnung eigen, und das Wort accidente, welches an ſich nichts anders als Zufall heißt, liefert den Beweis davon. Wie accidente der ärgſte Fluch, ſo iſt vassallo der ärgſte Schimpfname, welchen die römiſche Sprache (nicht die toskaniſche, wo er in dieſer Bedeutung nicht exiſtirt) aufzuweiſen hat; das deutſche Schuft drückt ihn inſofern zu ſchwach aus, als damit wohl eine verworfene aber nicht geradezu ſklaviſche Geſinnung ausgedrückt wird. In dieſem Ausdrucke zeigt ſich, ein zweyter merkwürdiger Charakterzug der Römer, den ſie auch mit ihren alten Vorfahren gemein haben, ihr republikaniſcher Stolz, ein Zug, der ebenfalls unbemerkt geblieben, von dem ſogar häufig das Gegentheil ausgeſagt worden iſt. Kehren wir auf den Jeſuitenplaz und zu den dortigen Bettlern zurück.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber das Centralfeuer der Erde.

Die Frage, ob die Temperatur der Erde mit der Tiefe ab- oder zunehme und in welchen Verhältniſſen, hat von jeher die Phyſiker ſehr beſchäftigt und iſt noch nicht, auch nur entfernt, gelöſt; und iſt es ja doch, wenn der Menſch ſeine Schachte in die Rinde der Erde niedertreibt, als ob ein mikroſkopiſches Inſekt ſeinen Stachel in einen gigantiſchen Kürbis ſenkte. Jene Frage ſteht in genauer Verbindung mit einer andern, eben ſo häufig beſprochenen, über die Materie, aus welcher der Körper des Erdballs ſelbſt beſteht; bald ſollte die Erde hohl ſeyn, bald ſollte es beſſer zu allgemeinen Geſetzen paſſen, wenn wir eine ungeheure Kugel von Schwefelkies oder Magneteiſenſtein bewohnten. Frühe ſchon entſtand, bald als müßiges Spiel der Phantaſie, bald als gelehrte Folgerung aus vermeintlich nothwendigen Vorderſätzen, die Idee eines im Innern der Erde lodernden Feuers, das jezt nach und nach erlöſchen, jezt in gleicher Stärke verharren, jezt von dieſem, jezt von jenem Stoff ſich nähren ſollte. Dieſe oft aufgegebene und wieder hervorgeſuchte Hypotheſe hat nun in der neueſten Zeit Cordier, ein franzöſiſcher Naturforſcher, wieder hervorgeſucht, und ihr eine Ausdehnung gegeben, wie vor ihm kein Gelehrter, kaum ein geologiſcher Schwärmer gewagt hatte.

Es iſt bekannt, daß allerdings die Temperatur zunimmt, je tiefer man das Thermometer in die Schichten der Erdrinde bringt; aber bey der Schwierigkeit ſolcher Verſuche und dem mächtigen Einfluſſe der Lokalverhältniſſe war es bisher noch nicht möglich, ein Geſetz für dieſe Zunahme feſtzuſtellen. Nach ſeinen Beobachtungen nimmt indeſſen Cordier zum Behufe ſeiner Hypotheſe dieſe Zunahme im Mittel zu einem Grad auf fünfzehn Meter (1 M: 3 F. 11½ Lin.) Tiefe an. Denkt man ſich nun, daß die Temperatur auf dieſe Weiſe in arithmetiſcher Progreſſion durch die ganze Maſſe der Erde zunimmt, ſo ſchließt er, daß ſich das Innere in geſchmolzenem, flüſſigem Zuſtande befinde. Die feſte Erdrinde hat ſich nach und nach durch Erkältung dieſer flüſſigen Materie gebildet, und dieſe Erkältung war natürlich Anfangs um vieles ſtärker, als nachdem ſich bereits eine feſte Rinde gebildet hatte; er ſchäzt nach ſeinen Berechnungen die Dicke dieſes Gewölbes im Durchſchnitt blos auf achthalb bis zehn geographiſche Meilen und verlegt in dieſe Tiefe den Heerd der Vulkane, deren gemeinſchaftliche Quelle die glühenden Eingeweide der Erde ſind. Daraus erklärt ſich, warum die Laven auf al-

len Quellen der Erde und an allen Seiten sich ungeschlossen sind; ferner warum die unterirdischen Gewässer weit seltener gefunden sind, als sie doch der langsamen Verdunstung die mineralischen Kluft dieser geworden ist und alle mehr Wasserdunst leistet; und dass unsichtbare Verbindungen der oberflächlichen und der tieferen Schichten ist so gewiss, und das Vorhandensein der gedankenlosen Wasser voraussetzt. Ja Zweifler getraut sich auf der Stelle Wasser in einer gegebenen Zeit aufzugrenzen dann zu bestimmen, wie weit der Verdünnung der Erdrinde in seinen Zwischenräumen Feuchtigkeit ist. Wenn sich die Luft dieser Kluft, die man bisher fälschlich die Ungeheuer für heiße Luft gehalten hat, je tiefer sie in den Erde dringt, gerade umgekehrt dahin sie sich gehoben, so hat der Oberschlag gegen den Mittelpunkt, und Voltaire, der über die Unmöglichkeit spottet, wenn das Meer nicht immer höher hoch und die Berge gesunken, werde sich jetzt noch mehr wundern, daß die Tropfen der Unterirdischen gleichfalls die ersten warmen Quellen auf seinen, offenbar sehr verschieden. Das die Wasser mussten besten Erdschichten ist dargelegt, über verschieden von Quelle Wasser, die gleichgestreckter bewegen, und wenn der verschiedene Erdschichten seichten Folgen dieser Umstand zu sein, namentlich die Erscheinung gewisser Mineralwasser und die Erscheinung des Grundes des kalkigen Meeres.

Diese Hypothese ist aber, wie ein jeglicher Aufsatz, der Verbindung bestehen in der Wahrheit der Wissenschaften bewandte, wieder weniger als ernsten; daß die Tropfen der in den oberirdischen Erdschichten mit der Tiefe dringt, die Wärme, das wir es fortwährend in Boden wohnen, wenn nur weiter gegen den Mittelpunkt der Erde vordringen könnten, eine tatsächliche, Wärme eingegangene Tiefe weiter hin, um alle bedeutenden Erscheinungen zu erklären. Eine solche Wärme bei in den oberen Erdschichten verschwinden Wärme findet man nun in der Tatsache gegen der vulkanischen Ausbrüche, welche von Ort und Weit gehen und zwar gewiss nicht an der Oberfläche der Erdkruste; auch hier der Voraussetzung wird die Wärme bis zu der Tiefe solcher Erdungen ja, jenseits berechnen wieder gleichfalls, Schon da, und auch sind eine, wenn auch von vielen Umständen beeinflusste Hypothese ist. Ferner widersprechen die Erdbeben nungen der Erdoberfläche einer Kugel, auch weiter als Metalle, namentlich die Stein, sich im Innern der Erde so gewaltsamen Zustande befinden, denn man darf das Wenn nur weiß gießen, um eine sehr ungeheuere Eigenschaft völlig zu benennen. Auch die Vulkanmasse zerfällt sich eine tiefer kommt als die Quelle. Kopfnur die Beweis, bei der Lagerstätte fest die Zeit des Hervordrangs gang gleich gehalten ist; auch der Hauptsatz der Erklärung der Erde wieder für zusammenzu halten. Abgesehen ist diese Beobachtung, mit berechnen kann nicht unverrichtet, wenn man annimmt, die Erhitzung gehe so langsam von statt, daß sie in zweitausend Jahren nicht bemerkbar ist. Endlich spricht einer ganz einfache Bemerkung gegen den gefährlichen Zustand der Erdkruste; wenn dieser langsame, so ist schon, sogar bloß eine ungeheuere Wärme, ist ja gleich dem Mittelpunkt der täglichen Umgebung von Wasser und Wasser unterworfen; so müsste eine der Erde und Kluft ähnliche Bewegung erleiden, zwey Mal in vierundzwanzig Stunden um volle Fuß Zeigen und Fallen, und in ein gewaltiges täglich Erdbeben verwandelt.

Die Vielheit der, namentlich in einigen Orter Zeuge, so der neuen Erdoberflächenbildung Veränderung genannt, und wir dürfen von der Schrift, wenn auch langsame Veränderungen über den Wesen der Orte im Großen erwarten sein, Wandel der Naturgesetze, wie sie jetzt walten, sind. Von der Wissenschaft langsam klang um Ring um Ring, auch wenn auf einen Grenze setzen, und wie sie gewiesen, leicht zuweilen, wenn er von Gesetzen im Ring zur Gesetzgemeinung, die Abstände als Gesetzen sind Abstände Wirkung ist — und die Ringe in der Abstände der Verordnung verstanden sein, und doch ein und wieder an die Wissenschaften auf sowie.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Januar.

Seitdem Sein Glanz schwand Dem, Leuchte Sonne der Ihre Verbindungen auf und Glaubiger Thaten mit der Ihre so gutmeinen als belangen Verbindungen ergriffen und Ihre Welt gewinnen, Wissen und Ihre, wie es Ihnen Sein, die Absichten mit mehr Recht. Vergleichung mit Wirksamkeit gewinnen, und schwach dann sich zu Ihr tatsächlichen Bruder ihrer Verbindungen bleiben. Die wenige Ihre Ihrem Ihrer Ihrem Verbindungen Ihrer Ihrer Ihrer

Du gehſt, — doch ſieh! wir zürnen nicht;
Und wieder ſiehſt Du Dich umglänzen
Von Freunden, Freuden, Gold und Kränzen,
Wenn Deiner ſüßen Augen Licht
Uns frohe Wiederkehr verſpricht.

Mit gerührten Worten dankte die Gefeyerte, indem, wie ſie ſich äußerte, der Schmerz dieſes Abſchiedes nur durch die Hoffnung verſüßt werde, bey ihrer dereinſtigen Wiederkehr wieder als die Unſrige betrachtet zu werden, denen ſie ihr ganzes Glück verdanke.

Uebrigens iſt nun doch die Hoffnung, Dem. Sonntag in dem Luſtſpiel: die Hofdame, auftreten zu ſehen, vereitelt worden, mehr aber durch die Umſtände als durch die Schuld der Künſtlerin. Die Rollen waren vertheilt, und ſämmtliche Mitſpielende mit dem Studium derſelben beſchäftigt, während das Beginnen der Proben auf unbegreifliche Weiſe verzögert wurde, ſo daß die Zeit heranrückte, wo die Vorbereitung zur Abreiſe der Schreibenden jede außergewöhnliche Beſchäftigung um ſo mehr verbot, als ſie einen Tag um den andern ſingen mußte, und man von Seiten der Direktion, wie erzählt wird, ihr die beabſichtigten Luſtſpielvorſtellungen nicht einmal als Opern anrechnen wollte, ſondern jene noch außer der gewöhnlichen Zahl der lezteren von ihr erwartete. Zu ſolcher übermäßigen Anſtrengung aber ſchienen Zeit und Umſtände wenig geeignet, darüber denn freylich das Luſtſpiel zum großen Bedauern des erwartungsvollen Publikums unterbleiben mußte.

Beym königlichen Theater ſezt Dem. Schechner ihre Darſtellungen mit immer gleichem Glücke fort, und erfreut ſich unausgeſezt der allgemeinſten Anerkennung ihres bewundernswürdigen Talents, während Hr. Cornet, erſter Tenoriſt des Stadttheaters zu Hamburg, welcher den Johann von Paris, den George Brown in der weißen Dame, und den Max im Freyſchüzen als Gaſt darſtellte, ſich nur theilweiſe des Beyfalls zu erfreuen hatte, obwohl er eine, beſonders in den Mittelthönen wohlklingende Stimme und einige Lebendigkeit des Spiels beſizt, welchem leztern indeſſen, ſo wie dem Dialekt des Sängers, manche ſtörende Härte eigen iſt.

Chamouni, September.

(Fortſezung.)

Bald ſtießen die Reiſenden auf ein großes Hinderniß, denn es hatte ſich eine ganz neue Eisklufft gebildet. Sie war viel zu tief, um an der einen Seite auf eingehauenen Fußſtapfen hinab und auf der andern Seite wieder hinanzuſteigen, überdieß rauſchte auch unten Gletſcherwaſſer, deſſen Tiefe man nicht kannte. Unmöglich war es auch durch übergelegte Alpſtöcke eine Brücke über die Schlucht zu ſchlagen; und doch mußte man hinüber, wenn man die Calotte des Montblanc oder ſeinen Gipfel auf dem bisher gewöhnlichen Wege erklimmen wollte. Schon war man nahe daran die ganze Aſcenſion aufzugeben, wie ſchon ſo vielmal nahe am Ziel geſchehen, als einige muthige Führer vorſchlugen, einen ganz neuen Weg auf den Gipfel zu ſuchen. So wandten ſich denn vier links vom Grand-Plateau gegen die rochers rouges und den Mont maudit hinauf, während die andern mit den Engländern zurückblieben und auf die verabredeten Signale warteten. Um ein Uhr Nachmittags ſahen ſie die Führer auch auf dem Gipfel. Nach den gegebenen Zeichen folgte man ſchnell ihrer Spur. Der neuentdeckte Weg war kaum mühſam zu nennen; auch war er ohne alle gefährliche Stellen, dem ehemaligen weit vorzuziehen. Um drey Uhr kamen alle oben an, aber nur für wenige Minuten. Als die erſten Führer auf den Gipfel anfingen, fanden ſie da den gewöhnlichen tiefblauen Himmel, voller Sonnenlicht in der Tiefe, und daher die herrlichſte Ausſicht, dieß ſagten auch ihre Signale. So blieb es eine Stunde lang; da zogen dichte Nebel vor, und alle Ausſicht verſchwand; dazu erhob ſich Sturm, der ſtarke Schneewehen, welche die Führer vor Allem fürchten, von den untern Höhen heranſtrieb. Daher riethen die ſonſt ſo muthigen Männer zum ſchnellen Rückzug, der auch ſogleich unternommen wurde. Ohne Unfall und Schwierigkeit gelangten ſie gegen Abend wieder zu ihrem vorigen Nachtlager, den Grands-mulets. Da war wieder heiterer Himmel und voller Sonnenſchein. Am folgenden Morgen kamen ſie wieder nach Chamouni, wo wir alle ſie beklagten. Sie hatten an nichts als an dem gewöhnlichen Entzünden und Aufſpringen der Haut und an heftigem Augenweh gelitten, aber von Uebelſeyn waren ſie ganz frey geblieben. Natürlich war Abends bey Tiſch in der Union vielfach von dieſer verunglückten Beſteigung ſo wie von kühnen Reiſeunternehmungen die Rede. Dabey wurde bemerkt, daß von den dreyzehn gelungenen Beſteigungen des Montblanc acht von Engländern unternommen worden ſeyen, und keine einzige von Franzoſen, ſondern von Männern des Lands, von Genf, von Lauſanne, von Deutſchen, Kurländern, Polen und Amerikanern. Es wurde über die Urſache dieſes engliſchen Uebergewichts hinüber und herüber geſtritten. Vieles, aber nicht alles dabey liegt unſtreitig in ihrem lebendigen poetiſchen Sinn für das Große in der Natur, und in ihrer Luſt an kühnen Unternehmungen. Zu überſehen aber iſt doch auch nicht, daß die Engländer im Durchſchnitt von allen Reiſenden die wohlhabenſten ſind, und daß die Koſten einer Beſteigung des Montblanc ſich zuſammen auf vierzig bis fünfzig Louisdor belaufen. Ueber die erſte wirkliche Aſcenſion des Berges iſt man nun auch im Reinen. Nicht Sauſſure von Genf war der erſte, der auf den Gipfel gelangte, ſondern der Dr. Paccard von Chamouni, der noch lebt, ſo wie ſein damaliger Führer J. Balmat; Sauſſure hat aber die erſte gelehrte Beſteigung unternommen und oben Verſuche gemacht. Es iſt vielleicht nicht unintereſſant hier ein genaues Verzeichniß der bis zum 23ſten Juli d. J. geglückten Beſteigungen zu finden. Die 1ſte am 8. Auguſt 1786, unternahm der Dr. Paccard mit ſeinem Führer J. Balmat von Chamouni, die beyde noch leben; die 2te am 3. Auguſt 1787 Sauſſure aus Genf; die 3te am 9. Auguſt 1787, (alſo ſechs Tage nach Sauſſure) Coloms Beaufrey aus England; die 4te am 5. Auguſt 1788, der Engländer Woodley; die 5te am 10. September 1802, Baron Doorthesen aus Kurland und Herr Forneret aus Lauſanne; die 6te am 10. September 1812, Herr Rivodas aus Hamburg; die 7te am 4. Auguſt 1818, Graf Matzeskei aus Polen; die 8te am 19. Juni 1819, Dr. Reuſſelaer und Herr Howard, beyde aus Amerika; die 9te am 13. Auguſt 1819, Kapitän Undrell aus England. Im Jahr 1820 unternahm der Dr. Hamel eine Aſcenſion, wo durch eine Lawine drey Führer umkamen; man gelangte aber nicht auf den Gipfel; die 10te am 18. Auguſt 1819, Friedrich Eliſſold aus England; die 11te am 4. September 1823, der Engländer Jackſon; die 12te am 26. Auguſt 1825, Dr. Edmund Clark und Kapitän Markham Sherwill, beyde aus England; die 13te am 23. Juli 1827, die Engländer Carl Fellons und M. Harrel.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

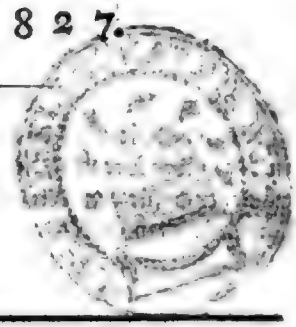
Nro. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. September 1827.



Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile. —
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Schiller.

Der Thurm des Nero.

Glaubwürdiges Wort, wohnt anders es noch beym Volk,
Dann stieg, da er hieß anzünden die Stadt, dann stieg
Auf jenen Thurm schaulustig Nero,
Und übersah die Flamme Roms.

Mordbrenner umher ausfendete sein Machtwort,
Bacchantinnen gleich, trug Jeder des Fest's Pechkranz;
Dort aber stand auf goldner Zinne
Der Kaiser, der die Laute schlug.

Hoch rühm' ich das Feu'r, sang Jener, es ist goldgleich,
Ist werth des Titans, der's keck dem Olymp wegstahl;
Zeus Adler trägt's und einst empfing es
Des Bachus ersten Athemzug.

Komm, leuchtender Gott! Reblaub in dem Haar, tanz' uns
Weichfüßige Reihn, eh vollends die Welt Staub wird:
Hier magst du dir Roms Asche sammeln,
Und mischen deinen Wein damit!

Gr. v. Platen.

Die Vulkane von Auvergne.

Auvergne, das klassische Land der Geologie, hat erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen; früher schienen die Spuren der Vulkane, deren Ausbrüche den größten Theil der Provinz überschüttet haben, ganz übersehen worden zu seyn. Weder Cäsar, der sich lange hier aufhielt, noch Plinius, ja sogar nicht Gregor von Tours und Sidonius Apollinaris thun dieser eigenen Beschaffenheit des Bodens Erwähnung, die doch so auffallend ist, daß man nicht begreift, wie sie selbst blosen Reisenden entgehen konnte. Die Lavaströme, die bald durch die Thäler streichen, bald die höchsten Berge bedecken, die einzelnen Bergkegel von Kalk oder Granit mit einer Kuppe von Basalt, das aufgeschwemmte Land, sonst die äußerste Bekleidung des Erdbodens, da und dort mit ungeheuren vulkanischen Massen überdeckt und unzählige Thier- und Pflanzenreste in seinem Schooße beherbergend — Alles weist auf schreckliche Umwälzungen dieses Landstrichs hin.

Die Ausbrüche dieser Vulkane sind gewiß weit älter als die frühesten geschichtlichen Traditionen; mehrere glaubten, sie seyen sämmtlich vom Meere bedeckt gewesen, dagegen spricht aber eine ganze Pflanzenwelt, unter der zahlreiche Thiergeschlechter, vielleicht selbst Menschen lebten, auf die man beym Nachgraben stößt, und die in wiederholten Ausbrüchen, die denen des Aetna nichts nachgaben, ihren Untergang fand. Auvergnes unterirdischer Reichthum an Thieren ist so groß, daß man, statt die Existenz einer untergegangenen Thierwelt beweisen zu dürfen, Mühe hat, diese unendliche Fruchtbarkeit und das Beysammenliegen unzähliger Geschlechter zu erklären, die

jezt nicht unter einerley Breite, geſchweige denn an einem und ebendemſelben Orte leben könnten. So findet man in Einer Schichte des Berges von Boulade neben den Gebeinen des Löwen, Elephanten, Maſtodon, Tapirs, Nashorns, Hippopotamus, lauter gigantiſcher, der heißen Zone des Aequators angehöriger Geſchöpfe, Thiere, welche in den gemäßigten Himmelsſtrichen leben, Hund, Fuchs, Biber, Pferd, Hirſch; ja, was noch mehr zu verwundern iſt, neben ihnen liegen Geſchlechter, die jezt nur im beeiſten hohen Norden leben, der Bär, der Auerochs, das Rennthier. Dieſes Beyſammenliegen ſo verſchiedener Thiere, die offenbar zur nämlichen Zeit beyſammen gelebt haben, findet ſich überall auf der Erde, und ſollte man nicht daraus ſchließen müſſen, daß, ſo groß auch die Aehnlichkeit zwiſchen den untergeganzenen und den ihnen heutzutage entſprechenden Geſchlechtern ſeyn mag, doch ihre Lebensverhältniſſe anders, und ſie nicht in die Gränzen eingeſchloſſen waren, in denen ihre Verwandten unſerer Tage leben? Dieß ſcheint namentlich für den Elephanten der Vorwelt erwieſen, deſſen Reſte man unter allen Breiten, namentlich jenſeits des Polarkreiſes findet. Der Elephant, den Adams im Eiſe der Lena entdeckte, hatte eine lange Mähne und eine dichte Wolle, wie ſie die Natur nur Thieren gibt, die in ſtrenger Kälte leben. Auch im Norden von Amerika fand man mehrere Maſtodons mit dickem Pelz. Konnten nun Thiere, die den jezt am Aequator lebenden verwandt ſind, einſt auf dem Eiſe leben, ſo darf man wohl umgekehrt annehmen, daß mittelſt einer Veränderung in der Organiſation Rennthiere im gemäßigten Himmelsſtriche leben konnten. Die Gegenwart foſſiler Knochen an dieſem oder jenem Ort würde dieſemnach noch nicht dazu berechtigen, eine andere Temperatur der Erde zur Zeit des Untergangs dieſer Thiere anzunehmen.

Unter den foſſilen Knochen, die man aus der Lava des Bergs von Boulade grub, findet man keinen menſchlichen Knochen, wie dieß ja nach der faſt allgemeinen Annahme nirgends der Fall iſt; dagegen ſtieß man an einigen Orten auf unter alter Lava begrabene Holzſtücke, die unverkennbar, wenn auch grob, von Menſchenhand mit der Art behauen waren.

Trotz Cuviers Autorität, der die Exiſtenz des Menſchen vor der Bildung der jetzigen Erdoberfläche durchaus läugnet, iſt die wichtige Frage, ob der Menſch unter den Löwen, Bären und Rennthieren der Vorwelt gelebt habe oder nicht, doch noch nicht völlig entſchieden. Der große Naturforſcher hat klar erwieſen, wie man bald Thierknochen für Menſchenknochen gehalten, bald das Erdreich aus Felsſpalten, in welche Menſchen geſtürzt, mit altem Gebirge verwechſelt habe; aber dennoch ſind noch nicht alle Thatſachen, die aus achtbaren Quellen rühren, völlig beleuchtet; hierher gehören, neben vielem Andern, die Stücke bearbeiteten Eiſens, die man mehr als dreyßig Fuß tief im Gyps des Montmartres fand, ein ähnlicher Fund beym Graben des Brunnens von Bicêtre, und das Stück Leinwand, das auf dem Berge Albano in einem Tuffſteinbloc gefunden wurde, deſſen Formation über alle Geſchichte hinausreicht.

Könnte ſicher erwieſen werden, daß Auvergne zur Zeit als ſeine Vulkane brannten, von Menſchen bewohnt war, ſo gewänne die Frage nach dem Alter dieſer Vulkane noch weit größeres Intereſſe als bisher. Dieſe Frage nun, ſo ſchwierig ſie iſt, könnte annäherend beantwortet werden. Häufig findet man nämlich in Auvergne zwiſchen zwey Lavaſchichten völlig gebildete Pflanzenerde. Nun weiß man aus Beobachtungen am Veſuv, wie viel Zeit zur Bildung einer Schichte Dammerde von gegebener Dicke über der Lava erforderlich iſt; zwiſchen der Lava, die dem von Plinius beſchriebenen Ausbruch angehört, und der darauf folgenden vom Jahr 472 finden ſich drey Palmen Erde; dieß gibt dreyviertel Palmen für das Jahrhundert. Es ſcheint, daß ſich an den alten Vulkanen von Auvergne leicht ähnliche Berechnungen anſtellen ließen.

Haben dieſe Vulkane ihre Feuerſtröme größtentheils über fruchtbare, von Thieren belebte Gefilde ausgegoſſen, ſo ſcheint es doch erwieſen, daß mehrere derſelben unter dem Meere gebrannt haben; dieß gilt namentlich von denen in der Gegend von Clermont. So war einſt ein Theil von Frankreich vom Meere bedeckt, während die Gipfel der Bergkette von Auvergne ſich aus dem flüſſigen Elemente erhoben; damals bildete dieſe Höhe eine Inſel voll von Vulkanen, wovon die höchſten über, die andern unter dem Waſſerſpiegel brannten. Auf ähnliche Weiſe ſehen wir noch heutzutage auf Sicilien einen großen Vulkan, umgeben von den Vulkanen auf Lipari und Stromboli.

Die römiſchen Bettler.

(Fortſezung.)

Unter dem Thorwege des Pallaſtes Altieri ſteht regelmäßig ein junger Menſch, zwar in kurzer Jacke, aber übrigens ſehr reinlich gekleidet, welcher die Vorübergehenden auf eine ſo bekannte Weiſe grüßt, daß man ihn für den Bedienten irgend eines befreundeten Hauſes hält. Die Grüße werden jeden Abend wiederholt, ſo daß den Begrüßten endlich die Neugierde anwandelt, zu erfahren, bey wem der Menſch dient. Auf die Frage: Mi conoscete voi? antwortet er: „Sicuro, io L'ho veduto in casa del Signor Conte.“ Da es in Rom eine ſo große Anzahl Grafen gibt, daß es unmöglich iſt, nicht wenigſtens ein halbes Dutzend derſelben zu kennen, ſo fragt der Fremde, ohne merken zu laſſen, daß er ſich auf den gemeynten nicht beſinnt: „Voi servite in casa sua?“ Jener antwortet: „Sì, Signore; ma sono cascato dal letto, e mi sono rotta

la gamba.“ Nothwendig verwundert ſich jener darüber, worauf der Menſch zu verſtehen gibt, er ſey der Maurer des Grafen, und hinzuſezt: „io esco dalla Consolazione (dem bekannten großen Krankenhoſpitale) e La prego di farmi una piccola carità.“ Wie wird dem Fremden dabey zu Muthe? Ein Menſch, der die Vorübergehenden mit einer Familiarität grüßt, als ob er ſie ſeit Jahren kenne, der ſie in dem Hauſe eines Grafen, den er nicht nennt, geſehen zu haben, von deſſen Dache als Maurer gefallen zu ſeyn und ſich das Bein gebrochen zu haben vorgibt, und demzufolge ſie um ein Almoſen bittet, alle dieſe Dinge wirken ſo ergözlich auf ihn, daß er in ein lautes Gelächter ausbricht. Wie der junge Menſch? Er variirt das Thema der rechtlichen Perſon und murmelt dem Fremden zu: „Mori di accidente, vassallo, porco f.....!“

Nicht weit davon und gewöhnlich unter der Seitenthüre der Jeſuitenkirche nimmt den Fremden ein ältlicher Mann von kleiner, aber feſter, unterſezter Statur in Empfang. Im Vertrauen auf ſein elegant gelocktes, ſchneeweißes Haar, welches, wenn möglich, von dem noch weißern Taſchentuche, womit er ſcheinbar das Geſicht zu bedecken ſucht, beſchämt wird, geht er mit der Sprache gerade heraus: „Ecco un povero padre di famiglia, con dodici creature, morendo di fame, che implora la sua bontà. Noi siamo a digiuno da ventiquattro ore.“ Dieſe Worte rühren den Fremden bis in's Innerſte des Herzens: ein ſiebenzigjähriger Greis mit zwölf Kindern, die ſeit vier-und-zwanzig Stunden nicht gegeſſen haben, welch herzzerreißender Gedanke! ſo ſagt er zu ſich ſelbſt, greift in die Taſche und langt ein Stück Geld hervor. Als er eben im Begriff ſtehet, es ihm darzureichen, befällt jenen ein Schlucken, der dem Fremden deutlich zu erkennen gibt, daß der Greis nicht allein zur Genüge gegeſſen, ſondern noch darüber getrunken hat. Dieß dünkt ihm ſo komiſch, daß er nicht minder als über die rechtliche Frau, welche ſich anſtändig mit Betteln durch die Welt zu helfen ſucht, und über den Maurer, von Herzen lacht. Der Greis macht eine zweyte Variation des genannten Themas und kreiſcht voll Ingrimm: Casca in accidente, vassallo brutto malnato!“

Uebergehen wir die übrigen Bettler dieſer Gattung, als bloße Species des angeführten Genus mit Stillſchweigen. Alle dieſe haben das Betteln zunftmäßig erlernt, ſich nach gemachter Wanderung durch die verſchiedenen Stadtviertel in einem derſelben als Meiſter und Bürger niedergelaſſen, und treiben dort das Handwerk. Außer ihnen gibt es Bönhaſen, welche in den Nebengaſſen (vicoli), in Durchgängen, auf den Treppenabſätzen ſtarkbewohnter Häuſer, vor den Thoren u. ſ. w. ins Handwerk pfuſchen, aber auch nicht ſelten von den Altmeiſtern gejagt werden. Sie ſind mehr oder minder gerathene Abdrücke der vorigen, hin und wieder ſogar beſſer in der Kunſt bewandert als ſie; das Schickſal hat ihnen blos die Mittel verſagt Meiſter zu werden und ſich an einem gutgelegenen Orte zu ſetzen. Denn ſonderbar genug, wird die freyeſte aller Künſte weniger durch die beſtehenden obrigkeitlichen Verordnungen (denen die Bettler aus dem Wege zu gehen wiſſen), als durch die Polizey, welche ſie unter ſich ſelbſt handhaben, nicht wenig beſchränkt. Auf die Anzeige, daß ſich ein Pfuſcher irgendwo geſezt hat, begibt ſich ein halbes Dutzend Meiſter dahin; ſie fangen mit ihm Händel an, und rufen dann, wann er, wie gewöhnlich geſchieht und worauf ſie warten, das Meſſer gegen ſie zieht, nach den Gensdarmen, aus vollem Halſe ſchreyend: „All' assassino, all' assassino.“ Lezstere kommen, arretiren den Bönhaſen, und wollen auch die Meiſter beym Kragen nehmen, denn hier wird ſtets der Unſchuldige mit dem Schuldigen arretirt, um bey der folgenden Unterſuchung den einen von dem andern zu unterſcheiden, aber dieſe haben ſich aus dem Staube gemacht. Der Bönhaſe wird, nach Befinden der Umſtände, auf ein bis fünf Jahre auf die Galeere geſchickt, und die Meiſter ſind eines Brodbiebs entledigt. Uebrigens ſind die Bönhaſen, wie ſchon geſagt, nicht ſelten größere Meiſter in ihrer Kunſt als die Meiſter ſelbſt, beſonders zeigen ſie dieß in den Scheltwörtern, mit welchen ſie den verfolgen, der ſich unterfängt, ſie zum beſten zu haben. Seit fünf Jahren ſizt ein junges Weib jeden Abend von Untergang der Sonne bis zwey Stunden nachher in der Kelleröffnung des Tortoniaſchen Pallaſtes auf der Piazza di Venezia und leitet ihre jedesmaligen Bettelformeln mit den Worten eine: „Una povera moribonda,“ (eine arme Sterbende) ein. Gibt ihr einer ſein Mitleid über den langen Todeskampf zu erkennen, ſo murmelt ſie, ihren Zuſtand vergeſſend, mit erſticktem Ingrimm eine ſolche Menge von Flüchen ab, daß der Zuhörer über die Kunſt erſtaunt, mit welcher dieſe völlig geſunde Frau den Todeskampf hat darſtellen können. Aus dem accidente im Singulari werden hier Tauſend, ja Millionen, auch alle mögliche Krankheiten hinzugefügt, und dann mit dem Wunſche geſchloſſen: „Che Iddio vi dia il malanno!“ (Hohl' Euch der Henker).

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, September.

Seit einigen Tagen ſehen wir in unſern Mauern eine der intereſſanteſten Verſammlungen, die der deutſchen Naturforſcher und Aerzte. Ueberall an öffentlichen Orten hört man, wenn auch nicht Worte und Geſpräche aus den verſchiedenen Sprachen und Ländern der Völker, ſo doch aus den verſchiedenſten Regionen der Natur, hier geognoſtiſchen, dort botaniſchen oder phyſiologiſchen Inhaltes. So zahlreich iſt, ſeit dem Beſtehen der Geſellſchaft, noch keine ihrer Ver-

ſammlungen geweſen als die dießjährige. Faſt aus allen Gegenden von Deutſchland ſind Aerzte und Naturforſcher da, ſelbſt von den abgelegenſten Hochſchulen des Vaterlandes, Greifswalde, Berlin, Breslau und Bonn haben ſich treffliche Männer vom Fach eingefunden. Zu unſerer großen Freude hat ſich denn auch dießmal der berühmte Decandolle aus Genf zu uns geſellt, und gibt uns ſchon hierdurch Hoffnung, daß für die Folge auch die ehrenwerthe Geſellſchaft der ſchweizeriſchen Naturforſcher mit der unſrigen in eine nähere Verbindung treten werde. Von deutſchen Naturforſchern ſahen wir unter andern Hornſchuh, Otto, Lichtenſtein, Heyne, Schulz, Glokker, Nees v. Eſenbeck, Kretſchmann, Kunicke, Neef, v. Meier, Wilbrand, Keferſtein, Rein.

Heute, den 18ten, von 9 bis Nachmittags 1 ward die erſte Sitzung in dem aufs Herrlichſte mit Gewächſen aus dem botaniſchen Garten gezierten Rathhausſaal gehalten. Der dießjährige Geſchäftsführer, Hofrath Döllinger, eröffnete die Reihe der Vorleſungen mit einer Rede über den Einfluß der Wiſſenſchaften, beſonders der Naturkunde, auf die Bildung und geiſtige Entwicklung der Völker, und ſprach dann von dem Zweck unſerer Geſellſchaft. Hierauf las Hofrath von Martius die bey der Stiftung im Jahr 1822 bekannt gemachten Statuten vor. Hofrath Wilbrand aus Gießen las eine Abhandlung über das, was die Phyſiologie nicht ſeyn und über das, was ſie ſeyn ſolle. Dann ſprach Profeſſor Glocker aus Breslau über die Geſtaltung und Entſtehung des Hialiths von Schleſien (nicht durch Schmelzung, ſondern als ſehr neue Bildung auf naſſem Wege). Zuletzt las Dr. Maien aus Bonn eine Abhandlung über die Cirkulation des Lebensſaftes in den Pflanzen.

Nach der Sitzung begab ſich die ganze Verſammlung, und mit ihr noch eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft aus der hieſigen Stadt, zum Mittageſſen in das Lokal zum ſogenannten „Frohſinn.“ Fröhlich genug war dieſes Mahl, an welchem auch Damen (Frauen und Töchter unſerer fremden Gäſte) Theil nahmen. Bey ſolcher Gelegenheit lernt man ſich kennen, und ſagt ſich auch wohl harmlos und in Liebe Dinge, die anderswo wehthun würden, oder belehrt ſich gegenſeitig leichter und beſſer, als es in Büchern möglich wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Chamouni, September.

(Beſchluß.)

Es iſt oft die Rede davon geweſen, daß man auf dem Montblanc den Golf von Genua, alſo das mittelländiſche Meer ſehen könne. Nach dem, was der Kapitän Sherwill ſchreibt, ſcheint dieß unmöglich, und doch war er bey ſeiner Beſteigung vom heiterſten Wetter begünſtigt. Er ſagt darüber folgendes in ſeinem Werkchen: „Als ich 1825 nach Italien zurückkehrte, brachte ich zwey Tage mit dem Marquis d'Yenne, Gouverneur von Genua, zu. Ich wollte dieſen günſtigen Umſtand und die Güte des Mannes dazu benutzen, um zu erfahren, ob unter den Piloten und Fiſchern Genuas, zumal unter denen, die auf die Korallenfiſcherey ausgehen, nicht einer oder der andere die weiße Schneeſpitze des Montblanc auf der Heimkehr von den afrikaniſchen Küſten geſehen habe. Der Marquis d'Yenne ließ hierauf ein förmliches Verhör durch den Hafenkapitän vornehmen. Es wurden die älteſten Fiſcher und Schiffspatrone vernommen, die das Meer in dieſer Gegend befahren haben. Daraus ergab ſich, daß keiner auch nur das Geringſte geſehen hatte, was dem Montblanc verglichen werden kann. Als am Tiſch des Gouverneurs dieſer Gegenſtand beſprochen wurde, war gerade der gelehrte Biſchof von Savona gegenwärtig. Nach ſeiner Meynung wäre die Inſel Elba der Genua zunächſt gelegene Punkt des Mittelmeers, wo der Richtung und der Stellung der Seealpen nach der Montblanc vielleicht geſehen werden könnte. Die Entfernung Elbas von Genua beträgt 45 Lieues; in gerader Linie mag Genua auch 45 bis 50 vom Montblanc entfernt ſeyn. Dieß gäbe alſo im Ganzen eine Entfernung von 90 bis 95 Lieues. Der gelehrte Biſchof hielt es für unmöglich eine Bergſpitze in ſolcher Entfernung zu erkennen, wenn er auch im vorliegenden Fall annähme, daß die Luft ganz rein und heiter, daß die Ebenen von Alexandrien und Marengo von ihrem ewigen Nebel befreyt ſeyen, daß man das beſte Fernglas habe, und daß auch die Richtung des zu beobachtenden Punktes genau und ſicher beſtimmt ſey. Alle Reiſende, welche die allée blanche kennen, oder auf den Cramont geſtiegen ſind, haben bemerkt, daß der Montblanc auf dieſer ſeiner Südſeite viel weniger Schnee zeigt als auf ſeiner nördlichen Wand gegen Chamouni hin. Dadurch muß es ungleich ſchwerer werden ihn von Süden oder von Italien aus zu ſehen. Denn in der Entfernung von 90 Lieues zeigt ſich eine graue Bergſpitze viel weniger als eine im Sonnenlicht glänzende Schneemaſſe, deren blendendes Weiß aus dem blauen Himmelsgrund hervortritt. Aus all' dieſem kann man nun, nach meiner Meynung, den Schluß ziehen: wenn der Montblanc, der ſich gegen 100 Toiſen über alle benachbarten Höhen erhebt, von dem Mittelmeer aus nicht geſehen werden kann, ſo wird das mittelländiſche Meer noch weniger vom Montblanc aus geſehen werden können; denn der Montblanc bildet einen hohen, deutlichen, ſcharfabgeſchnittenen Punkt am Horizont, das Meer aber iſt mit der ganzen Landſchaft von Savoyen, Piemont und den anliegenden Ländern in eine Fläche verſchmolzen, und verliert ſich im Unendlichen.“ — Hier glaube ich, hinkt der Schluß des Engländers; er hat ſo eben ganz richtig den Grund angegeben, warum man den faſt ganz von Schnee entblößten ſüdlichen Gipfel des Montblanc nicht ſo wohl in weiter Ferne erkennen kann, wie die im Schneeglanz liegende Nordſeite. Mit dem Meer hat es eine ganz andere Bewandtniß, die jedem bekannt iſt, der es von einem hohen fernen Punkte aus geſehen hat. Ich meyne den Silberblick der aufgehenden und untergehenden Sonne. In dieſen Momenten hat ſich aber bisher kein Sterblicher auf dem Montblanc befunden, ſondern immer gegen Nachmittag, und auch dieß nur für kurze Zeit. Wie will man alſo über die angegebene Frage abſprechen? Ich halte mich im Gegentheil überzeugt, daß man beym Aufgang der Sonne, wenn ihre erſten Strahlen auf die Meeresfläche fallen, dieſe an ihrem Leuchten und Glänzen erkennen wird, wenn eben keine Nebel dieſe hindern, was nur ein zufälliges Hinderniß wäre.

Der Streit über die Höhe des Montblanc und des Montroſa iſt zwar noch nicht entſchieden, aber doch ſeiner Entſcheidung näher gebracht. In dem Itineraire von Genf nach Chamouni iſt der Montblanc zu 2450 Toiſen oder zu 15,925′ über der Meeresfläche angegeben, während Sauſſure ihn nur zu 2426 T. oder 15,769′ angibt. Nimmt man nun das Mittel zwiſchen beyden Angaben an, ſo irrt man wohl nicht ſehr, wenn man den Chimboraço 800 T. höher, den höchſten Pic der Pyrenäen aber 1000 T. niedriger als den Montblanc annimmt. Ben Nevis in Schottland hat ungefähr 680 T. und der Pic von Teneriffa 2,213 T. Da nun der Montroſa gegen 2,430 T. (nach Zach freylich nur 2,366 T.) hat, ſo ſteht er dem Montblanc am nächſten.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. September 1827.

In der Wüste, sagt ein morgenländisches Sprüchwort, begegnet Niemand einem Freunde.

W. Scott.

Die Araber in Mesopotamien.

Buckingham erzählt in einer vor Kurzem erschienenen Beschreibung seiner Reisen in Mesopotamien *), wie die Alten das Land zwischen dem Euphrat und Tigris nannten, folgendes interessante Abenteuer, welches uns die Sitten und die Lebensweise der arabischen Stämme in jenen Gegenden aufs Anschaulichste darstellt.

Wir sahen, sagt er, eine Menge dünner Rauchsäulen, die von den über die Fläche zerstreuten Zelten der Beduinen sich erhoben; denn es war die Stunde, wo sie ihre Morgenfeuer anzünden. Nicht der leiseste Luftzug regte sich. Wir waren durch diese Erscheinung eher erfreut als beunruhigt, weil wir wußten, daß sie von den Land-Arabern **), wie man sie heißt, herkamen, die sich mit einem festgesetzten Tribut von allen Karavanen, welche durch ihre Distrikte ziehen, begnügen und die Reisenden nicht plündern, sofern diese sich der Zahlung dieses Tributes nicht widersetzen. Ihr ruhiges Verweilen in ihren Zelten berechtigte uns zu der Hoffnung, daß die wandernden Horden der Anazirs, die mit reißender Geschwindigkeit von Ort zu Ort ziehen, noch nicht so weit vorgedrungen seyen, und diese Hoffnung gab uns neues Vertrauen. Bald darauf sah man zwey Reiter über die Ebene auf uns zukommen, und die Vordersten unserer Karavane (d. h. ihr Führer, der Hadjie Abd el-Rachman und ich selbst) alle wohlberitten, sprengten ihnen entgegen, um sobald als möglich zu erfahren, von woher und unter welchem Scheik oder Anführer sie wären. Wir fanden in ihnen Araber von Beni-Meilan, unter Abu-Ajubi-Iben-Temar Pascha, und von ihrem Stamme auf die Wache gestellt, um keine Karavane ohne Zahlung ihres regelmäßigen Tributs vorüber ziehen zu lassen. Diese beyden Leute hatten treffliche Pferde, doch mit schlechtem Sattelzeug; ihre Kleidung glich mehr der, welche die Fellahs oder Landbauer tragen, als der der Beduinen, die ich bisher gesehen hatte. Sie trugen den weiten, überhängenden Tarbusch und weiße Musselin-Turbans mit einem Serschemantel, der an Farbe, Form und Stoff dem weißen Muggrebin-Burmusch glich, wie er im westlichen Afrika getragen wird, mit dem Unterschiede, daß dieser weite Aermel hatte, und anstatt gleich dem erstern ohne Naht gewebt zu seyn, in der Mitte, wie der Mantel der Syrischen Araber, durch einen rothen Strich zusammengehalten wurde, der quer über den Rücken ging. Ihre Waffen bestanden in einem Schwert, ein Paar Pistolen und einer leichten Lanze von zwölf bis dreyzehn Fuß Länge. Beyde waren rasirt und trugen blos Schnurrbärte. Einer von ihnen hatte lichtblaue Augen, helle Gesichtsfarbe, gelbe Haare und Augbraunen; aber keiner von beyden zeigte

*) Travels in Mesopotamia, including a Journey from Aleppo to Diarbekr etc. with Researches on the Ruins of Babylon, Nineveh, Arbela, Ctesiphon and Seleucia. London 1827.

**) Diese Araber sind auf gewisse Art ansässig, während andere Stämme stets wandern.

auch nur den geringsten Zug von dem Ausdruck, den ich gewohnt war an der reinen arabischen Race — von dem südlichsten Ende von Yemen bis zu dieser äußersten nördlichen Gränze von Arabien — zu sehen. Es ist unmöglich sich einen Begriff von der Ehrerbietung zu machen, welche diesen beyden Leuten sowohl von dem Führer unserer Karavane, Seid-Hassan, als von dem Hadjie, welcher der Haupteigenthümer der Güter war, bezeigt wurde. Nur meine Unfähigkeit, es meinen Begleitern in den von ihnen freywillig dargebrachten Huldigungen gleich zu thun, war Schuld, daß ich als ein Fremder erkannt wurde und meine Säumniß theuer bezahlen mußte. Auf ihren Befehl wurde Halt gemacht, bis sie um die Karavane herumgeritten waren, um sie zu besichtigen, worauf wir, indem einer von ihnen hintendrein ritt, um Ausreißer aufzufangen, und der andere voran, wie eine Heerde Schafe von einem Hirten und seinem Hunde zu einer der Stationen ihres Lagers, El Mazar genannt, geführt wurden.

Es war beynahe Mittag, als wir das Lager erreichten, denn es lag zwey Stunden nordwärts von der Straße, von der wir uns abgewendet hatten, und befand sich gerade auf halbem Wege zwischen der gewöhnlichen Straße nach Diarbekr und der nach Mardin, an einem guten Standpunkte, um die Straße zu beyden Plätzen zu bewachen. Auch andere Lokalvortheile machten El Mazar für diese Tributeinnahme zu einem sehr günstigen Posten und waren die Veranlassung, weßhalb es ein oft besezter und bestrittener Ort war. Der erste dieser Vortheile war eine Quelle guten Wassers, das einen fließenden Bach bildete und zu beyden Seiten einen schönen Wiesengrund bewässerte; den andern gewährte ein hoher und steiler Hügel, der, wenn er künstlich war, wie er nach der Steilheit seines Abhanges und der Regelmäßigkeit seiner Form zu seyn schien, ein Werk von ungeheurer Arbeit gewesen seyn mußte, und den doppelten Zweck eines erhabenen Beobachtungspostens, von welchem man nach allen Seiten die weiteste Aussicht hatte, und eines Sicherheitsplatzes für die Heerden in der Nacht erfüllte, indem er für Reiter völlig unzugänglich war. Das lezte, was diesen Platz empfahl, bestand darin, daß der Zugang zu einer Stelle am Fuße des Hügels sowohl für Pferde als Fußgänger so schwierig war, daß dieselbe nur langsam, Schritt für Schritt, und indem man sich beständig bloßstellte und im Nachtheil befand, erreicht werden konnte. Diese Stelle hatten die Araber für ihre Zeite erwählt, wo sie so sicher waren, wie in der regelmäßigsten Festung. Uns wurde befohlen, uns etwa eine Viertelmeile entfernt, unten auf dem Wiesengrund, zu lagern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die römischen Bettler.

(Fortsezung.)

In die dritte Klasse der Bettler, welche mit den beyden obigen nichts zu thun hat, gehören die Dilettanten. Wie die Liebhaberey nur da zu entstehen pflegt, wo die Kunst oder Wissenschaft dem höchsten Gipfel ihrer Vollendung nahe ist, so hat sich auch der Dilettantismus der Bettler nur in Rom und an keinem andern Orte bis zu dem Grade ausbilden können, weil nirgends die Kunst derselben höher getrieben worden ist als eben in Rom. Sonderbar dabey ist, daß diese Liebhaberey nur vom weiblichen Geschlechte ausgeübt wird. Desto größer ist aber ihre Anzahl: alle Weiber der untern Klasse, d. h. der Handlanger, Fuhrknechte, Winzer- und Gärtnerbursche u. s. w. gehören dazu. Sie haben das Eigene, daß sie nicht aufs Betteln ausgehen, sondern es, vor ihrer Behausung sitzend, oder von der Arbeit aus, nebenbey treiben. Die Gegenden, wo diese Liebhaberey am meisten getrieben wird, sind das Campidoglio, la Bocca della Verità, der Kuhmarkt (Campo Vaccino, das alte Forum Romanum), l'Arco de' Pantani (das alte Forum des Domitian oder Nerva), der Vatikan u. s. w., d. h. alle die Orte Roms, welche ehemals zu den glänzendsten der Stadt gehört haben, jezt aber in Schutt vergraben liegen und nur von der untersten Volksklasse bewohnt werden. Die Leser werden sich wundern, wie diese Liebhaberinnen in solchen einsamen Gegenden ihre Rechnung finden können. Allerdings herrscht hier, wie im übrigen Rom, während acht Monaten im Jahre die morta stagione (die todte Jahreszeit); dagegen sind die übrigen vier, während welcher die Fremden hierher kommen um die Alterthümer zu besehen, desto ergiebiger, besonders auf dem Campidoglio in der Gasse des Tarpäischen Felsens, wo die Fremden gewöhnlich am Längsten verweilen, um ein Stück Tuffstein aus dem Berge zu schlagen und mitzunehmen. Wo sich einer blicken läßt, da stürzen die Weiber auf ihn ein oder lassen ihre Kinder los, und alle schreyen: „Signore, datemi qualche cosa; ho fame.“ Zugleich entsteht, um ihn zum Mitleid zu bewegen, ein Geschnatter, gleich dem, durch welches vor zweytausend Jahren von den Gänsen die Anwesenheit der Gallier angedeutet ward. Gibt er etwas, so ist es gut, gibt er nichts, so ist es auch gut, denn zu den Flüchen der Meister und Bönhasen haben es die Dilettantinnen noch nicht gebracht. Im ersten Falle stürzen die Kinder oder die Mütter über ihn her, küssen ihm die Hände und sagen: „Grazie tante, mio buon Signore!“ Geben sie leer aus, so rächen sie sich auf ihre Weise mit der Ironie, denn diese Weiber haben die Waffen des alten Pasquino geerbt, sind lezlere gleich mit der Zeit ziemlich rostig geworden. So heißt es z. B.: „L'anno prossimo Lei ci darà un mezzo bajocco, non è vero?“ (das nächste Jahr

geben Sie uns einen halben Bajocchо, nicht wahr?) oder wenn der Fremde, wie die Engländer gewöhnlich zu thun pflegen, verächtlich vorübergeht und weder ja noch nein sagt: „Povero Signore, è sordo! Peccato del bel giovine!“ (Der arme Herr, er ist taub. Schade um den hübschen Jungen!)

Zu den Dilettantinnen gehören ferner die Winzergehülfinnen, Erdbeerenpflückerinnen, Olivensammlerinnen, überhaupt alle Weiber, welche als Taglöhnerinnen im Felde, in den Hölzern oder Gärten arbeiten. Läßt sich ein Fremder sehen, so fahren sie, wie am Faden gezogen, alle auf einmal mit den Köpfen in die Höhe, strecken die Hand aus und schreyen wie aus Einer Kehle: „Signore, dateci qualche cosa!“ (Geben Sie uns etwas). Da es in der Regel lauter schöne Weiber sind (denn häßliche sieht man in und um Rom nicht), so gibt der Fremde der einen oder der andern ein Paar Bajocchi. Dann aber hat er Oel in's Feuer gegossen; der ganze Rudel geräth in Aufruhr und wie ein Heckefeuer erschallt es aus Aller Munde: „E a me, e a me.“ (Mir auch, mir auch). Da die Uebrigen natürlich nichts bekommen, so beben die Pasquinaden an, und dauern fort, so lange sie den Fremden mit der Stimme erreichen können. Der klügste Rath ist (den auch die Römer und alle Fremden, welche in Rom einheimisch geworden sind, befolgen), eben so ungerührt vom Mitleide als von der Schönheit vorüber zu gehen und keiner einen Heller zu geben; denn es wäre unnütze Verschwendung, da eine jede dieser Weiber fünfzehn Bajocchi täglich verdient. Eine besondere Virtuosität besitzen die Olivensammlerinnen zu Tivoli in dieser Art von Betteley. Am manierlichsten, oder besser gesagt am süßlichsten, verfahren die Erdbeerenpflückerinnen; die Schönste liest ein Paar der größten Erdbeeren, die sie finden kann, aus, und reicht sie dem Fremden mit den Worten: „Scusi l'ardire di una povera fravolara.“ (Entschuldigen Sie die Kühnheit einer armen Erdbeerenpflückerin). Natürlich, daß er dieß Geschenk nicht ausschlägt, und eben so natürlich, daß er sich dankbar dafür bezeigt. Aber kaum hat die Pflückerin das erhaltene Geschenk in Sicherheit gebracht, was gewöhnlich vorn in den Busen geschieht, so erhalten ihre Gefährtinnen, welche gleich den Wasservögeln, wenn sie einen vorüberschwimmenden Fisch schnappen wollen, mit langen Hälsen aus den Erdbeerbüschen hervorgesehen haben, einen Wink, welcher nach Verhältniß des von dem Fremden erhaltenen Geschenks mehr oder weniger bedeutend ist, und dann beginnen alle, von der ersten bis zur fünfzigsten: „E a me, e a me“ zu schreyen. Dem Fremden bleiben die Erdbeeren vor Aerger im Halse stecken; er murmelt: „Impudenti, impertinenti,“ und erhält dafür eine Ladung von Pasquinaden, ja nicht selten auch von den ausgeschossenen Erdbeeren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

7. Der Rekrut.

Nicht der Kukuk singt im kühlen Forste,
Keine Nachtigall schlägt in dem Garten:
In den Banden sitzt ein wackrer Jüngling
Und vergießet heiße Abschiedsthränen.

Wie gewaltsam sie den Jüngling greifen
Und des Wackern weiße Hände binden!
Wie sie ihm die schnellen Füße fesseln
Und ihn führen nach der fernen Stadt,
Auszuliefern ihn zum Dienst des Kaisers,
Für den Dienst des Kaisers als Soldaten.

Niemand, niemand härmt sich um mich Armen,
Einzig härmt um mich sich nur die Mutter,
Stößt Verwünschungen mein junges Weib;
Mein gedenken auch die schönen Mädchen,
Die Verwandten geben das Geleite:
Wackrer Jüngling diene treu und brav,
Deinen Trotzkopf gib für uns dahin!

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Am 19ten war für unsere Versammlung ein reicher, das lebhafteste Interesse gewährender Tag. Schon am Morgen, bald nach sieben Uhr, waren viele unserer Mitglieder im botanischen Garten. Besonders der Reichthum an Palmenarten, deren Herbeyschaffung der Garten großentheils dem Hofrath von Martius verdankt, ward bewundert. Professor Schulz aus Berlin, dessen bedeutungsvollen Versuche über die Bewegung der Säfte in den Pflanzen bereits allgemeinere öffentliche Theilnahme zu erregen anfangen, zeigte die merkwürdige Strömung „des Lebenssaftes“ unter dem Microscop an den Theilen eines Feigenblattes. Mehrere der anwesenden Naturforscher, welche nun die Weise, wie der Versuch angestellt werden und gelingen muß, selber sahen, werden ihn jetzt weiter und öfter wiederholen, und so wird die merkwürdige Thatsache gewiß bald ins Klare gesetzt werden. Mir erschien die an einem einzelnen Theile des Blattstieles auf und niederwogende Bewegung sehr deutlich und augenfällig.

Zu gleicher Zeit wurde dann auch das in der Nachbarschaft des botanischen Gartens gelegene wohleingerichtete chemische Laboratorium der Akademie, das unter der Leitung des Hofrath Vogel steht, in Augenschein genommen.

Um neun Uhr begann die Sitzung, mit Ablesung des gestern geführten Protokolls und der Namen der anwesenden Naturforscher. Darauf las Professor Hayne aus Berlin eine Abhandlung über die Gattung Hymenäa, und zeigte, daß die zu dieser oder einem sehr nahe verwandten Geschlecht gehörigen Bäume höchst wahrscheinlich in der vorgeschichtlichen Zeit der Erde den Bernstein erzeugt haben. Herr Leopold von Buch warf in der klaren, gedrängten, gehaltvollen Vorlesung über die von ihm in Bayern nachgewiesenen Hippuriten, goldene Aepfel, zum Wettlauf ermunternd, unter die Naturforscher Bayerns. In der Nähe von Reichenhall, am Untersberge, finden sich die von ihm beschriebenen und zum Theil vorgezeigten, großen Ochsenhörnern gleichenden Hippuriten in einem Lager, das eben so zur Kreideformation gehört als die im südlichen

Frankreich, aus denen bisher jene höchst merkwürdigen Versteinerungen gebracht wurden. Durch Peron kennen wir das Thier, das im jetzigen Südmeer die Hippuritengebäuse noch fortwährend baut. Wie die Auster klebt es mit der einen Schaale am Boden fest, deckt sich mit der beweglichen andern. So wie es wächst, legt sich größer und dicker eine Lage nach der ändern auf die festsitzende Unterschaale an. So entsteht die nach unten spitz zulaufende, nach oben Füllhornartig sich erweiternde Gestalt. Das Thier lebt fortwährend in dem oberen, weitesten, hohlen, mit dem Schließdeckel versehenen Raume, hierin dem Thier im Nautilus ähnlich, das auch auf jeder Stufe des Wachsthums aus einer der kleinern Kammern nach der andern sich herauszieht, und nur noch die vorderste größte mit dem sackförmigen Körper erfüllt, um das leergelassene, vielkammrige Gehäuse aber den fleischigen Mantel herumschlägt. Uebrigens gehörte das Thier, das die Hippuriten baute keineswegs zu den Kopffüßlern wie der Nautilus, sondern zu der Abtheilung der Acephalen.

Auch die höchst interessante, fleißige Arbeit des Herrn Professor Jäger aus Stuttgardt führte in die Tiefen der vorgeschichtlichen Natur. Klar und deutlich stellte er aus den von ihm in Würtemberg fossil nachgewiesenen thierischen Ueberresten einige Gattungen vorweltlicher Amphibien auf, merkwürdige Uebergangswesen, zum Theil an das Schnabelthier und an die Cetaceen zugleich gränzend; Thiere, zum Theil wie der jetzige kleinere Höhlensalamander — jene aber von der Größe eines Menschen — in den uralten, später zusammengestürzten Höhlen der vormaligen Kalkgebirge, oder in den abgelegenen Tiefen des Gewässers wohnend. — Der rühmlichst bekannte Botaniker Hoppe aus Regensburg legte, nachdem er Einiges über die Kunst des Pflanzeneinlegens gesprochen, der Versammlung einen wahrhaft bunten, reichen Lustgarten von prachtvoll getrockneten Alpenpflanzen vor Augen. — Herr Obermedicinalrath Koch aus München sprach über die Heilkraft der Verwundungen und erzählte eine, hieher gehörige interessante Krankengeschichte. — Herr Professor Schulz aus Berlin, von dessen Untersuchungen über das Bewegen der Säfte in den Pflanzen ich schon sprach, gab zuletzt noch einen gedrängten, freyen Vortrag über das Geschlecht der Pflanzen. Er bewies, daß allerdings den Pflanzen eine wirkliche Geschlechtsverschiedenheit der Blüthentheile zukomme, und daß der Saame nicht wie Knospe oder Zwiebel ohne alle Nothwendigkeit eine Wechselwirkung der Geschlechtsgegensätze sich bilde, denn sonst müßten sich die Abarten und Varietäten durch den Saamen eben so gut fortpflanzen als durch Pfropfen. Zugleich aber sey es falsch, Ausdrücke, nur auf das Thierreich passend, auch auf die Pflanze anzuwenden, z. B. den Ausdruck Geschlechtstrieb. Die Zusammenwirkung geschehe so ohne Gefühl wie die Verbindung und Auflösung der Stoffe im wachsenden Körper. Zu diesem Vortrag fügten Hr. Hofrath von Martius und Professor Nees aus Tharandt noch einige Worte hinzu.

Am 20ten wurde die trefflich eingerichtete anatomische Sammlung, welche unter Direktion des Hofrath Döllinger steht, von andern aber die mineralogische, von noch andern die zoologische Sammlung besehen. Ich gesellte mich zu den letztern, und erfreute mich namentlich an der brasilianischen Sammlung. In der That, es setzt in Verwunderung, was die vier fleißigen Hände zweyer Männer, Martius und Spix, in so kurzer Zeit sammeln konnten. Man begreift kaum, wo am Tage und bey Nacht die Zeit hergekommen sey, so unglaublich viele Thiere zusammenzubringen und für die Sammlung zuzubereiten. Der Vögel, besonders aus Brasilien, ist eine solche Menge, daß wohl ein deutscher Jäger in zwey Jahren kaum so viele deutsche Vögel sammeln und enthäuten könnte. Freylich sind nicht alle Gegenstände in gleich gutem Zustand nach München gekommen; indeß wird dieß durch die ungemein große Menge ersetzt und entschuldigt.

Die Sitzung begann mit der Berathung über den Ort der nächstjährigen Versammlung und mit der Wahl der Vorstände. Berlin wurde fast einstimmig vorgeschlagen, Alexander von Humboldt zum Präsidenten, Professor Lichtenstein zum Sekretär gewählt. Hierauf brachte es der Geschäftsführer, Hofrath Döllinger, zur Sprache, daß die Statuten der Gesellschaft bey ihrem Entstehen als für fünf Jahre unabänderlich aufgestellt werden seyen, er frage also an, ob man jetzt, im sechsten Jahre, etwas daran ändern wolle? Einige schienen zu wünschen, daß rücksichtlich der langen Vorträge und ihrer Art manches abgeändert werden möge, eine Kommission sey deßhalb zu ernennen, welche die Sache weiter berathe. Nachdem mehrere gegen eine solche Kommission sich erklärt, setzte Oken klar und bündig die Absicht der Gesellschaft auseinander, und wie diese am besten zu erreichen sey. „Ihm scheine es entehrend für einen Verein von freyen Männern, sich durch Gesetze auf das was schicklich sey hinweisen zu lassen. Er halte deßhalb neue Statuten und eine Kommission zur Bestimmung derselben für unnöthig.“ Hierauf wurde noch Vieles hin und her gesprochen, zuletzt aber überwog die Stimmenmehrheit dafür, daß die anfängliche und ursprüngliche Verfassung bleiben könne. Jeder würde wohl selber fühlen, daß diese Versammlung nicht für Lesevorträge oder erste Versuche junger Leute in öffentlichen Vorlesungen bestimmt sey, sondern zum wissenschaftlichen Austausch der Gedanken, Ausgleich von Mißverständnissen, Fragen und Anhören der Beantwortungen, Erörterungen über Ungewisses und eben Entstehendes. — Die Geister lebten wieder auf, als die schon im vorigen Jahre angeregte Berathung über eine neue Bearbeitung des Plinius von Neuem zur Sprache gebracht wurde. Hofrath Thiersch zeigte zuerst, daß vor allem der Grundtext des Plinius aus den noch in Florenz und Paris befindlichen, bisher noch wenig benützten Handschriften kritischer berichtigt werden müsse. Die philologischen Klassen der Akademien von Berlin und München seyen aufzufordern an dieses Werk Hand anzulegen. Durch die Vereinigung der Naturforscher und Philologen könne allein das Unternehmen gelingen. Thiersch wurde ersucht die öffentliche Aufforderung an die Philologen zu übernehmen, sammt der Leitung des Ganzen; mehrere Naturforscher erboten sich ihrerseits das Unternehmen zu unterstützen. Dann wurde abermals, wie schon im vorigen Jahre, von einer Vereinigung der Druckschriften verschiedener deutscher naturhistorischer Gesellschaften mit denen der kaiserlich Leopoldinischen Gesellschaft gesprochen, diese Sache indeß auf weitere mündliche Berathung mit dem eben anwesenden Präsidenten jener Gesellschaft, Nees von Esenbeck, verwiesen.

Vorträge hielten H. v. Meier aus Frankfurt am Main über die Lichterscheinungen an Sonne und Mond, eine reiche Zusammenstellung von Thatsachen, aus welcher hervorgeht, daß alle diese Erscheinungen ihre Entstehung in der Wolkenatmosphäre der Erde haben. Hierauf las Hr. v. Kobell über Analysen des Glimmers, Talks und Chlorits. Dr. Klipstein aus Darmstadt sprach über die merkwürdige säulenförmige Bildung des basaltisirten Sandsteins in den Zerklüftungen des Basalts am Wildenstein im Vogelsberge. Die vulkanische Entstehung des Basalts und eines mit ihm vorkommenden pechsteinartigen Gesteins, seyen da durch die Anschauung klar und deutlich. Nach beendigter Vorlesung zeigt er an dem Gestellsteine der Hochöfen ähnliche säulenförmige Gestaltungen als an seinem basaltisirten Sandstein. Auch Hr. v. Meier zeigte noch ganz treffliche Abbildungen von fossilen Hirnschädeln vor

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 28. September 1827.

Wahrheit suchen wir beyde, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß. —
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß, spiegelt es innen die Welt.

Schiller.

Ueber Malerey und Musik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse.

Zwey Künste, die sich dem Leben so wohlthuend anschließen, wie die Malerey und Musik, und worin schon der bloße Dilettantismus einen so hohen Genuß gewährt, vergleichend zu betrachten, kann für ihre Verehrer nicht ohne Interesse seyn. Einige Bruchstücke zur Aufstellung einer Parallele sollen hier mitgetheilt werden.

Alle bildende Kunst wirkt auf uns durch das Organ der Sinne. Muß aber alles, was durch die Sinne auf uns einwirkt, sich im Raume oder in der Zeit darstellen, so können wir im Allgemeinen die Malerey als eine Kunst des Raums, als eine Darstellung des Schönen im Raum, die Tonkunst als eine in der Zeit und durch Zeitmittel wirkende betrachten. Mit Bezug auf ihre verschiedene Grundlage weisen Arithmetik und Geometrie nicht undeutlich auf das Verhältniß beyder Künste zu einander hin. Hat die Arithmetik zum Gegenstand eine Vielheit und Mannichfaltigkeit von Größen, die nicht im Raum, sondern blos im Verstande miteinander verbunden sind, so ist sie in dieser Hinsicht der Musik verwandt, die durch eine Mannichfaltigkeit von Tongrößen wirkt, die in der Zeit sich folgen und im Gemüthe verknüpft sind. Die Geometrie dagegen, als die Wissenschaft der im Raum dargestellten Größen, zeigt sich darin auf Einer Basis mit der Malerey, daß sie auch durch gewisse im Raum verzeichnete Größen- und Formenverhältnisse, zwar nicht wie jene auf unsern Verstand allein, sondern auch auf das Herz wirkt.

Der Maler stellt uns die Dinge nicht dar, wie sie körperlich an sich sind, sondern wie sie im Licht durch das Organ des Gesichts wahrgenommen werden. Daher gehört zur Auffassung eines Werks der Malerey schon ein stärkerer Akt der Abstraktion; daher entspringt auch die mehr mittelbare Wirkung der Malerey, welche erst nach vorhergegangener Spannung der geistigen Vermögen und nach einer, wenn auch unbewußten Vergleichung des dargestellten Gegenstandes mit der Idee eines klaren Eindrucks auf unser Gemüth möglich ist. Ein Kunstgenuß, den uns die Malerey gewährt, ist stets mehr oder weniger mit einer prüfenden Vergleichung der Theile und des Ganzen, der Idee und der Ausführung verbunden, und daher auch immer mehr oder weniger reflektirend. Und eben in dieser begleitenden Reflexion besteht die große Bedingtheit und Mittelbarkeit ihrer Wirkung. Ganz anders in der Musik. Sie stellt uns nicht in äußern Formen, die ohne einen Abstraktions- und Reflexionsprozeß nicht verstanden werden können, das Schöne dar, sondern sie gibt uns unmittelbare Gefühlsanschauung, sie drückt die Idee unmittelbar aus in Tönen, die den Tiefen der allgemeinen Menschennatur entnommen sind und wie auf einem unbewußten Zidlen der ganzen Schöpfung beruhen. Daher die ungleich allgemeinere, weniger klare, aber tiefere Wirkung der Musik, selbst auf das rohere Gemüth; daher dient sie den höchsten und heiligsten wie den niederen Zwek-

ken der Menſchen mit einer Allgewalt, welche die Werke der Malerey nie ausüben können.

Wie die Religion überall zu den erhabenſten Schöpfungen in der Kunſt begeiſterte, ſo haben außer der Baukunſt und Dichtkunſt auch Malerey und Muſik auf dieſem Gebiete ihre edelſten Früchte getragen. Die religiöſen Geſang- und Bildwerke der älteren Italiener und mehrerer Deutſchen, Raphaels Madonnen und Händels Meſſias zeigen uns die Kunſt von einer höhern als irdiſchen Seite; beyde führen uns in das Heiligthum, doch jede auf eigenthümliche Weiſe. Ein Chriſtusbild, eine Himmelfahrt, eine Verklärung läßt uns die im Fleiſch gegenwärtige Gottheit ahnen, ſie bringt dem betrachtenden innern Auge ein ewiges und ſeliges Seyn zur Anſchauung. Eine religiöſe Hymne. Fuge, ein Halleluja von Händel zeigt uns das Himmliſche nicht im Bilde als einen Gegenſtand reflektirender Erſcheinung, es führt uns den Himmel nicht herab auf die Erde, ſondern verſezt uns unmittelbar hinauf in ſeinen reinen Aether, es reißt uns unwillkürlich in ſeinen Jubel und ſeine Klagen und läßt uns Antheil nehmen an der Qual der Verdammten, wie an der Wonne der Seligen. Der Charakter des erſten Genuſſes iſt Klarheit und Beſonnenheit, der des zweyten Tiefe und Innigkeit. Wenn nun in Betreff des Gebrauchs, der von beyden Künſten für den öffentlichen Kultus gemacht wird, die Werke der Malerey von einem großen Theil der Chriſtenheit als unſtatthaft aus den Tempeln verwieſen worden ſind, ſo erklärt ſich dieß daher, daß hier Darſtellung und Dargeſtelltes, Bild und Gegenſtand als verſchieden, als zweyerley müſſen aufgefaßt und erkannt werden, vom Volk aber identificirt wurden, dagegen bey der Muſik ein ſolcher abgöttiſcher Mißbrauch nicht möglich war, weil ſie ihren ſymboliſchen Charakter durch das völlige Aufgehen der Idee in der Form nie verläugnen kann; daher auch auf den muſikaliſchen Theil des Gottesdienſtes immer mehr Werth gelegt und ſtets größere Sorgfalt verwendet wird.

In beyden Künſten können wir drey Elemente unterſcheiden, die miteinander in Verwandtſchaft ſtehen; dieß iſt Rhythmus, Melodie und Harmonie in der Muſik; Zeichnung, Helldunkel und Kolorit in der Malerey. Der Rhythmus, die mathematiſche Vertheilung des Gleichartigen, der in gewiſſen Abſchnitten den Takt bildet, beſtimmt die Idee des Ganzen, verwandt der Zeichnung in der Malerey, wodurch der allgemeine Charakter ausgedrückt wird. So wie ohne Rhythmus in der Muſik das Mannichfaltige unter keinem Einheitsbegriff zu fixiren wäre und daher Alles chaotiſch verſchwimmen würde, ſo wäre in der Malerey ohne beſtimmte Zeichnung nichts als ein konfuſes Gewirre von geſtaltloſen Maſſen. Die Melodie, das Qualitative des Tons, wie der Rhythmus das Quantitative, iſt, von einem Punkte ausgehend, ihn von allen Seiten umſpannend, auf- und niederwogend, bald fliehend, bald wiederkehrend, der Leib der Muſik, der Ausdruck für das Beſondere, wie der Rhythmus für das Allgemeine. Sie iſt das Helldunkel in der Malerey; denn dieß iſt nichts anders als die Verkörperung der Umriſſe, die Hervorhebung des Nahen, die Zurückſchiebung des Entfernten, und ſomit ganz der Melodie vergleichbar; wie dieſe auf- und niederſteigt, in Höhe und Tiefe ſich bewegt, ſo wird uns durch das Helldunkel Nähe und Ferne ausgedrückt. Im Grunde iſt Beydes Eins: Abweichung zu beyden Seiten von einem gegebenen Mittelpunkt. Die Harmonie endlich, die Coexiſtenz des Verſchiedenen in der Qualität, iſt das Kolorit der Malerey. So wie die Tonkunſt in der Harmonie erſt den ganzen Reichthum ihrer Kraft und ihres Lebens entfaltet, ſo zeigt die Kunſt des Pinſels nur im Kolorit reich belebte Natur und den höchſten Glanz der Wahrheit: der Rhythmus gibt ein Bild in leiſen Umriſſen, die Melodie gibt ihm Licht und Schatten, die Harmonie endlich gibt ihm lebendige Färbung.

Die Araber in Meſopotamien.

(Fortſetzung.)

Kaum war das erſte Zelt aufgeſchlagen, als wir von dreyen der Begleiter ihres Anführers beſucht wurden. Sie ſaßen auf prächtigen Pferden und waren auf das Vollkommenſte wie türkiſche Offiziere gekleidet, ihre Gewänder reich geſtickt, Schwerter, Piſtolen und Handſchars ſo, daß ſelbſt Paſchas darauf ſtolz geweſen wären. Jederman erhob ſich bey ihrem Eintritt, und die Teppiche und Polſter des Hadjie, welche mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt ausgebreitet worden waren, wurden dem vornehmſten der Gäſte angeboten, indeß die beyden andern ſich neben ihm niederließen. Sämmtliche von der Karavane gegenwärtige Perſonen, der Hadjie ſelbſt nicht ausgenommen, nahmen die demüthigſte Stellung an, indem ſie niederknieten und ſich auf ihre Ferſen ſezten, was nur gegen hohe und anerkannte Vorgeſezte beobachtet wird. Dieß iſt eine der ſchwierigſten mahomedaniſchen Stellungen, denn man muß ſich dabey zuerſt auf die Kniee niederlaſſen, darauf die Fußſohlen aufwärts kehren und ſich zulezt auf dieſelben ſo niederſetzen, daß ſie das Gewicht des ganzen Körpers tragen, indeß die Kniee noch immer auf den Boden gedrückt bleiben. Ich nahm anfangs dieſe Stellung mit den Uebrigen an; doch unfähig längere Zeit darin zu verharren, war ich genöthigt aufzuſtehen und das Zelt zu verlaſſen, unter dem Vorwande, daß ich trinken müſſe. Obgleich ich in wenigen Minuten zurückkehrte um meinen Platz wieder einzunehmen, ſo gab doch dieſer einfache Vorfall, da man es für eine ſehr unehrerbietige Freyheit hielt, in Gegenwart eines ſo vornehmen Mannes überhaupt nur aufzuſtehen, Veranlaſſung zu den ernſthafteſten Nachfragen nach einer

Person von so ungebundenen Sitten. Die Antworten auf diese Fragen waren widersprechend. Einige sagten aus, ich sey ein Egypter von Georgischen Eltern, und gehöre zu den Mameluken von Cairo. Diese Meynung war entstanden, weil man wirklich wußte, daß ich aus Egypten kam und das Arabische nach dem Accent dieses Landes aussprach, wo ich es zuerst gelernt hatte, während sie meine weißere Gesichtsfarbe demselben Grunde zuschrieben. Andere sagten, ich sey ein Arzt aus Damaskus und wahrscheinlich in Diensten des Pascha gewesen, da ich einem kleinen Sklaven meines Beschützers Medizin gegeben hatte, worauf er von einem Fieber wieder gesund worden war. Außerdem hatten sie mich viel von der Schönheit von Damaskus reden hören, und dieses für die Anhänglichkeit eines Eingebornen gehalten. Wieder andere behaupteten, ich sey ein Mugrebin oder Araber von Marokko, der mit allen Zaubereyen und Künsten vertraut sey; sie fügten hinzu, daß ich gewiß nach Indien gehe, um verborgene Schätze zu suchen, Minen von Diamanten, Rubinen und Smaragden zu eröffnen, die Perlen aus den Seen zu holen und ganze Wälder von Aloeholz und Zimmt niederzuhauen; denn es sey ihnen noch kein Mensch vorgekommen, der mehr nach allem geforscht, und sie haben bemerkt, wie ich zuweilen in einer unbekannten Schrift in ein kleines Buch geschrieben habe, so daß, da ich selbst eingestehe, ich reise nach Indien, und weder Waare noch anderes Gepäck mit mir führe, ich aus keinem andern als dem genannten Grunde eine so weite Reise hätte unternehmen können. Zuletzt meynten Einige, ich sey ein Mann, dessen wahre Religion Niemand kenne; denn obgleich ich Schutz unter dem Zelte des Hadjie Abdel-Rachman genieße und als seines Gleichen behandelt werde, so sey ich gewiß kein Moslem vom wahren Glauben, indem man bemerkt habe, daß ich bey der Stunde des Gebets mich immer zurückziehe, um mein Gebet im Geheimen zu verrichten, und noch nie mit meinen Reisegefährten öffentlich gebetet habe. Ein Christ sey ich gewiß nicht, denn ich äße Fleisch, Milch und Butter am Dienstag und Freytag, wie an andern Tagen; und ein Jude könne ich auch nicht seyn, weil ich keine Seitenlocken habe und die obern Spitzen meines Bartes nach Art der Türken trage, welches den Israeliten oder Yahudis verboten ist. Da man gesehen hatte, daß ich mich bey jedem Haltungsplatze an einen abgelegenen Ort zu begeben, meinen ganzen Körper mit Wasser zu waschen, auch meine Wäsche oft zu wechseln pflege, daß ich eine ganz unnatürliche Abneigung gegen Ungeziefer und Gewürm habe, die gegen manche Arten bis zum Abscheu steige, so wie, daß ich sorgfältig vermeide, von schmutzigen Leuten berührt zu werden, und des Nachts immer von der Karavane abgesondert schlafe: so schlossen sie, daß ich ein Priester von einer der abgöttischen Nationen sey, deren es, wie sie gehört hatten, viele in Indien gebe, und welche dieselben sonderbaren Abneigungen hätten. Da alles dieses öffentlich von Mitgliedern der Karavane, die sich um unser Zelt versammelt hatten, vor den Ohren des Hadjie selbst gesprochen wurde, so fand dieser, um mich von allen Beschuldigungen zu befreyen, für nöthig zu erklären, daß ich ein Engländer sey, den er unter seinen Schutz genommen habe. Diese Araber hatten nun niemals von einem solchen Volke gehört, doch als sie erfuhren ich sey ein Franji oder Franke, so sagte einer von ihnen: „O, das ist das Volk, das von Ajam kömmt, und ich weiß sie schon auf die Probe zu stellen.“ Hierauf wurde mir auf Verlangen dieses Mannes eine Schaale mit Wasser gebracht und mir befohlen daraus zu trinken, nachdem mir vorher gesagt worden war, die Schaale gehöre einem Juden von der Karavane. Ich trank, wie verlangt, und hierauf erklärte mich der Mann mit lauter Stimme für einen Betrüger, denn die Franji seyen alle Ajami, und ein Ajami würde eher sterben als aus der Schaale eines Yahudi trinken. Ich weiß nicht welche sonderbare Ideenverbindung in dem Hirn dieses Mannes statt haben mochte; doch was er sprach, brachte bey allen die feste Ueberzeugung hervor, daß ich selbst meine Gefährten betrogen habe. Ich wurde dann über das Land der Engländer und über Indien ausgefragt; aber meine Antworten machten die Sache nur noch schlimmer. Da die Mahomedaner die Welt für eine vollkommene, von einem großen Meere umgebene Ebene halten, so fragen sie gewöhnlich wie die Länder in Aufeinanderfolge, *eins nach dem andern*, in den verschiedenen Theilen dieser Ebene liegen, indem sie ihr eigenes in die Nähe des Centrums versetzen. Ich antwortete auf ihre Frage der Wahrheit gemäß, um mir nicht selbst zu widersprechen, was mir leicht hätte geschehen können, wenn ich meine Antworten ihrer einfältigen Theorie hätte anpassen wollen. Ich gab indessen zu, daß die Welt in Osten bey der großen See jenseits China, im Westen im stillen Meer, im Süden im Meer von Yemen und im Norden im Eismeer zu Ende sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Der erste begann mit Anklängen freudiger und trauriger Art; mit der Erinnerung an zwey bedeutende Verstorbene, und mit Betrachtung und Erwägung dessen, was sie geleistet. In dem von Utzschneider und Fraunhoferschen Institut besahen wir die dortigen Arbeiten und Instrumente. Mit Schmerz betrachteten Einige von uns vollendete und nur angefangene Werke des zu früh verstorbenen, trefflichen Fraunhofers, dessen Auge, obgleich es sich in seiner unmittelbaren leiblichen Wirksamkeit für immer geschlossen, dennoch mittelbar noch fortfährt die unermessenen Räume des Fixsternhimmels zu betrachten. Denn Fraunhofers Riesenrefraktor ist es, durch welchen der berühmte Struve in Dorpat in diesem Augenblick eine

gewaltig überraschende Entdeckung nach der andern im Gebiet der Sterne, besonders der Doppelsterne macht, und wodurch er bereits fand, daß unter den Tausenden der genauer verzeichneten Sterne jeder 40ste oder 41ste ein Doppelstern sey. Zwillings und Trillingssonnen, wovon eine um die andere kreiset. Zu einem ähnlichen Riesenrefraktor als jener Dorpater hat Fraunhofer noch die Hauptelemente hinterlassen.

In der Sitzung erinnerte, nach Vorlesung des Protokolls, eine schriftliche Mittheilung des Professor Schweigger in Halle gar sehr an den verstorbenen Seezen. Das Tagebuch desselben, so schrieb uns Schweigger, ist aufgefunden, und wird bald öffentlich bekannt gemacht werden. Sehr interessant war das, was über die Idee und den Plan des verstorbenen Seezen zu Errichtung einer naturwissenschaftlichen Propaganda mitgetheilt wurde. Es hat dieser Plan viel Verwandtes mit dem bekannten, von Schweigger entworfenen.

Eine Mittheilung über den Blutumlauf der Insekten, von dem trefflichen Künstleranatomen Carus in Dresden, schloß sich gut an das an, was der scharfsinnige Gruithuisen früher über diesen Gegenstand bekannt gemacht hatte. Hierauf las Graf C. von Sternberg über fossile Menschenknochen aus der Gegend von Kâstritz. Die Frage, aus welcher Zeit diese Fragmente der alten Bewohner der Erdfläche herstammen, scheint vor der Hand noch schwer zu beantworten. Hr. Oberbergrath Lampadius las über die auflösende Kraft des Schwefelalcohols und seine Anwendung in der Medizin. Merkwürdige Blicke gewährte die Abhandlung des Geheimenraths Hermbstädt aus Berlin auf die gegenseitige Bedeutung und Wechselbeziehung des Broms und der Jodine; das Brom scheint thierischen, die Jodine vegetabilischen Ursprunges, so wie das dritte, in vieler Beziehung ihnen sich anschließende Glied, das Chlor, dem Mineralreich angehört. Geistvoll beleuchtete Hr. Regierungsrath Reitgen aus Gießen die anfänglichen Bildungs- und Entwicklungsstufen des Thierreiches und die hiemit in Beziehung stehenden Entwicklungsperioden der Erdoberfläche, aus dem Zustand, wo sie ganz mit Wasser umhüllt war, bis zu ihrem jetzigen Verhältniß. Hierauf ein schriftlicher, sehr freundlicher Gruß von Professor Frank in Como an die Gesellschaft und Einladung an die einzelnen Mitglieder ihn zu besuchen. Herr Professor Breithaupt von Freyberg erläuterte das rhombische Krystallisationssystem. Herr Professor Textor aus Würzburg theilte Beobachtungen über die Bildung künstlicher Lippen aus der benachbarten Haut mit. Professor Hevne sprach über die Bildung des Zellgewebes der Pflanzen. Auch noch eine Anfrage an die anwesenden Naturforscher geschahe durch den gelehrten Professor Gerhard aus Breslau; dieser legte nämlich der Gesellschaft Pflanzenabbildungen der Alten vor, und bat sich die systematischen Namen dazu aus.

Im englischen Kaffeehaus wies noch Professor Lichtenstein aus Berlin einigen anwesenden Naturforschern sehr interessante Abbildungen naturhistorischer Gegenstände vor.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 20. August.

Die so lange als Glaubensartikel in der französischen Dramatik gelehrten und gepredigten aristotelischen Einheiten wollen nicht mehr Stich halten; von allen Seiten werden Versuche gemacht, diesen Zwangsregeln entgegen zu handeln, und sich durch die Verletzung derselben eine neue Bahn zu brechen. Die klassische Partheu meint, dieß sey eine Entortung der Dramatik und beweise, daß die französische Literatur von ihrer Höhe herabsinke und im Verfall sey, da man durch das Unerhörte und durch bizarre Mittel den Beyfall der Menge erzwingen wolle. Dagegen muntert der Globe noch immer die Schriftsteller auf, die alte baufällige Bahn zu verlassen und sich eine neue Quelle des Vergnügens zu eröffnen, indem die alten Quellen nur noch trübes Wasser gäben. Auf den grossen Theatern wagt man es freylich noch nicht, die ehrwürdigen Regeln ganz umzustoßen, denn im Parterre sitzen strenge Kunstrichter, welche in der Furcht der Einheitsregel erzogen worden sind, und sich strenge an das Glaubensbekenntniß des Corneille und des Racine halten. Nicht als ob nicht auch von Zeit zu Zeit einige Versuche sogar auf dem Théâtre français gemacht würden, etwas Neues hervorzubringen, wovon Picards letztes Lustspiel: die drey Stadtreviere, und Melv-Janins Ludwig XI. Beyspiele lieferten; allein dieß sind doch furchtsame Versuche in Vergleich mit denjenigen, welche auf den kleinern Theatern und besonders auf den Boulevardsbühnen gemacht werden; hier geht man kühner und freymüthiger zu Werke. Es ist dort ein Schriftsteller, Victor Ducange, der „dreyßig Jahre eines Spielers" in einem Melodram auf der Bühne der Porte St. Martin zusammengedrängt hat; wer hat je solch einen Frevel auf der französischen Bühne erlebt, die nur vier und zwanzig Stunden zu den dramatischen Handlungen verstattet? Sind wir denn dazu verurtheilt, rufen die alten Stockdramaturgen aus, die Zeiten Shakespears wieder kommen zu sehen! Dreyßig Jahre in einem einzigen Stücke geschildert; wer hätte sich solchen Unsinn träumen lassen! Und indeß die Leute so über den Verfall der dramatischen Kunst seufzen, drängt sich der große Haufe, der sich wenig um Aristoteles und Corneille, aber desto mehr um eine angenehme Unterhaltung bekümmert, ungestüm herzu, und bereits sind diese dreyßig Spielerjahre über fünfzig Mal dargestellt worden. Freylich hat der Dichter in den drey Aufzügen dieses Stücks eine Menge schwarzer grausender Thaten zusammengedrängt, wozu ihm Werners 24ster Februar als Vorbild gedient haben soll. Im ersten Aufzuge folgt auf die Hochzeit des Spielers sein unglückliches Spiel, das Verschwinden seiner Habe, endlich das Elend seiner Familie; im letzten Aufzuge befindet er sich mit seiner Frau im Auslande, wo er eine armselige Hütte bewohnt und einen Wanderer ausplündert, um seiner Familie Brod zu verschaffen. Ein Spielgefährte trifft ihn hier an; dieser geht mit einem Plane um, die Spielbanken im Lande zu sprengen; allein dazu gehört eine bedeutende Summe; ein junger Reisender nimmt den Spieler zum Wegweiser, der Spielgefährte meint, wenn man diesen jungen Reisenden umbrächte, so bekäme man das zum Sprengen der Banken nöthige Geld. Der Spieler willigt ein, der Reisende wird von dem Spielgefährten umgebracht, aus dem Nachlasse ergibt sich, daß es des Spielers Sohn war. Man hat dem Dichter vorgeworfen, er habe vielmehr das Leben und Ende eines Bösewichts als dasjenige eines Spielers dargestellt; allein hat man in Paris nicht Beyspiele genug, daß aus Spielern Bösewichte geworden sind? Ist neulich nicht ein junger Mensch hingerichtet worden, der seinen Freund, einen Weinhändler, mit einem Pistolenschusse ermordet und ihn seines Geldes beraubt, weil ihn die Spielwuth zum Bettler gemacht hatte? Die Farben des dramatischen Gemäldes des Victor Ducange sind freylich stark und grell aufgetragen, und es gehören feste Nerven dazu, um ein so scheußliches Spielerleben vom Anfange bis zu Ende anzuschauen und anzuhören; allein ich meyne ein solches Gemälde kann mehr Nutzen stiften als zwanzig andere Melodramen und sonstige fürs Volk gefertigte Schauspiele, denn hier sieht es die gräßlichen Folgen einer unglückseligen Leidenschaft auf eine Art dargestellt, die es nicht so bald wird vergessen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. September 1827.

Der Häuptling rollt die dunkeln Augen,
Gleich einer Schlange, die das Wild erspäht,
Dann ruft er, und die Höhle scheint zu zittern
Vor seiner Stimme grauenvollem Klang,
Er ruft: ihr alle seyd dem Schwert verfallen.

Douglas.

Die Araber in Mesopotamien.

(Fortsetzung.)

Ueber Völker mit Hundeköpfen, Weiber, die an den Bäumen wachsen und abfallen, wenn sie zur Heirath reif sind, über vierzig Ellen hohe Männer und andere gleich unsinnige Gegenstände des im Osten herrschenden Volksglaubens wurde hierauf genaue Nachfrage gethan, und da meine Antworten darauf noch weniger befriedigend waren, als auf die früheren Fragen, so wurde die Meynung, daß ich ein Betrüger sey, vollkommen befestigt, besonders da unglücklicherweise einer erwähnte, ich sey bereits zu Beer als ein Janitscharen-Häuptling, der ein Verbrechen begangen habe, aufgehalten worden, und dieß sey der Grund meiner Flucht von Aleppo. Während dieses unter dem Zelte vorging, war die Scene außerhalb von anderer Art. Die zwey Reiter, denen wir zuerst begegnet, waren beschäftigt, alle Güter und das Gepäck der Karavane nach den verschiedenen Besitzern derselben zu ordnen, wobey sie christliches Eigenthum von dem der Moslems schieden, und die zur Erhebung ihres Tributes nothwendigen Vorbereitungen machten. Es wurde dann ein Papier gebracht, welches ein schriftliches Verzeichniß enthielt, das auf Befehl jener Araber von einem aus unserer Gesellschaft aufgesetzt worden war, und von diesem selbst dem Häuptling vorgelesen wurde; denn weder er, noch irgend einer seiner Begleiter schien lesen oder schreiben zu können. Während Alles demüthig um ihn her knieete, legte sich dieser Anführer verächtlich auf den Teppich nieder, der auf dem Boden ausgebreitet war, und reckte gelegentlich die Beine in die Luft. Es war weder der Ausdruck der Müdigkeit, noch die rohe Sorglosigkeit des Ungebildeten, sondern ein barbarisches Bewußtseyn der Würde, welches sich blos durch Verachtung gegen die ihn Umgebenden äußert. Gerade in diesem Augenblick legte der Hadjie mit eigenen Händen und in der Stellung der größten Unterwürfigkeit ein Kästchen mit Geschenken vor ihm nieder; es enthielt einen reichen Caschimirshawl, weiblichen Schmuck, eine Ambraspitze für eine türkische Pfeife und andere Gegenstände, von wenigstens fünfzehnhundert Piaster Werth. Der rohe Despot sah darüber hin mit derselben gleichgültigen Miene, die er von Anfang an gezeigt hatte, und würdigte sie weder eines Lobes, noch schien er damit zufrieden zu seyn. Nachdem ihm das Verzeichniß unserer Güter vorgelesen worden war, ließ er jedem Namen eine gewisse Summe beysetzen, die, nach der Art zu urtheilen wie er sie bestimmte, ganz willkührlich war. Den Eigenthümern der Waaren wurde hierauf von jeder Kameelladung ein Tribut von zwanzig Piastern, von jeder Pferd- oder Maulthierladung von fünfzehn und von jedem Esel von zehn Piastern auferlegt. Der Führer der Karavane sollte hundert Piaster zahlen, die er nach Belieben von derselben erheben konnte; die Kaufleute tausend spanische Thaler in Gemeinschaft; die Mokhöddesy oder Pilgrimme von Jerusalem 1500 Piaster, welches eine noch härtere Auflage war als die vorhergehende. Ich wurde

zur Entrichtung von 1000 Piaſtern verurtheilt, und würde 5000 haben zahlen müſſen, wenn ich nicht unter dem Schutze des Hadſie Abd-el-Rachman geſtanden hätte, der durch ſeine Geſchenke die an ihn gerichteten Forderungen gemildert hatte. Die von den Waaren verlangten Abgaben wurden augenblicklich bewilligt, doch die andern Forderungen waren nicht ſo leicht zu erlangen, indem ſie nicht allein übermäßig waren, ſondern die genannten Perſonen ſich wirklich ganz außer Stande befanden, ſie zu erfüllen. Der Führer der Karavane verringerte die an ihn gemachte auf 500 Piaſter, wovon er die eine Hälfte ſelbſt bezahlte, die andere durch Subſkription auftrieb. Die Kaufleute bewilligten 2000 Piaſter, welche Summe von zehn der begütertſten unter ihnen bezahlt wurde, und die Pilger konnten kaum 500 zuſammen bringen, obgleich ſie faſt zwey Drittel der Karavane bildeten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die römiſchen Bettler.

(Fortſetzung.)

Die Winzergehülfinnen ſind die ſchmutzigſten unter allen Dilettantinnen, von außen und von innen, und ihr Talent ſich ungleich, wie die beyden Epochen im Jahre, wo ſie arbeiten. Im Frühjahre, wenn ſie gäten und beſchneiden, ſind ſie kurz angebunden, weil der Winzer, dem kein Maaß zu Gebote ſteht ihre Arbeit zu meſſen, von nah und fern ein um ſo wachſameres Auge auf ſie hat, als ihn noch kein Rebenblatt daran verhindert. Daher ſpricht die nächſte die beſte ohne von der Arbeit aufzuſehen und höchſt mürriſch den Fremden folgendermaſſen an: „Dateci qualche coss.“ Geſchieht es, ſo levert ſie mürriſch das gewöhnliche: „Mille grazie.“ Eben ſo mürriſch beginnen alsdann die übrigen Weiber ihr: „E a me, e a me!“ Anders begibt ſich die Scene während der Weinleſe, wo ſich die Fremden, beſonders die Nordeuropäer, denen dieſes Schauſpiel neu iſt, haufenweiſe in die Weinberge begeben. Wer ſich dann einen Begriff von den alten Bacchantinnen machen will, dem bietet ſich hier die beſte Gelegenheit dazu dar. Die Mädchen, denen der Wein zu Kopfe geſtiegen iſt, ſind jezt eben ſo ausgelaſſen, als ſie im Frühjahre übel gelaunt waren. Sobald ihnen ein Fremder zu Geſicht kömmt, mit dem ſichs der Mühe zu verlohnen ſcheint, laſſen ſie augenblicklich von der Arbeit ab; einige ſuchen die beſten Trauben aus und thun ſie in einen Korb, andere ſchmücken ſich mit Kränzen und Guirlanden von Weinlaub, welche, während der Frühſtücksſtunde verfertigt, in großen Haufen bereit liegen, und ein dritter Theil fängt an die Tamburine zu ſchlagen. Die Geſichter ſind dergeſtalt roth und ſchwarz gebrannt, daß das künſtliche Anſtreichen überflüſſig wird. In dieſem Aufzuge ſtürzen ſie wie wahrhafte Mänaden, tanzend, ſpielend und ſingend dem Fremden entgegen, überreichen ihm die Weintrauben, ſetzen ihm den Kranz auf und umwinden ihn mit den Guirlanden. Iſt der Fremde ein Engländer, ſo kömmt ihm die Sache wunderlich vor, und beſchmutzen ihm die Mädchen das Antlitz oder wohl gar den Buſenſtreif, ſo fängt er an zu boren. Trifft aber dieß Schickſal einen sentimental traveller, deren es noch hin und wieder unter der genannten Nation gibt, ſo wird er gerührt, ſezt ſich ins Gras und ſpeiſt die Weintrauben, wobey ihm die Freudenthränen aus den Augen und der Rebenſaft vom Munde fließen. Beym Weggehen greift er in die Taſche und gibt den Mädchen einen Groſchen (fünf Bajocchi). Dieſe plötzlich ſo nüchtern werdend, als hätten ſie nie Wein geſehen, laſſen das kleine Silberſtückchen aus einer Hand in die andere tanzen, ſchnellen es ſich mit den Fingern zu und heben es, wenn es zur Erde gefallen, mit einer Haſt auf, als wäre es ein koſtbarer Edelſtein. Zugleich beginnen die Paſquinaden; die Eine ſagt: „Non vogliam, che si privo.“ (Sie ſollen ſich nicht berauben), die Andere: „Se ne avesse bisogno per il suo pranzo“ (wenn Sie es nicht zum Mittageſſen brauchen) u. ſ. w. Der moderne Sterne thut, als ob er dieß nicht verſtehe, ja will ſich wohl gar im Weggeben noch einige Freyheiten erlauben. Dann aber erhält er einen Fauſtſchlag, daß ihm der Arm erlahmt, und an die Stelle der Paſquinaden treten die oben erwähnten ausdrucksvolleren Redensarten: „Muori d'accidente, cane maledetto, brutto vassallo,“ u. ſ. w.

Die Waizenverleſerinnen habe ich bis zulezt gelaſſen, weil ſie unter allen Bettelbilettantinnen das meiſte Ehrgefühl beſitzen und ſich nicht, wie wohl der übrige Dilettantismus, beſonders der muſikaliſche zu thun pflegt, bis zur Unverſchämtheit aufdringen. Dieſe Mädchen ſind überhaupt eine auffallende Erſcheinung in Rom. Hier wird der Waizen, der gereinigt werden ſoll, im eigentlichen Verſtande verleſen, wie Reis, Bohnen, Erbſen u. ſ. w., ehe man dieſe in den Topf thut. Ob man ſo mit allem zu verbrauchenden Waizen, oder nur mit dem, welcher zur Saat dienen ſoll, verfähret, weiß ich nicht, gehört auch nicht hierher. Man denke ſich einen Haufen Mädchen, ſo viel die Scheune faſſen kann, eine neben der andern ſitzen und, mit großen Mulden auf dem Schooße, den Waizen verleſen. Da dieſe Arbeit weder die Kleider beſchmuzt, noch ſie abnuzt, ſo ſind alle ſehr reinlich, ſelbſt elegant gekleidet. Vielleicht iſt es der äußern Reinlichkeit dieſer Mädchen zuzuſchreiben, daß ſie mehr als die übrigen ihres Standes von dem moraliſchen Schmutze frey ſind, deſſen dieſe Schilderung bisher gedacht hat, oder daß ſie ihn wenigſtens weniger offen zur Schau tragen. Sehen wir jezt wie das zugeht. Sobald ein Fremder, von der Neuheit des Schauſpiels angezogen, vor einer ſolchen Scheune ſtehen bleibt und das Rudel junger, blühender, bizarr-ge-

tional, aber höchſt elegant gekleideter Mädchen erblickt, ſo werfen ſich dieſe in die Bruſt, die einzige Koketterie, welche die Römerin kennt. Kein Auge wird auf den Fremden geworfen, keine Miene verzogen; man thut, als ob er nicht da wäre. Aber zufällig macht eine die andere darauf aufmerkſam, daß ihr Schuhband zerriſſen, die Frange am Carracau abgenutzt, ihr Haarkamm zerbrochen, oder daß ſonſt ein anderes unbedeutendes Stück ihres Anzugs ſchadhaft geworden iſt. Dann erwiedert letztere: „Hai ragione, cara mia! Ma ho una madre e tre sorelle in letto, e per me non posso spendere nemeno un mezzo bajocco.“ (Haſt Recht, Liebe! Aber ich habe eine Mutter und drey Schweſterchen im Bett und für mich kann ich keinen halben Bajocco ausgeben). Dabey thut ſie, mit der Schürze über die Augen fahrend, als ob ſie weine. Gleich darauf aber ſagt ſie, ihrerſeits die Erinnernde in Augenſchein nehmend, ziemlich beruhigt: „Ma poverella, tu stessa sei malmenata assai,“ (aber auch du biſt ziemlich übel zugerichtet) und macht ſie dabey auf ihre Schuhe, an welchen ſich die Sohle aufgetrennt, oder auf den Beſatz ihres Rockes, welcher losgegangen, aufmerkſam. Dann gibt die Erinnerte ungefähr die nämliche Antwort, nur variirt ſie dabey, indem es nicht gerade eine kranke Mutter und drey kranke Schweſtern, ſondern ein Vater und drey Brüder ſind, welche für drey Jahre auf der Galeere ſitzen, weil ſie in Folge eines Streits um ein umgeworfenes Glas Wein einen erſtochen und zwey andere tödtlich verwundet haben. Nun folgt eine dritte, vierte, fünfte u. ſ. w., welche ſämmtlich eine am Anzuge der andern Mängel entdekken und dafür mit der Kundmachung der gegenſeitigen häuslichen und ökonomiſchen Preßhaftigkeit beſchenkt werden. Dem Fremden ſind unter der Zeit vor Erſtaunen über ſo viel Unwurd, häusliches Unglück und Arbeitſamkeit die Augen übergegangen, er hat ſich der Betrachtung nicht erwehren können, daß ein jedes dieſer Mädchen wohl mehr als einmal in ihrem Leben eine Lilla geweſen ſeyn und mit ihrer Schönheit und Tugend dieſem oder jenem Prinzen den Kopf verwirrt haben mag. Gerührt greift er in die Taſche, zieht einen Papetto *) hervor und wirft ihn einer der Verleſerinnen in die Mulde. Dieſe, jetzt thuend, als ob ſie den Fremden vorher noch nicht bemerkt habe, ſchreyt laut auf vor Freude: „Un Milliono di grazie, mio caro, mio buon Monsiù!“ Dann beginnt ſie ihre Geſpielinnen im Kreiſe herum zu zählen, und je höher ſie in der Zahl kömmt, dieſe deſto markirter auszuſprechen. Angenommen, es ſeyen ihrer zwanzig, ſo ſagt ſie mit karikirter Zufriedenheit: „Un bajocco per chiaschedun,“ (ein Bajocchо für jede) und die übrigen wiederholen im Chore: „Un bajocco per chiaschedun!“ Das klingt dem Fremden, wenn er ein Deutſcher iſt und Gemüth hat, ſehr ärmlich; „nur Ein Bajocchо auf jede Lilla!“ murmelt er durch die Zähne, und flugs fährt ſeine Hand von Neuem in die Taſche, um einen zweyten Papetto hervor zu holen und ihn der Verleſerin zuzuwerfen. Dieſe läßt vor gerechtem Erſtaunen die Mulde vom Schooße fallen und ruft in noch frendigerem Tone aus: „Due bajocchi per chiaschedun! O che fortuna!“ Das klingt ihm immer noch armſelig; er fährt noch haſtiger in die Taſche, um ihr einen dritten Papetto zuzuwerfen. Jetzt entſteht ein allgemeiner Aufſtand, bey welchem klappernd und praſſelnd ſämmtliche Mulden zu Boden fallen; die Chorführerin ruft: „Tre bajocchi per chiaschedun,“ und der Chor wiederholt: „Tre bajocchi per chiaschedun!“ Jetzt, wo die Mädchen ſämmtlich ſtehen, und er ſie alſo um ſo beſſer in Augenſchein nehmen kann, geht ihm ein Licht auf, ſtatt der Dankbarkeit ſieht er aus Aller Mienen die Ironie durchſchimmern. Er geht fort, bereut jedoch die ſechs Paoli nicht, weil ſie ihm die Lehre eingeſchärft haben, daß man nicht allein liebevoll wie die Tauben, ſondern auch klug wie die Schlangen ſeyn müſſe. Die Mädchen ſtellen ſich alle zwanzig vor die Scheune und rufen ihm nach: „A rivedere domani, Monsiù!“ (Auf Wiederſehen, morgen). So viel von den Bettlerdilettantinnen und den öffentlichen Gaſſendeklerinnen überhaupt.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Zwanzig Bajocchi.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

Die Werkſtätte der beyden Brüder Wichmann, Profeſſoren der Bildhauerkunſt, iſt in dieſen Tagen fleißig beſucht worden. Zuerſt hatte der ältere Bruder die Marmorſtatue J. K. M. der Kaiſerin von Rußland ausgeſtellt, die er im Auftrage Sr. Majeſtät des Königs gearbeitet hat. Seit Rauchs vollendetem Marmorbilde der Königin Louiſe iſt in Berlin keine Marmorſtatue von gleichem Werthe gearbeitet worden, und wir können ſie an Zartheit und Vollendung dem beſten, was aus Canovas Werkſtätte hervorging, an die Seite ſtellen; in Rückſicht auf Wahrheit und Natur hat Canova dergleichen nie geſchaffen. Unſer Künſtler wurde freylich bey ſeiner Arbeit durch das ſchönſte Vorbild unterſtützt; es bedurften weder die edlen, liebevollen Züge des Geſichtes, noch die vollendeten Formen des Körpers der idealen Verredelung und künſtleriſchen Verklärung, hier genügte das treue Wiedergeben der Natur. Obwohl dieſe ein Unerreichbares blieb, ſo hat doch der Künſtler Großes geleiſtet. Auf einem antiken Lehnſeſſel ſitzt die Kaiſerin in einer Tunika, die über den Schultern zuſammengeheftet iſt, ſo daß die Arme blos erſcheinen und ihre weiche Fülle nicht verbergen. In der einen Hand hält ſie ein Medaillon mit den Bildniſſen ihrer erlauchten Eltern, die andere ruht auf dem Schoos, über welchem ein Gewand von ſchwererem Stoffe liegt. Nicht nur das, mit einem vollen Blumenkranze reichgeſchmückte jugendliche Haupt, die ganze Geſtalt reißt uns durch den Zauber der Schönheit und Vollendung. — Die günſtigen Berichte, welche über dieſe Arbeit an Se. M. den Kaiſer von Rußland gelangten, haben ihn veranlaßt, Hrn. Wichmann ebenfalls die Ausführung dieſer Statue in Marmor aufzutragen. — In der Werkſtätte des jüngeren Bruders haben in neueſter Zeit vermuthlich drey Büſten und eine Gruppe großen

Beyfall gefunden; es ist erstens die Büste Theodor Körners, welche der König von Baiern zur Errichtung eines Denkmals für diesen jugendlichen Heldensänger bestellt hat, und die dem Künstler, obwohl er nur ein Bild und eine Profilzeichnung von der Familie bekommen konnte, vortrefflich gelungen ist. Die zweyte Büste ist die des Professors Hegel, von dessen zahlreichen Freunden und Schülern bestellt, und so tief und sprechend aufgefaßt, daß sie ein würdiges Nebenbild zu Goethes Büste von Rauch ist. Eine dritte Büste aber war es vornehmlich, welche das Publikum zu Fuß und in fürstlichen Carossen zur Werkstätte Wichmanns führte, die Büste der berühmten und vielgefeyerten Dem. Sonntag. Viele Maler, Kupferstecher und Steindrucker hatten sich an diesem beweglichen, allerliebst schelmischen Köpfchen versucht, allein nicht Einem war es gelungen auch nur eine entfernte Aehnlichkeit zu treffen. Hr. L. Wichmann aber ist so glücklich gewesen uns ein Bild von ihr zu geben, was sie selbst und zwar ihr schöneres Selbst ist. In welcher Verehrung Dem. Sonntag hier steht, kann man daraus abnehmen, daß schon fünf Büsten in Marmor, jede zu 100 Dukaten, von diesem Köpfchen bestellt sind; außerdem einige Zwanzig in Gyps, die für zwey Friedrichsd'or geliefert werden. — Die Gruppe, mit deren Ausführung in Marmor der Künstler von dem Könige beauftragt worden ist, stellt Amor dar, wie er Psyche bekränzt. Wir sahen diese Gruppe bereits auf der Ausstellung in Gyps, wo sie sich vor allen andern den Preis gewann.

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

(Beschluß.)

Den 22sten. Unsere Versammlung ist nun geschlossen, und nur die Erwartung des herrlichen morgenden Tages, an dem wir das Größte, das Beste, das München in sich hegt, sehen, uns ihm nähern dürfen, hält Viele von uns auch für morgen noch hier zurück.

In vieler Hinsicht läßt sich unsere Versammlung mit einer Art von Messe oder Jahrmarkt vergleichen; wenn auch die Waaren meist nur geistiger nicht leiblicher Art sind, so wird doch mit ihnen ein eben so lebhafter und ähnlicher Wechselverkehr und Tausch getrieben, wie mit den gewöhnlichen Waaren auf einem Jahrmarkt. Möge ein Jeder recht solide Waaren eingetauscht und gegeben haben, und der gegenseitige Kredit steigen! Morgen wird uns doch noch das schönste Kleinod in die Erinnerung gegeben.

In den Frühstunden vor der heutigen Sitzung hatten sich die Meisten von uns noch einmal in die hiesigen Sammlungen zerstreut. In der Sitzung selbst wurde vom Geschäftsführer, Hofrath Döllinger, angefragt: ob die anwesenden Mitglieder, da so viele von ihnen noch etwas vortragen möchten, vielleicht noch für eine Sitzung am nächsten Montag stimmten. Da aber die meisten Fremden bis zum Montag die Stadt verlassen wollen, ward beschlossen, mit der heutigen Sitzung die dießmalige Versammlung zu beenden. Die verlesenen, so wie die nicht zum öffentlichen Vortrag kommenden Abhandlungen, sollen in der Isis mitgetheilt werden. Ein Werk von Greiner, betitelt der Arzt im Menschen, oder die Heilkraft in der Natur, der Gesellschaft zugeeignet, wurde zur Ansicht herumgereicht, eben so ein vielversprechender Probebogen von Friedlebens Oryktographie von Sachsen. Herr Professer Kretschmar aus Frankfurt theilte Ideen zu einem ornithologischen Verein mit, dessen Zweck es sey, die tauglichsten Kennzeichen zur Bestimmung der Familien, Gattungen und Arten der Vögel aufzustellen und anzuordnen. Derselbe verlas eine Abhandlung des Hrn. Oberlieutenant von Heyden in Frankfurt am Main, über die, einem Kreislauf gleichende Bewegung in den Fangarmen der Plumatella cristata (des Federkammpolypen) wobey Professor Gruithuisen aus München und Professor Schulz aus Berlin noch einiges hinzufügten. Hr. Professor Gieseler aus Breslau sprach über den Ursprung des Kelaits (des ächten mineralischen Türkis). Darauf Dr. Zeppert über die Einwirkung der Quecksilberdünste auf die Pflanzen und ihre einzelnen Theile; Professor Schneider aus Breslau über die Fortsetzung der Nervenhaut im Auge bis zur Hinterseite der Krystallinse. Dr. Schnurrer gab einige geniale Züge über die geographische Austheilung der Krankheiten über den Erdboden; Geheimerhofrath Harles aus Bonn sprach über die in unserem Jahrzehend wieder vorherrschender gewordene gastrisch nervöse Konstitution der Fieber; Professor Schübler aus Tübingen zeigte zusammengebäufte Krystalle von kohlensaurem Kalk unter dem Microscop vor, die sich in den Säften einer Wasserpflanze finden, und deutete zugleich auf die diesem ähnliche Ausscheidung des kohlensauren Kalkes aus den Korallenthieren hin. Hofrath Martius aus München entwickelte sehr klar die spiralförmig fortschreitende Ordnung, in welcher an den Pflanzen die einzelnen Theile hervortreten. Hofrath Rösch aus Bonn sprach über den Einfluß der Naturgeschichte auf die Heilkunde; Hofrath Vogel über die Flamme des Weingeistes; Dr. Heusler über die Entstehung des Nervensystems; Professor Zenneck aus Hohenheim bey Stuttgardt über Sternschnuppen. Dann noch Dankesagungsreden.

Während der Sitzung war eine feyerliche Einladung an alle noch anwesenden fremden, so wie an die einheimischen Mitglieder zu königlichen Tafel für den morgenden Tag erfolgt. So schloß die Versammlung schön und freudig.

Den 23sten ist denn der Beschluß unsers dießmaligen Zusammenkommens noch mit einem Festtag gemacht worden, hoch und unvergeßlich für Alle, die ihn mit uns gefeyert haben. Wir folgten der königlichen Einladung, speisten, hundert und siebenzehn anwesende Aerzte und Naturforscher, in der Residenz, mit uns Sr. Excellenz Hr. Minister Graf von Armansperg, der Hofmarschall Baron von Gumpenberg und Hr. Ministerialrath von Schenk. Als aber nach aufgehobener Tafel Se. Majestät der König hereintrat unter die Menge, und fast mit jedem der Anwesenden ein huldvolles Wort sprach, da wurde es etlichen unter uns weich ums Herz, und die Thränen der Liebe und Freude traten in die Augen. Es gibt unter dem Himmel, in unserer sichtbaren Natur, wohl manches Ding, das schön und gewaltig ist, und das Menschenherz erhebt und erfreut. Aber einen schöneren, herzerhebenderen Anblick giebt es doch nicht unter der Sonne als den des geistigen, aus allen Mienen und Worten sprechenden Adels eines Königes, dessen Herz voll wahrhaften Wohlwollens und voll Milde, dessen Geist dabey hell und klar und hochgebildet ist. Ja — Gott segne diesen König!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 228:
Treue. Reue.

Räthsel,
zum Theil nach Logau.

Wer ist der Gast? Er dringt durch freches Plagen.
Sein frommer Wirth soll aus dem Haus ihn jagen.
Und thut ers nicht, führt jener fort zu keifen.
Bis beyde muß ein Untergang ergreifen.

.v.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Oktober 1827.

Wer da kennt des Himmels Kreise,
Wer da mißt den Zug der Sterne,
Gönne mir, nach meiner Weise
Aufzuschau'n zur lichten Ferne.

E. Grüneisen.

Tag und Nacht.

Einst eilt' ich dürstend nach den Höhen,
Zu trinken aus der Sonne Licht;
Doch sie entweicht, sie kann nicht stehen,
Sie sinkt, erblaßt, ihr Auge bricht.
Stumm senkt der Adler sein Gefieder,
Und alle Fische tauchen nieder.

Die strenge Nacht mit ihren feuchten,
Beschwerten Schwingen zieht empor.
Doch sieh! mit silberhellen Leuchten
Kommt eine Pilgerschaar hervor,
Auf einem feur'gen Stab gestützet,
Der weit durch alle Lande blitzet.

Es fliegt das heil'ge Kreuz als Fahne,
Von Weihrauch dampft der Schaale Rand,
Der Steurer strebt auf leichtem Kahne,
Doch weiß man nicht, nach welchem Land,
Und zielend nach der Feinde Schaaren
Wahrt sie der Riese vor Gefahren.

Wenn sie nun lange umgezogen,
Nach Westen kehrend ihren Lauf,
Schwingt sich in Osten aus den Wogen
Der Sonne goldnes Bild herauf,
Es hebt die Blume sich nach oben,
Es lacht die Flut, von Glanz umwoben.

Und die erbleichten Schatten wenden
Und stürzen zitternd sich ins Meer,
Und seine Fackeln aus den Händen
Wirft das entzückte Pilgerheer:
Kein Blick kann sie am Himmel finden,
Bis sie die Fackeln wieder zünden.

L. Bauer.

Die römischen Bettler.

(Beschluß.)

Außer den Gassenbettlern gibt es noch die Hausbettler, deren Anzahl aber bey weitem geringer ist. Ich weiß nicht, wie ich den Grund davon angeben soll, ohne der betheiligten Partey (ich meyne hiermit die Geber) zu nahe zu treten. Schon oben haben wir gesehen, daß die Römer aus religiösem Pflichtgefühle mildthätiger sind als viele andere Nationen, ja als es oft ihre eigenen Umstände erlauben. Man denke sich einen armen Teufel, der täglich fünfzehn oder zwanzig Bajocchi verdient, und davon nicht allein eine zahlreiche Familie ernähren, sondern auch, will er sonst nicht von seinen etwaigen Bekannten, welche ihm auf der Straße begegnen, des Mangels an Christenliebe (carità) beschuldigt werden, noch obenein den fünften oder sechsten Theil an Leute, welche reicher sind, besser leben und weniger arbeiten als er, abgeben muß. Wer wird es ihm verargen, daß er sich dieser drückenden Pflicht zu entledigen sucht, so oft er es thun kann ohne sich bloßzustellen? So kömmt es, daß er dem Bettler auf der Straße ein Almosen gibt, denjenigen aber, der bis in seine vier

Wände dringt, mit der bekannten Phrase: „Non c'è niente" (Hier ist nichts) abweist. Eigentliche Hausbettler gibt es daher nicht, sondern nur Kaffee- und Speisehausbettler. Die Kaffee- und Speisehäuser sind öffentliche Orte, wo Niemand allein ist, sondern sich immer zahlreiche Gesellschaft findet, man also von andern gesehen und beurtheilt werden kann. Diese Distinktion wissen die Bettler wohl zu machen und solche öffentlichen Häuser recht gut von den Privathäusern zu unterscheiden. Ihnen den Eingang zu verweigern, wagt kein Kaffee- oder Speisewirth, aus derselben Furcht, welche ich oben angeführt habe. Indessen ist demunerachtet die Mildthätigkeit hier geringer als auf offener Gasse; denn der Angesprochene gibt nur dann, wenn eine oder die andere Person zugegen ist, welche anzusprechen er wohl selbst einmal in den Fall kommen kann und in deren Augen für mildthätig zu gelten ihm wünschenswerth seyn muß, z. B. einer, der ihn protegiren oder empfehlen kann, besonders aber der Pfarrer (Curato) der Gemeinde, auf dessen gute Meynung aus tausend Gründen sehr viel gehalten wird. In allen übrigen Fällen erhält der Bettler „Non c'è niente" zur Antwort. Hat er daran noch nicht genug, so heißt es: „Dio vi provveda" (Gott helfe Euch)! und genügt ihm auch das nicht: „Ma che seccatura è questa!" Dann geht der Bettler, denn unter allen höflichen Redensarten der Römer ist seccatura die gröbste; sie gleicht dem französischen Vous m'ennuyez und würde gleich dieser mit dem Degen beantwortet werden, wenn man in Rom (versteht sich bey wichtigern Veranlassungen und unter andern Umständen) nicht das Messer vorzöge. Zuweilen gibt es Personen, welche, auf dem Kaffeehause oder beym Trattore angesprochen, sich schämen nein zu sagen und sich zu dem Ende des Vorwandes, sie hätten kein kleines Geld, bedienen. Dann ist dem Bettler geholfen, denn da er stets im Stande ist herauszugeben, selbst wenn es auf einen Scudo wäre, so muß der Angesprochene, wohl oder übel, mit einem oder ein Paar Bajocchi herausrücken. Das Wechseln bey den Bettlern, um ihnen ein Almosen zu geben, ist überhaupt in Rom eine so gewöhnliche Sache, daß man sehr häufig Leute sieht, welche sich auf einen Bajocho einen halben herausgeben lassen.

Dieß die unmittelbaren, direkten Bettler. Die Anzahl der indirekten, d. h. solcher Leute (Männer und Weiber), welche um Pensionen, Unterstützung und Aemter betteln, heißt Legion und erstreckt sich von den höchsten bis zu den niedrigsten Klassen. Wie weit diese Betteley geht, möge die Aeußerung einer hochehrwürdigen, erhabenen Person aussagen; es verursache ihr, hat sie sich vernehmen lassen, den tiefsten Schmerz, zu sehen, daß Niemand sich ihr nahe, ohne etwas zu fordern. Folgende notorisch bekannten Züge mögen einen Beweis von dieser Betteley geben. Eine Dame von hohem Stande, welcher von dem Ruine ihrer Familie einer der größten Paläste Roms und tausend Scudi jährlicher Renten übrig geblieben sind, bettelt um eine Pension und erhält monatlich hundert und zwanzig Scudi; ein Theaterdichter, nicht reich, aber wohlhabend, dem bey einer Krankheit einige Scudi darauf gegangen sind, bettelt, statt diesen nicht drückenden Verlust mit Gleichmuth zu ertragen, um dreyßig Scudi und erhält sie, und Weiber von guter, obgleich verarmter Familie, welche sich durch Handarbeit wenigstens einen Theil ihres Unterhalts verdienen könnten, betteln um eine Pension, erhalten sie und leben dann vollkommen müssig. Wer kann sich durch solche Odiosa erbaut fühlen? Ueberhaupt wird mir jezt eben bewußt, daß ich, wider meinen Willen von der Gewalt der Materie fortgerissen, ganz gegen die ursprüngliche Form dieser Mittheilung, leztere mit eben so mürrischem Ernste schließe, als ich sie mit Scherz und Ironie angefangen habe.

G. L. P. Sievers.

Die Araber in Mesopotamien.

(Fortsetzung.)

Die zwey Männer, welche das Geschäft des Einsammelns hatten, und vielleicht durch einen bestimmten Antheil an der Schatzung interessirt waren, betrugen sich mit der größten Unverschämtheit und Grausamkeit. Sie durchwühlten das Gepäck aller derjenigen, von denen sie glaubten, daß sie vielleicht irgend etwas des Nehmens werthes besäßen, und suchten sich darunter aus, was ihnen irgend gefiel. Ich zitterte, als sie an das meinige kamen, denn obgleich es nur aus ein Paar kleinen Khurdji oder Satteltaschen und einem Mantelsack bestand, so enthielten diese doch alles, was nicht allein für meine Reise, sondern auch zur Erreichung meiner Plane im Osten nöthig war. In denselben befand sich das Geld, welches mir Mr. Barker zu meiner Reise gegeben hatte, eine goldene Uhr, alle meine Briefe und Papiere für Indien, aus denen sie geschlossen haben würden, daß ich ein noch größerer Mann sey, als wofür sie mich bereits hielten, und was sie sicher bewogen hätte, ihre Forderungen noch höher zu steigern; ein Thermometer, ein Kompaß und andere Instrumente, alle auf Anrathen des Hadji in diesem kleinen Raum zusammengepackt, um der Beobachtung zu entgehen, aus Furcht, daß man mich, wenn man dieselben sähe, für einen Zauberer halten möchte; und diese Meynung würde sich ihnen bestätigt haben, wenn sie unter den übrigen Gegenständen noch einige Medizinen und mineralogische Stücke gefunden hätten, deren Gebrauch allen unbekannt gewesen wäre. Ich that alles, was in meiner Macht stand, um die Oeffnung des Mantelsacks zu verhindern; doch so oft ich es versuchte, wurde ich immer durch Schläge und Beleidigun-

gen zurückgetrieben, und endlich mußte ich sehen, daß sie die Riemen lösten. Nun bat ich den Hadji es zu verhindern und zu sagen, es habe mir viele Mühe gemacht, die Sachen in den kleinen Raum zusammen zu packen, daher sie dieselben nicht durchsuchen möchten. Der Beweggrund wurde errathen und man nahm Gelegenheit zu sagen, es solle Alles ungestört bleiben, wenn ich die verlangten tausend Piaster bezahle. Ich hatte vorher erklärt, daß ich kein Geld bey mir habe, außer den wenigen Piastern in meinem Beutel, die ich ihnen zeigte, daß ich arm sey und durch die Unterstützungen der Gläubigen und das Geld, was ich am Ende der Reise durch den Verkauf meiner Pferde erhalten werde, durchzukommen hoffe. All mein Geld, außer dem, was ich zur Bestreitung der augenblicklichen Bedürfnisse nöthig hatte, war wirklich in den Khurdji, der größte Theil desselben in einem Wechsel an einen Kaufmann in Bagdad, und das übrige in Goldmünzen, die ich sorgfältig eingepackt hatte. Ich konnte also die verlangte Summe nicht bezahlen, ohne mein Gepäck zu öffnen. Man erlaubte mir, mich einen Augenblick mit dem Hadji zu berathen, dem ich meinen Wunsch aussprach, lieber die gemachte Bedingung zu erfüllen, so hart sie auch sey, als mein Gepäck öffnen zu lassen, was leicht zu noch üblern Folgen führen könnte, wenn sie durch das darin gefundene Geld entdeckten, daß ich sie betrogen habe. Hierauf willigte er, nach fruchtlosen Versuchen die verlangte Summe auf eine geringere herabzusetzen, endlich ein, sie zu bezahlen, unter der Bedingung, daß mein Gepäck in Ruhe gelassen werde, wobey natürlich verstanden war, daß ich ihm diese Summe entweder auf dem Wege oder bey unserer Ankunft in Mardin zurückzahle. Die armen Pilger wurden noch weit schlechter behandelt als ich; denn man nahm ihnen nicht nur ihre Sachen, um das am verlangten Tribut mangelnde zu ergänzen, sondern viele von ihnen wurden noch obendrein hart geschlagen. Das Geschäft, Tribut zu fordern und zu bezahlen, nahm beyde Theile ziemlich lebhaft in Anspruch bis nach der Stunde des Nachmittagsgebets. Der Anführer dieses Räuberhaufens hatte indessen schon während der Zeit des Plünderns sich gewaschen und gebetet; denn das Gebet ist bey den meisten Mahomedanern mehr ein Beweis von Männlichkeit und Ansehen, als eine religiöse Pflicht. Was wir in Europa durch Andacht bezeichnen, eine Ergießung der Seele vor einem sowohl geliebten als gefürchteten unsichtbaren Wesen, und ein Gefühl des Dankes für seine Segnungen, ist gewiß etwas sehr Seltenes unter ihnen, obgleich es kein Volk gibt, das den Namen Gottes und Danksagungen an denselben öfter im Munde führt, als sie. Sobald dieß alles beendigt war, wurden wir eher befehligt als eingeladen, hinauf ins Lager zum Essen zu gehen. Da ich gern zurückgeblieben wäre, schützte ich Unwohlseyn vor, sie nahmen aber darauf keine Rücksicht und nöthigten mich mitzugehen. Ich hatte gesehen, daß einem unserer Leute ein Handschar, und einem andern ein Paar Pistolen abgenommen worden waren; obgleich man mir meine Flinte noch gelassen hatte, da diese Waffe unter ihnen nicht sehr im Gebrauch ist, so war ich doch um das Schicksal meines Säbels besorgt, welcher eine ausgezeichnete alte Damascenerklinge und in Egypten über tausend Piaster werth war. Er war zu groß, als daß ich ihn hätte in unser Gepäck verbergen können; ich hatte daher versucht ihn zwischen meine Schultern unter meinen Abba oder Mantel zu verbergen; doch konnte ich nicht leicht auf- oder absteigen, oder überhaupt meine Stellung verändern, ohne daß ich Gefahr lief, ihn sehen zu lassen. Ich ging daher zu Fuß hinauf zum Lager, während die andern ritten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. August.

(Fortsetzung.)

Was dem Stücke in ästhetischer Hinsicht mangelt, ersetzt es in moralischer, und da nun so eben im Namen der Stadt Paris die Pacht der hiesigen Spielhäuser einem Unternehmer zu sieben Millionen zugeschlagen worden ist, dieser Unternehmer also hunderte und tausende von Spielern zu Grunde richten muß um seinen Pachtzins bezahlen und sich daneben bereichern zu können, so trifft dieses grausende Spielergemälde als ein gutes Warnungszeichen zu rechter Zeit ein, und vielleicht verdankt es künftig mancher dem Melodram des Victor Ducange, daß er nicht bey einer der privilegirten Spielbanken zum Bettler oder gar zum Verbrecher geworden ist. Solch ein Erfolg wäre wahrlich schmeichelhafter für den Dichter als das Lob der Kunstkenner und der Beyfall der klassischen Aesthetiker. Eine Parodie dieses Stückes hat das Variététheater unter dem Titel: der kleine Beverley, aufgeführt, aber ohne Aufsehen zu erregen. Seitdem hat man andere Stücke moralischen Inhalts fürs Volk zugerichtet, so z. B. der fleißige und der faule Lehrbursche, wozu die Hogardschen Kupferstiche den Stoff geliefert zu haben scheinen; ferner der verdorbene Bauer, oder Geschichte eines jungen Landmannes, welcher durch eine Erbschaft in die Hauptstadt abgerufen wird, sein Liebchen vergißt, oder es bey seinem Reichthum verschmäht, durch schlechte Aufführung unglücklich wird, und das verschmähte Liebchen zur Retterin bekömmt. Dieses Stück des Hrn. Théaulon, der sich schon lange über die dramatischen Einheiten weggesetzt hat, wird am Théâtre de Madame oft gegeben. Ein ähnliches Stück haben drey andere Dichter Arago, Dévergers und Victor fürs Théâtre des Nouveautés geschrieben, es heißt: „Abreise, Aufenthalt und Rückkehr, in drey Epochen." Hier ist die Hauptperson des Stückes ein nach seinem Dorfe zurückkehrender, aus dem Dienste tretender Soldat oder Sergeant. Dieser findet zu Hause ein Erbtheil von zehntausend Franken. Ein falscher Freund

überredet ihn, sein Liebchen sey ihm untreu geworden; der junge Sergeant springt ohne weiteres in eine eben durchs Dorf fahrende Landkutsche, und fort zur Stadt! Hier werden die zehntausend Franken in den Handel gesteckt, tragen reiche Zinsen; Adrian, so heißt der Mann, wird ein angesehener Bankier, gibt Bälle und glänzende Soirées. Das Dorfmädchen hat sich unterdessen auch zur Stadt begeben, und ernährt sich von ihrer Hände Arbeit. Der Bankier wird durch Unglücksfälle zu Grunde gerichtet; Therese aber gibt einem braven und begüterten Manne ihre Hand, und wird einige Zeit hernach Wittwe. Sie kehrt nun begütert in ihr Dorf zurück, Adrian, der zu Grunde gerichtete Bankier, kömmt auch wieder in seine Heimath, und natürlich kann die gutmüthige Therese nicht umhin, den verarmten Liebhaber zum zweyten Gatten zu nehmen. Ist dieses Stück keine Nachahmung des eben erwähnten Paysan perverti, so ist es doch eine schwache Wiederholung desselben, und daher hat es auch wenigen Beyfall erhalten. Natürlich können diejenigen Tagesblätter, welche sich zu Vertheidigern des Klassizismus aufgeworfen haben, nicht mit ruhigem Gemüthe ansehen, wie die alte Theorie der französischen Dramatik über den Haufen geworfen wird. Das Journal des Débats bemerkt ironisch, das Genie habe jetzt keine Fesseln mehr, da die Regeln mit Füßen getreten würden, und könne sich nun frey aufschwingen; man werde also neue dramatische Stücke bekommen, im Geschmacke derjenigen, welche vor einigen Jahrhunderten die Engländer und die Spanier entzückten. Dem ungeachtet findet das Publikum Geschmack an solchen Stücken, wenn sie wirklich mit Kunst und Geschick angelegt sind, und so werden sich die klassischen Kunstrichter in den Tagesblättern wohl in das Einreißen einer freyeren Dramaturgie ergeben müssen. Die Hauptsache ist und bleibt doch immer, daß das Stück ergötze oder anziehe; auf den größern Bühnen von Paris, die eine ausgewähltere Versammlung von Zuschauern haben, und von einem strengern Publikum beurtheilt werden, muß nothwendig auch mehr Kunst in der Anlegung und Zurichtung der Theaterstücke im neuen Geschmacke erfordert werden; hier wird also das alte Gesetzbuch der dramatischen Kunst nicht so leicht in Vergessenheit gerathen, und die Liebhaber der aristotelischen Einheiten werden sich hier wahrscheinlich noch lange an der praktischen Ausübung der alten Regeln der Dramatik laben können. Eine besondere Erscheinung, die auch zum dramatischen Fache gehört, ist die Gattung der Darstellungen im Cirque olympique, der eigentlich nur zu den Reitkünsten der Franconischen Truppe bestimmt ist, aber auch Melodramen und sogenannte dramatische Gemälde darstellt. Da die Franconi eine Menge Pferde haben, so sind sie schon seit lange auf den Einfall gekommen, Kavallerie auf die Bühne zu bringen, und seit dem Frieden haben sie es sich besonders angelegen seyn lassen, kriegerische Scenen darzustellen. Schon seit länger als zehn Jahren geben sie lauter Kriegsstücke, worin die Vorfälle der Lager, der Garnisonen, der Feldzüge auf eine wirklich getreue und täuschende Art dargestellt werden. So manche Franzosen haben den Krieg mitgemacht, daß es natürlich Leute genug geben muß, welche im Cirque olympique ihre kriegerischen Erinnerungen mit Vergnügen wieder auffrischen, und an dem Schießen, Hauen, Stechen, Reiten und Manövriren eine unbeschreibliche Freude finden. Die Verfasser solcher Kriegsstücke sorgen auch dafür, daß beynahe in jedem Auftritte von Nationalruhm, von den Heldenthaten der französischen Heere, von der Tapferkeit und dem Edelmuth ihrer Soldaten die Rede sey. Dieß kitzelt die Nationaleitelkeit, und schmeichelt besonders allen denjenigen, welche eine Montur getragen haben. So ereignet es sich denn, daß die Kriegsstücke des Franconischen Cirque olympique beynahe ein Bedürfniß und eine Geistesnahrung für einen bedeutenden Theil des Publikums geworden sind, weßhalb dieses Theater auch häufig besucht wird und bessere Geschäfte macht als manches Theater, das sich bestrebt in ästhetischer Hinsicht das Publikum zu befriedigen. Freylich muß man gestehen, daß die Franconi die Darstellung ihrer Gemälde zu einem hohen Grade von Vollendung gebracht haben, und es auch für Jemand, der nie den Krieg und die Kriegsscenen in der Nähe zu sehen das Glück oder das Unglück hatte, etwas Angenehmes habe, dergleichen Auftritte im Kleinen so gut nachgeahmt und so täuschend dargestellt zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin.

(Beschluß.)

Dem. Schechner, königliche Hof- und Kammersängerin, hat nun ihre Gastspiele geschlossen, und läßt uns die schönsten Erinnerungen zurück. Der große Ruf ging ihr voran, daß sie die Milder und Sonntag in sich vereinige; dieß wäre zu viel gewesen; wir fanden, daß sie weder die Macht des getragenen Gesanges und die anschwellenden Töne der Milder, noch die Beweglichkeit und Zartheit der Sonntag hat, allein ihre Erscheinung ist dennoch eigenthümlich und großartig, und würde es noch mehr seyn, wenn sie mit mehr Verstand sänge, d. h. wenn sie Bewußtseyn über sich selbst und über ihre Rollen gewänne. Wir wissen recht gut, daß es nichts Verunglückteres geben kann, als wenn man Studium und Absicht merken läßt, allein wir wissen eben so gut, daß Naivetät und Natürlichkeit ihre Gränzen haben. Wenn die leztere sehr wohl in der Schweizerfamilie anlangt, so gehört doch zur Iphigenie von Gluck, zur Vestalin von Spontini, ein Bewußtseyn über das, was diese Rollen bedeuten, und dieß ist es, was vor allen die treffliche Sängerin sich noch zu erwerben hat. Ihre gelungensten Darstellungen waren: Fidelio, Emeline in der Schweizerfamilie und Donna Eloire im Don Juan; hier wußte sie Gesang und Spiel in den trefflichsten Einklang zu bringen. Das Haus war immer gefüllt, wenn sie sang; sie erhielt für jeden Abend vierzig Friedrichsdor und zuletzt eine Benefizvorstellung im großen Opernhause. Wir dürfen hoffen, daß auch der Sängerin Berlin in gutem Andenken bleiben wird, und daß wir sie gewiß bald wieder bey uns sehen werden.

Goethes Geburtstag ist hier von seinen zahlreichen Verehrern, wie immer so auch dießmal, festlich begangen worden, und es hat nicht an Gedichten gefehlt, die dem Meister zu Ehren gesungen wurden. Die willkommenste Festgabe aber, die von hier aus dem Dichter gesendet wurde, war das Porträt des Professors Zelter, welches Hr. Professor Begas gemalt, und an Goethe als Geschenk geschickt hat. Die Briefe, welche Goethe in freundlicher Anerkennung des ausgezeichneten Talentes des jungen Künstlers über das Bild an Zelter und Begas geschrieben hat, sind von dem Berliner Konversationsblatte mitgetheilt worden. Im nämlichen Blatt gibt Hr. Professor Förster über ein von ihm aufgefundenes Wallensteinisches Archiv Nachricht, worin sich vierhundert, mehrentheils eigenhändige, vertrauliche Briefe und Befehle Wallensteins befinden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 429

AP
30
M65
[redacted]
Stack
v.21
nos.157-235
Jul.-Oct.1
1827

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google